Nordiſche Rundſchau.

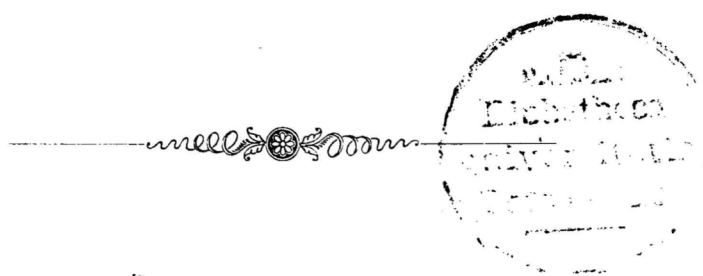
Eine Monatsſchrift,

herausgegeben von

Dr. G. von Falck.

Band VII.

(Januar — Juni 1888.)



Reval.

Verlag von Lindfors' Erben.

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.

Inhalts-Verzeichniß

zum

siebenten Bande (Januar—Juni 1888).

Seite

Neue Felder. Roman von G. P. Danilewsky. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. Barde in St. Petersburg (Zweiter Theil) 1. 97. 193. 332
Rußlands Nachbar im Osten. Von Johannes Eckardt in Riga 52
Gedichte. Von Th. A. Sprengel in Reval 63
Zur Uebersetzungskunst. Von E. Brausewetter in Stuttgart 66
König Sundara. Ein Trauerspiel von Leopold v. Schroeder. Besprochen von M. Stillmark in Dorpat 69
Aus der Hauptstadt. St. Petersburger Correspondenz von J. Norden 76 169
Revue russischer Journale. Von Chr. Mickwitz in Reval 85. 179. 270. 363. 462. 555
Vom Büchertisch 91. 183 276. 371. 475. 564
Rossica und Baltica. Bibliographie, mitgetheilt von F. v. Szczepanski in St. Petersburg 95. 191. 287. 382. 479. 575
Zwei deutsche Dichterinnen des 18. Jahrhunderts. Literarische Plauderei von Gustav Pipirs in Riga 126
Wie Konrad I. starb. Gedicht von Carl Worms in Mitau 133
Wo die Liebe ist, da ist auch Gott. Von Graf Leo Tolstoi. Uebersetzt von A. R. Costa in Dorpat 139
Gedanken über eine alte Frage von einem alten Ehemann. Von C. Estländer .. 149
Zwei Novellen. Von Leopold v. Schroeder in Dorpat 155
Das indische Rom und seine Campagna. Vortrag, gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat am 27. Januar 1888 von Dr. L. v. Schroeder 216
Gedichte. Von Mia Holm in Riga 228
Sewastopol. Von Graf Leo Tolstoi. Uebersetzt von W. Stein in St Petersburg 231
Unser Heim. Plauderei von Arwor Waldberg 262
Der Sträfling. Novelle von Andreas Ascharin in Riga 289
Ueber die Lepra in den Ostseeprovinzen. Vortrag, gehalten von Prof. Ed. v Wahl in Dorpat 321
Ueber die Entstehung des „Faust". Von Dr. Otto Harnack in Wenden 343
Aus der Hauptstadt. (Briefe über Kunst.) Von A. V. v. Polowzow in St. Petersburg 356
Ohne Liebe. Eine Novelle von Eugen Ernst in Livland 385
Ueber Kinderheilstätten und Feriencolonien. Ein Vortrag, gehalten am 5 März 1888 in der Aula der Universität in Dorpat von Dr. med. Karl Dehio, prof. ext. 413
Gedichte. Von Christoph Mickwitz in Reval 425
Kimenis. Erzählung von Wsewolod Solowiow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von E. v. Glehn 435

Beiträge zur Kenntniß der Jagd im Gouvernement St. Petersburg. Von G. v. Voß in St Petersburg 446
Vor fünfzig Jahren. Von O Katterfeld in Libau 481
Ueber den Ablaß. Vortrag von Prof. N. Bonwetsch in Dorpat 520
Wie die Welt zu den Wassernixen kam. Von Willot Thoymfus in Dorpat ... 535
Ueber die Spruchweisheit der Inder. Vortrag, gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat von L. v. Schroeder 540

Besprochene Bücher:

König Sundara Von L. v. Schroeder (M. Stillmark) 69
Die außereuropäischen Völker. Von Dr. Joh. Baumgarten. Kassel, Th. Kay. (G. v. H.) 91
Vicomte Eugène Melchior de Vogué: Wintermärchen, deutsch von J. Brendel. Neubrandenburg, Brunslow. (—o—) 93
Allerhand Leute. Von C. P. Rosegger. Wien, A. Hartleben. (P. Petersen.) 183
Ein Verhältniß. Von Karl v. Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. (Falck.) 187
Die Wildente. Drama von Henrik Ibsen. Deutsch von Al. v. Borch. Berlin, S. Fischer. (Ernst Brausewetter.) 276
Arme Mädchen. Von Paul Lindau. Stuttgart, W. Spemann. (P. Petersen.) 282
Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. Leipzig, Veit u. Co. (P. Petersen) 284
Die Aerzte in Rußland bis zum Jahre 1800. Von A. Brückner. St. Petersburg, H. Schmitzdorff. (—h—) 371
In Zaubers Bann. Von Gustav Arndt. Leipzig, W. Friedrich. (Winkler.) 374
Am Starnberger See. Von W. Walloth. Leipzig, W Friedrich. (Winkler.) 375
Fremdländische Blumen. Von G. v. Schulpe. Leipzig, W. Friedrich. (Winkler) 377
Erlöst. Von Adelheid v. Rothenburg. Gotha, F. A. Perthes. (P. Petersen.) 378
Krone und Kerker. Von N. vom Hof. Gotha, F. A. Perthes. (P. Petersen.) 380
Hassan. Von Moritz v. Engel. Leipzig, W. Friedrich. (Winkler) 475
Des Lebens Kleinigkeiten. Von N. Schtschedrin. Uebersetzt von J. Eckardt. Mitau, E. Behre. (Falck.) 478
Was ist die Liebe? Von Felix Dahn Leipzig, Breitkopf u. Härtel. (Winkler.) ... 564
Daheim und Unterwegs. Von S. Waldburg. Cannstadt, Bosheuyer. (Winkler.) 565
Die Macht der Finsterniß. Von Leo Tolstoi. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. (E. Brausewetter.) 568
Herzog Ernst. Von Emil Wolff. Kiel, Lipsius u. Tischer. (Petersen.) 571
Unter flatternden Fahnen. Von D. Frh. v. Liliencron. Leipzig, W. Friedrich. (Falck.) 573

Дозволено цензурою. Ревель, 15-го Іюня 1888 г. — Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Neue Felder.

Roman von G. P. Danilewsky.

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von J. Barde in St. Petersburg.

Zweiter Theil.

Motto: Ohne das Ewige und Höchſte iſt das Leben nichts als ein übertünchtes Grab; außen Prunk, innen aber Leichnam und Fäulniß. (Bibelſpruch.)

Achtes Capitel.

Der Director der Falſchmünzerbank.

Die Gouvernementsſtadt Tſchernoſemſk erwachte aufgeregt und ganz und gar in Anſpruch genommen von dem kecken Ueberfall auf Tſchulkow's Anſiedelung. Die Nachricht davon durchflog ſchon am Abend vorher alle Straßen und Gaſſen, alle Häuſer und Hütten und wurde beſonders weitläufig an den Kartentiſchen im Club verhandelt, wo gerade an dieſem Tage das allgemeine allwöchentliche Diner ſtattfand und folglich die Vornehmen der Stadt, unter ihnen auch die erſten Würdenträger, vollzählig verſammelt waren. Obgleich der weite, aber mangelhaft erleuchtete und oft halbleere Saal des Clubs faſt an die unterirdiſchen Säle in den Redcliff'ſchen Romanen mit ihren hundertjährigen Spinngeweben und den Fledermäuſen auf den Wandgeſimſen erinnerte, liebte man doch deshalb nicht weniger hier ſeine Rednertalente glänzen zu laſſen.

„Die Polizei iſt ſchlecht!“ ließen ſich die Demoſtheneſſe des Clubs vernehmen, „die Beamten bekommen zu wenig Gehalt! Darum geſchehen alle dieſe Gewaltthaten. Und dazu kommt noch, daß der Criminal-Gerichtshof, entſprechend den Theorien der Zeit und Mode, gar zu liberal urtheilt; ſeit einiger Zeit entläßt man aus den Zuchthäuſern — dieſen Akademien des Reiches der Finſterniß — zu ganzen Banden die Magiſter und Doctoren des Diebſtahls und jeglichen Verbrechens!“

„Wer iſt übrigens der Beraubte? Wie heißt er doch — Noßkow — nein — oder Karpetkin?“ fragte Einer von den Clubgäſten.

„Tſchulkow!“

„Tschulkow? Wer ist das? Kennt ihn irgend Jemand von Ihnen, meine Herren?" begann der Gouverneur, welcher mit Musikantow und Czabanenko zusammen Karten spielte.

„Ich kenne ihn," erwiderte Musikantow, auf welchen der unerwartete Vorfall mit Tschulkow derartig gewirkt hatte, daß er schon seit dem Morgen mit grünlich-bleicher Gesichtsfarbe umherging und alles Scharfblicks beim Spiel beraubt war, aus welchem Grunde er auch bereits seit einer Stunde unablässig verlor. — Ardalion Arkadjitsch fürchtete etwas; ihm schwebte durch den Kopf, sein böser Genius in Gestalt seines Secretärs Jeny Rasnozwetow könnte bei der Besludowkaer Affaire die Hand mit im Spiel gehabt haben. „Von ihm läßt sich Alles erwarten! Am Ende hat er die Bande gegen Tschulkow gehetzt?" dachte er.

„Welches ist Ihre Meinung über diesen Tschulkow?" fragte der Gouverneur weiter. „Auf der Fahrt hierher erhielt ich von ihm ein, wenn auch schnell hingeworfenes, so doch wirklich rührendes Schreiben. Auch erfuhr ich überdies im Hotel, daß er verwundet hierher reiste und jetzt erkrankt ist."

„So, so — mittelmäßig, ein Speculant," antwortete, die Karten vertheilend, Musikantow, „doch im Allgemeinen scheint er mir ein verschmitzter Bursch' und großer Schlaufuchs!"

„Gutsbesitzer? Edelmann?" fragte der Gouverneur. — „Ein Edelmann, aber nicht Gutsbesitzer, sondern Arrendator." — „Ihr Nachbar?" — „Beinahe. — Es ist anzunehmen, daß mit einer solchen Summe, wie die bei ihm gestohlene, man sich schwer herbergen kann. Wenn Ihre Polizei tüchtig nachsetzt, so muß sie sie finden. — Dame-Treff — Pique-König — Treff-Aß. — Und dies sind meine Karten — Sie haben zu geben!"

Nachdem der Gouverneur die Gesellschaft verlassen hatte, legte Ardalion Arkadjitsch seinen Arm in den Czabanenko's und ging lange Zeit im Clubsaale mit ihm auf und nieder, darüber nachgrübelnd, wie sich doch dieses traurige Drama mit Tschulkow ereignet haben könnte. Auch Czabanenko zeigte sich zaghaft, war schweigsam und begab sich gleichfalls bald nach Hause. Und wieder ging es Musikantow durch den Sinn. „In der That, hat nicht Jeny Rasnozwetow diesen Streich vollführt? Nicht umsonst hat er mit verschiedenen Schurkereien geprahlt, als ich ihn damals überredete, mir Geld zu schaffen. Nein, mit diesem Bürschchen muß ich schleunigst abrechnen. Am Ende schnüffelt er noch unsere Fabrik in Uljanowka aus und dann kann er es irgend wo verplaudern! Und leicht möglich, daß er sie schon aufgespürt hat! Auch scheint mir, daß er über den fragwürdigen Wechsel der Tschemodarow auf meinen Namen, vielleicht gar über das Schicksal ihres Gatten etwas weiß. — Ich muß ihn los werden. — — Und gut ist's, daß ich Tschulkow schmähte."

Mit Rasnozwetow sich auszusprechen, fand Musikantow noch am selben Abend Gelegenheit. Jeny hatte in dieser Zeit mehrere Tage hinter einander mit einer Schaar der zügellosesten jungen Leute, niederen Beamten, Kaufmanns-

ſöhnen und Gymnaſiaſten geſchwärmt und war jetzt in ſtark angeheitertem Zuſtande in die Wohnung des Adelsmarſchalls zurückgekehrt. „Schämſt Du Dich nicht, Eugen?“ empfing ihn Muſikantow ſtreng. „Wo haſt Du Dich ſo bezecht, mit wem?“

„Mit guten Freunden . . . bei der Roſalie . . . ah, was iſt das für ein Mädel! Zum Entzücken! Alle ſind mit ihr zufrieden. Ein Sultan im Unterrock, beim Himmel! Den Namen haben wir ihr auch gegeben. . . . Sie iſt aus Petersburg, dort hat ſie erſt als Gouvernante gelebt, dann mit irgend Jemandem in freier Ehe.“

„Ich hoffe, mein Bartol war nicht mit Euch?“ fragte der Wirth noch finſterer.

„O, wie werde ich ihn denn dahin führen! Fi donc!“ antwortete Jeny, mit den Füßen auf dem Sopha hockend, während er ſich erinnerte, daß er ſich beinahe verplappert, da er eigentlich auf Bartol's Rechnung gezecht und ihn eben vor einer Viertelſtunde über die Hintertreppe in eine Nachbarſtraße zu dem Lehrer geführt hatte, bei dem Bartol als Hoſpitant des Gymnaſiums lebte.

„Nein, hol' ihn der Teufel!“ dachte unterdeſſen Muſikantow, „ich muß mit ihm ein Ende machen!“

„Wer hat Tſchulkow beſtohlen?“ fragte er plötzlich dumpf.

„Was weiß ich? — Was fällt Ihnen ein! Was fragen Sie mich darum?“

„Weißt Du's nicht? Aber wenn Du's weißt, was dann?“

„Ardalion Arkadjitſch, bitte vergeſſen Sie ſich nicht! Das iſt unedel!“

„Hund!“ —

Jeny ſprang vom Sopha auf und ergriff einen Stuhl. Seine Haare waren emporgeſträubt, ſeine gerötheten, verſchwollenen Augen funkelten wie bei einer gereizten Ratte.

„Was, noch drohen! Haſt's wohl vergeſſen, wie Du vor mir Dich geradezu angeboten haſt, ihn auszuplündern! Meinſt Du, das ſeien keine Indicien? Möchteſt nach Sibirien, wie?“

Wie berauſcht Jeny auch ſein mochte, er begriff doch die ganze Wucht dieſer Beſchuldigung. Er warf die wirren, in die Stirn hängenden Haare zurück, fuhr mit der zitternden Hand über das entſtellte Geſicht und ſagte: „Ardalion Arkadjitſch, ich bin daran völlig ſchuldlos, ich ſchwöre es Ihnen! Es kann ſein, daß durch meine dumme Aufſchneiderei irgend ein Anderer ſich dazu entſchloß. In der That, ich habe mehr als einmal an manchen Orten in dieſer Hinſicht dummes Zeug geſchwatzt. Mich machte es wüthend, daß dieſer Geizhals Tſchulkow ſo wohlhabend wird. Aber ich ſelbſt — nein! Um Himmels willen, das iſt ja ein Zuchthausſtück! Ich diene Ihnen treu und redlich — warum höre ich von Ihnen ſolch eine ungerechte Beſchuldigung?“ ſchloß er faſt demüthig.

Muſikantow fuhr fort, ihn mißtrauiſch anzuſehen und ſchwieg eine Weile. „So, ſo,“ dachte er, „über unſere Uljanowkaer Affaire weiß er nichts, wie mir

ſcheint! Denn ſonſt hätte er mir gedroht!" Und indem er ſich am anderen Ende des Sophas ausſtreckte, begann er von Neuem:

„Wie ſteht's mit dem Wechſel der Tſchemodarow? Warſt Du mit ihm auf der Polizei? Nun, was ſchweigſt Du? Wann werde ich auf ihn Zahlung erhalten? Oder wann wird auf Grund desſelben die gerichtliche Abſchätzung von Tagantſchà erfolgen? Ich hoffe doch, daß Du nicht umſonſt von mir Gehalt empfängſt! Freund hin, Freund her, das iſt Dienſtſache!"

Der hochmüthige Ton ſeines Patrons reizte Jeny auf.

„Der Wechſel auf meine Couſine iſt eine ſaubere Affaire," ſtichelte er, die Stirn runzelnd. „Bei Gott, eine ſchmähliche Sache! Sie müſſen ſchon entſchuldigen . . . jetzt erlauben Sie mir . . . ich bin ja nicht der Executor! Der Wechſel iſt nie für Geld ausgeſtellt worden, Sie haben mir das ſelbſt zugeſtanden. . . . Auch ſcheint es mir ſehr zweifelhaft, daß Sie ſo ganz und gar nichts davon wiſſen ſollten, ob der ſeit ſieben Jahren ſpurlos verſchollene Herr von Tſchemodarow noch am Leben oder nicht."

Die Wuth Muſikantow's kannte keine Grenzen.

„In dieſem Fall, mein gnädiges Herrlein, können Sie ſich zum Teufel ſcheren! Hier heißt's: entweder für mich oder fort!" rief er endlich keuchend.

„Nun, ſo geh' ich. Ach, was für ein Unglück — ha, ha, ha!"

„So gehen Sie auch gleich."

Jeny ergriff ſeine Mütze mit Cocarde und rothem Rande und ſetzte ſie verkehrt auf. „Das alſo iſt für meine Dienſte," fragte er nähertretend, „das?"

„Kein Wort mehr! Gehen Sie! Sie vergeſſen, mit wem Sie ſprechen."

„In dem Fall bekomme ich noch 40 Rubel, mein Herr."

„Da ſind ſie. Nun Adieu."

Jeny nahm das Geld, zählte es nach und ſtemmte dann die Hände in die Seiten.

„So jagen Sie mich alſo fort? Einen armen, aber ehrlichen Menſchen?"

Muſikantow ſchwieg. Er war in furchtbarer Wuth.

„For—r—rtgejagt, für treuen Dienſt, einen mittelloſen Menſchen!"

„Sie ſind ein gefährlicher Diener. Das iſt Alles. Ich habe Sie immer zurückgehalten, überredet, Ihnen gute Rathſchläge gegeben. Wenn Sie nicht folgen wollten — iſt das Ihre Sache."

„Gut denn! ich gehe. Aber Sie ſollen an mich denken . . . Etwas weiß ich ſchon über Sie . . . und noch mehr werde ich erfahren!" ſagte Rasnozwetow wankend.

Muſikantow dachte von Neuem: „Wie, wenn er doch etwas weiß? Soll ich nicht einlenken, nicht einen Vergleich ſuchen?"

„Es giebt nichts zu intriguiren, lügen Sie nicht. Und ſolch einem Faſelhans glaubt man gar nicht!" fügte er abwartend hinzu. — „Ei — ei!" — „Ganz gewiß!" — „Ei — ei!" — „Ich bin vollkommen davon überzeugt."

Jeny wandte ſich um, ſchwankte und ſchritt dann ohne zu grüßen hinaus,

indem er mit den Armen ſchwenkte und irgend eine Melodie vor ſich hinſummte.

„Ich bin wohl etwas zu ſtreng mit ihm verfahren, doch wiſſen kann er bis jetzt noch nichts!“ dachte unterdeſſen ſein Patron. „Und je eher ich mich von ihm frei mache, deſto beſſer!“

Am nächſten Morgen war Jeny mit ſich zu Rathe gegangen und ſchickte Muſikantow folgendes Schriftſtück:

„Ich bin erwacht und erinnere mich jetzt unſeres geſtrigen Zwiſtes. Wenn Sie, Arkadion Arkadjitſch, mir 100 Rubel zuſchicken wollen, damit ich hier in der Stadt einige kleine Schulden bezahlen kann, ſo bin ich bereit, Ihnen Alles zu verzeihen und auf's Neue in Ihre Dienſte zu treten. Entgegengeſetzten Falls — können Sie mir nicht zürnen, wenn ich die Polizei von einigen Ihrer Affairen mit meiner Couſine in Kenntniß ſetze. Und hinterdrein — jage ich mir entweder eine Kugel durch den Kopf oder beginne noch etwas Schlimmeres. Noch geſtern habe ich die mir von Ihnen gegebenen 40 Rubel verſpielt und ſogar noch eine nicht unbeträchtliche Summe auf Ehrenwort. Alſo habe ich keinen anderen Ausweg. Ich warte. — Wenn Sie mich abweiſen — ſchwöre ich Ihnen Rache bis in den Tod!“

Aber Muſikantow dachte ſpöttiſch: „Du lügſt, armer Schelm, kannſt Dich ja gar nicht an mir rächen. Mit Drohungen bekommſt Du mein Geld nicht heraus, und auch ohne mich, deſſen bin ich ſicher, wirſt Du das Leben beſchließen wie ein Hund!“ Er riß einen Fetzen Poſtpapiers von demſelben Brief ab, ſchrieb und ſandte folgende Antwort: „Erſchießen Sie ſich, wenn Sie Luſt dazu haben. Ihr ganzes Leben war ſo regellos, daß Sie etwas Beſſeres gar nicht thun könnten.“

* * *

Tſchulkow hatte unterdeſſen, dank den Bemühungen eines jungen rothwangigen Doctors, der erſt vor Kurzem ſeine Studien beendet hatte und der durch den Hoteldiener ſchleunig herbeigeholt worden war, das Bewußtſein wiedererlangt. Kaum hatte man dem Kranken auf's Neue die Wunden verbunden und ihn durch kalte Compreſſen auf Kopf und Nacken erfriſcht und beruhigt, als er auch ſchon den Doctor überredete, zu ihm nach Beſludowka zu eilen, um Gußlew zu helfen. Er ſelbſt aber kleidete ſich, der Müdigkeit und des Fiebers ungeachtet, wieder an, trat auf die Straße hinaus, beſtieg eine Droſchke und fuhr zum Gouverneur. „Werde ich ihn finden? Wird er mir helfen?“ ſchwirrte es ihm durch den Kopf. „Wird man mein Hab' und Gut auffinden, mir zurückerſtatten können? Sei mir günſtig, Geſchick!“

„Der General iſt nicht zu Hauſe!“ antwortete der Diener.

„Wo iſt er und wann wird er zurück ſein?“

„Er iſt im Club. Bitte ſich morgen herzubemühen.“

„Ich kann nicht bis morgen warten. Ich komme in überaus dringlicher Angelegenheit; ich habe ihm bereits geſchrieben.“

Der Diener blickte auf Tschulkow, auf seine alten Kleider, auf die Binde um seinen Kopf; und indem er überlegte, daß das gewiß ein raufluſtiger Zechbruder sei, der irgend wo bei einer Luſtbarkeit übel zugerichtet worden war, ſetzte er ſich, gähnte, fuhr mit der Hand hinter sein Ohr, baumelte mit den Füßen und antwortete:

„Wie Sie denken; kommen Sie lieber morgen; man kann doch nicht Ihretwegen ihm in den Club nachfahren!“

Da war nichts zu thun; Tschulkow begab ſich zum Polizeimeiſter.

„Zu Haus?“

„Leider nein, Euer Gnaden,“ antwortete der Lakai, welcher mit einem ſchnurrbärtigen Ordonnanzſoldaten „Dreiblatt“ ſpielte und ihm eben mit den Karten auf die Naſe tupfte.

„Wo iſt er denn?“

„Ausgefahren, hier in der Stadt.“

„Kommt er bald wieder?“

„Können es wirklich nicht ſagen. Möglich, daß er beim Gouverneur vorfährt, um Ordres zu empfangen.“

Alexander kehrte in ſein Gaſthaus zurück. Er legte ſich nieder, indem er dachte, daß er hier bei der Polizei nichts Vernünftiges zu Wege bringen werde; dann ſtand er wiederum auf, um ſeine Umſchläge zu erneuern und verfiel bald in ruhigen Schlaf. Doch früh am nächſten Morgen war er ſchon wieder beim Gouverneur.

„Kann ich empfangen werden?“

„Excellenz ſchlafen noch!“

Tschulkow ſah auf die Uhr. Es ging auf Zehn. So ſetzte er ſich denn im Empfangszimmer nieder, um zu warten. Lange, lange mußte er warten; er horchte auf, als er in der Todtenſtille des leeren Zimmers leiſes Klingen vernahm — aber es waren nur die gläſernen Prismen der Candelaber, welche an einander klirrten, ſo oft auf der Straße eine Equipage vorüberrollte. Voll bangender Ungeduld betrachtete er bald die Muſter der Zimmertapeten, bald die Quadrate des ausgelegten Parquet-Fußbodens, bald die hell in der Sonne glänzenden Ecken eines lackirten Tiſchchens. Er blickte hinaus und ſah, wie lahme Invaliden Packete mit Vorſchriften und verſchiedenen Meldungen aus- und eintrugen. Als ſich endlich eine genügende Anzahl von Bittſtellern verſammelt hatte, trat der Beherrſcher des Gouvernements heraus, gemeſſen und würdevoll. Er fragte einige Leute nach ihrem Begehr, und plötzlich nach links blickend, beſann er ſich, fuhr auf und wandte ſich an einen Studenten, Namens Sſytow, der unter den Audienznachſuchenden ſtand.

„Wie wagten Sie es, wie konnten Sie einen ſolchen Entſchluß faſſen?“ begann der Gouverneur, mit jedem Wort lauter und lauter ſprechend. „Wie kam es Ihnen nur in den Sinn, der Polizei die Beſichtigung Ihrer Wohnung zu verweigern, wo es ſich darum handelte, ein Regiſter der Sachen Ihrer Wirthin

aufzuſtellen? Wiſſen Sie auch, was die Polizei iſt? Die Polizei — das bin ich! Verſtehen Sie, das bin ich ſelber! Schon lange habe ich ein Auge auf Sie!"

„Der Stadttheilsaufſeher erſchien ohne Sachverſtändige, und überdies befiehlt das Geſetz, den häuslichen Herd jedes Bürgers zu achten!" erwiderte in kühner, aber gebildeter Weiſe der Student Sſytow, ein kräftiger junger Mann mit Haaren wie ein Beſenbuſch, auf deſſen abgetragenem Ueberrock von ſechs Knöpfen nur noch drei übrig waren, welche auch nur an einem Faden hingen.

„Wa—a—as? ohne Sachverſtändige? Geſetz? Ich, Herr, ich bin für Euch das Geſetz! Ich bin Polizei und Geſetz und Sachverſtändige! Gehört? Verſtanden? Nun, was haben Sie zu ſagen, he?"

In der Fluth abgeriſſener Worte und Ausrufe, mit welchen der Civil-General dem ſeine Ferien in der Provinz verbringenden Freidenker beweiſen wollte, daß das Geſetz der Sachverſtändigen zwar auf dem Papier erwähne, daß man in Wirklichkeit ihrer jedoch gar nicht bedürfe, hörte Tſchulkow unter Anderem auch Drohungen, wie die folgenden: „Ich werde Sie, feiner Herr, dahin ſchicken, wo ſelbſt Makarius ſeine Kälber nicht hintrieb*)! Ich werde Sie zur Anſiedelung nach Ufa oder Wjatka ſchicken — —"

„Wer ſind Sie?" fragte grob und rauh der erzürnte Gouverneur, zu Tſchulkow hinübergehend, ohne dabei Jemanden anzublicken.

„Ich bin derſelbe . . . ich ſchickte Ihnen geſtern einen ſchriftlichen Vortrag. . . . Ich bin Tſchulkow, welcher . . ."

„Drei Tage Arreſt für ihn bei Waſſer und Brod!" ſchrie der Gouverneur, indem er ſich zu dem anweſenden Polizeimeiſter wandte, abermals auf den niedergedonnerten Studenten losfahrend. „Leben da bei mir in der Provinz, kommen zu den Ferien hierher, machen allerlei débauches und ſchreiben endlich für ſatyriſche und andere Zeitungsblätter die mannigfaltigſten Märchen über uns. Sollten ſich lieber den Bart abſcheeren! Schau Einer, ſtehen ja wie ein Heuſchober da."

Der Student wurde abgeführt.

Der Gouverneur bezwang ſich gewaltſam, verſuchte ſogar zu lächeln und wandte ſich neuerdings zu den anderen Bittſtellern.

„Herr von Tſchulkow?" fragte er ſanfter und freundlicher.

„Zu dienen."

„Entſchuldigen Sie. Wo haben Sie bis zu Ihrer Herreiſe gedient?"

„In einem Miniſterium in Petersburg."

Der Gouverneur dachte ein wenig nach, ſchielte ſeitlings auf ſeinen Anzug und ſagte ziemlich ſauer: „Ich bitte!" — Er öffnete ſelbſt die Thür ſeines Cabinets, führte Tſchulkow hinein, ſchob für ihn einen Stuhl heran und ſagte: „Ich bitte Sie, erklären Sie mir noch einmal Ihre Angelegenheit!" Doch ohne eine Antwort abzuwarten, warf er ſich in die Stuhllehne zurück, faßte ſich an

*) Sprichwort, entſprechend dem deutſchen: „Wo es ſelbſt dem Teufel zu ſchlecht iſt". Anm. d. Ueberſ.

den Kopf und rief aus: „Wie Sie sehen! das ist nicht Dienst, das ist Zuchthausarbeit! Jedes Insect, jeder Käfer bemüht sich, eine wichtige Stellung auf der Erdkugel einzunehmen. Haben Sie gehört, was für ein Patron das ist? „Sachverständige!" sehen Sie, „Gesetz!" Man kommt kaum dazu, auf die hundert Circulare der Obrigkeit zu antworten, und da kommt noch solch ein Lump und erhebt in irgend einem Winkelblättchen verschiedene Anklagen. Nicht recht genießt — einmal am Feiertag die Messe in der Kathedrale verschlafen — Alles verkündigen diese Herren Sytow sogleich im Druck. Und das Publicum ist so gut —"

Tschulkow bewegte sich ungeduldig. Er fürchtete, daß während dieses unaufhaltsamen Geschwätzes irgend Jemand käme und ihn so an der unaufschiebbaren Erklärung verhindern könnte.

„Sie fragten mich zuerst" — begann er, „über meine persönliche Angelegenheit —"

„Ach ja! Lieber Gott! Entschuldigen Sie nur; worin besteht doch Ihr Anliegen?"

Tschulkow erzählte sein ganzes Unglück. Der Gouverneur, ihm gegenüber am Tische sitzend, zog zu gleicher Zeit einen Stoß nicht unterschriebener Papiere heran, durchlief sie und begann zu unterschreiben.

„Und womit kann ich Ihnen denn helfen? Was ist nöthig?"

„Ja — es ist schwer zu erklären, was mir nöthig! Nöthig ist die Macht und die volle Energie der Obrigkeit. Geben Sie der Kreispolizei, den verschiedenen Bezirken die nöthigen Vorschriften, lassen Sie es hier alle Polizeihauptmannschaften wissen! Vielerlei ist nöthig! Sie haben ja mehr Verständniß in solchen Sachen als ich. Leicht möglich, daß die Verbrecher sich hierher begeben haben und daß man sie noch in Schänken oder anderen Raubnestern aufspüren kann, bevor sie auf irgend einer Barke das Meer und von dort das Ausland gewinnen."

„Zehntausend Rubel hat man Ihnen geraubt?" fragte der Gouverneur, mit kreischender Feder über das Papier gleitend.

„Ja, zehntausend!"

„Sonderbar, sonderbar! Ich habe Ihre Zuschrift gelesen. Sie thun mir wirklich leid. Und das haben Sie Alles hier mit eigener Arbeit erworben?"

„Ja, mein Herr!"

„Entschuldigen Sie, aber das ist wirklich erstaunlich," sagte der Gouverneur, die Feder hinlegend. „Alle Gutsbesitzer klagen; man sagt, und vollkommen mit Recht — denn ich bin selbst Gutsbesitzer und sogar in diesem Gouvernement — ja, mein Herr! (der Gouverneur lächelte dabei und blinzelte mit den Augen) Alles sagt, daß heut zu Tage die Landwirthschaft nicht ist wie früher — daß sie oft mit großen Verlusten verbunden ist. Ist es lange her, daß Sie sich hier angesiedelt haben? Und wie kommt es, daß ich Sie bis heute noch niemals gesehen?"

„Fünf Jahre, mein Herr. Ich hatte keine beſonderen Angelegenheiten; meine Abgaben bezahlte ich regelmäßig; Klagen, Forderungen hatte ich nicht. — Ich liebe die Einſamkeit, Arbeit und Stille!“ ſagte einfach und ruhig Tſchulkow.

„So, ſo. Ihr Adelsmarſchall, Muſikantow, hat mir von Ihnen erzählt!“ Der Gouverneur wollte noch etwas ſagen, kaute lange an den Lippen, doch Tſchulkow ſtand auf.

„Verzeihen Sie, General! aber ich kann nicht mehr! Die Wunden ſchmerzen . . . ich hoffe doch, daß meine Angelegenheit . . .?“

„O ja, ja! Seien Sie ganz ruhig! Ich werde nach allen Richtungen hin Verordnungen erlaſſen. Aus meiner Kanzlei werden Sie die Nachrichten erfahren. Leben Sie wohl! Ich bedauere Sie ungemein, und das um ſo mehr, als dies Ereigniß ein in meinem Gouvernement geradezu unerhörtes iſt. Ich kann wohl ſagen, ich bin an eine vollkommene Ruhe gewöhnt.“

Tſchulkow erinnerte ſich daran, daß dieſer Gouverneur ſich allgemach daran gewöhnt hatte, ſich für das gute „Gouvernements-Papachen“ zu halten, der, wenn er manchmal auf kurze Zeit aus ſeinem Eden fortfuhr, regelmäßig an der Grenze der Provinz zwiſchen zwei alten Beamten, ſeinen Freunden, Halt machte. Aufrecht in der Equipage ſtehend, wandte er ſich dann noch einmal nach ſeinem herzgeliebten Tſchernoſemſk um und machte, wie man glaubwürdig verſichert, das Zeichen des Kreuzes mit eigenen Händen über ſein Gouvernement, wie ein zärtlicher Vater wohl ſein kleines, nach dem Abendeſſen zur Ruhe gehendes Kindlein bekreuzt.

Tſchulkow faßte ſchon nach der Thürklinke und wollte gehen, doch noch einmal kehrte er um.

„Mein ganzes mit ſaurem Schweiß erworbenes Capital hat man mir geraubt!“ wiederholte er, ſich kaum auf den Füßen haltend; „nur Derjenige, der einmal Weib und Kind verlor, kann begreifen, wie ſehr meine ganze Hoffnung auf Ihnen ruht! Die perſönliche Theilnahme einer Machtperſon, wie Sie, Excellenz, es ſind, genügt, um hier Alles in Bewegung zu ſetzen und Alle für meine Angelegenheit auf die Füße zu bringen. Sonſt — bleibt nur übrig, zu der Ueberzeugung zu kommen, daß es nur den ehrlichen Menſchen ſchlecht auf dieſer Welt geht. Wäre es nicht beſſer für mich, nachdem ich alles redlich Erworbene verloren, hinzugehen und zu thun, wie man mir gethan, und Straßenräuber zu werden!“

Die Stimme Tſchulkow's bebte. Er preßte die Zähne auf einander; die Muskeln ſeines ſonnverbrannten, düſteren Geſichts zitterten leiſe. Mit Mühe unterdrückte er ein gewaltſam aus der Bruſt hervorquellendes Stöhnen.

Zur rechten Zeit hatte er übrigens von Familienverluſten geſprochen. Der Gouverneur lebte von ſeiner Frau getrennt, und obgleich eine gewiſſe Perſönlichkeit im Gouvernement ihn in zärtlicher Weiſe zu tröſten verſuchte, liebte er doch die Rolle eines vom Geſchick zerſchmetterten Dulders zu ſpielen.

„Glauben Sie mir, Herr von Tſchulkow, glauben Sie mir!“ begann er

erröthend und ohne den Blick zu heben, welchen er auf das bunte Muster des weichen Teppichs gesenkt hatte; „ich kann Sie verstehen und schätze Sie; noch in dieser Minute will ich überall hin und an Alle schreiben; doch unsere Macht ist augenblicklich so beschränkt, zu Gefallen der liberalen Mode von heut zu Tage, daß man im ersten Augenblick nicht weiß, was zu thun ist."

Und der Gouverneur hätte auch wohl Alles ausgeführt. Wirklich hatte er schon die Feder ergriffen und wollte die Glocke berühren. Doch kaum hatte die Thür sich hinter Tschulkow geschlossen, als einer der ersten Lebemänner des Ortes, ein Don Juan von ungefähr 65 Jahren, der immer in parfümirten Kleidern, mit weißen Handschuhen und einem Diplomatenportefeuille unter dem Arm einher ging, etwas hinkenden Schrittes in's Zimmer trat, mit einem besorgten und bekümmerten Gesichtsausdruck, wie — nun, wie ungefähr eine Niobe.

„Mit unserer theatralischen Aufführung wird's nichts, mon général; es will nicht glücken, es geht sogar in die Brüche!" sagte er mit tonloser, zitternder Stimme, warf sein Portefeuille auf den Tisch und begann, nachdem er mit dem Finger die Augen berührt hatte, hastig die Handschuhe abzustreifen.

„Wie?" rief der Gouverneur aus, „unser Liebhabertheater kommt nicht zu Stande?"

„Die Damen haben sich verzankt! auch nicht eine Einzige wollte die ihr zugetheilte Rolle übernehmen: Anna Andrejewna nannte Maria Petrowna niedrig; Maria Petrowna gab der Sophia Grigorjewna den Beinamen eines Kameels; die Schenk sagte der Lenz Grobheiten . . . die Lenz antwortete der Schenk in demselben Ton . . . und da sind die Rollen, alle haben sie sie zurückgeschickt! fürchterlich!"

Der Gouverneur, der ein Liebhabertheater zu Gunsten der Armen arrangiren wollte, erstarrte vor Schreck bei dieser Nachricht, da seine Einbildungskraft ihm sogleich vormalte, welche Scene ihm seine zärtliche Herzensfreundin machen würde. Seiner Hand entglitt der Griff der Glocke, er verbrachte im Gespräch mit dem Unglücksboten zwei volle Stunden, er befahl den Wagen anzuspannen, und nachdem er die Papiere dem Kanzleivorsteher übergeben hatte, stürzte er davon, um persönlich die Dinge wieder in's Geleise zu bringen.

Nach dreimal vierundzwanzig Stunden war Tschulkow so weit hergestellt, daß er daran denken konnte, nach Hause zu fahren und die Dinge hier Gottes Fügung zu überlassen. Zur rechten Zeit war ihm sein Freund, der Mehlhändler Iwan Iwanowitsch, das Amt einer Krankenwärterin und eines treuen Dieners zu gleicher Zeit erfüllend, zu Hilfe gekommen. Iwanowitsch ging auch in die Gouvernements-Kanzlei und brachte die Nachricht heim, daß Verordnungen an die Polizeiwachen und an die Landpolizei ergangen seien, obgleich es schwer hielte, sich davon besonderen Erfolg zu versprechen. Zu gleicher Zeit kehrte der junge Doctor, der zu Gußlew nach Besludowka gefahren war, zurück. Tschulkow stürzte ihm entgegen.

„Nun, wie geht's? Ist er besser, besser?" Der Arzt schwieg verlegen.

„Wie? wie denn? ſteht es etwa ſchlimm?“ Der Doctor antwortete noch immer nicht.

„Sie erſchrecken mich! So ſprechen Sie doch! Sie ſehen, ich bin außer Gefahr!“

„O — Ihre Wunden,“ ſagte mit einem Seufzer der Arzt, „das ſind bloße Kleinigkeiten, das iſt Alles äußerlich. Aber Ihr armer Freund Gußlew hat einen Schuß in die Seite erhalten — edle innere Theile ſcheinen verletzt zu ſein — die Kugel ſelbſt unfern der Eingeweide . . .“

„Aber — es iſt doch Hoffnung auf ſeine Rettung?“

„Laſſen Sie noch andere Aerzte rufen; ein Conſilium iſt jedenfalls nöthig. Ich kann mich irren!“

„Mein armer, armer Hippolyt!“ rief Tſchulkow. Er eilte in die Stadt, beredete noch zwei Doctoren, in Beſludowka ihren Rath abzugeben, raffte bei Iwanowitſch etwas Geld zuſammen und jagte nach ſeinem Gute zurück. Auf dem Wege mußte er das Geſchehene noch einmal überdenken. „Vermutheten wir wohl, Gußlew und ich, daß in ſo kurzer Zeit das ſchwerſte Unglück über uns hereinbrechen würde? Glaubten wir wohl, daß das Leben in unſerer ſtillen, friedlichen, glücklichen Einſiedelei ſo enden würde? Was liegt daran, daß das Geld dahin iſt, es thut mir kaum noch leid! Aber Gußlew, um Gußlew iſt mir leid und — um die verlorene Arbeit! Von Neuem, ich ſehe es wohl, ganz von Neuem muß ich wieder beginnen. Und wer hätte dies vorausſagen können, wer hätte all dies vor drei bis vier Tagen auch nur denken können? Ob Gußlew es wohl geahnt hat? — O, ſchon faſt am Ufer des gelobten Landes zu ſtehen, ſchon den Fuß darauf geſetzt zu haben — und plötzlich Alles verloren! O warum kam ich jemals hierher, warum habe ich ihn, den armen Freund, hierher gelockt!“

Tſchulkow hatte ſein Haus erreicht; leiſen Schrittes trat er in's Zimmer. Gußlew litt an hochgradiger Entzündung. Er hatte unausgeſetztes Fieber, verfiel in Bewußtloſigkeit und phantaſirte.

„Macht den Seewolf von der Kette los! Schießen Sie doch, Alexander Iljitſch! Schon wieder Schritte auf dem Dach!“ ſo ſchrie er mit wilder, rauher Stimme, indem er ſich anſtrengte, die Decke abzuwerfen.

Das Conſilium verſammelte ſich; die örtlichen mediciniſchen Celebritäten unterſuchten den Verwundeten, verhandelten lange Zeit unter ſich, ſchrieben ihr Endurtheil nieder, machten eine kleine Kartenpartie, ſpeiſten zu Abend und fuhren noch in derſelben Nacht fort, nachdem ſie Tſchulkow die folgende Mittheilung gemacht hatten: „Rettung — unmöglich; die Kugel im Leibe; das Heilverfahren indeſſen doch in der Art und Weiſe fortſetzen, wie es vom zuerſt conſultirten Arzt begonnen war. Es wäre doch vielleicht möglich, daß ſeine ungemein kräftige Conſtitution den Kranken rettete!“

Tſchulkow erſtarrte das Herz im Leibe. Er wandte ſich abermals an Iwan Iwanowitſch mit der Bitte, ihn in dieſen Tagen nicht zu verlaſſen. Der Getreidehändler, unterſtützt von dem jungen Arzt, überredete aber Alexander, ſich

selbst niederzulegen; er übernahm es, die Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, die während der letzten Tage stark in's Schwanken gerathen waren. Die Hauptsache, die vorgenommen werden mußte, war — Geld zu schaffen, um die laufenden Arbeiten zu bezahlen. Iwanowitsch schickte seinen Neffen von dem Herbergshof zu sich in die Stadt; dieser brachte von der Frau Iwanowitsch's alles, was an flüssigem Gelde im Hause war; die Tagarbeiter wurden abgelohnt und die Arbeiten mit den monatlichen und jährlichen Gutsknechten weiter geführt.

„Wenigstens steht die Heuernte nah' bevor, vielleicht reißen wir uns damit heraus! Bis zur Kornernte ist's noch lang' hin." . . .

* * *

„Ob es jetzt nicht an der Zeit wäre, Tschulkow den Vorschlag zu machen, unserer Gesellschaft beizutreten!" blitzte es plötzlich durch Musikantow's Hirn, welcher sich bei den Berathungen mit den übrigen Theilnehmern scherzweise den Namen des Directors der Falschmünzerbank gegeben hatte. „Wirklich, so bald ich wieder nach Gannowka fahre, kehre ich, wie im Vorüberfahren, bei ihm ein und suche ihn vorsichtig dafür zu gewinnen . . ."

Er sprach über den Plan mit Czabanenko, Chalatow, Skardaczewsky und Sinsinsky; diese stimmten ihm in allen Stücken zu.

„Wollen Sie vielleicht selbst mit ihm darüber reden?" fragte Musikantow die Uebrigen. Er verhielt sich überhaupt der ganzen Sache gegenüber mit der vorsichtigen Schlauheit einer alten Wölfin und war aus diesem Grunde auch nicht ein einziges Mal nach Uljanowka gefahren.

„Nein, nein! Dazu mangelt es uns an Feinheit und politischer Klugheit," erwiderten die „Compagnons"; „besser, Sie selber reden mit ihm. Uebrigens nehmen wir an, daß Tschulkow sich nicht lange besinnen wird. Es ist auch kein Spaß! Fast sechs Jahre unermüdlicher Arbeit, Geduld und Hoffnung geopfert — und so plötzlich alles Erworbene bis auf den letzten Heller wie von den Fluthen verschlungen!" —

Das Gerücht von dem Einbruch in Besludowka war noch am ersten Morgen in alle Winkel des ganzen Bezirks gedrungen. Einige der benachbarten Bürger und Ansiedler sprengten zu Pferde herbei, um die Einzelheiten des Vorfalls kennen zu lernen und über das Befinden des Gutsherrn und seines Freundes Erkundigungen einzuziehen. Andere Ankömmlinge schritten über den Hof, betrachteten das zertrümmerte Fenster, befragten die Arbeiter, zuckten die Achseln, flüsterten unter einander und stellten alle möglichen Vermuthungen an. Kaum war Tschulkow aus der Stadt nach Hause gekehrt, als auch in Besludowka ein alter Stanowoi*) anlangte, um ein gerichtliches Protokoll über das Vorgefallene aufzunehmen. Er schrieb viel, stellte die nöthigen Verhöre an, überlas das Geschriebene, nahm eine Prise Tabak, schaute Tschulkow lange mit einem aufmerksamen, fast harten Blicke an, als ob er von ihm noch etwas Anderes als Tinte

*) Chef der Districts-Polizei. Anm. des Uebers.

und Papier erwartet hätte, und fuhr dann ärgerlich fort. Man wartete auf den Isprawnik Kapkanczikow; aber der war weit, ganz am anderen Ende des Bezirks, mit der Unterſuchung eines anderen Verbrechens beſchäftigt, mit einem gleichzeitigen Raubüberfall auf die Geldpoſt. So mußte man noch einige Tage verſtreichen laſſen. Endlich kam er. Doch die verſchiedentlichſten Nachforſchungen führten zu keinem Reſultat. Der Isprawnik verbrachte in Besludowka zwei volle Tage, berief eine Menge verſchiedener Perſonen, fragte, verhörte und konnte eben ſo wenig als der Stanowoi etwas ergründen. Schon wollte er zurückkehren, als einer der herbeigerufenen Zeugen aus ſeinem Bruſtlatz einen Handſpiegel hervorzog und ausſagte, daß er denſelben in der Steppe unweit der Zibulniker Flußböſchung gefunden habe. Es war eine von Tſchulkow's Sachen. Der Isprawnik ſprengte an den Ort des Fundes, beſtieg dort einen vereinzelt unweit der Flußböſchung ſtehenden Baum, ſchaute von demſelben weit in der Gegend umher und kam zur Ueberzeugung, daß die Räuber dieſes Spiegelchen wahrſcheinlich auf der Flucht auf dieſem Wege verloren. Nach Augenmaß zog er eine Linie von Besludowka bis zur Böſchung und ſagte dann zu ſeinen berittenen Begleitern: „Jetzt reitet, immer dieſer Linie folgend, weiter und ſucht auf ihr an verſchiedenen Stellen nach Spuren. Was Euch auf dem Wege aufſtößt, wird mir gemeldet!“

„Auf eben dieſer Linie wurde ja, wie Sie wiſſen, am erſten Morgen nach dem Diebſtahl Ihre Ihnen geſtohlene Decke gefunden,“ fuhr der Isprawnik, ſich an Tſchulkow wendend, fort. „Iſt's Ihnen gefällig, ſo können wir zuſammen dieſen Weg beſichtigen.“

Der Zufall, der Manches an's Licht bringt, half ihnen auf neue Spuren. Der Isprawnik und Tſchulkow machten ſich auf den Weg und ſtießen in der Steppe, ungefähr fünfzehn Werſt von jenem Punkt entfernt, auf eine einſam gelegene Schenke. Die Wirthsleute ſchienen Juden zu ſein. Sie wurden arretirt, eine Hausſuchung gehalten und bei ihnen auf einmal ein Theil von Tſchulkow's Wäſche gefunden. Auf die Frage, von wo ſie dieſelbe erlangt hätten, wollten ſie anfangs leugnen, wieſen aber ſpäter auf drei andere Hebräer in der Stadt hin, welche gleichfalls verhaftet wurden. Einer derſelben flüchtete indeſſen aus dem Gefängniß. Seine Spur führte nach der Moldau zu. Kapkanczikow verfolgte dieſelbe lange Schritt für Schritt, über Meierhöfe und Schenken und verlor ſie ſchließlich doch in der Nähe der Grenze aus dem Geſicht. Später erzählte man ſich, daß der Jude geſtorben und in Galatz begraben worden ſei, und daß ſeine Frau, die in Tſchernoſemſk lebte, die beglaubigte Nachricht ſeines Todes erhalten hätte. Sie begann ihr Hab' und Gut zu veräußern und reichte eine Bittſchrift ein, um ebenfalls in's Ausland überſiedeln zu können. Doch Kapkanczikow erblickte in all' dieſem etwas ganz Anderes. So ſagte er zu Tſchulkow:

„Danken Sie Gott, daß ich in dieſer Angelegenheit unbeſchränkte Vollmacht habe! Ich will nicht ich ſein, wenn ich nicht herausbekomme, wohin Ihr Geld gerathen iſt!“ Und wieder eilte er der moldauiſchen Grenze zu und brachte auch

wirklich heraus, daß jener Hebräer lebe und sich unter fremdem Namen verborgen halte; daß er erst in Jassy, dann in Konstantinopel gesehen worden; daß er sich über Smyrna nach Kleinasien gewandt und wahrscheinlich — nicht mit leeren Händen.

Von der Besludowkaer Raubthat wurde in Neu-Rußland noch viel und lange gesprochen. Alle möglichen Vermuthungen wurden ausgesprochen. Die Einen meinten, daß Tschulkow von einer großen Bande berittener Zigeuner bestohlen worden, die allerdings in dieser Gegend viel umherzogen, und daß ihre Anführer theils einheimische, theils ausländische Hebräer waren.

Bald darauf entstanden neue verworrene Gerüchte von neuen Gewaltthaten jeglicher Art, durch welche die unbekannten Missethäter absichtlich ihre Verfolger in der Tschulkow'schen Angelegenheit von ihrer Fährte abbringen wollten. Die dortige Zeitung und nach ihr auch die Residenzblätter begannen die aufregendsten Nachrichten über die ganze Umgegend zu verbreiten. Es wurde über schnell auf einander folgende Feuersbrünste auf umliegenden Vorwerken und Meierhöfen und in den nahe gelegenen Hafenstädten berichtet. Es wurde als wahr versichert, daß nach dem Raubüberfall bei Tschulkow ein frecher Einbrecher zu einem Tschernosemsker Gutsbesitzer in's Schlafzimmer stieg, aber dabei so betrunken war, daß er am nächsten Morgen friedlich schlafend am Boden neben dem Bett mit einem ungeheuren Messer im Stiefel gefunden wurde. Ferner erzählte man sich, daß bei einem anderen Gutsbesitzer ein unbekannter Kaufmann während eines Schneesturmes angelangt sei, eine große Partie theuren Weizens besichtigt, gekauft, bezahlt und dagegen eine Quittung erhalten hätte. Der Aufforderung seines gastfreien Wirthes entsprechend, blieb der Kaufmann über Nacht. Als aber Nachts der freundliche Wirth erwachte, da sah er, daß sein Gast ein Licht angezündet hatte und, die Mündung einer Pistole auf ihn richtend, jetzt nicht nur das für den Weizen bezahlte Geld zurückverlangte, sondern auch Alles, was der Wirth an Geld und Geldeswerth besaß. Nachdem der angebliche Kaufmann seinen Wirth ausgeplündert hatte, band er ihm Hände und Füße, verschloß das Haus von außen und fuhr noch vor Morgengrauen fort, ohne eine Spur zu hinterlassen.

„Armes Neu-Rußland!" wehklagten die alten Ansiedler, „das mußten wir erleben! So also ist es um die Sicherheit unseres Lebens und unseres Eigenthums bestellt! Das ist der Lohn unserer Entbehrungen und unserer Mühe!" — „Ja, wer ist denn schuld?" erwiderten ihnen die jüngeren, „die Stadt- und die Kreispolizei ist ja in Euren Händen, die Gerichte, die Beamtenstellen ebenfalls ... wer ist denn die Ursache davon, daß die Polizeichefs und Richter, daß die Adelsmarschälle bei uns nicht nach Recht und Gewissen urtheilen, als Ihr, Ihr selber? Warum wählt Ihr solche?"

Ungefähr zwei Wochen nach dem Vorfall bei Tschulkow verbreiteten einige Spaßvögel, die sich die allgemeine Verwirrung zu Nutze machten, in der Gouvernementsstadt fälschlich verfaßte Briefe des Inhalts, daß alle Einwohner sich bereit halten sollten, den „rothen Hahn" bei sich zu sehen, da die Stadt an dem

und dem Tage des und des Monats an allen vier Ecken auf einmal angezündet und ſchonungslos bis auf den Grund niedergebrannt werden würde. Die Bewohner von Tſchernoſemſk, beſonders der entlegeneren Straßen, wurden von Schrecken erfaßt; ſie hielten die Drohung für wahr und fingen an, ihr Hab' und Gut auf Fuhren zu laden und außerhalb der Stadt in den Feldern zu campiren. Auf den Märkten endlich ſprach man vom Antichriſt und vom bevorſtehenden Weltuntergang. Man harrte nur noch des langgeſchweiften, blutigen Kometen. „Er wird in der Woche vor Palmſonntag erſcheinen!" raunten geheimnißvoll runzelige alte Weiber, Bettlerinnen und Trinker, „dann verbrennt die Erde gleich Stroh und nur die Vögel werden ſich retten, weil ſie hinauf in den Himmel fliegen können!"

Und endlich, ja endlich ereignete ſich doch etwas, woran früher Keiner auch nur im Traume gedacht. Der Iſprawnik Kapkanzikow, der bei jeder Gelegenheit ſich auszuzeichnen beſtrebt war, um dadurch ſeine große Familie zu verſorgen, kam, während er die Fäden der Tſchulkow'ſchen Affaire zu entwirren ſuchte, plötzlich auf eine andere Spur. — Doch von dieſer neuen Entdeckung des Iſprawniks, welche den Gouverneur und die ganze Provinz in eine Verwunderung und Aufregung verſetzte, wie ſie ſo hochgradig ſeit der Franzoſenzeit nicht bemerkt worden war, ſoll ſpäter erzählt werden. Jetzt wollen wir zu Muſikantow zurückkehren.

Als Sinſinſky mittelſt eines allegoriſchen Briefchens, in welchem nur von Leder und Häuten die Rede war, von der Uljanowker Fabrik aus ſeinen Freunden mittheilte, daß die erſte Partie der Banknoten gedruckt, beſchnitten, gezählt und in Päckchen gebunden ſei, fuhren die Theilnehmer, mit Ausnahme des Schlaufuchſes Muſikantow, abermals nach Uljanowka und wählten aus ihrer Mitte ein Reviſions-Comité. Chalatow und Skardaczewſky durchmuſterten in ihrer Eigenſchaft als Revidenten jedes Päckchen, brackirten die nicht recht gelungenen Noten und theilten die übrigen unter ſich. Jeder der fünf „Fabrikanten" erhielt der Abmachung gemäß hunderttauſend Rubel; doch beſchloß man, zum Antheil Muſikantow's, als des Directors der Falſchmünzerbank, welcher mehr als alle Anderen Mühe und Geld für die Gründung und Fortführung des Unternehmens geopfert hatte, noch ein Päckchen falſcher Banknoten im Werthe von 50,000 Rubeln hinzuzufügen. Dem Graveur und dem Drucker händigte man eine durch allgemeine Beiſteuer geſammelte Summe von einigen hundert Rubeln wirklichen Geldes ein, bis die Umwechſelung des beſonders für ſie beſtimmten Banknotenpäckchens gelungen ſein würde.

Czabanenko nahm Herrn Lippe, Chalatow den Drosdow in ſeine Equipage. Noch in derſelben Nacht führte man ſie Beide an die Grenze des Kreiſes, gab ihnen noch ein kleines Weggeld, damit ſie ungehindert das Gouvernement verlaſſen könnten und fügte für Beide den gemeſſenen Befehl hinzu, neue Verhaltungsmaßregeln in beſonders bezeichneten und genügend entfernten Städten abzuwarten. Sinſinſky und Skardaczewſky nahmen die Maſchinen aus einander

und brachten die feineren Theile in ihrem Tarantaß*) nach ihren Landsitzen. Das übrige, schwerer zu transportirende Zubehör, als: Gestelle und Pressen, Walzen und gußeiserne Treibräder, wurde anscheinend als Ackerbaugeräth auf zwei Ochsengespannen fortgeschafft — wie man sagte, um es in einer Eisenhütte repariren zu lassen, in Wirklichkeit, um es bis zum abermaligen Gebrauch auf einem von Musikantow's entlegenen Vorwerken in einer leeren Scheune abzuladen. Für den Fall, daß ihnen irgend etwas Besonderes und Unerwartetes begegnen sollte, waren sie entschlossen, die ganze Ladung unterwegs von der ersten besten Brücke hinab in den Fluß zu werfen.

In der letzten Nacht, als die übriggebliebenen Maschinentheile fortgeschafft waren, versammelten sich die Compagnons noch einmal in Uljanowka; nach dem ihnen schon früher von Musikantow mitgetheilten Plane kamen sie, um für jeden Fall gewappnet zu sein, überein, wie sie sich zu verhalten, was sie zu sprechen hätten, wenn die Sache entdeckt würde und wenn Verhöre und Zeugenaussagen zu bestehen wären. Möbel und Fußboden in dem öden Uljanowker Häuschen wurden von den Herren höchsteigenhändig gewaschen, und lustige Scherzworte über die seltsamen Scheuerfrauen flogen hinüber und herüber. Das thönerne Geschirr, in welchem die Farben für den Druck gekocht worden waren, zerbrachen sie und warfen die einzelnen Stücke im nächsten Hohlweg umher; Einiges wurde im Garten vergraben, alles Uebrige entschlossen sie sich, in einen Teich zu werfen, der auf ihrem Wege lag, als sie nach Musikantow's Gut fuhren. Die schlecht befundenen Abdrücke wurden verbrannt; Musikantow's Antheil von 150,000 Rubel wurde ihm überbracht und — man trennte sich. Unter Anderem hatten sie beschlossen, das Geld nicht in kleinen Posten im Gouvernement auszugeben, sondern sich vielmehr zu bemühen, durch Vertrauenspersonen dasselbe in großen Partien, wenn auch mit beträchtlichen Provisionszahlungen, an die Umwechseler in entfernten Theilen des Reiches loszuschlagen, etwa in Sibirien, im Kaukasus, an der Wolga.

Das kleine Päckchen sorgfältigst sortirter und mit einem Seidenbändchen zusammengebundener Banlscheine wurde zu Musikantow in einem versiegelten Blechkistchen gebracht, als wäre es ein Geschenk, bestehend in reinstem Dubossarskischen Tabak.

„Nun, jetzt, Mütterchen, wollen wir einmal rauchen!" sagte er, mit den Augen winkend, zu seiner Frau.

„Ach was, Tabak!" bemerkte diese, „was frage ich darnach? Kaufe mir lieber eine neue Kalesche, wie Du versprochen hast!"

Als seine Gefährten sich verabschiedet hatten, schloß sich Musikantow in seinem Cabinet ein, zählte vorsichtig die Geldscheine, und ein leises Aufstöhnen der Wonne entrang sich ihm, als er sah, daß ihre Zahl wirklich 150,000 Rubel betrug. Und — sonderbar genug — vor Kurzem noch verpraßte Musikantow

*) Russisches geräumiges Gefährt.

wohl 20,000 im Jahre, ohne ſich ſonderliche Gedanken darüber zu machen; und jetzt, beim Anſchauen dieſer gefälſchten Banknoten, überkam ihn eine ſolche Gier nach Geld, eine ſolche Wolluſt am Gelde, daß er zum zweiten Mal nicht ohne Mühe Billet um Billet überzählte, hoffend, einen von den Compagnons aus Verſehen überzählig hineingelegten Tauſender oder ſogar Hundertrubelſchein zu entdecken. Und ſo zählte er luſtig weiter bis zum Morgengrauen. Die goldene Sonne fand ihn feſt ſchlafend und von Träumen gewiegt, von Träumen über neue Rennpferde, Diners und Gaſtereien.

Am ſelben Tage befahl Ardalion Arkadjitſch, die beſten grauen Pferde an die Kaleſche zu ſpannen, kleidete ſich wie zu einem Ball und jagte zu Tſchulkow.

Eben ſo fröhlich, eben ſo heiter und ungenirt, mit dem gleichen vor Lachen hüpfenden Bäuchlein und luſtig funkelnden, braunen Aeuglein, wie das erſte Mal im Winter — ſtürmte er auch heute in die niedrigen Zimmer des Beslubowkaer Herrenhauſes, begrüßte munter Tſchulkow und ſagte ſchnell: „Auf ein Wort unter vier Augen, obgleich kein großes Geheimniß dahinter ſteckt!“ So ging er mit dem Wirth in's Arbeitszimmer, ſcherzte, rauchte, witzelte und erzählte Stadtgeſchichten. Dann verſchloß er hinter ſich die Thür, ſtellte ſich dicht vor Tſchulkow hin und neigte ihm lächelnd das von dem langen caſtanienbraunen, mit Impératrice de Brésil parfümirten Backenbarte umrahmte Geſicht zu. In leiſem Flüſtertone und immer das Lächeln auf den Lippen feſthaltend, begann er:

„Nun wie? Iſt's nicht herausgekommen, wie ich's geſagt? Warum haben Sie mir damals, als ich von den Chicanen der Tſchemodarow loswerden wollte, nicht Geld geborgt? Sehen Sie, dann wäre es noch heil und ganz. Uebrigens gehört das nicht zur Sache! Ihr werde ich's ſchon heimzahlen, habe nur ſo lange geſchwiegen. Ein Wechſel von ihr auf 30,000 Rubel iſt bereits bei Gericht präſentirt; ſchon fängt die Polizei an, ſie zu zwicken. Doch Sie — erinnern Sie ſich noch, was ich Ihnen damals ſagte: Sie wollen mir nicht helfen, nun wohl, einmal werde ich Ihnen noch aushelfen! Und deswegen komme ich zu Ihnen!“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar!“

„Es ſteht Alles ganz bei Ihnen,“ fuhr Muſikantow fort, einen Schritt zurücktretend, „ganz bei Ihnen! Erinnern Sie ſich noch? Sie wollten mir nicht glauben, daß ich ſelber ſeit langer Zeit ein Freund alles Neuen, Lebendigen, Kühnen ſei. — Nun, heute frage ich Sie, was haben Sie mit Ihrer ſogenannten ehrlichen Arbeit erreicht? Welche Früchte haben Ihnen Ihre Mühen gebracht? Ich weiß, Sie berufen ſich auf Begriffe von Ehre. Die Ehre — das iſt eine mannigfach bedingte Sache. — In Amerika iſt Ehre eins — in England ein anderes — bei den Kirgiſen ein drittes — ja, ſo iſt's. . . . Und unſere Geſellſchaft, ei, ei — ſo gar weit fort von den Kirgiſen ſind wir noch nicht. Sie ſelbſt ſind das beſte Beiſpiel! Da haben Sie ſich gemüht und geplagt, wie ein Tagelöhner, der unſere neuen Felder bebaut — ein Moment, und Alles, was Sie erworben, iſt in die Lüfte verflogen. Wo iſt denn die

Sicherung Ihres Eigenthums und Ihrer Rechte? Leicht ist's, das Räthsel zu lösen: Das, was die neuen Reformen mit uns gethan, dasselbe verübten an Ihnen die ungerufenen Gäste in jener fürchterlichen Nacht. Das Sprichwort sagt's schon: Mit ehrlicher Arbeit ohn' Ruh' und Rast — bau'st Du Dir keinen Steinpalast!"

„Aber erlauben Sie — was wollen Sie eigentlich mit all' diesem sagen und beweisen?" unterbrach ihn der mehr und mehr verblüffte Tschulkow.

Musikantow öffnete die Augen weit, indem er nicht ohne Erregung dachte: „Vermuthest Du vielleicht schon, daß ich im Trüben fische? Wie könnte ich's nur am besten anfangen, Dir Deinen leeren, idealen Kopf zu verdrehen?"

„Das eben, Väterchen," sagte er jetzt, noch mehr die Stimme senkend, „das eben, daß man Recht hat zu sagen: wenn Ihr uns bestehlt, so bestehlen wir Euch gleichfalls, wenn man unseren Credit erschüttert, so erschüttern wir auch Euren Credit — das wollte ich sagen!"

„Wessen Credit denn?"

„Nun ihren da . . . Verstehen Sie denn nicht? Mit mir können Sie offen sprechen, ich bin kein Spion. Untergraben muß man sie in ihrer stärksten Macht: in den Einnahmen aus den Steuern, in der Landeskasse. Gegen uns erzeugt man eine Revolution, sowohl auf dem Gebiete der Rechtsprechung, als auf dem der Literatur; Demagogen in Uniform, der Krone nahestehende Theoretiker und Reformatoren; wir entfalten gegen sie das neue Zeichen der neuen Zeit — falsche Banknoten, Tausende, Millionen nachgemachter Rubel. Man hat uns ruinirt, und wir, wir ruiniren sie! Gegen uns hat man nicht lange nach Mitteln gesucht und gewählt, auch wir wählen die ersten besten; aber ruiniren muß man sie, zu Grunde richten . . .!" Musikantow sprach mit solchem Feuer, daß er zu husten anfing und sogar ein leichter Schaum auf seine dicken Lippen trat. Tschulkow starrte ihn mit weit geöffneten Augen an, da er noch immer nicht begreifen konnte, um was es sich handelte.

„Aber — in wie fern hat denn das Alles auf mich Bezug? — Und sind denn nicht wir selber die Landeskasse? Indem wir sie vernichten und untergraben wollen, untergraben und vernichten wir ja uns selbst, unser eigenes Sein!" sprach endlich Tschulkow, während er kalt und finster in die unstät im Zimmer umherblickenden Augen Musikantow's schaute.

„Ah — so verstehen Sie also nicht? Säugling, armer Schelm! Sagen Sie mir doch, hat der Gouverneur Ihnen viel geholfen? Haben die Gendarmen und die hellsehende Polizei Ihnen viel genützt? Haben sie etwas aufgefunden, haben sie Ihnen etwas zurückerstattet, Ihr sauer erworbenes Geld? So antworten Sie mir, so sprechen Sie doch! Ich kam nicht hierher, um zu scherzen!"

„Nein — man hat mir nichts zurückerstattet."

„Aha, aha! So gestehen Sie es also ein? so geben Sie also klein bei? Sehen Sie, ich aber habe es gefunden und will es Ihnen wiedererstatten."

Unwillkürlich begann Tschulkow's Herz heftig zu klopfen. „Scherzt er,

oder iſt er von Sinnen — oder hat er wirklich meine Gelder aufgefunden? Das wäre ja ausgezeichnet!“ dachte er nicht ohne gewiſſe Erregung und ſchaute unwillkürlich von der Seite heimlich auf den Gaſt, ob der nicht ſchon den Schatz in der Taſche oder hinter dem Rücken verſteckt hielte.

„Aber — über Ihre Sache wird die allerſchärfſte Nachforſchung angeſtellt, ha, ha, ha! Das iſt auch Alles! das iſt auch rein Alles!“ rief lachend Muſikantow aus, „zuerſt macht der Gouverneur dem Miniſter den Rapport. Dann wiederkäuen die hieſigen Zeitungen dieſelbe Phraſe für's liebe Publicum, nachdem die ganze ſchreckliche Geſchichte über Sie ausführlich gemeldet iſt; und dann — nun, dann beruhigt ſich die Polizei und alle Uebrigen, und damit endet die ganze Affaire. Und Sie — ſo arm, wie Sie waren, ſo werden Sie bleiben. — Aus ehrlicher Arbeit, ohn' Müh' und Raſt — bau'ſt Du Dir . . . Sie runzeln die Stirn — gut, ich ſchweige ſchon. Doch haben Sie auch ſchon gehört, wie Frau von Tſchemodarow von Ihrem Kummer niedergeſchmettert iſt? Sie weint. Sehen Sie, welch' eine vortreffliche Lebensgefährtin Sie gewinnen könnten, wenn Sie jetzt Geld hätten.“

„Nun, was ſoll's damit? Weshalb reden Sie denn von alledem?“ fragte ſcharf, von raſendem Aerger erfüllt, Tſchulkow, der anfing, ſeine Geduld zu verlieren.

Muſikantow blickte ſeitwärts, zum Fenſter hinaus, ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, nahm zuletzt Tſchulkow ſanft beim Arm und machte, indem er ihn halb umarmte, einige Schritte mit ihm zuſammen durch das Zimmer. Dann führte er ihn zum Ofen, und die bebenden Lippen dicht zu ſeinem Ohre hinneigend, obgleich außer ihnen ſich Niemand im Zimmer befand, flüſterte er ihm zu: „So — ſo ſchauen Sie ſich doch nur um — ſo erkundigen Sie ſich und lernen Sie, wodurch die Erſten hier reich wurden — zuerſt in vergangener Zeit einige der ausländiſchen Getreidecomptoirs — und dann auch unſere eigenen Pächter?“

Und als Tſchulkow darauf ſchwieg, drängte er ſich noch näher an denſelben heran und raunte ihm gerade in die Ohrmuſchel hinein: „Durch falſche Banknoten, Väterchen! durch falſche Banknoten aus den umliegenden freien Münzhöfen! Sie brauchen nur zu pfeifen, ſo bringt man ſie Ihnen, lieber, theurer Freund, pudweiſe in's Haus. Sie ſchlagen ſie los, bringen Ihre Angelegenheiten in Ordnung und helfen damit auch Denen, die Ihnen nur Gutes wünſchen, Ihr Schäfchen in's Trockene bringen. Sie brauchen jetzt Geld — und glauben Sie mir, Ihre Befähigung, Geſchäfte zu führen, wird von Allen und Jedem anerkannt! Sie könnten auf der Stelle gehen, Zwanzig-, Dreißigtauſend erhalten — nun, und würden irgend wo hinreiſen, ſie umzuwechſeln.“

Tſchulkow machte ſich ſanft aus den Händen Muſikantow's frei. Jede Muskel in ſeinem Geſicht aber bebte.

„Erlauben Sie,“ begann er nach einer Pauſe, vor Aufregung kaum die Stimme beherrſchend, „was für eine Teufelei erzählen Sie mir jetzt ſchon länger

als eine halbe Stunde! Habe ich das Alles nur geträumt, oder haben Sie in Wirklichkeit selbst alle diese Worte gesprochen?"

„Wie Sie wollen!" antwortete scharf und verächtlich Musikantow, während er zur Seite trat.

„Verstellt sich diese geheimnißvolle, ausgeplünderte Bestie?" dachte er, „oder will in der That dieser Esel sich das Ansehen geben, daß er ein wirklich ehrlicher Mann sei?" Doch in jedem Fall, das sah Musikantow wohl ein, war mit Tschulkow in dieser Sache nichts auszurichten.

„Doch jetzt Spaß bei Seite!" begann er wieder mit völlig verändertem Ton. „Wirklich, man ist manches Mal fast bereit anzuerkennen, daß ein Mann, der bis dahin im gesellschaftlichen Leben immer die höchste Ehrenhaftigkeit bewährt, in eine verzweifelte Lage kommen kann — in eine Lage, wo er sich entschließt, die sogenannte, für die Lümmel des himmlischen Königreichs erdachte „Ehre" zum Teufel zu jagen, um bewußt, kühn und mit Einsatz der vollen Verstandeskräfte zu betrügen; man muß dann zugestehen, daß diese Entschlossenheit ein volles, hochbelehrendes, gedankenreiches Drama umfaßt, so wie es noch keine Literatur uns geschaffen."

Tschulkow seinerseits hatte unterdessen begriffen, daß es nutzlos, in Zorn zu gerathen. Tief aufathmend wandte er sich dem Fenster zu, ohne seinen Gast anzublicken.

„Leben Sie denn wohl! Alles, was ich Ihnen sagte, war natürlich nur Scherz — Sie verstehen doch?"

„Gewiß! wie sollte ich nicht!"

Beim Verlassen des Cabinets blieb Musikantow an der Thürklinke hängen und zerriß sich den Rockärmel. Seine Pferde stürmten dahin, wie von Bremsen verfolgt, und die Kalesche, hart an einen der Thorpfosten prallend, entging mit Mühe dem Umgeworfenwerden.

„Zeige nur Ehrlichkeit!" dachte Musikantow, nachdem er in der Steppe eine Cigarre angeraucht hatte. „Auf solche Einfaltspinsel muß man mit politischer Moral einwirken. Mit solcher Moral kann man mehr als einem ehrlichen Narren den Kopf schwindelig machen, bei solcher Moral geben sogar die Tschernosemsker Republikaner für mich ihre Stimmen ab. Höchst wahrscheinlich wäre Tschulkow auf meinen Vorschlag eingegangen, wenn er nicht an dem glücklichen Erfolg gezweifelt hätte. Ob ich nicht den Sinsinsky noch einmal zu ihm schicken soll. . . . Es ist Zeit, hohe Zeit, an das Umwechseln des erhaltenen Antheils zu denken! Die Frau fordert alle Augenblicke Geld, Bartol versteht auch zu verbrauchen, die Gläubiger ziehen mir das Fell über die Ohren. Zum Namenstag muß ich ein Diner geben. — Gefahr ist im Verzuge! Aber da meine Compagnons sich sicherlich vor dem Zuchthaus gehütet haben werden, so werden sie's wohl auch verstehen, mich selbst davor zu retten!"

In Tschulkow tobten andere Gedanken. Als Musikantow weggefahren war, ergriff er seine Mütze, um nach der Wirthschaft zu sehen; doch mit einer Verwünschung warf er sie wieder auf den Tisch und sich selbst auf das Lager.

„Wie! mir hat er vorgeſchlagen, an der Verbreitung falſchen Geldes mich zu betheiligen! Alſo dafür, dafür hält man mich! Nach ihrer Meinung bin ich nur ein Aufkäufer, eine Art Wucherer im Kleinen, ein durch den Einbruch mittellos gewordener Speculant und weiter nichts. Und dieſer Schurke erdreiſtet ſich, mir zu verſichern, daß er der Mittelpunkt gar ſonderlicher Reichs-Rachegeiſter ſei, bereit, die geſellſchaftliche Ordnung zu erſchüttern! In ſolchem Grade erniedrigt man mich — mich, den ohnehin Heimgeſuchten, zu Grunde Gerichteten . . .!“

Tſchulkow erhob ſich, ſetzte ſich die Mütze auf und ging auf den Hof hinaus, mit Gewalt die heiß aufſteigenden Thränen niederzwingend; er beſtieg ein Pferd und ſprengte in die Steppe hinaus.

Neuntes Capitel: Freitag's letzter Weg.

„Alſo arm! ſo ſei's d'rum!“ Mit dieſen Worten beſchloß Tſchulkow noch am ſelben Tage eine Stunde ernſten Nachdenkens. „Das Erſparte ging verloren, man vermochte nicht, es wieder zu finden; damit genug — baſta! Keine Silbe, keinen Gedanken mehr daran!“

Und wirklich begann er von Neuem an's Werk zu gehen, von Anfang anzufangen. Kleine Parcellen ſeiner Arrende gab er in andere Hände; Heuſchlag und Kornernte beſchloß er hufenweiſe einzubringen, d. h. mit den Felderträgen ſelbſt die Arbeit zu bezahlen. So blieb ihm nur die Zahlung der Kronspacht, und er entſchloß ſich, ſich hauptſächlich mit Schafzucht zu beſchäftigen. Eins verurſachte Tſchulkow quälende Angſt: die Krankheit Gußlew's. Tag und Nacht wich er kaum vom Lager des Freundes. Der Arzt bot ſeine ganze Kunſt auf, doch keine Wendung zum Beſſeren wollte eintreten. Bald genug verbreitete ſich in der Umgegend die traurige Kunde, daß Gußlew dem Tode nahe ſei. Die benachbarten Anſiedler hatten gelernt, den ſtillen, biederen Freund Tſchulkow's zu ſchätzen und zu lieben, und gar Viele erſchienen in Besludowka mit guten Rathſchlägen, wie er vielleicht zu retten wäre, mit heilſamen Kräutern und anderen Mitteln gegen Wunden, mit der Bitte, den Kranken noch einmal ſehen zu dürfen. Tſchulkow willfahrte ihnen Allen.

„O Du armer, armer Dulder!“ dachte er oft, auf die erlöſchende Kraft ſeines noch unlängſt lebensvollen, geſundheitſtrotzenden Rieſen blickend; „da biſt Du gereiſt und umhergeſchweift, haſt bald hier, bald dort Raſt gehalten, kamſt auf Deinen Wanderungen auch hierher. Dachteſt Du wohl, daß Dich die heimtückiſche Kugel aus der erbärmlichen Piſtole eines Diebes niederſtrecken würde, während Du fremdes Gut vertheidigteſt? Hätteſt Du die Thür nicht ſo zur Unzeit geöffnet, wäreſt Du nicht in dem Moment in's Cabinet getreten, als ſie mich dort quälten und marterten, ſo könnteſt Du noch lange leben — könnteſt ſtolz und würdevoll mit Deinem langſamen Kranichſchritte durch Feld und Steppe wandeln; würdeſt mit mir in Deinem grünſeidenen Schlafrock und den Pantoffeln plaudern, würdeſt rauchen und Luftſchlöſſer bauen; träumen von Deinem

eigenen, einsam stillen Ankerplatz, von Deinem für das Alleinsein Dich hier tröstenden friedlichen Alter! — Und jetzt liegst Du wie ein gefällter Stamm und schweigst und verglimmst!"

Eines Tages war Tschulkow hastig auf's Feld geritten und eilig zurückgekehrt; er hatte sich gesagt, daß es hohe Zeit sei, endlich einmal — seine Nachbarin zu besuchen; da sah er, in Gußlew's Zimmer blickend, daß zu Häupten des Bettes, bitterlich weinend und schluchzend, ein Mädchen stand. Vermuthend, daß sie von irgend einem Nachbarn mit Aufträgen an ihn abgeschickt sei, trat er näher hinzu: doch es war niemand Anderes als die aus Besludowka entlaufene Glascha. „Wo mag nur Dunja sein?" mußte Tschulkow denken, während er leise das Cabinet verließ, „ich muß doch diese Glascha fragen, ob sie sie nicht gesehen; sie verschwanden damals zu gleicher Zeit." Bevor er noch zum Tische gehen und den Hut aus der Hand legen konnte, hatte sich hinter ihm Jemand zu Boden geworfen und mit lautem Weinen seine Knie umfaßt. Er schaute sich um — da war Dunja. Aber wie hatte sie sich verändert! Ihre blühende Gesichtsfarbe war verschwunden, die Wangen abgemagert; ihre trüben, stark verweinten Augen waren roth und verschwollen; die Haare hatten sich unter dem Kopftuch gelöst und fielen in wirren Strähnen auf Rücken und Schultern.

„Du bist es, Dunja? Was führt Dich her?" fragte Tschulkow, einen Schritt zurücktretend.

„Ich, ich! Vergieb mir! verzeihen Sie, Alexander Iljitsch, ich bin schuld, ich bin an Allem schuld! O — ich habe Dich in's Verderben gestürzt und mich selber mit!"

„Ja, wie so denn? Auf welche Weise?" fragte Tschulkow, während er sich vergeblich bemühte, sie vom Boden aufzuheben und zu beruhigen. „Ich weiß von keinem Vergehen Deinerseits . . ."

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie mir!" jammerte Dunja, „ich bin eine Missethäterin, eine Räuberin, eine Mörderin! — O Herr Gott, hilf mir und erbarme Dich meiner! Heilige Mutter Gottes, rette mich! — Ich habe, ohne es zu wollen, Dich den Bösewichtern verrathen, durch mich sind sie so schnell hierher gelangt, durch mich Wahnsinnige haben sie Alles erfahren und Dich dann beraubt . . ."

Tschulkow hob sie auf. „Wie kam es also?"

„Wie das war? So war's, so . . . O Gott und himmlische Mutter! Vergeben Sie mir, haben Sie Gnade mit mir! Ich härmte mich ab, als Sie mich bei Seite warfen — entschuldigen Sie nur, Alexander Iljitsch, daß ich so gerade heraus rede — und da kam just ein Mensch — ach, hätt' ich ihn mein' Lebtag' nicht gesehen!"

Thränen verhinderten sie am Weitersprechen. Sie fiel wieder auf die Knie, umschlang Tschulkow's Füße und Kleider und rang die Hände.

„Schlag' mich todt, erstich mich gleich jetzt!" schrie sie auf. „Nimm Dein Messer und stich zu! O, ich will gleich auf der Stelle sterben, aber ich dachte

nicht, daß es ſo kommen würde! Der Teufel, der hat Alles von mir ausgeforſcht und herausgelockt . . .“

„Wer hat ausgeforſcht?“

„Er — der Sabäus!“

„Welcher Sabäus?“

„Nun — der frühere Bräutigam von Glaſcha. Sie kannte ihn ja, bevor noch Gußlew kam. Als der Sabäus noch bei den Soldaten war und mit der Escadron in Bojarkina ſtand, hat er ſich mit Glaſcha verſprochen. Dann wurde das Regiment verſetzt. Seitdem hat er nichts mehr von ſich hören laſſen. Aber was er für Verbrechen begangen hat, und wie er vom Regiment weggelaufen iſt und dann im Zuchthaus geſeſſen hat, das hat ſie ja erſt jetzt erfahren, wo überall von ihm geſprochen wird.“

„Hat er denn vom Zuchthaus aus ſie an ſich gelockt?“

Dunja erhob ſchweigend ihre großen blauen Augen zu Tſchulkow und ſchlug dann die Hände zuſammen.

„Ja, weißt Du denn auch ganz und gar nichts? Sabäus — das iſt ja der Sſawka Molodiſchka, der Mordbrenner, den Alle kennen — das war die Teufelsſeele, die Glaſcha verführt hat, und mich mit ihr!“

Ein Froſtſchauer überlief Tſchulkow. „Alſo der hat bei mir gewirthſchaftet!“ dachte er. „Auf welche Weiſe habt Ihr mich denn an ihn ausgegeben?“ fragte er laut.

„Ach, es iſt mein Tod, nur daran zu denken. — Er muß doch durch irgend Jemanden hier in der Nähe von Deinem Wohlſtand erfahren haben, anders kann's nicht ſein; da iſt er denn zu Dir hergekommen und als Tagelöhner eingetreten, fünf Tage ſogar hat er hier gearbeitet. Mit ihm kam auch noch Einer, der älter war. Soßim hieß er. Aber ſo lange ſie hier waren, nannten ſie ſich unter einander Johann. das hatten ſie ſo abgekartet: der alte Johann und der junge Johann. Die Glaſcha hat ja wohl gleich ihren früheren Liebſten erkannt. — Du, Alexander Iljitſch — Du warſt zu der Zeit bei der gnädigen Frau da — bei Barbara Arkadjewna, ſo heißt ſie doch, oder Tſchemodarich — Nun, da hat er der Glaſcha in's Ohr geblaſen. „Komm, wollen wir fortgehen,“ hat er geſagt, „ich hab' ſchon den Abſchied bekommen; ich bring' Dich zum Vater und zu meiner Mutter,“ hat er geſagt, „und da wollen wir heirathen.“ Und ſie hat darauf gehört. Und da bin ich, ich war ja ſo böſe auf Dich, da bin ich auch mit ihr fortgegangen — ich dachte immer, Du würdeſt mich aufſuchen und — zurückholen. . . . Nun, am Sonnabend, wie Feierabend gemacht war, da ließen ſie ſich von Dir den Tagelohn auszahlen, und Nachts, da gingen wir, Glaſcha und ich, heimlich zu ihnen hinaus und trafen uns bei der Zibuliker Böſchung. . . . Das heißt, ich mit dem Alten. Wir gingen in die Stadt zu den Landungsplätzen; dort arbeiteten wir einſtweilen auf Tagelohn. Nicht lange darauf kam auch Sabäus mit Glaſcha. Ach, ich hab's wohl geſehen, wie die Burſchen nun anfingen, unter ſich zu flüſtern, weißt Du, ganz heimlich. Das iſt ſchon gewiß, die Glaſcha wußte ganz gut und hat's vielleicht ſelbſt ge-

ſehen, was und wo etwas bei Dir im Hauſe iſt. Sie iſt ja oft zu Palit Pankratjitſch gegangen — oder Herr Palit hat ſelbſt unabſichtlich mit ihr darüber geſprochen, nun und der Sſawka*) hat ſchon Alles von ihr herausgeholt. Jetzt weiß ich, daß die Waghälſe ſchon Alles beſchloſſen hatten, uns haben ſie ja nicht eine Silbe geſagt. Wir haben immer noch am Landungsplatz gearbeitet, haben Weizen umgeſchüttet. Ich — ich habe immer Nachricht von Dir erwartet. Die Glaſcha hat oft Sſawka gefragt: „Werden wir bald zu Deinem Vater und zu Deiner Mutter gehen?“ Er hat geſchwiegen; aber einmal hat er geſagt: „Wart' noch eine kleine Weil'!“ Und dann, o es iſt ſchrecklich, ſich deſſen zu erinnern! Eine böſe Hexe hat Dich an jenem Tage zur Bank geführt. Nicht weit davon biſt Du mir mit dem Sſawka begegnet — ich hatte ihn gebeten, mit mir auf die Poſt zu fahren, ich dachte, vielleicht iſt ein Brief von Dir da. In der Gaſſe, da fing er an, mich auszufragen: „Sag' doch, weshalb iſt Dein Herr hierhergekommen? Du haſt ein Wohlleben bei ihm geführt, Du mußt doch um Alles wiſſen.“ Er war halb berauſcht zu der Zeit und wollte ſelbſt einen Brief auf die Poſt bringen. Und ich antwortete ihm auch, ohne mir etwas Böſes dabei zu denken: „Er wird einfach Geld nach der Bank gebracht haben, oder er hat ſich auch welches geholt.“ Da befahl er mir, nach Hauſe zu gehen, zu ſeiner Braut Glaſcha; er ſelber folgte Dir auf einer Droſchke, hielt Nachfrage über Dich auf dem Herbergshof, wie ich denke, in welchen Du früher einzukehren pflegteſt, und beſchloß wohl Alles ſo, wie er's nachher ausgeführt hat. Und wirklich, wenn ich jetzt Alles überdenke, war's wohl nicht ſchwer zu erfahren, ob Du zu der Zeit irgend etwas verkauft oder hergebracht hatteſt, oder Geld aus der Bank nehmen wollteſt. — Vielleicht hat er auch durch irgend einen Kanzleiſchreiber in der Bank ſelbſt noch ausgekundſchaftet, wie und was. — Es giebt ja auch genug Pack, welches ſich in den Schenken herumſtößt und um einige Heller zu jeder Schurkerei bereit iſt. . . .“

„Aber woher weißt Du eigentlich ſo entſchieden, daß gerade Molodiſchka und nicht irgend ſonſt wer den Einbruch bei mir verübte?“

„Ich denke ſo, es kann nicht anders ſein! Wer ſollte es denn ſonſt thun? Kaum warſt Du mit Iwan Iwanowitſch fortgefahren, als er auch mit Soßim Abends in den großen Gemüſegarten neben unſerem Quartier eine Menge Juden und Geſindel zuſammenrief; da haben ſie lange gelärmt und Schnaps getrunken und in ihrer Sprache geſchnattert; und nach dieſer Schnatter-Geſellſchaft haben weder Glaſcha noch ich ſie mit einem Auge geſehen. Sie ſind verſchwunden und haben uns ſitzen laſſen, gerade als ob ſie in's Waſſer gefallen wären. Und wie nun die Leute davon ſprachen, daß bei Dir Räuber geweſen wären, da ſagte ich zur Glaſcha: „Wollen wir zu Tſchulkow gehen und auch zu Gußlew, und wollen wir Alles ſagen. Mögen ſie uns beſtrafen, aber verheimlichen wollen wir nichts!“ Und ich wäre auch ſchon früher gekommen. Nur hatte Glaſcha

*) Abkürzung für Sabäus.

einen Todesſchreck, als ſie Alles erfahren hatte; und wie ich dazu rieth, herzugehen, da hat ſie mich aus Furcht verlaſſen. . . . Aber vorgeſtern, da iſt ſie wiedergekommen. „Komm nur," hat ſie geſagt, „ſo hab' ich doch keine Ruhe . . . Ich habe ja nicht mit ihnen zuſammen geſtohlen, hab' ſie auch nicht dazu angeſtiftet — — und wenn ich bei ihnen mich auch verplappert habe, ſo konnte ich ja doch nicht wiſſen, was für welche das ſind!" Nun, und da ſind wir hergekommen — — Frag' uns nur aus, wir wollen ſchon Alles ſagen! Schick' nur nach der Polizei, ſchadet nichts! Vielleicht hilft der Herr und die himmliſche Mutter Gottes, daß Du durch uns Dein Hab' und Gut wiederfindeſt!"

Tſchulkow ſchaute durchdringend, aber trauervoll auf Dunja. „Wenn ſie ſelbſt mit abſichtlicher Berechnung die Halunken hergeführt hätten," dachte er, „wären ſie jetzt nicht mit dieſem Geſtändniß hervorgetreten."

„Haben ſie viel von Deinem Geld geſtohlen, Alexander Iljitſch?" fragte aufſchluchzend Dunja.

„Zehntauſend Rubel in Silber."

„Iſt das viel, auf die früheren Aſſignatien gerechnet?"

„Fünf und dreißig Tauſend!" Dunja fiel wieder auf die Knie, begann wieder laut zu ſchluchzen, Tſchulkow's Kleider zu ergreifen und die Hände zu ringen.

„Du mußt ſie einfangen, ſuch' ſie auf, nimm ſie feſt! Wir werden auf's Evangelium Alles beſchwören! Sie müſſen jetzt gewiß im Tſcherdoklejewſker Bairak oder vielleicht in der Pariſchkiner Schenke ſein."

„Nein, Dunja! dieſe Falken holen wir jetzt nicht mehr ein! Ohne Geld wußten ſie ſich gut zu verſtecken; jetzt, wo ſie Geld haben, finden wir ſie niemals! Umſonſt wird man Euch nur bei den Gerichtsverhandlungen und den Polizeiverhören quälen . . ." Tſchulkow konnte nicht bis zu Ende ſprechen. Auf dem Hofe hörte man das Rollen einer eleganten Equipage.

„Wahrſcheinlich iſt wieder Jemand von den Nachbarn gekommen, um Gußlew zu beſuchen!" dachte Tſchulkow und trat an's Fenſter.

An ſeinem Auge ſchwebte eine ſehr elegant gekleidete Dame vorüber, welche ſchnell die Treppe heraufeilte. Tſchulkow hatte noch nicht die Zeit, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, hatte nicht die Zeit, zu Dunja zu ſagen: „Geh' auf eine Minute hinaus, laß uns allein und warte auf dem Hofe!", als auch ſchon die Schritte des Gaſtes im Saale ertönten.

„Alexander Iljitſch, wie geht es Ihnen? Oh, Sie Armer! Wie viel Ereigniſſe!" ſagte Frau von Tſchemodarow, auf Tſchulkow zugehend.

„Barbara Arkadjewna! Welchem Zufall verdanke ich . . . Das kommt mir unerwartet!"

„Ihr Brief hat mich ganz zu Boden geſchmettert; ich war drei Tage lang krank; meine alte Tante iſt jetzt noch in Folge dieſer fürchterlichen Nachrichten leidend und zu Bett. Ich wurde endlich wieder wohl und kam hierher, um mich perſönlich nach Ihnen und Gußlew zu erkundigen. Und, à propos, über einen gewiſſen Wechſel wollte ich mich mit Ihnen berathen."

Frau v. Tschemodarow begann ihren Paletot abzulegen und bemerkte jetzt erst Dunja. Ohne zu wissen, wer das sei, erröthete sie leicht. In demselben Augenblick kam Jemand zu Tschulkow, um ihm zu sagen, daß der Doctor ihn in dringender und unaufschiebbarer Angelegenheit zu sich bitten lasse.

„Entschuldigen Sie mich! ich kehre sogleich zurück!" sagte Tschulkow. „Sie wissen wahrscheinlich noch nicht — Gußlew's Stunden sind gezählt und es ist viel, wenn er die Woche überlebt."

„Der Aermste! Gehen Sie nur, gehen Sie, ich werde warten!" Tschulkow wandte sich zum Gehen; doch erinnerte er sich Dunja's, welche noch immer dort stand, und erröthete ebenfalls. Frau von Tschemodarow trat nach seinem Weggehen an den Spiegel, der über dem Schreibtisch hing. Sie ordnete etwas an ihrem Anzuge, zog den Shawl über den Schultern zurecht, strich das Haar glatt und ließ sich dann in einen Sessel nieder. Und während sie die Falten des Kleides ordnete, wandte sie sich freundlich an Dunja:

„Bist Du von den Hiesigen, meine Liebe?"

„Ah! das ist sie also, diese Bärbe Tschemodarich!" dachte bei sich, böse und eifersüchtig sie musternd, Dunja; „gegen solch eine reiche und geputzte und schöne Gnädige hat mich mein lieber Freund Alexander ausgetauscht!" — und sie flüsterte leise zur Antwort: „Ja, von den Hiesigen!"

„Wie denn, meine Liebe, bist Du von selbst hergekommen oder hat man Dich geschickt, um sich wegen dieses kranken Freundes von Alexander Iljitsch zu erkundigen?"

„Ich bin von selbst gekommen, Niemand hat mich geschickt." — Die leise und ehrfurchtsvolle Antwort schien indessen für den Gast etwas Verdächtiges zu haben; es klang durch sie unerklärlich auf einmal Gift und Haß. Frau von Tschemodarow blickte auf Dunja's unterthänig und schüchtern niedergeschlagenes Auge, dann auf ihr fast elegantes ärmelloses Ueberjäckchen aus Kattun, auf die bunten Strümpfe und das seidene Tuch, welches sie auf dem Kopfe trug und mit dem sie das glühende, verweinte Gesicht zu bedecken versuchte, — und das Herz in ihrer Brust erzitterte plötzlich von einem unbestimmten, aber bitteren Vorgefühl.

„Bist Du vielleicht gekommen, meine Liebe, um Herrn Gußlew zu besuchen?"

„Nein, nicht ihn . . ."

Frau von Tschemodarow blickte zu Boden.

„Wen denn eigentlich?"

Dunja antwortete nicht.

„Wer bist Du denn selbst?"

„Ja wozu, gnädige Frau, wollen Sie denn das wissen? Ich gehöre mir selbst an!"

„Wie heißt Du?" rief, sich selbst nicht mehr kennend, aufspringend Frau von Tschemodarow, „Du bist Dunja, ganz gewiß Dunja!?"

„Nun, was ist dabei . . . verzeihen Sie . . . Dunja zu heißen! . . .

Wenn Euch das ſchon ſo ſehr aufbringt, dann kann ich Euch, Herrin, auch noch was ſagen: Ich bin die Geliebte meines gnädigen Herrn Tſchulkow — ſo iſt's!" ſtieß Dunja in raſendem Hochmuth heraus.

Frau von Tſchemodarow richtete ſich ſtolz auf; ſchon wollte ſie als Antwort ihr ebenfalls heiße und verwundende Worte in's Antlitz ſchleudern — doch ſie hielt inne, ergriff ſchweigend Paletot und Hut und verließ eilig das Zimmer. Noch war Tſchulkow nicht in's Cabinet zurückgekehrt, als auch die Equipage der jungen Frau ſchon über den Weideplatz hinter dem Gehöft dahinbrauſte.

„Wo iſt denn die gnädige Frau?" fragte eintretend Tſchulkow. „Weshalb iſt ſie ſo ſchnell fortgefahren?"

„Wie ſoll ich den Grund wiſſen? Bin ich denn ihre Wartefrau!" antwortete unnatürlich ruhigen Tones Dunja.

„Was haſt Du mit ihr hier geſprochen?"

Dunja ſchwieg.

„Du haſt ſie gewiß durch irgend etwas beleidigt? Schämſt Du Dich nicht — der Sünde und Schande!"

„Nun was! Wenn ich doch ſchon ſchuld ſein ſoll, bin ich ja ſo wie ſo verloren! Die Strafe kommt für eins. — Nicht zur Freude, nicht zum Glück hat die Mutter mich armes Ding geboren! Magſt mich gleich mit eigenen Händen hier vor Deinen Füßen erwürgen, erſchlagen — magſt mich lebendig in die Erde verſcharren . . ." Sie brach zuſammen.

„Und jetzt, gerade jetzt thuſt Du das!" ſchrie Tſchulkow auf. „Was ſoll ich Dir ſagen? — Geh' in Frieden! — Ich will nicht nach der Polizei ſchicken — Vernünftiges kommt doch nicht dabei heraus!"

Tſchulkow eilte auf die Treppe und befahl, ſeine Droſchke anzuſpannen. Der Arzt ſaß beſtändig am Bett des kranken Freundes. Jetzt bat Gußlew wieder Tſchulkow zu ſich herein; mit ſeiner und des Doctors Hilfe wuſch er ſich, wechſelte die Leibwäſche, bat, ihn in den Kiſſen aufzurichten und ſagte:

„Alexander Iljitſch, lieber Sſaſcha! Ich will Euch nicht betrügen! Schick Du nach einem Geiſtlichen. Zur Nacht, jedenfalls nicht ſpäter als morgen früh muß ich ſterben."

Tſchulkow blickte auf den Doctor, der am Fenſter ſtand — und der nickte traurig mit dem Kopfe.

„Sſaſcha, öffne mir das Fenſter! Laß mich hinausſchauen auf die Steppe, auf die Thalſchlucht, auf den Brunnen — ſo — ſo . . . Herr Gott, was für ein wundervoller Tag! Aber in der Seite ſticht es, die Bruſt brennt, das Herz . . ."

Tſchulkow wollte ihn tröſten.

„Nein, Sſaſcha, ſprich mir jetzt nicht von Ueberflüſſigem. — Sprich nicht! Dort — dort werden wir getröſtet werden (er wies mit der Hand nach oben), hier giebt es doch keinen Troſt. — Wo bleibt doch der Prieſter? Wer weiß, vielleicht ſagt er noch ab. — Ach, fahre Du, ſei gut — fahr' ſelbſt! Und noch eins, komm ſchnell zurück, ich muß Dir noch etwas ſagen. . . ."

Der brennende Schmerz der Wunde in der geſchwollenen dunkelgefärbten Seite begann auf's Neue den Kranken zu quälen. Er ſchloß die Augen und athmete ſchwer. Dann bat er leiſe den Doctor, ihm aus ſeinem Ranzen, der noch immer an der Wand hing, die Bibel herauszunehmen.

„Ihr Aerzte ſeid Alle Ungläubige, darum bitte ich gerade Sie: leſen Sie mir etwas vor!"

Der Doctor wählte eine Seite und begann zu leſen. Draußen fuhr die Droſchke bereits vor.

Leiſe, faſt wie zu ſich ſelbſt ſprechend, fragte Tſchulkow den Doctor: „Aber was ſoll das? Iſt es denn möglich, daß er wirklich ſobald ſchon ſterben ſoll?"

Und doch hatte Gußlew ſeine Worte vernommen. „Meine Grenzlinie iſt erreicht!" ſagte er, ſich zu einem Lächeln zwingend.

„Aber Gott — ſo unerwartet, ſo bald?" — Tſchulkow ergriff tief bewegt ſeinen Hut, wollte hinausgehen und blieb wieder wie gebannt ſtehen.

„Zage nicht! Das Schickſal hat Halt geboten!" ſprach Gußlew weiter; „wir waren zu ſtolz, wir Beide, das iſt's. — Wir vertrauten zu viel auf uns ſelbſt. — Jetzt heißt's, ſich zum letzten Weg bereiten . . . haſt Du nach dem Geiſtlichen geſchickt?"

„Ich fahre ſelbſt."

„Nach Tagantſchà?"

„Ja!"

„Geh' denn, eile. Bringe auch zu gleicher Zeit den Cantor Platonitſch mit — ich bin mit ihm gut Freund geweſen, haben oft zuſammen gejagt. — Eile denn — ſage ihm, ich gehe den letzten Gang!"

Tſchulkow trat an's Bett heran, ſagte: „Leb' wohl, Hippolyt! — vielleicht willſt Du noch etwas ſagen!" und verdeckte die Augen mit der Hand.

„Halt, bleib', Alexander, warte noch; ſtell' Dich dorthin, neben mich. — Will Dich noch einmal ſo recht anſchauen."

Tſchulkow ging zum Fußende des Bettes. „Entſcheide doch die Frage," begann Gußlew langſam, „warum hab' ich mich früher nicht in's Waſſer geworfen? Warum hab' ich mich nicht erhängt und nicht erſchoſſen in meinen ſpäteren ſchweren, hoffnungsloſen Jahren? Warum habe ich mich ſo gern unter Deinem Dach niedergelaſſen, ich — der Faullenzer, der elende Landſtreicher?"

„Ich weiß es nicht."

„Darum, weil ich an den Menſchen glaubte und glaube. Der ärgſte Schurke iſt doch beſſer als ein Thier; denn er kann Reue empfinden. Nun genug . . . jetzt kannſt Du fahren. Ich habe bei Dir die Arbeit kennen gelernt . . . jetzt will ich mich zum letzten Mal beſchäftigen — mit Gott! Und ſollte der Prieſter mich nicht mehr treffen, tragt mir nichts nach, denkt meiner in Gutem . . . ſei es alſo!"

Nach den letzten Worten ſtöhnte Gußlew auf, und es ſchien, als wollte

er wieder in den Zuſtand der Bewußtloſigkeit verſinken. Tſchulkow ſtand noch eine Weile, ſprach mit dem Arzt und wandte ſich dann, noch einmal auf den Freund blickend, leiſe zur Thür.

„Warte, warte doch noch!“ rief Gußlew, der ſich ein wenig erholt hatte, mit ſchwacher Stimme. „Laß mich noch einmal Dich anſehen, Du ehrlicher, redlicher Arbeiter. — Was liegt daran, daß ſie Dich beraubten? Ueberall kann Raub und Diebſtahl geſchehen. Doch Du haſt bewieſen, daß es lohnt, ſich zu mühen und zu ſtreben. Möge Gott Dich ſegnen! — Wenn Du recht geſcheut ſein willſt, heirathe die Tſchemodarow. Du kennſt den Kummer und ſie auch — das iſt Eure Verbrüderung. Geh' jetzt. Und Dank noch, Dank für Alles, Alles! und dafür beſonders, daß Du dem Vereinſamten die letzten Jahre verſchönt haſt . . .“

Der Doctor gab Tſchulkow einen haſtigen Wink, — dieſer eilte hinaus und fuhr davon.

In ſchneller Fahrt hatte Alexander Tagantſchà erreicht und den Prieſter von Allem verſtändigt, dann — eilte er zu Frau von Tſchemodarow, um ihr zu Füßen zu ſinken. Ihre Hände, ihren Kleiderſaum küſſend, klärte er Alles auf, und es gelang ihm, ihr augenblicklich zornig drohendes Aufflammen zu beſchwichtigen. — Darauf holte er im Vorbeifahren den Cantor ab und trat mit ihm die Rückfahrt an. Es war noch immer ſein treuer Falbe, der, als fühle er die Wichtigkeit der unter ſeiner Mithilfe vollführten Geſchäfte, heute beſonders eifrig und flink dahintrabte. Der Cantor ſaß ſchweigend hinter Tſchulkow; doch man ſah es ihm an, daß er gern über irgend etwas ſprechen wollte.

„O das Wild, das Wild, das es in dieſem Jahre geben wird! Sehen Sie, die jungen Trappen ſind ſchon heraus. Da, da iſt das alte Mütterchen aufgeflattert und die Kleinen laufen ihr wie Häschen im Graſe nach.“

„Was giebt's Neues?“ fragte Tſchulkow, um ſeine wachſende Bangigkeit zu übertönen.

„Als ob Euer Wohlgeboren nicht wiſſen ſollten . . .“

„Nichts weiß ich.“

Der Cantor räuſperte ſich.

„Wiſſen Sie — Kapkanczikow, der Iſprawnik, wiſſen Sie, iſt noch immer auf der Suche nach Ihren Capitalien, und da hat er einen vollſtändigen Wachtdienſt bei allen Geldwechſelern und Wucherern im ganzen Kreiſe organiſirt, und da hat er eine ſolche Sache ausgeſpürt, daß es geradezu ſchrecklich iſt. . . . Sie ſelber waren juſt zu der Zeit auf den Jahrmarkt gefahren, und hier ſind Alle in großer Aufregung.“

„Ja, was für eine Sache denn?“

„Erſt hat er irgend wo hier eine falſche Banknote aufgefangen; dann, wie man ſich erzählt, erwiſchte er ein ganzes Tauſend; und juſt, vor Ihrer Ankunft bei uns, erzählte der Schwiegervater von unſerem Pater Leo, der auch auf dem Zejarkiner Jahrmarkt geweſen war, wiſſen Sie, geſtern oder heut' — daß in unſerem Kreiſe bereits eine ganze Fabrik falſcher Banknoten entdeckt ſei.“

Als wäre unmittelbar vor seinem Ohr eine Kirchenglocke geläutet worden, so betroffen wurde Tschulkow von dieser Nachricht. Er zügelte den schnellen Lauf seines Falben.

„Und wer sind die Gründer dieser Fabrik?"

„Es ist schrecklich zu sagen, Euer Wohlgeboren! Fast alle hiesigen Herrschaften, sagt man, und nicht etwa die ärmeren, nein, Alles große und gewichtige Herren, die im ganzen Kreise als die ersten und angesehensten Leute gelten. Herr, rette uns und schütze uns in Gnaden vor solcher Schande!"

Der Cantor bekreuzte sich.

„Aber wer denn namentlich?"

Der Cantor stockte. „Gar zu Viele sind's, die man nennt; doch ist's ja klar, daß man auch hinzulügt. Ich kann mich gar nicht erinnern, wer eigentlich . . ."

Während dessen hatte das Pferd in die gerade Richtung zur Opalicha eingelenkt. Doch es hatte noch keine Viertel Werst durchlaufen, als hinter einer steilen Anhöhe das lustige Geklingel von Glöckchen und Schellen ertönte, vermischt mit Peitschengeknall und Zurufen des Wagenlenkers. Tschulkow entgegen stürmte ein Fünfgespann mit einem verstaubten Tarantaß. „Halt, halt!" rief eine Stimme, „warten Sie; ich komme eben von Ihnen!"

Aus dem Tarantaß sprang der Isprawnik Kapkanczikow. „Wohin fuhren Sie?" fragte er.

„Den Geistlichen zu bitten, zu Gußlew zu kommen. Was macht er jetzt?"

„Ja, ich weiß!" sagte mit einem Seufzer der Isprawnik, der Frage ausweichend. Warum er es wohl für seine Pflicht hielt, den müden Blick nicht offen in Tschulkow's Gesicht, sondern auf die Räder seiner Droschke zu richten? „Ich weiß," fuhr er fort, „und Sie haben recht gethan, daß Sie sich dieser Mühe für den armen Menschen unterzogen. . . . Ich bin auch ein armer Mensch. Meine Familie, die ißt mich zu Tode! Und ungeachtet meines Ihnen gegebenen Versprechens habe ich in Ihrer Sache noch nichts Wesentliches entdeckt. Jetzt, wie ich im Vorbeifahren bei Ihnen vorsprach, wandten sich bei Ihrem Hause zwei Weiberchen an mich und machten hinsichtlich jener Deserteure eine Aussage. Ich befahl, daß man sie unter Bewachung zu mir in die Stadt abführen solle. Was für ein sonderbarer Zufall, in der That! Doch glaube ich kaum, daß wir noch irgend etwas Neues entdecken. Wir haben nichts erreicht und werden wohl auch nichts mehr erreichen. All dieses Gesindevolk sind doch Schurken!"

„Wie — Sie hätten nichts erreicht? Und die Falschmünzer?" fragte scherzend Tschulkow.

Der Isprawnik, ein wenig verlegen, daß er nicht als Erster diese größte Neuigkeit des ganzen Kreises erwähnt hatte, bat Tschulkow, die Droschke zu verlassen, führte ihn ein wenig abseits vom Wege und sagte: „Hat man Ihnen auch die betreffenden Schuldigen genannt?"

„Nein!"

Kapkanczikow ſah ſich rings um und fuhr dann fort: „Man nennt Viele. Unter anderen auch unſere beiderſeitigen Bekannten: Sinſinſky und Czabanenko. Was ſoll aus ihren Kindern werden?“

Durch Tſchulkow's Hirn blitzte unwillkürlich die Erinnerung an ſein letztes Geſpräch mit Muſikantow. „Und wo hat man die Spur dieſer Fabrik entdeckt?“ fragte er laut.

„Ich komme eben von dort; obgleich es eigentlich noch Geheimniß iſt, Ihnen will ich es doch ſagen. . . . In Uljanowka, ganz in Ihrer Nähe, hinter der Opalicha, vielleicht kennen Sie's, ein kleines, erbärmliches Meierhöfchen mitten in der Wildniß. Vor ungefähr einem Jahre nahm es der Affairiſt Sinſinſky in Pacht, um eine Gerberei dort zu errichten. Ich durchſuchte dort alle Baulichkeiten: ich fand die Steine, Papier, ein Gefäß mit Farben, einen Ofen mit Schnüren umzogen, um darauf die Banknoten zu trocknen; ich fand Farbenflecke an den Wänden. — Nun, was ſagen Sie dazu? Dachten Sie wohl, daß die Kaiſerliche Münze zeitweilig aus St. Petersburg in Ihre nächſte Nachbarſchaft verlegt werden könnte, weil es dem böſen Sinn dieſer Herren ſo beliebte!“

Seinerſeits nahm nun Tſchulkow den Iſprawnik unter den Arm, führte ihn noch weiter vom Wege fort feldein und theilte ihm ſein letztes Geſpräch mit Muſikantow mit.

„Ueberzeugende Beweiſe gegen ihn habe ich nicht; doch wäre es rathſam, auch ohne überführende Beweiſe anzufangen, ihn zu beobachten.“ . . .

„So ſteht's alſo!“ ſagte vor Freude bebend der Iſprawnik, „aus der Ecke bläſt der Wind! Ich hatte ihn ſelber ſchon lange im Verdacht. Da ſteckt Alles! Und wie ich Ihnen dankbar für dieſe Entdeckung bin, obgleich wir zur Zeit noch Beide keine ſchlagenden Beweiſe gegen ihn haben! O! dieſer Schelm hat große Fähigkeiten und fliegt einen hohen Flug! Wenn ich ſeine Theilnahme an dieſer Geſchichte aufdecke, iſt meine Carrière gemacht! Von mehreren Verdachtsgründen gegen ihn habe ich noch mit Gußlew geſprochen.“

In den Augen des Iſprawniks blitzte es triumphirend auf, er ſah im Geiſte ſchon den Orden, die Rangerhöhung, die Geldbelohnung u. ſ. w., u. ſ. w. Nicht ohne Hochgenuß vergegenwärtigte er ſich den Moment, wenn er, ſo klein an Wuchs und Würde, dieſen Goliath, den Adelsmarſchall Muſikantow, zu Boden ſtürzen würde. Indeſſen — als er Gußlew's Namen ausſprach, bebte die Stimme des Iſprawniks, und warum wandte ſich ſein Auge wieder zu Boden, auf die beſtaubten Stiefel Tſchulkow's? — Er ergriff Alexander bei beiden Händen und drückte ſie warm.

„Was haben Sie?“

Der Iſprawnik ſchaute ihn an; in ſeinen eben noch freudig blitzenden Augen glänzte eine Thräne.

„Was nützt es, jetzt noch geheim zu thun! Gußlew — vergeben Sie mir die Trauernachricht — Gußlew ſchloß in meinem Beiſein die Augen für immer.“ . . .

Tschulkow's Haupt neigte sich tief auf die Brust. Und vielerlei zog ihm durch den Sinn.

Der Isprawnik bestieg sein Gefährt. Traurig und still begab sich Tschulkow zu seinem Rennwägelchen, sagte leise zum Cantor Platonitsch: „Sie haben gehört? es giebt einen guten Menschen weniger auf der Welt!“ und trieb das Pferd an. Tage, Wochen und Monate sind verstrichen, viel Wasser ist zu Thal gerauscht; doch wie die Zeit auch wechselte, was Tschulkow auch thun und denken mochte, immer wieder stand das eben Erlebte vor seinem Geiste, immer wieder tauchte es vor seinem Auge empor. Deutlich sieht er den staubigen Tarantaß des kleinen, durch Dienstplackerei abgequälten Isprawniks, die warme, sonnige Abendlandschaft, die langsam verglühenden rothen Wölkchen über der Steppe am Rande der dunkelnden Himmelswölbung; er hört das leise Rollen der Wagenräder, den schnellen Hufschlag des eigenen schäumenden Pferdes — und er sieht weiter, wie aus der Ferne von der Thalschlucht herüber heller Lichterglanz aus den Fenstern sein Auge trifft, aus den Fenstern des sonderbar belebten Besludowkaer Hauses, wo von der Treppe her ihm die in der Dämmerung vergrößert scheinenden Gesichter seiner Hausgenossen entgegenblicken.

Er trat in's Zimmer. Gerade der Thür gegenüber, inmitten des kleinen sauberen Gastzimmers lag auf dem aus einander geschobenen Eßtisch — schon gewaschen, angekleidet und sorgfältig, sogar zierlich gekämmt — die stumme Hünengestalt Gußlew's. Die starken Füße der Thür zugewandt, die Hände auf der mächtigen Brust gefaltet, das bärtige Gesicht etwas zur gewölbten Schulter geneigt. Wie oft hatte ihn Tschulkow im Sommer so gesehen, wenn er von der Jagd an gluthheißem Tage todmüde nach Hause kam. Dann pflegte er zum kleinen Teich unten in der Schlucht zu gehen, sich dort mit ganzen Eimern kalten Quellwassers zu überschütten und sich darauf, nachdem er sich umgekleidet und gekämmt hatte, in's frisch bezogene Bett zu legen. Er nahm dann wohl die letzte Zeitungsnummer, las sie einige Augenblicke lang, sich die Fliegen abwehrend, und mit den Worten: „O, morgen gehe ich noch weiter; morgen streife ich noch bis hinter Bojarkino! Was ist das für ein Land bei Ihnen, ein irdisches Paradies!“ pflegte er regelmäßig fest einzuschlafen, und damit war selbstverständlich auch die ermüdende Streiferei über Bojarkino hinaus auf die lange Bank geschoben.

Der junge Doctor, erregt und betrübt, hatte schnell ein Lesepult improvisirt und las wirklich zu Häupten des Verstorbenen das Evangelium.

„Bei welch' ehrwürdigem Kirchengebrauch Sie mich finden!“ sagte er bei Tschulkow's Eintritt. „Aber der Entschlafene nahm mir das Wort ab: „ich will,“ sagte er, „daß gerade Sie lesen.““

Der Cantor Platonitsch ließ als Sachkenner nicht lange auf sich warten. Im Eintreten machte er mit Anstrengung drei tiefe Verbeugungen bis zur Erde, etwas verstohlen von der Seite auf das bleiche Antlitz des Verschiedenen blickend, das plötzlich so seltsam ernst und feierlich geworden war. Doch im Bewußtsein seiner Würde winkte er mit den alten Augen und räusperte sich laut, als ob er

ſagen wollte: „Nun, wartet nur, ich werde anfangen zu leſen, daß es eine Art haben ſoll!“ Würdevoll und ſtolz ſogar ſchaute er ſich ringsum, holte aus der Bruſttaſche ein mitgebrachtes Wachslicht hervor, zündete es an, wickelte das wachsbetropfte Pſalterbuch aus dem Papier und begann laut und geläufig zu leſen. Und während dieſes Leſens, die ganze Nacht hindurch, wollten trotz ſeines ernſten Willens nicht die Bilder von warmen, duftigen Frühlingstagen aus ſeiner Seele weichen: das grüne, noch junge Schilfrohr an der Opalicha, das Bienengeſumm, das Geſchrei der Waſſervögel auf den blauen Flußbuchten, ſein Umherſchweifen mit Gußlew bald hier-, bald dorthin, das wohlbekannte Knallen der Flinten, das Geplauder mit dem nun Verſtorbenen irgend wo an einem Hügelabhang, die Träume von einem eigenen Stück Brod im ſpäten Alter.

„Es iſt ein Brief von unſerem Verſtorbenen an Sie da!“ ſagte der Doctor zu Tſchulkow, „ſeine letzten Worte . . .“

„Wie? So kurz vor dem Tode hat er ſelbſt geſchrieben?“

„Nein, den Anfang dieſes teſtamentähnlichen Schriftſtücks hat er augenſcheinlich noch in den erſten Stunden nach jener Nacht geſchrieben, als er verwundet ward und die eigene Gefahr erkannte; das Ende aber hat er mir dictirt, worauf er die letzte Kraft zuſammennahm und unterſchrieb.“

„O, zeigen Sie!“

Während dieſer Zeit waren ſchon Leute hereingekommen, um das Maß für den Sarg zu nehmen. Der Saal füllte ſich mit Arbeitern. Alle machten andächtig das Zeichen des Kreuzes, ſchauten von der Seite mit tiefem Bedauern auf den Verblichenen und verbeugten ſich ehrfurchtsvoll viele Male. Tſchulkow und der Doctor traten in's Cabinet. Alexander zündete ein Licht an, rollte das Papier auf und las die folgenden Zeilen:

„Ich fühle mich ſterbenskrank; mir ſcheint, es kann keine Rettung geben — ich werde ſterben. Die Welt wird ob meines Todes nicht erzittern, das iſt ſelbſtverſtändlich. Eine Menge Käferchen, gleich mir, ſterben täglich und ebenſo, ohne eine Spur von ſich zu hinterlaſſen. Doch will ich ein letztes Abſchiedswort meinen früheren Freunden ſagen. Alle Ihr alten, guten Schwärmer! Alle Ihr luſtigen Burſche, Faullenzer und Windbeutel, Ihr Gefährten meiner Jugend, meines Lebens! Wo verlebt Ihr Eure Tage! Ihr, die Ihr ſchon ergraut, ſchon müde, krank und unzufrieden mit dieſer neuen, ſtrengen, kalten und rauſchenden Zeit ſeid, kommt zur Beſinnung! Beginnt zu ſtreben, heiligt durch ausdauernde Arbeit wenigſtens die letzten Euch zugemeſſenen Jahre des Lebens! Ich und wir Alle, wir haben nicht wenig Glück auf Erden genoſſen; und doch will ich Euch, Ihr armen Schelme, das größte Geheimniß offenbaren: Es giebt kein höheres Glück als die Arbeit! — Dann, wohl wiſſend, daß der tödtliche Brand nicht wartet und daß bald, ſehr bald vielleicht er näher rückt, daß in weniger als einer Woche mein Herz aufhört zu ſchlagen — ſende ich Allen auf der Welt meine brüderliche Liebe, mein freundliches Lebewohl! — Und nun Du, mein letzter und beſter Freund Sſaſcha, Du kennſt mich ja, Du haſt Alles von mir gehört. Aber ich

habe noch eine beſondere Bitte an Dich. In einem Dörfchen und Gouvernement, das der Doctor Dir näher bezeichnen wird, lebt in recht ärmlichen Verhältniſſen meine einzige Schweſter, eine Wittwe. Ich habe noch einen Theil des von Dir mir ausgeſetzten Gehalts, ſchick' ihr dieſes Geld und meine Uhr, meine Bücher, Wäſche, Kleider und ſonſtigen Sachen. Sie hat einen Sohn, der die Kreisſchule beſucht, möge er all das zum Andenken von mir empfangen. Doch meinen Reiſeranzen, den laß ich zum Andenken Dir. Wenn, was Gott verhüte, Du hier nur Enttäuſchungen erlebſt und alles Dir verleidet iſt, wenn unter Anderem, was ich von ganzem Herzen nicht wünſche, eine uns Beiden bekannte Perſon Dir untreu würde, die Du wahrhaft ſchätzen und lieben gelernt — dann gedenke meiner, nimm meinen Ranzen von der Wand herab und hänge ihn über die Schulter und gehe andere Felder bebauen. Doch Schöneres findeſt Du nicht, als den Süden. Dorthin ziehen die Vögel, dorthin treibt es vom Norden fort auch die Menſchenſeele. Leb' wohl! — Möge Dein Gehöft, in welchem meine Quelle ſprudelt, wachſen und blühen, möge es die Zierde dieſer Gegend werden! Möge Gott Dir langes Leben ſchenken, mögen ſich alle Deine Wünſche erfüllen, möge es nie dahin kommen, daß Du mit meinem alten Ranzen über der Schulter die Felder verläßt, wohin Dich das Geſchick gewieſen und wo auch, Dich liebend und vertheidigend, ſein Gebein zur Ruhe gebettet

Dein treuer Freund Hippolyt Gußlew."

„Ja — und ſolche Leute ſterben — und die Welt wird vernünftiger, aber trockener!" ſagte ſeufzend Tſchulkow, als er zu Ende geleſen.

Der Prieſter kam. Die traurigen Stunden verſtrichen raſch, und als drei Tage vorüber waren, da bewegte ſich aus Tſchulkow's Gehöft ein Trauerzug mit dem Körper ſeines todten Freundes zum oberen Theile der Waldſchlucht hin. Dem Begräbniß wohnte auch Frau von Tſchemodarow bei. Es war ein köſtlicher Tag: die glühende Sonne wurde von leichten freundlichen Wölkchen verdeckt, welche noch am Morgen den Himmel wie mit einem Vorhang verhüllten, ſich zuſammenballten, ſich ausdehnten und hin und her zogen, ohne aus ihrem Schooße Regen oder Wind oder Gewitter zu entſenden. Die ganze Umgegend lag in tiefer Stille, Kühle und ſchattigem Halblicht. Wie von Erwartung gebannt ſchwiegen die Vögel, was häufig bei ſolcher Witterung geſchieht. In der Steppe kein Geflatter noch Geſang. So wurde Gußlew begraben.

Weder der Doctor noch der Prieſter waren zu bewegen, für ihre Mühe von Tſchulkow Geld anzunehmen. Die Habſeligkeiten und das Geld des Hingeſchiedenen wurden ſeinem Wunſche gemäß durch Iwan Iwanowitſch in die Stadt gebracht und dort durch die Poſt weiter befördert.

„Wie iſt er doch ſo ſchnell geſtorben, nachdem er ſeinen letzten Willen dictirt hatte?" fragte nach Schluß der Seelenmeſſe der junge, dem freundlichen Leſer bereits bekannte Prieſter aus Tagantſchà, Pater Leo, den jugendlichen Arzt. „Woran iſt er eigentlich geſtorben, ſagen Sie mir's doch! Halten Sie nicht zurück, ich liebe ſehr die Naturwiſſenſchaften und glaube an ihre großartige

Zukunft und Beſtimmung. . . . Ich bedauere es ſehr, daß ich ſie nicht ſtudirt habe."

„Er ſtarb am Herzen!" erwiderte der Doctor. „Wie ſoll ich Ihnen das erklären? Das entzündete Blut traf das Nervenſyſtem, und als der Hauptherrſcher unſeres Körpers, das Gehirn, aufhörte zu befehlen, da hörte auch das Herz zu ſchlagen auf."

„Jedoch, wo iſt denn eigentlich die Seele, im Gehirn oder im Herzen?" fragte Pater Leo. „Verzeihen Sie: es kann wohl ſein, daß ich mich nicht in Ihrer Art und Weiſe ausdrücke; aber dieſer Gegenſtand beſchäftigt mich ſehr. Manches Mal, wenn ich in Gedanken verſinke, kann ich ganze Tage wie betäubt umherwandeln."

„Nun, dann ſetzen Sie ſich zu mir; wir müſſen ohnedies eine Zeit lang zuſammenfahren; ich werde es Ihnen, ſo gut ich's verſtehe, erklären."

Der Doctor und der Geiſtliche ſetzten ſich in den Wagen, fuhren in die Steppe hinaus und lange hörte der Cantor Platoniſch, der den Rothſchimmel des Pater Leo lenkte und im Trabe an den grünenden Wieſen und Abhängen entlang jagte, mit ſtummem Kopfſchütteln zu, wie der junge Arzt über das Geheimnißvolle im Tode des Menſchen dem unlängſt aus dem Seminar entlaſſenen Prieſter Mittheilung machte.

Tſchulkow's Gehöft wurde von Neuem einſam und ſtille. „Ach, das Leben iſt bitter," ſagte ſeufzend der ſich ganz verwaiſt fühlende Mann, als die Gäſte fortgefahren waren und er ſich wie früher mit ſeiner Cigarette auf das Treppchen ſeines Beſludowkaer Lehmhäuschens ſetzte. Die Ausſicht von der Treppe war ja gleich ſchön geblieben: auf die Steppe, die Thalſchlucht, den Brunnen und das Wäldchen. Aber es war noch etwas hinzugekommen: der traurige Anblick des friſchen ſchwarzen Grabes, worin Gußlew ruhte. Lange ſaß Tſchulkow dort regungslos und vielerlei hat er in dieſen Stunden überdacht.

„Das Todte dem Todten; dem Lebenden das Leben!" ſchloß er ſeufzend ſeine Betrachtung und verließ ſeinen Sitz auf den Treppenſtufen. Das liebliche Bild ſeiner jungen Nachbarin begann noch mehr als früher ihm lockend zu winken. „Ich muß ein Ende machen: Leb' wohl, goldene Freiheit!"

Etwa zwei Tage darauf, als er ſich eben zu Frau von Tſchemodarow begeben wollte und ſchon auf die Freitreppe hinausgetreten war, kam Iwanowitſch angefahren. Tſchulkow begrüßte ihn, kehrte in's Zimmer zurück, befahl den Sſamowar aufzuſtellen und plauderte mit ihm lange Zeit über dies und jenes, wie in guten alten Tagen.

„Weißt Du, eigentlich warſt Du es, Iwan Iwanowitſch, der mich zum Hierbleiben bewog," ſagte er unter Anderem.

„Sicherlich war ich es! Nun, was weiter? Möcht' es nur unter Euresgleichen mehr ſolcher Iwans geben! Wir, gnädiger Herr, wir mühen uns ſchon ſeit langer Zeit redlich ab, wie ein Völklein Ameiſen."

„Und doch ſahſt Du, wie Alles hier in Stücke ging. Hier haben ſie mir

meinen Besitz geraubt, dort liegt mir der Freund, der Gehilfe begraben. Muthlosigkeit und Gram haben mich übermannt!"

„So wollt Ihr diese ganze Last mir in die Schuhe schieben? Laßt es gut sein! Gott verräth Keinen; der Böse wird Euch nicht holen, Euer Wohlgeboren!" sagte der Getreidehändler. „Ohne Erfahrung habt Ihr begonnen und die Sachen gut geführt; jetzt seid Ihr um die Erfahrung bereichert und werdet um so vorsichtiger sein. Haben nicht dieselben Schurken auch mir Geld und Pferde gestohlen? Gebt mir doch noch ein wenig kochendes Wasser, gnädiger Herr; so und nun trinkt selber! Die Geschäfte, die kommen schon von selbst wieder in's Geleise. Und ist's Euch zu einsam ohne Gehilfen, ei, so sucht Euch eine Gehilfin, ich meine eine Mamsell oder junge Madame. Wenn Euch unsere Sarafan-Trägerinnen*) nicht nach dem Sinn, nun so heirathet irgend eine Dame. Es wird Einem ungleich vergnüglicher zu Muthe und all und jedes faßt sich anders an. Wahrhaftig! (Der Kornhändler begann zu lachen.) Die Frau ist dem Manne in der That eine Gehilfin! Dazu ist sie von Gott dem Herrn aus unserer Rippe geschaffen! Ich habe meine eigene Frau früher manchmal geprügelt — aber jetzt beginne ich sie zu schonen, habe ihr eine Crinoline gekauft, verwöhne sie sogar."

Zehntes Capitel: Der Münzhof und die Münzer.

Die Entdeckung der Falschmünzerfabrik in Uljanowka war durch eine Kleinigkeit, durch einen geringfügigen Zufall veranlaßt worden.

Ein in heißer, drückender Mittagsgluth auf dem sandigen Platze des Kreisstädtchens stehender Geldwechseler hatte halb schlaftrunken von einem durchreisenden unbekannten Juden einen Fünfzigrubelschein entgegengenommen und umgewechselt. Nach ungefähr einer Stunde besah er sich seinen Handel näher. Es erwies sich, daß der Schein gefälscht war und zwar in folgender Weise: in einem Winkel schloß die Nummer mit der Zahl 14, im gegenüberliegenden mit der Zahl 41. Wahrscheinlich trug die Unvorsichtigkeit des Druckers, der die herausgefallenen Ziffern verkehrt wieder eingesetzt hatte, die Schuld. Das scharfe Auge des betrogenen Wechselers entdeckte noch mehrere kleine Zeichen der Fälschung. Doch er war gewitzigt und schwieg ruhig. Zwei Tage darauf kam derselbe Jude, der nichts Verdächtiges merkte, wieder wie auf der Durchreise zum Wechseltischchen, aber diesmal schon am Abend, und bat, ihm ein Bankbillet umzuwechseln. Der Wechseler zeigte sich gern bereit und begann ihm kleine Scheine und Silbergeld aufzuzählen, während er heimlich seinem Laufjungen, der zur Hand war, zuwinkte. Dieser benachrichtigte den Isprawnik und der Jude wurde festgenommen. „Wo hast Du das Geld her?" Der Arretirte leugnete selbstverständlich Alles, schwor und betheuerte, daß er nichts wisse und sagte zunächst aus, daß

*) Bauermädchen oder Frau aus dem Volke. Anm. des Uebers.

er dieſes Geld in der Gouvernementsſtadt auf der Straße gefunden habe. Dann änderte er ſeine Ausſage dahin, daß ein unbekannter Herr ihn beauftragt habe, dieſe Noten zu wechſeln, dem er dann das umgewechſelte Kleingeld in ein beſtimmtes Wirthshaus bringen ſollte. All dies erwies ſich natürlich als reine Erfindung. Indeſſen ſpürte man die Wohnung des Juden auf, hielt daſelbſt Nachſuchung und fand auch unter dem Fußboden noch ungefähr zweitauſend Rubel gleicher Billete.

Als der Gouverneur Kapkanczikow's Rapport empfangen hatte, ließ er ihn ſofort mittelſt Eſtafette zu ſich rufen und berief ſogleich zur Führung des weiteren Proceſſes eine beſondere Commiſſion, beſtehend aus dem Unterſuchungsrichter, einem Beamten für beſondere Aufträge, einem Gendarmerie-Offizier und Kapkanczikow ſelbſt.

„Wiſſen Sie, mein Lieber, worauf ich gekommen bin?“ ſagte zu dieſem Letzteren der Gouverneur, als ſie unter vier Augen in ſeinem Cabinete allein waren, „errathen Sie nichts?“

„Ich wüßte nicht, Eure Excellenz . . .“

„Sehen Sie, mir ſcheint, als ob dieſe neue niederträchtige Geſchichte mit dem Gelddiebſtahl bei Tſchulkow einen Zuſammenhang hat; Sie wiſſen, auch dort hatten Hebräer die Hand im Spiel. Hatten Sie nicht am Ende dieſe nämlichen Gelder aufgeſtöbert, welche dieſem Tſchulkow geraubt worden? Und ſind ſie nicht vielleicht in der Einöde da auf ſeinem Gehöft fabricirt? Es iſt etwas ſehr Verdächtiges in ſeiner ganzen Erſcheinung wie in ſeinem Herkommen. Bedenken Sie nur! Im Norden gelebt, überall im Auslande herumgeſchweift und plötzlich hier ſtecken geblieben. . . . Geſtern ſitzen wir ſo im Club, ich, Muſikantow und Skardaczewſky, und ſpielen Karten, da habe ich ihnen denn ganz im Geheimen dieſe Entdeckung und meine Vermuthung mitgetheilt. Muſikantow iſt ja Adelsmarſchall . . .“

„Nun — und ſie?“

„Mit einem Worte: ſie waren ganz und gar mit mir einverſtanden. Sie erbleichten ſogar bei dem Gedanken, mit ihm bekannt zu ſein. Es iſt in der That wahrſcheinlich. Wie ſollte doch dieſer Herr mit ſeinem elenden Gütchen eine ſolche Summe, wie die bei ihm entwendete, erſparen können! Glauben Sie, als er hier bei mir die Thürſchwelle betrat, da wollte er nicht dieſes Geld, ſondern ſich ſelber retten, damit ſeine Schelmenſtücke nicht herauskämen. Ich rathe Ihnen, ihn ſcharf zu beobachten und mit ihm anzufangen. Handeln Sie in meinem Namen! Verſtehen Sie? Laſſen Sie ſich durch nichts und durch Niemanden in Verlegenheit bringen. . . . Durchſuchen Sie, arretiren Sie und verhören Sie, ohne ſich an Rang oder Namen oder Stellung in der Welt zu kehren, ohne ſogar ſich um die Grenzen des Kreiſes oder Gouvernements zu kümmern.“

„In dieſem Falle bitte ich Eure Excellenz, mir die eben ausgeſprochene unbeſchränkte Vollmacht ſchriftlich geben zu wollen!“

Der Gouverneur dachte ein wenig nach.

„Nun gut! Aber seien Sie vorsichtig. Wer indessen auch immer der Schuldige sein möge, schonen Sie Niemanden. Und noch einmal rathe ich Ihnen, mit Tschulkow zu beginnen."

Der Gouverneur klingelte, befahl dem Kanzlei-Chef, das nöthige Papier auszustellen, unterschrieb und händigte es dem Isprawnik ein.

Die Untersuchungscommission begann noch am selben Tage ihre Thätigkeit. Die Stadt durchflog das Gerücht, daß auch Tschulkow bei dieser Sache compromittirt sei, und er fühlte sich durch solche Verleumdung tief verwundet. Unterdessen lud Kapkanczikow die Mitglieder der Commission ein und fuhr mit ihnen in eine der ärgsten und verrufensten Vorstadtschenken, vollzog dort vor Zeugen die gründlichste Untersuchung, arretirte und verhörte den Schenkwirth und schickte noch von dort dem Gouverneur einen Bericht, daß er auf dem Punkte, nicht nur eine ganze Bande von Umwechselern falschen Geldes zu entdecken, sondern daß er auch den Faden gefunden, der zur Entdeckung des Münzhofs selbst führen mußte. Nachdem man in zwei anderen am Wege liegenden Wirthshäusern noch einige verdächtige Personen ergriffen, ging die Commission am folgenden Tage auf den benachbarten Kreis über und abermals nach Tagesfrist bereits in's nächstgelegene Gouvernement. Uljanowka wurde, wie der Leser bereits weiß, durchforscht und führte die Untersuchungs-Commission auf viele Spuren. Bei jedem neuen Ortswechsel schickte Kapkanczikow dem Gouverneur Estafetten zu. Auch auf Tschulkow's ganzer Ansiedelung wurde Nachsuchung angestellt, freilich ohne jeden Erfolg. Dessen ungeachtet wurde Tschulkow's ehrlicher Name noch lange Zeit von den bösen Tschernosemsker Zungen in den Staub getreten und verlästert, indem man ihn mit der Uljanowkaer Affaire verflocht. Kapkanczikow ließ einen Theil der Commission zurück, um das Protokoll über die polizeiliche Durchsuchung aufzusetzen. Durch eine Aussage veranlaßt, bestellte er selbst Postpferde und jagte, begleitet von dem Gendarmerie-Offizier, Abends nach Tschernosemsk zurück, wo er, ohne irgend Jemanden von seinem Eintreffen zu benachrichtigen, auf der Polizeiwache einige Soldaten zu sich rief und mit ihnen zu einem Hause fuhr, über dessen Thür ein Schild mit der Aufschrift „Comptoir" hing. Das war Chalatow's Wohnhaus. Der Isprawnik und sein Reisegefährte klopften an's Hausthor. Im Fenster erschien ein Lichtschein, um dann wieder zu verschwinden, als ob die Kerze in ein anderes Zimmer getragen worden wäre. Kapkanczikow postirte seine Soldaten an den Hausecken und auf dem Hofe; auf neues Pochen an der Thür erschallte eine Stimme auf dem Hausflur: „Wer da?" und auf der Schwelle erschien, anscheinend nichts Besonderes vermuthend, Chalatow. Die Nachsuchung begann. Sowohl in den Zimmern als auch auf dem Dachboden wurde allerdings nichts gefunden. Doch Kapkanczikow fiel es auf, daß ein Fenster des Cabinets schlecht geschlossen war; auf dem Fensterbrett waren frische Regentropfen; es hatte den ganzen Tag unaufhörlich gegossen. Er nahm ein Licht, leuchtete zum Fenster hinaus und sah, daß dieser Flügel des

Hauſes an den Garten ſtieß, in welchem er friſche, zum Nachbarzaune führende Fußſpuren zu bemerken glaubte. Er flüſterte dem Gendarmerie-Offizier ein paar Worte zu; der verließ das Zimmer, und nach einigen Minuten erſchien einer der Soldaten, eine Laterne in der einen Hand und ein großes Glas in der anderen haltend, welches gedrängt vollgeſtopft — mit zerriſſenen und zuſammengeballten falſchen Banknoten war. Der Beweis war handgreiflich: Chalatow's Pantoffeln waren mit feuchter Erde beſchmutzt, ihr Maß paßte genau in die Spuren im Garten, und Chalatow wußte keine andere Erklärung abzugeben als die, daß ihn die polizeiliche Hausſuchung erſchreckt habe, daß er an demſelben Tage von der Menge curſirender falſcher Banknoten gehört habe, und fürchtend, daß auch ſein Geld ſich als falſches erweiſen könnte, habe er es zerriſſen und, durch den Garten gehend, über den Zaun des Nachbars geworfen. Er rang die Hände, weinte ſogar, fiel vor den Unterſuchungsbeamten auf die Knie, ſuchte ſie an den Kleidern feſtzuhalten und rief gen Himmel weiſend aus: „Ich bin unglücklich! Man hat mich betrogen! Richten Sie mich nicht zu Grunde, ſtürzen Sie mich nicht in's Verderben!"

„Wo haſt Du dieſes Geld herbekommen?"

„Ein Unbekannter brachte es mir geſtern Abend in's Comptoir und wechſelte es gegen reines echtes Gold um! Mein armes ſauer verdientes Geld iſt verloren, verloren!"

„Nun, das iſt ein allbekanntes Lied, die alte Leier, als ob ſie ſich mit einander verabredet hätten! Alle behaupten ein und dasſelbe!" ſagte Kapkanczikow, während er leiſe mit dem Genoſſen berathſchlagte und dann ſich zu dem herbeigeeilten Polizeihauptmann des Stadtviertels wandte. „Nehmen Sie ihn und direct in's Gefängniß!"

Der Hauptmann zauderte.

„Ich bin Kaufmann," fiel Chalatow ein, „ich führe Rechnungen für Handelshäuſer, habe Geſchäftspapiere und fremde Gelder . . ."

„Und wenn Du auch der Gott des Goldes ſelber wäreſt, der Pariſer Rothſchild in Perſon, wir haben den Befehl und wir arretiren! Dahin lautet unſere Inſtruction!"

Chalatow's verſchloſſene Kaſſe und ſeine Rechnungen wurden von dem Gendarmerie-Offizier und dem Polizeihauptmann verſiegelt, während der Iſprawnik ſeine Papiere durchzuſehen und ebenfalls zu verſiegeln begann. Seine Augen erblickten alle Augenblicke Sinſinſky's und Czabanenko's Briefe, deren Namen das hundertgängige Gerücht ihm ſchon mehrmals während dieſer Tage genannt hatte. Chalatow ſtand noch immer auf derſelben Stelle, gebückt und demüthig und ſchweigend auf das rings um ihn Vorgehende blickend. Aber plötzlich bemerkte der Iſprawnik, daß er vom Tiſch ein Papierchen fortnahm und es unbemerkt in ſeine Taſche gleiten laſſen wollte. Er forderte es Chalatow ab, entfaltete und durchlas es und ſagte dann dem Offizier in's Ohr: „Beendigen Sie hier ſchneller das Protokoll über die Hausſuchung, ich halte eine neue wich-

tige Entdeckung in der Hand. Wir müssen sofort weiter fahren und noch eine Person arretiren." Mit diesen Worten reichte er ihm das Briefchen. Es war ein Billet in Sinsinsky's Handschrift und folgenden Inhalts:

„Ich eile, Sie davon zu benachrichtigen, daß die Waare gefunden ist; vier Verkäufer sind schon durchgebrannt. Spitzen Sie die Ohren! Kommen Sie doch zu Papachens Namenstag! Bis morgen sind wir Alle zusammen!"

Die Untersuchungsbeamten ließen die Pferde wechseln, setzten das Protokoll über die Haussuchung und Arretirung Chalatow's auf und unterschrieben dasselbe. Hierauf übergaben sie den neuen Arrestanten den Händen des Polizeihauptmanns und verließen unverzüglich abermals die Stadt. Es war 10 Uhr Abends.

„Wohin geht's denn?" fragte der Gendarmerie-Offizier.

„Nach Gannowka, zu Musikantow!"

„Was ist denn da los?"

„Sie lasen ja selbst. Ich bin überzeugt, daß Sinsinsky diesen Brief aus Gannowka geschrieben hat; die Worte „Papachens Namenstag" bedeuten, daß heute der Tag des heiligen Ardalion, der Namenstag von Ardalion Arkadjewitsch Musikantow ist."

Die frischen Steppenpferde durchtrabten schnell die 30 Werst betragende Entfernung und brachten in das Residenzschlößchen des Adelsmarschalls die unerwarteten Gäste. Indem sie die glänzend erleuchtete Treppe von Musikantow's Haus hinanstiegen, blickte Kapkanczikow auf die Uhr: es war ein Viertel vor Zwölf. Doch im Hause ertönte noch die laute Lust, das zur Feier des Tages veranstaltete Gastmahl war noch nicht beendet.

Ardalion Arkadjitsch hatte eben eine Partie Bésigue beendigt und war aufgestanden, um sich etwas Bewegung zu machen. Ein Freund des uns bekannten, vor nicht langer Zeit durch den Gouverneur arretirten Studenten Sytow, Namens Manja, stand weit von den Kartentischen an der Saalthür und erzählte den Damen davon, wie er, in der Stadt lebend, sich mit der Frage der Reorganisation von Arbeiter-Vereinen beschäftige und jetzt mit dem Gedanken umgehe, auf seinem kleinen Vorwerk eine „Pflüger-Association" einzurichten, wobei dem Einen der Theilnehmer die Stiere zugehören würden, einem Anderen die Pflüge, einem Dritten die Verpflichtung obläge, die Ochsen zu füttern, einem Vierten die Rechnungsführung mit den Auftraggebern. Musikantow hörte ein Weilchen zu und lächelte.

„O Ihr Vorwärtsstürmer! Hoffnung des Vaterlandes!" sagte er, mit den Schultern zuckend, „dem Volke gilt all Euer Sinnen und Trachten. Und während dessen bestiehlt Euch dies Volk. Je besser sie das Schreiben und Lesen verstehen, desto mehr giebt's Schurken. Da, Euer so sehr gerühmter Tschulkow zum Beispiel: da hat er eine Schule eingerichtet, für ein Hospital, ein Altenasyl gesorgt und sich bemüht — und dasselbe Volk hat ihm Gäste zugeschickt, die auf eigene Manier mit seinem Capitale wirthschafteten. Nein, junger Herr, ohne

uns, ohne die höheren Stände, wird's die Geſellſchaft ſo gar weit nicht bringen! Das Leben ſelbſt richtet die Scheidewände auf: Finſterniß den Einen, den Anderen Licht! Die brauchen für's Erſte noch Staroſten*) mit Haaren auf den Zähnen, und kräftige Iſprawniks, aber nicht Fröbel'ſche Kindergärten!"

„Die Freiheit und ihre Rechte iſt Allen nöthig!" erwiderte ſtirnrunzelnd Manja.

Muſikantow lachte laut auf. „So wiſſen Sie noch nicht, daß das Wort „Freiheit" ein bloßes Gewäſch iſt, wie etwa eine dichteriſche Anrede „An die Jungfrau", „An ſie", „An den Mond"? Die Emancipation der Bauern iſt jetzt vollendet — auf dem Papier. Das Geſetzbuch wird wieder und wieder abgedruckt — und das iſt Alles! Doch was erſt beginnt, das iſt die Feſtigung der Arbeit für das Capital. Der klingende Silberrubel, das iſt der richtige Grundbeſitzer, und noch dazu was für einer!"

Während deſſen war auf dem Hofe Glocken- und Schellengeläut erklungen. Entweder rüſtete ſich ein Gaſt zur Abfahrt, oder es war noch ein neuer erſchienen. Es verſtrichen einige Augenblicke. Muſikantow, welcher ein paar Minuten geſchwiegen hatte, hörte, wie im Vorzimmer die Diener mit großer Geſchäftigkeit hantirten. Ein Lakai trat eben ein und auf Muſikantow zu, ihm in's Ohr flüſternd: „Der Iſprawnik und ein Gendarmerie-Offizier laſſen fragen, ob ſie hereinkommen dürfen?"

„Bitte, bitte ſehr," ſtotterte Muſikantow, und ſeiner Würde nicht achtend, eilte er federleicht an den Kartentiſchen vorbei durch den Saal und bewillkommnete die Ankömmlinge in freundſchaftlicher Weiſe.

„Auf ein paar Worte," ſagte der Offizier, mit dem Säbel klirrend, „wenn Sie erlauben — in einem beſonderen Zimmer."

„Ganz zu Ihren Dienſten! Wohin geht denn die Reiſe? Was belieben Sie . . .?" Der Hausherr führte ſeine unerwarteten Gäſte in das leere, eine Ecke bildende Billardzimmer. Die übrigen Gäſte hörten mit Kartenſpielen auf, ohne jedoch ihre Plätze zu verlaſſen, und folgten ihnen erregt mit den Blicken.

„Entſchuldigen Sie uns," begann Kapkanzikow, „und ſagen Sie, bitte, haben Sie einen Agenten für Lieferungsgeſchäfte, Herrn Sinſinſky?" — „Ja, gewiß!" — „Macdonald Jegorowitſch?" — „Ja, Macdonald Jegorowitſch!" — „Wo befindet er ſich gegenwärtig?" — „In meinem Garten . . . er trifft Vorbereitungen zu einer Bootfahrt auf dem Teich bei bengaliſcher Beleuchtung . . . meine Geſellſchaft . . . meine Freunde . . . verſammeln ſich, um ſich zu amüſiren . . . die Damen, das junge Volk, mit einem Worte: Alle. . . . Ich hoffe, daß auch Sie es mir nicht abſchlagen, da heute mein Namenstag iſt . . ."

„Keine Zeit, Ardalion Arkadjewitſch, keine Zeit! Könnten wir nicht mit Herrn Sinſinſky über Etwas Rückſprache nehmen?"

„Mit Vergnügen!"

---

*) Dorf- oder Gemeinde-Aelteſter.

Musikantow blickte in den Saal, rief einen Diener heran, der dort Theegläser zusammenräumte, und schickte ihn nach Sinsinsky. Der Diener eilte fort. Zu gleicher Zeit entfernte sich Jemand leise in der Dunkelheit vom geöffneten Fenster des Billardzimmers und durchlief schnellen Schrittes die Gartengänge. — „Er wird sogleich erscheinen!“ sagte Musikantow, sich bemühend, so sorglos wie möglich zu erscheinen; „ein kluger, ehrlicher und guter Mensch! Weswegen wollten Sie ihn sprechen, wenn ich fragen darf? Ach, und wünschten Sie vielleicht Thee, Cigarren? Sie rauchen doch?“ — „Danken verbindlichst!“ — „Wo kommen Sie her?“ — „Von Tschernosemsk.“ — „Und wohin, wenn man's wissen darf?“ — Der Offizier wurde verlegen. „Zu Ihnen!“ antwortete der Isprawnik. — „Zu mir! O, wie wenig liebenswürdig, so spät zu kommen! Warum nicht früher, zum Pirog*)? Gestern war ich in der Stadt; ich spielte im Club mit dem Gouverneur . . . plötzlich kam die Rede auf Tschulkow . . . haben Sie's schon gehört? Man erzählt sich, daß er bei dieser Historie mit dem falschen Papiergeld sehr verdächtig sei.“ — „Verzeihen Sie, ich muß mich um die Pferde bekümmern und auch einige Papiere herausholen!“ sagte, anscheinend die letzten Worte überhörend, der Isprawnik. — „Ich werde gleich Alles anordnen!“ unterbrach ihn der Wirth.

„Nein, verweilen Sie schon lieber hier. Dieser Herr wird in Ihrer Gegenwart die Unterredung mit Sinsinsky führen. Ich gehe auf kurze Zeit hinunter.“ — Der Isprawnik entfernte sich. Doch anstatt aus dem Tarantaß Briefschaften hervorzusuchen, rief er seinen mitgenommenen Kosaken herbei und ging nach dem Garten. Augenscheinlich hatte sein aufmerksames Ohr die Schritte unter dem Fenster des Billardzimmers vernommen. — Keine fünf Minuten waren vergangen, als von einer Hofecke, wo sich die Wirthschaftsgebäude befanden, durch die Dunkelheit der Ruf erscholl: „Steh'! steh'! halt ihn fest!“

Bestürzt, verwirrt und zugleich entrüstet sprang Musikantow auf, schritt schnell an den erstaunten Gästen vorüber und wollte eben in's Dienerzimmer gehen, als die Thür davon sich öffnete und Kapkanczikow bleich und erregt in den Saal zurückkehrte. „Was ist Ihnen?“ schrie der Hausherr auf, zu ihm herantretend. — „Ich habe ihn gefangen, auf der Flucht ergriffen, arretirt und unter Wache gestellt.“ — „Wen? wen?“ — „Sinsinsky!“ — Musikantow traute seinen Ohren nicht. „Wunderbar! unbegreiflich! das ist ein wahres Unglück! und in meinem Hause!“ wiederholte er unaufhörlich; „wo wurde denn Sinsinsky durch Sie arretirt?“

Kapkanczikow setzte sich und zwang sich gewaltsam zur Ruhe. „Im Pferdestall! Die Sache verhielt sich so: von hier hinaustretend, gehe ich zum Tarantaß und höre auf einmal im Garten hastige Schritte. Ich rufe den Weggehenden an, erhalte aber keine Antwort. Ich stürze ihm nach. Er wirft sich in die Büsche. Ich nehme unseren Ordonnanz-Kosaken und wir spüren ihn im Garten

*) Art russischer Pastete, welche zur Suppe gegessen wird. Anm. des Uebers.

auf. Doch der Flüchtling iſt bereits über den Hof in den Stall geſtürzt und ſteht im Begriff, ſich in der Finſterniß auf das erſte ihm in die Hände fallende Pferd zu werfen. Wir ſtellen uns im Winkel am Hofthor auf; wir ſehen, wie er aus dem Stall herausreitet und das Pferd zum Galopp antreibt. Wir werfen uns auf ihn und ergreifen ihn, ich am Arm, der Koſak am Fuß; er giebt dem Pferde die Sporen, aber wir ziehen ihn zur Erde nieder. „Wer iſt das? wer?“ flüſtert er, „laß los, ich gebe Dir hundert Silberrubel — fünfhundert — tauſend — laß los!“ Doch ſo ſtanden die Sachen nicht — wir riſſen ihn herunter, das Pferd ſtürmte auf dem Hofe herum und ich ſelber fiel im Ringen mit ihm zur Erde. Und wie ich ihn ſo hielt, da hat er mich in die Hand gebiſſen. Doch ich ließ nicht los, er iſt jetzt drinnen im Stall und unſer Koſak ſteht Wache vor ihm.“

„Ich bitte um Ihre Zuſtimmung, Herr von Muſikantow,“ nahm jetzt der Gendarmerie-Offizier das Wort, „befehlen Sie, nach dem hieſigen Aeltеſten zu ſchicken; auch iſt es nöthig, die für's Protokoll erforderlichen Zeugen zu berufen! Auch hoffe ich, daß Sie Alle, meine Herren, in der Eigenſchaft als Zeugen uns helfen werden, in ſo wichtiger Angelegenheit Herrn Sinſinſky zu verhören.“

„O nein, das thun Sie ſchon lieber ſelber!“ erwiderten die Gäſte.

Kapkanczikow forderte eine Laterne und begab ſich von Neuem in den Pferdeſtall.

„Aber Sinſinſky, Sinſinſky! und auf meinem Hofe arretirt! mein eigener Bevollmächtigter! Gott, welch ein Zuſammentreffen von Ereigniſſen!“ flüſterte Muſikantow in tragiſcher Weiſe; „und weſſen klagt man ihn an? iſt nicht das Ganze eine Verleumdung? So viel Jahre hab' ich ihn gekannt! Wie ich annehme, müßte man doch vor allen Dingen die Anklage nennen . . .“ Die Gemeindeälteſten erſchienen, die örtlichen Zeugen*) verſammelten ſich; die Unterſuchungsbeamten eröffneten die Sitzung in einem der nach dem Hofe gehenden Flügel, wohin auch Sinſinſky geführt worden war.

„Ardaljoſcha, oh mein Gott!“ jammerte Madame Muſikantow, die ihrem Gatten in einem der Zimmer des in wenigen Augenblicken öde und leer gewordenen Hauſes entgegentrat und, um ihn feſtzuhalten, vor ihm auf die Knie ſank, „was ſoll das ſein? Was ſoll aus uns werden? In unſerem Hauſe! So antworte doch!“

Muſikantow blickte mit trübe gewordenen Augen auf ſeine Frau, ſtampfte mit dem Fuße und riß ſich mit den Worten los: „Wenigſtens ſchweige Du ſtill, Mütterchen! Worein ſich die Weiber erſt miſchen, das verderben ſie immer. Was ſollen die Thränen! Geh', marſch fort, und beſchäftige lieber mit Deinen Reizen dieſen hellblauen Gaſt da, oder den ſchlimmen Schelm, den Kapkanczikow.

---

*) Das ruſſiſche Geſetz ſchreibt vor, daß ſich unter jedes gerichtlich giltige Protokoll, wenn irgend möglich, drei Einwohner des Orts, an welchem das Protokoll abgefaßt wird, unterſchreiben, das ſind die ſogenannten „örtlichen Zeugen“. D. Red.

Hab' ich Dir nicht oft genug gesagt, daß es nöthig sei, ihm zwei Mal jährlich ein Präsent von 100 Rubeln zu machen! Aber Du bliebst immer dabei: „Du beleidigst ihn; er nimmt nichts an!" Da, nun ist er nicht beleidigt! Hätte keine Noth gehabt: elf Stück Kinder sind kein Spaß! Er hätte schon genommen!" — Auch Musikantow ging nach dem Flügel. Auf dem Hofe begegnete ihm Czabanenko. „Man läßt Niemanden hinein!" sagte der Letztere. — „Hast Du bei Dir flüssiges, richtiges Geld?" — „Ja, ich habe." — „Viel?" — „Ungefähr 300 Rubel, mehr gelang mir nicht umzuwechseln." — „Also wechselt Ihr im Kleinen? O, Ihr Abscheulichen, Ihr Bösewichter! Wir hatten uns ja das Wort gegeben, bis zu passender Zeit im hiesigen Gouvernement nichts umzuwechseln!" — „Ja viel, was wir verabredet haben! Unwillkürlich wird man in Versuchung geführt, wenn kein Geld im Beutel ist! Wir sahen, Sinsinsky und ich, daß Chalatow und Skardaczewsky wechseln, da haben auch wir angefangen ..."

„Den Herrn von Czabanenko zu den Untersuchungsbeamten!" rief zu gleicher Zeit irgend eine Stimme von der Treppe des Flügelgebäudes herunter, „bitten Sie Herrn von Czabanenko her!"

Czabanenko flüsterte für sich: „Nun, Schimmel, bring' mich glücklich durch!" seufzte auf, winkte wie verzweifelnd mit der Hand und ging.

Musikantow blieb gesenkten Hauptes in der Mitte des Hofes stehen. „Ist Sinsinsky fest geblieben oder nicht?" dachte er.

Unterdessen hatte Sinsinsky gleich bei dem ersten Verhör vor den Zeugen, als er die schlagenden, unwiderleglichen Beweise gegen sich hörte, die Herren gefragt, was wohl seiner wartete, wenn er ein volles, offenherziges Geständniß ablegte; dann fiel er auf die Knie und bekannte Alles. Die Untersuchungsbeamten verfaßten in der Geschwindigkeit ein Protokoll und ließen dasselbe von den Zeugen unterschreiben; dann wurde Czabanenko gerufen, gegen welchen Sinsinsky ausgesagt hatte. Man verhörte auch diesen und legte dann Sinsinsky die Frage vor: „Sagen Sie, hatten Sie nicht noch weitere Theilnehmer?" — „Einstweilen sage ich: sonst keinen . . ." antwortete Sinsinsky.

Die Untersuchungsbeamten wechselten die Pferde, nahmen von Czabanenko das schriftliche Versprechen, in der Stadt sich zu stellen, ließen Sinsinsky mit aufsitzen und fuhren fort. Auf dem ganzen Wege, während der Tarantaß mit Sinsinsky dahinflog, weinte derselbe, betete und rief fast jede Minute mit Zähneknirschen aus: „Ich bin schuldig, schuldig, schuldig! Ihr könnt mich gleich mit einem Säbelhieb oder durch einen Pistolenschuß tödten, wie einen Hund! Mir ist's gleich, da ich doch zu Grunde gerichtet bin! Doch mit mir sollt auch Ihr Alle verderben, die Ihr von mir den Eid gefordert habt. Ich stürze auch Euch Alle! Alle, Alle richte ich Euch zu Grunde! — Oh retten Sie nur, meine Herren, mein Weib und meine Kinder! Diese Versucher haben mich geködert, haben mir Haufen Goldes versprochen, viele Tausende! Ich hatte in Speculationen mein Capital verloren und ließ mich verführen. Doch es soll ihnen nicht geschenkt sein; vollbewußt, wohl überlegt haben sie diese Sache geplant und mit allen

Verführungskünſten auch mich darein verwickelt, mich, den Mittelloſen, der eine Familie zu verſorgen hat. Ich werde Euch Alle ausgeben, Alle!"

„Wer ſind denn all' die Uebrigen, welche Sie vom rechten Wege abgelenkt haben? Nennen Sie ihre Namen!"

„Das werde ich nur vor der vollen Commiſſion ſagen. . . ."

„Sind's ihrer Viele?" — „Im Stadtgefängniß wird kein Platz mehr ſein, wenn Sie erſt anfangen, alle Schuldigen dort einzuſperren . . ."

Ein nervöſer Schauer überlief den Körper des Arreſtanten und ſeine Zähne ſchlugen leiſe zuſammen. Furchtſam und tückiſch zugleich drängte er ſich in eine Ecke des Tarantaß, wie wohl ein Hund thun mag, der von einer ganzen Schaar anderer gereizter Hunde müde gejagt iſt. Nachdem ſie ſtillſchweigend einige Werſt weit gefahren waren, ergriff er auf's Neue die Hände der eingeſchlummerten Beamten und flehte ſie an, ihm zu ſagen, zu wie viel Jahren Zuchthaus Verbrecher ſeiner Art verurtheilt werden könnten, und dann fing er wieder an zu ſtöhnen und die Hände zu ringen. Sich weit aus dem Wagen hinausbeugend, ſchrie er laut, als ob ſein Ruf das Ohr der Schuldigen erreichen könnte: „Ah! ſo haben ſie alſo die Sache hübſch geplant und in Ordnung gebracht, eingerichtet und vom Stapel gelaſſen! Und jetzt, jetzt ſoll ich allein zu Grunde gehen, weil ich für die Rettung der Meinen in ungeſchickter Weiſe einige Hunderter umgewechſelt; und Ihr ſelber, Ihr wollt hübſch bei Seite bleiben? Nein, meine Herren, nein! Sie haben ſich verrechnet! — Gott! gieb mir Gedächtniß, gieb mir Sprache, gieb mir das richtige Wort, daß ich auch nichts vergeſſe! Nicht Einer, auch nicht Einer iſt gekommen, mich zu retten, für mich auch nur ein gutes Wort einzulegen! Halunken! Seid verflucht!" Und ſo — unter Schimpfreden und Verwünſchungen, wurde Sinſinſky bei anbrechendem Morgen in die Stadt gebracht. Raſſelnd fuhr der Tarantaß durch die noch ſchlummerſtillen Straßen und hielt vor dem Gefängniß. Sinſinſky verließen die Kräfte; als er über die Schwelle der ihm beſtimmten Zelle ſchritt, ſchwankte er und ſank in halber Ohnmacht auf's harte Lager.

Nach zwei Tagen verſammelte ſich die Commiſſion neuerdings in voller Anzahl und Kapkanczikow legte ihr, auf den Wunſch des Gouverneurs, folgende Frage zur Entſcheidung vor: „Sind alle Geſtändniſſe und Ausſagen des Arreſtanten Sinſinſky in die Acten einzutragen, um auf Grund derſelben die Unterſuchung fortzuführen, oder ſind in das Protokoll der Commiſſion nur diejenigen ſeiner Ausſagen aufzunehmen, welchen Glauben geſchenkt werden kann, ohne unnützer Weiſe eine Menge gerechter, vielleicht vorſätzlich von ihm beſchuldigter Perſonen zu compromittiren?" Die Commiſſion beſchloß, nicht unbedingt Alles, ſondern nur das zu Protokoll zu nehmen, was bis zu einem gewiſſen Grade glaubwürdig erſchien. Sinſinſky war vollſtändig gefaßt, als er vor die Unterſuchungscommiſſion geführt wurde, er ließ ſein Auge über die Mitglieder derſelben gleiten und nachdem er einige Antworten auf die einleitenden Fragen gegeben, ſtellte er ſelbſt folgende Frage:

„Sie werden Alles aufzeichnen, meine Herren?" — „Alles." — „Und Alles, was ich aussage, wird zur Kenntniß nicht nur der hiesigen, sondern auch der höchsten Behörden gelangen — nehmen wir an, in St. Petersburg?"

„Alles!" antworteten die Commissionsmitglieder mit Vorbedacht.

„Kann ich — ich muß nochmals fragen — kann ich für ein volles und offenherziges Geständniß eine Erleichterung meines Looses erwarten?"

„Das hängt nicht von uns, den Untersuchungsbeamten, ab, sondern vom Richter selbst. Handeln Sie nach eigenem Ermessen; wir können Ihnen nur Eins rathen, das ist: die reine Wahrheit zu sprechen."

Sinsinsky stockte und schwieg lange Zeit; er trocknete sich die Schweißperlen von der Stirn und wechselte seinen Standort. Ein heißer Kampf wogte in seiner Brust.

„Ja, gut gesagt" — begann er, ohne das Auge zu heben, „es dauert nicht lange, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen; doch was wird daraus entstehen? Ich glaube, daß eher alle meine Knochen verfaulen können, als bis einer von Denen, die Kopf und Herz der ganzen Sache sind, für die eigene That zur Verantwortung gezogen wird. Es sind große Herren, große Herren in der Gesellschaft . . . . sagen Sie mir lieber auf Ehr' und Gewissen — ist's besser, wenn ich schon allein für Alle die Verantwortung trage, oder — die volle Wahrheit zu sagen?"

„Die Commission erwartet von Ihnen Wahrheit und nichts als Wahrheit!" sagte ihm einer der Untersuchungsbeamten, der Beamte für besondere Aufträge des Gouverneurs, in überredender Art und Weise. Der Gefangene schien auch alles fernere Zaudern aufzugeben und sagte: „Nun, werde daraus, was da wolle!" und begann die folgenden Aussagen.

„Sie wollen mich mit Chalatow confrontiren? Sie sagten, daß er der Erste gewesen, der bei seiner Arretirung Ihnen die überzeugenden Beweise gegen mich, als seinen Genossen, in die Hand lieferte? Ich brauche weder seine Beweise noch seine Zeugenaussagen. Ich selbst werde Ihnen die ganze Sache, so wie sie war, klar legen. Ich und Chalatow, wir haben in der That wissentlich und aus freiem Willen an einer Gesellschaft, gebildet aus Bewohnern dieses und des benachbarten Gouvernements, theilgenommen, die sich mit dem Verfertigen falscher Banknoten beschäftigt. Indessen waren wir nichts als die vertrautesten Agenten der Leiter dieser Gesellschaft, in welcher von solchen Noten nicht weniger als für 550,000, sage fünfhundertfünfzigtausend Rubel Silber verfertigt und in Umlauf gesetzt wurden. — Ich beaufsichtigte den Gang der Fabrik, Chalatow die ersten Versuche des Umwechselns . . ."

„Vergrößern Sie nicht selbst diese Zahl, Herr Sinsinsky?" fragte ungläubig der Gehilfe des Gouverneurs, „ist es denn möglich, daß Sie in diesem öden, winzigen Gehöft eine so riesige Summe von Banknoten drucken konnten?"

„Ich habe Sie im Voraus darauf aufmerksam gemacht, daß ich nichts als die reine Wahrheit sprechen werde, sowie, daß ich dafür die Milde des Gesetzes

erwarte. Ich ſelbſt war von der Geſellſchaft als Buchhalter angeſtellt — führte die Rechnungen und bin ſchon deswegen im Stande, genaue Angaben zu machen.... Wir wollten die Gelder zum Umwechſeln nach dem Kaukaſus, nach Sibirien, dem Don und der Wolga ſchicken —"

„Wie lange exiſtirt ſchon dieſe Geſellſchaft?"

„Seit acht Monaten haben wir unſere active Thätigkeit begonnen; die Pläne dazu wurden bereits vor drei Jahren gemacht."

„Alſo — wer ſind die Gründer, die Rädelsführer?" fragte jetzt Kapkanczikow, nachdem er die Ausſagen des Gefangenen niedergeſchrieben, „auch muß ich Sie ganz beſonders fragen: iſt nicht Herr von Tſchulkow einer der Theilnehmer?"

Sinſinſky zog ſein Tuch aus der Taſche, fuhr damit über die Stirn, wollte ſprechen — aber er bat nur um ein Glas Waſſer, leerte es und fragte um Erlaubniß, ſich ſetzen zu dürfen. Als er ſich geſetzt, begann er mit halblauter Stimme von Neuem: „Was wollen Sie von dem Tſchulkow? Wir kennen ihn gar nicht. Seinen Namen können Sie getroſt vergeſſen. Aber alle wirklich Schuldigen werde ich Ihnen jetzt nennen, ja Alle. Haben Sie nur Schonung für mein Weib und meine Kinder, mir ſelbſt iſt jetzt ſogar das Zuchthaus ſchon gleichgiltig. — Ich verſtehe es vollkommen und geſtehe es auch ein, daß die von uns verſuchte That eine verbrecheriſche iſt und wir den Folgen nicht entrinnen können. Ich wollte zuerſt nicht, doch man hat mich mit hineingezogen. Und aus dieſem Grunde nenne ich Ihnen jetzt die Hauptſchuldigen. An der Spitze der Geſellſchaft ſtehen der Adelsmarſchall Ardalion Arkadjewitſch Muſikantow, der Ehrenaufſeher Skardaczewſky, der frühere Kreisrichter Athanaſius Andrejewitſch Czabanenko, in Petersburg — Fürſt Bucharſky, Baron Schulz" — Sinſinſky konnte nicht vollenden.

„Wiſſen Sie auch, Herr, was Sie ſich durch ſolche Verleumdung zuziehen? Sind Sie auch im Stande, Ihre Ausſage durch triftige Gründe zu beſtätigen?" ſchrie ihn der Vicegouverneur an. „Wenn Sie hochſtehende Perſonen in ſolcher Weiſe beſchimpfen, nur um dieſelben hinein zu verwickeln und die Sache in die Länge zu ziehen — ſo nehme ich meinen Hut, beſteige mein Pferd und benachrichtige den Gouverneur von Allem. — Sie haben all' dies lediglich erfunden. Nehmen Sie ſich in Acht! Sie ſpielen ein hohes Spiel." . . . Der hellblau uniformirte junge Offizier, welcher oft genug mit den örtlichen Beamten über Dienſtangelegenheiten in Streit gerieth, konnte nicht länger an ſich halten. „Meine Herren, entweder Herr Sinſinſky darf ſeine vollſtändigen Ausſagen machen oder — ich ſelbſt verlaſſe als der Erſte von Allen dieſen Ort und benachrichtige von allem Vorgefallenen nicht den Gouverneur, ſondern direct die maßgebenden Behörden in Petersburg."

Der Beamte murmelte etwas in den Bart und ſchwieg. Der blaue Offizier fuhr fort und fragte, ohne indeß, der Verabredung gemäß, die weiteren Angaben des Angeklagten zu protokolliren. „Alſo — Herr Sinſinſky, weiter: wo befand ſich Ihre Fabrik?" Das aufmerkſame Auge des Arreſtanten bemerkte,

daß man seine Aussagen nicht mehr niederschrieb. „Also Sie drohen mir, nennen mich einen Verleumder? Meine wichtigsten Angaben wollen Sie, wie ich sehe, nicht zu Protokoll nehmen? Auch gut! Ich habe doch weiter nichts zu verlieren! Von jetzt ab schweige ich; entweder Sie schreiben Alles oder nichts!"

Auf ein Zeichen des blauen Offiziers wurde Sinsinsky abgeführt; die Commissionsmitglieder beriethen sich von Neuem, wie man es mit den Aussagen des Angeklagten halten solle. Zehn Minuten vergingen, während man hin- und herstritt und nur einige Ausrufe deutlich zu unterscheiden waren, wie zum Beispiel: „Ja, aber Sie irren sich, Iwan Wassiljewitsch!" — „Nein, nicht ich irre mich, sondern Sie, Paul Iljitsch!" — „Nein, Sie . . ."

Der Gefangene wurde von Neuem hereingeführt. Der Gendarmerieoffizier saß mit finster gerunzelter Stirn und schrieb eben etwas nieder. „Wir werden alle Ihre Angaben in's Protokoll aufnehmen," sagte er, „fahren Sie fort: wo war Ihre Fabrik und wie haben die Mitglieder die ganze Angelegenheit arrangirt?"

Sinsinsky erneuerte seine Aussagen und sprach mehr als zwei Stunden hinter einander. Sowohl der Gendarmerieoffizier als auch der Gehilfe des Gouverneurs schrieben zu gleicher Zeit seinen Bericht nieder. Der Arrestant erzählte Alles: wie die Gründer ein Capital von 15,000 Rubel Silber beisteuerten, von wo die Maschinen verschrieben wurden, wie der Drucker und der Graveur engagirt wurden, wie man endgiltig über All und Jedes sich in Gannowka bei Musikantow verabredete und wie er selbst, Sinsinsky, diese Fabrik in Uljanowka unter dem Namen und Anschein einer Gerberei eröffnete.

„Warum wurde gerade dieser Ort und kein anderer gewählt?"

„Ja, wo könnten Sie wohl einen Winkel finden, der zu diesem Zwecke geeigneter wäre? Uljanowka liegt abseits von allen großen Landstraßen und Chausseen, auf einer Seite von weiten Sandstrecken, auf der anderen von Schluchten und Sümpfen umgeben. Auf den übrigen umgrenzt es ein Nebenfluß der Opalicha. Und die Opalicha ist an dieser Stelle, wie Sie wohl wissen, meine Herren, der ödeste Ort im ganzen Gouvernement. In Uljanowka sind im Ganzen nur sechs Bauernhöfe und auch diese in beträchtlicher Entfernung vom Herrenhause. Ich nahm Uljanowka auf meinen eigenen Namen in Pacht; um aber jeden Verdacht der Polizei vom Thatorte abzulenken, brachte Czabanenko seine Geliebte dorthin. Der nächstwohnende Stanowoi wurde von ihm förmlich mit Geschenken überschüttet und ließ sich niemals auch nur von Weitem sehen. Nun und eben dort, in jener Wildniß eröffnete die Compagnie die Falschmünzerbank."

Der Beamte des Gouverneurs beugte sich zu Kapkanczikow hinüber und flüsterte ihm zu: „Ei, wenn man Frau von Czabanenko diese Enthüllung zustecken würde."

Endlich gab Sinsinsky auch die genaue Adresse an, wohin der Graveur und der Drucker gereist waren, als der Druck der ersten Emission der Bankbillete vollendet war, auch nannte er die Orte, wo die „Gründer" die feineren Maschinentheile verborgen hatten. Die Commission stellte folgendes Resumé auf: Tschul-

kow iſt von jedem Verdachte freizuſprechen; Sinſinſky iſt bis auf Weiteres in's Stadtgefängniß zu ſenden; ſelbſt mußten ſie neuerdings ihre Kräfte theilen. Eine Hälfte ihrer Mitglieder machte ſich auf den Weg, um nach den gegebenen Winken den anderen Mitbeſchuldigten nachzuſpüren; der anderen lag die Pflicht ob, an den bezeichneten Plätzen die Tafeln, Farben und ſonſtigen Geräthſchaften aufzuſuchen. Kapkanczikow ſelbſt begab ſich am folgenden Tage nach Unterzeichnung des Protokolls zum Gouverneur.

„Es erſcheint geboten," ſo begann er, „eine Perſon zu arretiren, welche in hieſiger Provinz eine ſehr hohe Stellung einnimmt." Und der Iſprawnik wollte den Namen dieſer Perſon hinzufügen.

„Oh zum Teufel mit all' dieſen hochgeſtellten Perſonen! ſie ſind mir ſchon zum Ueberdruß langweilig geworden, und Sie ſelber auch! Alle, Alle ſitzen mir auf dem Hals!" bei dieſen Worten deutete der Gouverneur auf ſeinen ſtarken, weißen Nacken. „Ich kann mir denken, daß Sie wahrſcheinlich Tſchulkow überführt haben und daß er nun auch Andere angegeben und compromittirt hat."

„Es iſt nöthig, einen Eurer Excellenz naheſtehenden Bekannten zu arretiren, von dem Herrn Tſchulkow iſt gar nicht die Rede. Alle in den Proceß Verwickelten haben ihn einſtimmig freigeſprochen. Es handelt ſich um eine ganz andere Perſönlichkeit!"

Der Gouverneur ſchaute mit weit geöffneten Augen auf Kapkanczikow's unterthänige Haltung und dachte: „Auf wen er wohl anſpielen mag?" Dann antwortete er: „Ich wundere mich, daß ich mich hinſichtlich Tſchulkow's geirrt haben ſoll. Ganz ſonderbar! Uebrigens . . . wenn Sie wollen, nehmen Sie den leibhaftigen Satanas feſt, verſtehen Sie? Ich habe keinen Ausweg — die Einen heulen: man muß ſie einſperren, beſtrafen! — im Club ſchreien die Anderen: Alles Verleumdung! — Der Teufel mag wiſſen, was da vorgeht! Man muß anfangen, Alle zu beargwöhnen, — bald wird man mit Niemandem mehr Karten ſpielen können! Meinetwegen können Sie Alle feſtnehmen, mit dem Club-Oekonom zuſammen! Doch — ich ſetze . . . große Hoffnungen auf Sie! Vergeſſen Sie eins nicht: nicht immer und nicht in allen Stücken darf man dem Gerüchte glauben; oft bewirft der Stadtklatſch und die Verleumdungsſucht gerade die in der Geſellſchaft geachtetſten Namen mit Schmutz. So läſtert man hier ſogar über Muſikantow. Und ich ſehe — auch Sie wollen mit mir über ihn ſprechen. Thun Sie, was Ihnen recht dünkt — ich hindere Sie nicht. Aber ſeien Sie vorſichtig, er hat viele Neider und Feinde."

Der Lakai de jour war während deſſen hereingetreten und überreichte jetzt dem Gouverneur eine Depeſche. Dieſer las ſie durch und konnte eine Zeit lang kein Wort hervorbringen.

„Ah — hören Sie, hören Sie! Was für ein Menſch! Stellen Sie ſich vor! Man telegraphirt mir aus Petersburg (hier zerknitterte der Gouverneur das Papier), daß in einer Petersburger Zeitung ſchon ein Telegramm aus Tſchernoſemſk darüber erſchienen ſei, daß in unſerer Provinz eine ganze Bande Falſch-

münzer entdeckt worden und daß dieselbe aus in der Stadt wohlbekannten Personen bestehe. Der Verstand steht Einem still! — Handeln Sie, handeln Sie auf's Energischste! Das ist Sytow, der Student Sytow, der wieder diese Chicanen drucken läßt! Was soll ich nur mit diesem neuen Schulhelden anfangen? Welche Frechheit! Mit Ruthen müßte man sie peitschen, dies kleinmüthige Pack! Jedes Insect will heut' auf der Erdkugel einen hervorragenden Platz einnehmen!" — Die Wuth des Gouverneurs kannte keine Grenzen — Sytow war seinem Rapport an das Ministerium zuvorgekommen. — Der Isprawnik verließ das Zimmer und eine Stunde später saß er schon wieder mit seinem hellblau uniformirten Reisegefährten im Tarantaß und fuhr von Neuem über Land.

Und ein lange nicht dagewesener Scandalproceß erstreckte sich über den Kreis und das ganze Gouvernement. Die Untersuchungs-Commission hatte Skardaczewsky und Czabanenko verhört, hatte bei Beiden Haussuchung gehalten, hatte sie arretirt und unter Begleitung von zwei berittenen Gendarmen in Athanasius Andrejewitsch's eigener Dormeuse direct in's Stadtgefängniß abgeliefert. Beunruhigende Gerüchte begannen auch über Musikantow zu circuliren; doch hatte man ihn bisher unbehelligt gelassen. Es war fürwahr genug an der Nachricht über die Arretirung der zwei eben Erwähnten. Die Klatschereien über Tschulkow fingen an allmählich zu verstummen; nur Frau von Tschemodarow war ihm in dieser Zeit treu geblieben. Mit ihr hatte er seinen Kummer getheilt, der eine so tiefe Wirkung auf ihn ausübte, daß er fast den vollständigen Schluß seiner Schule beabsichtigt hatte.

Während die Commission ihre geheimen Verhöre führte, wußte der Gouverneur wirklich nicht, auf welche Seite er sich neigen und wem er Gehör schenken solle. Einige seiner besten Bekannten sandten in Czabanenko's Gefängnißzelle heimlich das Essen vom Clubtisch, tausend Leckerbissen, Weine, Cigarren und Zeitungen; sie hielten daran fest, „daß die Zeiten der Folter vorbei und daß man mit den Gefangenen milde umgehen müsse". Andere dagegen riefen ärgerlich: „Warum soll man dann nicht allen übrigen Gefangenen auch Clubsuppen und Puddings zuschicken?" und verlangten entschieden, daß mit dem neuen Arrestanten in gleicher Weise wie mit allen Anderen verfahren werde.

Ueberführende Beweise gegen Czabanenko hatte übrigens die Commission im Anfang wenig gefunden. Sein überaus gewandter Advocat hatte ihm eine Klageschrift aufgesetzt und an die richtige Adresse befördert; man war schon fast bereit, ihn gegen Bürgschaft frei zu lassen — als der Gouverneur, noch unlängst sein Freund, ihm einen harten und unerwarteten Schlag versetzte, ohne vielleicht selbst der Tragweite ganz bewußt zu sein. Der Gouverneur beschloß eines schönen Tages das Gefängniß zu besuchen; er besichtigte die Zellen aller Arrestanten, so auch die der Fälschung beschuldigten Inhaftirten, und plötzlich, ohne irgend welchen äußeren Anlaß, fuhr er vor dem ganzen Gefolge mit folgenden Worten auf Czabanenko los: „Mit Ihnen, mein Herr, war ich bekannt, tauschte mit Ihnen Besuche, wie mit einem ehrlichen Edelmann und früheren Richter. Aber

Sie haben ſich mit Schimpf und Schande bedeckt — durch Ihre That, und jetzt verlegen Sie ſich noch auf's Leugnen! Bekennen Sie lieber, das iſt die Pflicht eines Edelmannes. Ein Edelmann kann wohl fallen, aber er entehrt ſich nicht durch die Lüge!" — Und, ſich zu dem Gefängnißaufſeher wendend, fügte er finſter hinzu: „Wer iſt das?" — „Seine Hochwohlgeboren Herr von Czabanenko —" — „Sie lügen, Mann! Das iſt ein Verbrecher gegen Geſetz und Ehre, der Arreſtant Czabanenko, und nicht Seine Hochwohlgeboren! Fort mit dieſer rothſeidenen Bettdecke, fort mit Cigarren, Journalen und dieſem ſammetnen Schlafrock! Den grauen Arreſtantenrock auf ihn, wie das Geſetz es befiehlt! Zu meinem großen Kummer hat ſich einer von Denen, die ich als Freunde empfing und die ich auf Leben und Tod vertheidigt habe, als Verbrecher erwieſen."

Czabanenko wurde dadurch ſo eingeſchüchtert, daß er dachte: „Am Ende ſchade ich mir wirklich mit dieſem Leugnen?" Er ließ den Unterſuchungsrichter zu ſich bitten und legte dann, gleich Sinſinſky, ein vollkommenes Geſtändniß ab, in welchem er auch Muſikantow nicht ſchonte.

Der Gouverneur ſchrieb dieſen Sieg über Czabanenko ſich ſelbſt zu und beruhigte ſich nach und nach. Wie früher, begann er wieder Karten zu ſpielen, über Rückgratſchmerzen zu klagen, mit ſeinen alten Gefährten zu plaudern und mit ſeinen Clubfreunden zu verkehren. „Ach was," ſagte er zu ſich ſelber, „auch dieſen Schnellſchreiber, den Sſytow, will ich ſchon zähmen. Ich werde ihn einmal mit einem guten Mittagbrod füttern! Der Bettelſack wird ſich ſatt eſſen und — ich nenne ihn *mein*! So hat's ſchon Napoleon mit der Oppoſition gemacht!" — Die „Oppoſition" wurde wirklich mittelſt Polizei eingeladen und auf's Herzlichſte tractirt; doch — zwei Wochen ſpäter erſchien eins der ſatyriſchen Reſidenzblätter und brachte die ganze Geſchichte gedruckt unter dem Titel: „Wie die Mandarine in Japan das freie Wort erkaufen". Doch — ſchon durchflog das Gerücht von einer neuen unerhörten Scandalaffaire ganz Tſchernoſemſk.

Rußlands Nachbarn im Osten*).

Von **Johannes Eckardt** in Riga.

Der Doppelaar des russischen Staatswappens schaut nicht nur aufmerksamen Auges nach Westen, um hier die Interessen des Reiches der Zaren zu wahren, er beobachtet eben so scharf die Vorgänge in den asiatischen Nachbarländern und versäumt selten den rechten Augenblick, um auch hier für die Ausbreitung des russischen Einflusses Sorge zu tragen. Die neuesten Vorgänge in Afghanistan legen hiervon beredtes Zeugniß ab, während die rührigen Organe der russischen Presse dafür sorgen, daß auch die Sibirien benachbarten Staaten im Auge behalten werden, um auch hier die russische Interessensphäre zu erweitern. Nachdem die Engländer Port Hamilton (an der Küste von Korea) in Besitz genommen haben, sind im „Russki Westnik“ (redigirt von Katkow, im Jahre 1886) und im „Westnik Jewropy“ (1887 VII, 1) nicht uninteressante Artikel veröffentlicht worden, welche unter Anderem den Nachweis führen, daß diese Besitzergreifung als eine definitive zu betrachten sei, die ihre Spitze gegen Rußland richte, um diesem zu schaden und die Entwickelung seiner Flotte zu hemmen. Da an ein Zurückdrängen der Engländer aus Port Hamilton jedoch nicht zu denken sei, werden als wirksame Gegenmittel Maßregeln in Vorschlag gebracht, deren Realisirung wohl noch lange auf sich warten lassen dürfte. Es handelt sich um die Anlage eines neuen Kriegshafens, Verbesserung der Verkehrswege, Bearbeitung und Ausbeute der Kohlenlager bei Wladiwostok, Abschluß eines Handelsvertrages mit China, endlich Vergrößerung und Verbesserung der sibirischen Flottille. Ueber den Werth dieser pia desideria erlauben wir uns kein Urtheil, eben so wenig kennen wir natürlich die Absichten der russischen Regierung. Wir erlauben uns daher die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Betrachtungen und Hinweise zu lenken, welche Herr Matjunin an alle diese Vorschläge knüpft.

Die Basis des ostasiatischen status quo ist der Vertrag, welchen Rußland am 2. November 1860 mit China abschloß, wodurch es dem ersteren gelang, ein bedeutendes Territorium mit einer Menge vortrefflicher Hafenplätze zu erwerben.

*) Im fünften Heft der „Nord. Rundschau“ ist der Artikel unter der „Revue russischer Journale“ von Chr. Mickwitz bereits kurz besprochen worden. D. Red.

Die Mandschurei wurde durch diesen Vertrag vom Meere abgeschnitten, Korea zum directen Nachbar des russischen Reiches gemacht und Japan demselben näher gerückt. Der Moment war vortrefflich gewählt. Denn die beiden letzteren Staaten befanden sich absolut nicht in der Lage, gegen die neue für sie nicht ungefährliche Nachbarschaft zu protestiren.

Korea war damals nicht nur für Japan schwer zugänglich, trotz der diesem Kaiserthum gehörigen, an der südlichen Spitze der Halbinsel belegenen Factorei Fusan, auch sein nomineller Suzerän China interessirte sich nur wenig für dasselbe, die europäischen Staaten endlich waren noch nicht von dem modernen Colonisationsfieber ergriffen und beachteten Korea höchstens vom Standpunkte wissenschaftlicher Ausbeute. Die wenigen Jesuiten in diesem Lande verfolgten Missionszwecke und zitterten beständig für ihr Leben, die Regierung war zu schwach, zu indifferent und gar zu sehr in Intriguen und Streitigkeiten versunken, um bei internationalen Fragen ihre Stimme erheben zu können.

In Japan bereitete sich die Staatsumwälzung vor, welche den bis dahin zurückgedrängten, halb vergessenen Mikado zu der Stellung zurückführte, welche ihm von Rechtswegen gebührte und welche er so glanzvoll zu behaupten verstand. England und China hatten endlich soeben einen Krieg beendet, der sie zu neuen Anstrengungen wenig geneigt machte. Besonders das „Reich der Mitte" erschien durch den blutigen Aufstand der Taipins so geschwächt, daß ihm nichts übrig blieb, als — dem mächtigen nordischen Nachbar gegenüber nachzugeben und den Vertrag von Peking zu unterzeichnen.

Inmitten dieser allgemeinen Erschöpfung erschien nun Rußland — so müßte man annehmen — mit frischen Kräften im Amurgebiet und im Bewußtsein, eine wichtige Rolle in Ostasien spielen zu können. Dem war jedoch nicht so — ein Vierteljahrhundert ist seitdem verflossen und Rußland ist es nicht gelungen, diese Zeit zu seinem Vortheil auszunutzen. Die Lage der Dinge an den Ufern des Stillen Oceans aber hat sich gänzlich geändert. Herr Matjunin, selbst Bewohner des russischen Amurgebietes, läßt in dem oben erwähnten Artikel einige Streiflichter auf die Situation fallen, welche wir in kurzen Zügen weiter unten reproduciren, obgleich die Veränderungen in Japan in der deutschen Presse genügend gewürdigt sind. Die Anschauungsweise eines in unmittelbarer Nähe Koreas, Japans und Chinas lebenden Schriftstellers bietet ein gewisses unmittelbares Interesse und verdient den Schilderungen europäischer Touristen vorgezogen zu werden.

In Japan wird die Restauration des Mikado bisweilen auf europäischen Einfluß zurückgeführt, welcher zu der Beseitigung des feudalen Regiments in diesem Staate beigetragen haben soll. In Wirklichkeit waren die Fremden jedoch nur die Veranlassung, nicht aber die Urheber der Staatsumwälzung, welche von 1860—69 die seit dem 13. Jahrhundert de jure bestehende Herrschaft des Mikado wiederum zu einer solchen de facto machte. Eigentlich war diese Restauration nicht das Resultat von Parteikämpfen, sondern dasjenige einer Erhebung

des ganzen Volkes, und die besten Männer desselben unterstützten den Mikado bei der Durchführung seiner Reformen, welche in der Aufhebung des feudalen Systems gipfelten. Dieses hatte jede nationale Entwickelung niedergehalten und die Japanesen zu keinem nationalen Bewußtsein gelangen lassen. Bevor die neue Regierung mit kecker Entschiedenheit die Bahn der Reformen und des Culturfortschritts betrat, verhielt sie sich kurze Zeit hindurch ablehnend gegen die Zulassung der Europäer, ja sie schien sogar die von der Regierung des Dschogun (Schogun) abgeschlossenen Tractate nicht anerkennen zu wollen. Der Grund hierzu war keineswegs Fremdenhaß, sondern die große Eigenliebe der Japanesen, welche die Europäer nicht zu Zeugen ihres Bürgerkrieges machen wollten. Charakteristiken dieses Volkes giebt es in so großer Menge, daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Die guten Eigenschaften derselben, das rege Ehrgefühl, die feine Höflichkeit, die Gastfreundschaft und endlich die Empfänglichkeit für alles Schöne sind am meisten in der ehemaligen Kriegerkaste der Samurai vertreten. Die Mitglieder derselben waren es denn auch, welchen der Aufschwung der Nation zu verdanken ist. Dank der Tapferkeit und Energie der Kriegerkaste unterscheiden sich die Japanesen so vortheilhaft von den übrigen Völkern Ostasiens. Nach Aufhebung des feudalen Systems bilden die ehemaligen Glieder derselben die Intelligenz des aufstrebenden Kaiserthums, welches mit seinen 34 Millionen Einwohnern, seinem durch europäische (neuerdings aus Deutschland erbetene) Instructoren wohl organisirten Heere und seiner tüchtigen Flotte für die asiatische Politik von größter Bedeutung ist.

Der andere Nachbar Rußlands — China — beherrscht die eine Ausdehnung von 5000 Werst einnehmenden Ufer des Stillen Oceans, in welchen sich eine Menge großer Ströme ergießen. Auf den Reichthum an mineralischen Schätzen brauchen wir hier eben so wenig einzugehen, als auf die hohe, aber sonderbare Entwickelung, welche im Reich der Mitte die Landwirthschaft genommen hat und welche demselben das Aussehen einer zahllosen Menge von Gemüsegärten verleiht. Die 300 Millionen starke Bevölkerung kann, im Besitz solcher natürlichen Reichthümer, gewiß auch in ökonomischer Beziehung ihre Unabhängigkeit bewahren, trotz der Nachbarschaft Rußlands im Norden, Frankreichs im Süden und Englands (Indien und Birma) im Westen. Die Grenze gegen Sibirien hat eine Ausdehnung von 8000 Werst und biegt im äußersten Osten scharf nach Süden ab. Die beiden Flüsse dieses Gebietes sind der Tumenj, welcher in's Japanische Meer mündet, und der Jala, welcher in den Meerbusen von Petschili fließt. Die Sibirien benachbarten Provinzen Chinas sind die Mongolei und die Mandschurei, bekanntlich das Stammland der kaiserlichen Dynastie. Die Staatsverfassung Chinas ist durchaus absolut. Die streng conservative Gesinnung des chinesischen Volkes, seine straffe staatsbürgerliche Disciplin und sein sclavischer Gehorsam gegenüber den Organen der Regierung sind bekannt genug. Seit Abschluß des Vertrages von Peking ist hier wie in Japan die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen, daß die alten Traditionen bedeu-

tungslos und ernſtliche Reformen in allen Zweigen der Verwaltung unabweisbar geworden ſind. Während jedoch im Reiche des Mikado der radicale Umſchwung, welcher dort durch ſittliche Motive bedingt wurde und Land und Volk gänzlich nach der europäiſchen Schablone umgeſtaltet hat, überall bemerklich iſt und die Japaneſen veranlaßt, ſogar ihr Nationalkoſtüm aufzugeben — iſt in China in politiſcher und adminiſtrativer Beziehung Alles beim Alten geblieben. Die Neuerungen, welche der Regierung des Bogduchan abgenöthigt wurden, ſind erzwungen und lediglich durch die veränderten Verhältniſſe zu erklären. Die Eröffnung des Suez-Canals hatte den Weg nach China um faſt einen Monat verkürzt, die Beziehungen zu Rußland waren in der Kuldſcha-Angelegenheit geſpannte geworden, Japan verſuchte eine Landung auf Formoſa und annectirte die Ljeu-Kjeu-Inſeln, die Franzoſen beſetzten Tonking, die Engländer Birma, an allen Enden des Reichs loderten Aufſtände auf — kurz, es mußten alle Mittel verſucht werden, um ſich der äußeren und inneren Feinde zu erwehren.

An die Spitze der Reformbewegung trat der Vicekönig Lii-chun-dſchan, der beſtrebt war, vor Allem die Armee, welcher die Vertheidigung der Reſidenz oblag, europäiſch zu organiſiren. Jetzt läßt dieſelbe wenig zu wünſchen übrig und auch die neuerdings von ihm erbauten und armirten Feſtungen nähern ſich ihren europäiſchen Vorbildern. Der Chineſe iſt anſpruchslos, gehorſam und indifferent bis in den Tod, beſitzt alſo mancherlei Eigenſchaften, die ihn zu einem guten Soldaten machen könnten. Die letzten Ereigniſſe in Tonking ſind ein Beweis für die Kriegstüchtigkeit der Chineſen, wenn man in Betracht zieht, daß hier die Franzoſen nicht gegen reguläre Truppen, ſondern mit allerhand ſchnell zuſammengerafften Briganten zu kämpfen hatten, die mangelhaft organiſirt und bewaffnet waren und denen es an Offizieren fehlte. Nahm doch keiner der namhaften Generale Lii-chun-dſchan's an dieſem Feldzuge Theil. Die Nothwendigkeit, über ſtrategiſch gebildete Offiziere zu verfügen, iſt indeſſen in China im Princip anerkannt und eine Kriegsſchule in Tjandſin neuerdings eröffnet worden. Die Fahrzeuge der chineſiſchen Flotte ſind auf den beſten engliſchen und deutſchen Schiffswerften gebaut und übertrifft die Anzahl derſelben die der japaniſchen ſchon bedeutend. Ebenſo ſind die Arſenale, faſt ohne Hilfe von Europäern, ſehr gut eingerichtet, das Zollamt (von dem Engländer Mr. Hart geleitet) fungirt vortrefflich. Die unlängſt errichteten Telegraphenleitungen werden unausgeſetzt erweitert, und iſt deren Handhabung Beamten anvertraut, welche die däniſche nordiſche Telegraphencompagnie hierher empfohlen hat. So z. B. iſt die Linie Njutſchuan-Chunjtſchun (30 Werſt vom Poſſiet-Buſen) im Frühling dieſes Jahres begonnen worden und reicht jetzt bis an die ruſſiſche Grenze, um ſich hier der ruſſiſchen Linie anzuſchließen. Nach den Berichten des Telegrapheninſpectors der oſtchineſiſchen Provinzen Scheh-tſchan-ju hat dieſe Strecke eine Ausdehnung von 1200 Werſt und Stationen in fünf Städten, woſelbſt nur chineſiſche Beamte den Dienſt verſehen, und koſtet dieſe Linie der chineſiſchen Regierung 60,000 Rbl. Im nächſten Jahre ſoll die Stadt Girin mit Aigun (unweit der ruſſiſchen An-

siedelung Blagowetschtschensk, etwa 727 Werst) verbunden werden und soll Peking außerdem mit den 19 Hauptorten der innerhalb der chinesischen Mauer belegenen Provinzen in telegraphische Verbindung treten. Endlich überzeugt sich die kaiserliche Regierung immer mehr von der Nothwendigkeit, einen geregelten Post- und Eisenbahnverkehr im Reiche der Mitte herzustellen, trotz aller Proteste der verstockten Mandarinen und Censoren. Der Vicekönig Lii-chun-dschan läßt sich durch keine Hindernisse von der Ausführung seiner Pläne zurückschrecken und versteht es, die Sanctionirung seitens der Regierung dadurch zu erwirken, daß er die Neuerungen als unentbehrlich für den Schutz des Staates ausgiebt. Er hat sogar eine bis jetzt unerhörte Uebertretung der allmächtigen chinesischen Etiquette durchgesetzt. Der Onkel des Kaisers, Fürst Dschung, verließ auf seinen Vorschlag die Residenz und veranstaltete in eigener Person eine Revue der Truppen, der Flotte und der Festungen, machte die Bekanntschaft der französischen und englischen Admirale, welche ihn feierlich in Tschifu begrüßten und kehrte, erschüttert von all' diesen Eindrücken, in die Residenz zurück, wo er — zum ersten Male! — die Vertreter der europäischen Regierungen zu einem Bankett einlud.

Die Bedeutung derartiger Erscheinungen weist gewiß darauf hin, daß trotz der Beibehaltung seines nationalen Kostüms und seines Zopfes das chinesische Volk sich fortschrittlichem Einfluß zu erschließen im Begriff ist und allmählich aus seinem lethargischen Schlummer erwacht. Die conservative Gestaltung des Familien- und Staatslebens wird sich auf die Dauer nicht mehr der europäischen Cultur entgegenstemmen können, die Tage der altchinesischen Administration sind gezählt, um so mehr, da die patriarchalische Einfachheit der Organisation durch die Corruption und Bestechlichkeit der Beamten immer unhaltbarer wird. Die Finanzen des Kaiserthums vermögen den gesteigerten Anforderungen der reorganisirten Armee und Flotte nicht mehr zu genügen und es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß die Regierung schon aus diesem Grunde eine Reorganisation des theuren Verwaltungsorganismus und des ungenügenden Steuersystems wird vornehmen müssen.

Es erscheint uns fraglich, ob Frankreich selbst die im Grunde äußerst zweifelhaften Lorbeeren in Tonking davongetragen hätte, wenn es eben nicht China in einem Uebergangsstudium gegenübergetreten wäre, wo es dem letzteren gerade daran mangelte, was zur Kriegführung (nach Montecuculi's Worten) am nothwendigsten ist — an Geld. Gelingt es aber der chinesischen Regierung, seine natürlichen Hilfsquellen für die Staatskasse flüssig zu machen und zu neuen Kräften zu gelangen, so dürfte die Lage der Franzosen in Tonking äußerst unbehaglich werden. Wir bemerken hier beiläufig, daß es nicht an Stimmen gefehlt hat, welche diese für die chinesische Nation so optimistisch lautende Anschauung nicht theilen, daß z. B. der russische Reisende Prshewalski in einer seiner neuesten Publicationen die Situation Chinas mit der des „kranken Mannes" — der Türkei — vergleicht und dieses Volk ein halbwildes nennt, welches ihm nicht dazu befähigt erscheint, die Bahnen der europäischen Cultur zu beschreiten. Wir

können uns jedoch den Ausführungen der ruſſiſchen Kritik nicht verſchließen, welche nachdrücklich darauf hinweiſt (ſiehe z. B. „Weſtnik Jewropy“ 1887, VIII), daß der berühmte Reiſende zu einer Beurtheilung chineſiſcher Verhältniſſe gar nicht befähigt iſt, da er ſich niemals im Centrum des himmliſchen Reiches dauernd aufgehalten hat, ſondern auf ſeinen Reiſen ſtets nur die Grenzprovinzen berührte, d. h. die Mongolei und die Sibirien benachbarten Provinzen durchſtreifte, ohne die chineſiſche Schrift- und Umgangsſprache zu beherrſchen. Da iſt es denn doch rathſamer, ſich auf die Eindrücke zu verlaſſen, die Herr Simon in den zehn Jahren gewann, welche er als franzöſiſcher Conſul in China zugebracht und durch beſtändige Reiſen im Reiche der Mitte vervollſtändigt hat. Sein Buch über China (Simon, «L'empire du Milieu») nennt dasſelbe einen in hohem Grade civiliſirten Staat, beſtätigt alle die oben erwähnten Angaben über die Fortſchritte der Cultur daſelbſt und behauptet, daß die Zeit gar nicht mehr ſo fern ſei, wo China das alternde Europa bezüglich der Aneignung des Poſitivismus erreichen werde.

Näher auf das hochintereſſante Buch des Herrn Simon einzugehen, iſt uns hier aus dem Grunde nicht geſtattet, weil demſelben vermuthlich die verdiente Würdigung und Beachtung in der deutſchen Preſſe bereits zu Theil geworden iſt. Es ſei uns jedoch erlaubt, demſelben einige beſonders charakteriſtiſche Stellen zu entnehmen, um den Ausführungen unſeres ruſſiſchen Gewährsmannes mehr Gewicht zu verleihen. So heißt es z. B. betreffs der Regierungsform: „Viele Europäer glauben, daß China unter dem Druck des ſchwerſten Despotismus leide — in Wirklichkeit iſt dieſes Reich jedoch das Land der Selbſtverwaltung. In der Familie nehmen alle Glieder derſelben an der Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten Theil. Die Städte werden von gewählten Vertretern verwaltet, welche eine Verſammlung bilden, an deren Spitze ein Regierungsbeamter als Präſident ſteht. China wird in erſter Inſtanz vom Volke ſelbſt regiert, in den höheren Sphären von der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Stande der Gelehrten. Die Landſchaftsverſammlungen üben die verſchiedenſten Functionen aus. Sie vertheilen die Steuern, erheben ſie und übermitteln ſie den Beamten; ſie berathen über die Vornahme öffentlicher Bauten und Verkehrswege, machen die Geldmittel zur Beſtreitung derſelben ausfindig, controliren das Bewäſſerungsſyſtem und ſorgen für die Erhaltung der Canäle; ſie wählen die Offiziere der Landmiliz, welche ſich im Allgemeinen beſſer ſchlägt, als die reguläre Armee. Die Chineſen genießen nicht nur politiſche Freiheit, ſondern kennen auch keinen Religionszwang, keine Beſchränkung der Gewiſſensfreiheit, ja auch die Preſſe iſt frei. Im Jahre 1863 wurde in der Provinz Se-tſchun eine Collection äußerſt heftiger Pamphlete gegen den Bogduchan und ſeine Regierung geſammelt, welche auf den Straßen ausgehängt wurden, als ſich die Nachricht von dem Friedensſchluß mit den Engländern und Franzoſen verbreitete, welche den Sommerpalaſt geplündert und die Nationalbibliothek verbrannt hatten. Die Mandarinen ließen dieſe Placate abreißen, Niemand dachte aber daran, die Verfaſſer derſelben zu

verfolgen. Die Chinesen kennen weder Pässe noch Patente auf das Recht, Handel zu treiben oder ein Handwerk auszuüben. Zwischen den Provinzen bestehen jedoch Zollschranken und ausländische Waaren werden mit einer Steuer von 5—8 pCt. ihres declarirten Werthes verzollt. Die Grundsteuer wechselt je nach der Qualität des Bodens und beträgt 1½ bis 5 Francs für den Hektar; auf die gesammte Bevölkerung vertheilt, würde diese Steuer etwa drei Francs pro Kopf ausmachen. Nach Berichtigung dieses bescheidenen Betrages kann der Chinese ohne jede Einschränkung jegliche Art von Handel oder Gewerbe ausüben. Die Grundsteuer ist daher das Palladium der persönlichen Freiheit und die Bezahlung derselben eine geheiligte Pflicht. Die intensive Cultivirung des Bodens hat es ermöglicht, mehrere Ernten von einem Hektar zu erzielen, der Werth desselben beträgt daher 4000—15,000, ja mitunter 20,000 Francs." Wir bedauern, hier nicht weiter auf die Mittheilungen des Herrn Simon eingehen zu können und wiederholen nochmals, daß dieser langjährige Beobachter chinesischer Verhältnisse nicht nur von der Civilisationsfähigkeit dieses Volkes, sondern auch davon überzeugt ist, daß die bestehende Cultur im Reiche der Mitte eine weit höhere ist, als in Europa angenommen wird. Wenn Zufriedenheit mit seinem Schicksal und ruhiges Vertrauen auf die Zukunft als höchstes Ziel der Civilisation angesehen werden dürfen, so müßte man Herrn Simon auch *darin* Recht geben, daß er die Resultate der chinesischen Civilisation über die der europäischen stellt.

Wenn wir schließlich noch daran erinnern, daß die jüngsten Ereignisse in Tonking nur dazu beigetragen haben, das Selbstgefühl der Chinesen zu stärken, und daß die erlittenen Verluste rasch verschmerzt wurden, während in moralischer Beziehung ein gewisser energischer Aufschwung nicht zu verkennen ist, so mag die „Times" Recht haben, wenn sie China als eine Großmacht bezeichnet, welche mit großer Energie darauf bedacht ist, die ihr zukommende Stellung in Asien zu behaupten. Die untersten Klassen dieses Volkes setzen uns durch ihre praktischen Talente in Erstaunen, die oberen Klassen streben eifrig nach Bildung, welche allein für den Staatsdienst befähigt, die regierende Klasse endlich besteht aus Männern, welche, voll Selbstgefühls, sich häufig durch Scharfblick und Patriotismus auszeichnen. Wer kann sich also dafür verbürgen, daß dieses Volk nicht dazu bestimmt ist, in der Zukunft eine weit glänzendere Rolle zu spielen, als in seiner vieltausendjährigen historischen Vergangenheit?

Der dritte Nachbar Rußlands — *Korea* oder Tschaosien — scheint gleichfalls allmählich zu erwachen und die vollständige Isolirung aufgeben zu wollen, in welcher dieses Land aus Furcht vor neuen Zwistigkeiten zwischen China und Japan so lange verharrt hat. Die Geschichte des Volkes von Korea ist mit Blut geschrieben. Seit unvordenklichen Zeiten ist diese unglückliche Halbinsel der Schauplatz blutiger, endloser Kriege, welche mit der zügellosen Grausamkeit asiatischer Barbarei hier ausgefochten wurden. Eine Aufzählung der Feldzüge der Chinesen, Mandschuren und Japanesen gegen Korea wäre zwecklos und un-

interessant. Seit dem Jahre 663 nach Christi Geburt dient die Halbinsel als Zankapfel zwischen den beiden Kaiserreichen des äußersten Ostens, ohne jemals ganz selbständig gewesen zu sein. China hätte diesen Vasallenstaat in früheren Jahrhunderten mühelos dem Reich der Mitte einverleiben können, hielt es aber augenscheinlich für vortheilhafter, Korea gleich den anderen kleinen Grenzstaaten in lockerer Abhängigkeit von sich zu erhalten und im Nothfalle zu Dienstleistungen heranzuziehen, statt diese Völker in seinen staatlichen Organismus aufzunehmen, in welchen sie durch ihre niedere Stufe der Civilisation allerdings schlecht genug hineinpaßten. Seit Beginn der mandschurischen Herrschaft über China beschränken sich die Vasallendienste Koreas darauf, daß jeder neue König vom Bogduchan bestätigt werden muß und alljährlich eine Gesandtschaft in Peking erscheint, um sich von hier den Kalender zu erbitten. Die Geschenke, welche bei dieser Gelegenheit dem Kaiser überreicht werden, sind nicht als Tribut anzusehen, da sie gut bezahlt zu werden pflegen. Im Jahre 1866 erklärte die chinesische Regierung dem französischen Gesandten, daß sie sich nicht als verantwortlich für die Ermordung der französischen Missionäre auf der Halbinsel betrachte, da Korea *selbständig* sei. Diese officielle Erklärung benutzte zehn Jahre später Japan, um mit dem „souveränen" Königreich Korea einen Vertrag abzuschließen; 1882 folgten die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika diesem Beispiel, ebenso späterhin England und Deutschland. Es ist nicht unmöglich, daß China diesen Handelsverträgen deshalb Vorschub leistete, weil es hoffte, daß die directen Beziehungen der europäischen Mächte zu Korea und die gegenseitige Eifersucht derselben unter einander die Selbständigkeit der Halbinsel am besten garantiren. Vom chinesischen Standpunkte ist es ganz erklärlich, daß die Regierung des Bogduchan nichts so sehr fürchtete, als eine Besitzergreifung Koreas durch Japan oder irgend eine europäische Macht.

Die Regierung der Halbinsel ist weder jemals eine vollständig selbständige gewesen, noch erfreut sie sich einiger Achtung seitens des eigenen Volkes und der benachbarten Staaten. Sie ist treulos und so blutdürstig, daß im 17. Jahrhundert die wahrlich nicht mildherzigen Mandschuren dem Könige von Korea rathen mußten, die Todesstrafe bei seinen Unterthanen seltener in Anwendung zu bringen. Das Volk zerfällt in streng geschiedene Kasten und wird auf schamlose Weise von den Edelleuten ausgebeutet, die eben so unwissend, als sittenlos und arbeitsscheu sind. Diese Klasse hat allein Zutritt zum Staatsdienst und verschmäht jede Arbeit auf dem Gebiet der Landwirthschaft, des Handels und der Gewerbe. Da die ganze Hoffnung einer adeligen Familie darauf beruht, daß ein Mitglied derselben eine Stellung im Staatsdienst erhält, so hat der Beamte stets eine Menge Verwandter zu ernähren. Die Folge hiervon ist ein unglaubliches Bedrückungs- und Aussaugungssystem. Jeder Beamte hält sich für verpflichtet, die öffentlichen Mittel zu seinen Gunsten zu plündern.

Als Beispiel sei hier an die aus acht vornehmen Beamten bestehende Gesandtschaft erinnert, welche der König von Korea im 17. Jahrhundert an die

Mandschuren schickte; sie verkauften die Geschenke ihres Herrschers und wurden dafür natürlich zum Tode verurtheilt. Auch die gegenwärtigen Machthaber und Glieder der höheren Administration geben diesen Gesandten in sittlicher Verkommenheit nichts nach, träumen von den Vortheilen, welche die neuerdings entstandenen Beziehungen zu Europa ihnen gewähren können, freuen sich über die zu erwartenden Bestechungsgelder und sind stets bereit, sich und ihr Vaterland demjenigen zu verkaufen, welcher die größte Summe zu bieten vermag. Der Adel zerfällt in mehrere auf einander eifersüchtige Parteien, die kein Mittel verschmähen, um dem Gegner einen Theil der Beute abzujagen. Das Elend der unteren Volksklassen ist im Hinblick auf die Verworfenheit der Machthaber unbeschreiblich. Die Raubsucht der Beamten, der Mangel jeden Gerechtigkeitsgefühls bei den Richtern, die Folter- und Todesstrafen, Sclaverei der Massen und Despotismus der Regierenden haben das Volk im höchsten Grade demoralisirt. Der Bewohner von Korea weiß nur zu wohl, daß jedes schwer erworbene Geldstück, jeglicher Besitz ihm von den räuberischen Beamten entrissen wird. Er arbeitet daher nur gerade so viel, um seine bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen und denkt nicht daran, Vorräthe zu sammeln. Die Folge hiervon sind fortwährende Hungerjahre, welche besonders im Norden viele Opfer an Menschenleben fordern.

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Koreäer sind Feigheit, Verschlagenheit, Verlogenheit und diebische Neigungen. Von ihren Tugenden läßt sich wenig sagen, höchstens ihre bewunderungswürdige Geduld und ihre Pietät gegen die Eltern wären hier zu erwähnen. Dem Kriegsdienst unterliegt nur die eine Klasse der Sjangnomi. Alle wehrfähigen Männer derselben sind verpflichtet, Soldaten zu werden, falls sie sich nicht durch einen Sclaven ersetzen lassen oder eine jährliche Loskaufssumme zahlen wollen. Korea besitzt übrigens weder eine der Beachtung werthe Armee, noch eine Flotte. Die Halbinsel ist gebirgig und liefert gerade genug Getreide, um ihre Bewohner zu ernähren, abgesehen von den oben erwähnten Hungerjahren, die von Zeit zu Zeit wiederzukehren pflegen. Von mineralischen Reichthümern kann kaum die Rede sein und Korea wird wohl noch für lange ein armes Land bleiben. Drei Häfen sind den Europäern erschlossen. Doch werden 75 pCt. der gesammten Einfuhr durch japanesische Dampfer importirt. Der Umsatz des Handels von Schentschuan, Fusan und Gensan betrug im Jahre 1885 die Summe von 1,159,322 Dollars (573,362 Dollars mehr als im Vorjahre). Die nördliche Provinz Chamkinado steht in Handelsbeziehungen zu Rußland und liefert Rindvieh von ziemlich schlechter Race im Betrage von ½ Million Dollars jährlich.

Aus dem Vorstehenden läßt sich ersehen, daß von einer, sei es noch so geringen, Stufe der Civilisation in Korea nicht die Rede sein kann; die Schriftzeichen sind die chinesischen. Handel und Gewerbe liegen darnieder und es wird wohl noch viel Zeit vergehen müssen, bis Korea gleich Japan und China einen Aufschwung nimmt, welcher es der europäischen Cultur näher zu bringen geeignet

wäre. Wir können daher den Verfassern der oben erwähnten Abhandlungen über die Situation in Ostasien nur Recht geben, wenn sie die russische Regierung vor jeder Einmischung in die schwankenden Verhältnisse in Korea warnen und es für wünschenswerth ansehen, den Bestand des Königreichs durch eine Convention mit China, Japan und womöglich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu garantiren. Ob die sich an diesen Plan knüpfende Hoffnung, daß die Engländer vielleicht freiwillig Port Hamilton räumen würden, dann in Erfüllung gehen könnte, erscheint uns jedoch äußerst zweifelhaft, da eine derartige selbstlose Politik wohl am wenigsten von Großbritannien zu erwarten ist. Der englische Leopard pflegt die einmal gepackte Beute nicht mehr fahren zu lassen.

Wie in der auswärtigen Politik überhaupt, so ist auch in Bezug auf Ostasien in der russischen Presse der Wunsch verlautbart, Rußland möge China und Japan gegenüber sich nicht den Bestrebungen der Westmächte anschließen, sondern nur auf seine eigenen Interessen bedacht sein und in freundschaftliche Beziehungen zu diesen Nachbarn treten. Wenn wir unserem Gewährsmann, Herrn Matjunin, Glauben schenken wollen, so wäre dies um so leichter, als Rußland in China eigentlich nur sehr unwesentliche Handelsinteressen hat. Seit Eröffnung des Suez-Canals nimmt der wichtigste Exportartikel Chinas — der Thee — seinen Weg immer seltener durch Kjachta und die mongolisch-sibirischen Einöden. Mit den aus England importirten Baumwollengeweben können die russischen Kaufleute um so weniger concurriren, als die Chinesen sich an die englischen Waaren bereits gewöhnt haben. Eben so wenig läßt sich erwarten, daß der Handel in der Mandschurei jemals in russische Hände übergeht. Werden die sibirischen Kaufleute doch in der eigenen Heimath, an den Ufern des Amur und des Stillen Oceans mehr und mehr durch Hamburger und nordamerikanische Firmen verdrängt, welche sich die Freihäfen zu Nutze zu machen verstehen. Die Eingeborenen dieses Gebietes befinden sich in vollständiger Abhängigkeit von chinesischen Kaufleuten, die sie zu entsetzlich hohen Preisen mit Mehl, Pulver, Blei, Spiritus u. s. w. versorgen.

Laut dem Pekinger Vertrage ist die russische Regierung nicht berechtigt, diesen chinesischen Kaufleuten die freie Schifffahrt auf dem Amur zu verwehren und so gehen denn jährlich hunderte von Barken mit Korn und den soeben erwähnten Waaren aus dem Sungari den Amur hinauf, um die dem russischen Scepter unterworfenen Eingeborenen zu exploitiren. Die von der Regierung subventionirte Russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft auf dem Amur leistet dabei so wenig, entwickelt sich so lässig, daß sie eher als Hemmschuh, denn als Förderniß des Handels angesehen werden kann. Ist es da nicht vortheilhafter, den Transit chinesischer Waaren durch russisches Gebiet einfach zuzugeben und mit einem Zoll zu belegen? Der Krone erwüchse daraus eine Einnahme, die Bewohner der Mandschurei würden nicht mehr darüber klagen, vom Meere abgeschnitten zu sein, das Getreide im Amurgebiet würde billiger und China durch diesen Transithandel gewissermaßen dem Drucke der russischen Politik zugänglicher werden.

Sollte es durch Abschluß eines Tractats, durch welchen die Selbständigkeit von Korea zu garantiren wäre, durch Nachgiebigkeit gegenüber den chinesischen Handelsinteressen möglich werden, die Nachbarn im Osten freundlicher zu stimmen, so könnte sich Rußland ungehindert mit der Organisation des Amurgebietes beschäftigen, wo noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Die Verkehrswege sind hier noch gänzlich unentwickelt. Seitdem die Chinesen aus dem Gebiet von Ussuri hinausgedrängt wurden, liegt daselbst die Landwirthschaft ganz darnieder, und die frühere Getreidekammer von Sibirien, das Transbaikal-Gebiet, leidet an chronischer Hungersnoth, seitdem es durch Feuersbrünste seiner Wälder beraubt ist. Die Viehzucht ist so wenig entwickelt, daß — wie oben erwähnt — Korea jährlich eine nicht ganz unbedeutende Menge Rindvieh hierher exportirt. Alle diese Ursachen lassen es für Rußland rathsam erscheinen, auf eine weitere Ausbreitung seines Territoriums im Osten von Asien zu verzichten, wobei es nur gewinnen und mit China in dauernde Freundschaftsbeziehungen treten könnte.

Ebenso müßte die Selbständigkeit von Korea gewahrt bleiben, ohne daß sich Rußland in die inneren Angelegenheiten der Halbinsel hineinziehen ließe. Ist dieselbe doch ebenso ein neutrales Schild gegenüber China und den Seemächten, wie Rußland selbst das Schild Europas gegen den „gelben Menschen" bildet. Ob dieser aber nicht noch einmal dem weißen Menschen höchst unbequem werden kann — das ist eine Frage, welche berufenere Sachkenner entscheiden mögen.

Gedichte.

Von Th. A. Sprengel in Reval.

Frühlingswehen.

Nun ſingt und klingt und blüht's auf's Neu'
In Gottes ſchöner Welt;
Frau Nachtigall iſt auch dabei,
Der duft'ge Buſch ihr Zelt.
Sie träumt ſo ſüß von Maiengrün,
Von holder Frühlingsluft
Und flötet ſel'ges Liebesglüh'n
Hinein in jede Bruſt.
Da ruft des Lebens gold'ne Zeit
Die junge Seele wach:
O lieb', ſo lang es Blüthen ſchneit!
Bald folgt der Winter nach.

Am Strande.

Was hüpfen und plaudern die Wellen?
Was murmelt die ſchäumende Fluth? —
Sie ſuchen und küſſen die Stellen,
Auf denen Dein Füßchen geruht.
Ich ſuche, Du herziges Kindchen,
Für mich einen ſchöneren Ort:
Ich küſſe vom roſigen Mündchen
Das reizende Schmollen Dir fort.

Hinnisch.

Im Stübchen eng, um Mitternacht,
Sitz' ich beim trüben Lampenſchein;
Es heult der Wolf um's ſtille Haus
Gar ſchaurig in dem Sturmgebraus:
Herzlieb, ich denke Dein!
Mich ſcheert nicht Sturm, nicht Wolfsgeheul,
Ob auch das Haus erbebt und kracht;
Mag's ſtürmen draußen auch und ſchnein:
Mein ſüßes Lieb, ich denke Dein
In Sturm und Mitternacht!

Sehnſucht.

Seit Du von hier gegangen,
Wie öd' und ſtill das Thal;
Die zarten Blümlein hangen
Die Köpfchen allzumal.
Die Roſen ſelbſt erblaſſen,
Seit Du Dich fortgewandt;
Nun ſteh'n ſie ſo verlaſſen,
Gepflegt von keiner Hand.
Und Wieſe, Wald und Auen
Sind all' betrübt gar ſehr
Und hoffen all' und ſchauen
Auf Deine Wiederkehr.
Die Waldvöglein, wie ſangen
Sie ſonſt ſo wunderlieb:
Seit Du von hier gegangen,
Im Wald es ſtille blieb.
Und mir, mir iſt, als ſtände
Ich hier allein im Thal;
Wohin ich mich auch wende:
Du fehlſt mir überall.
Nun ſchau' ich voll Verlangen
Zur Ferne alle Stund':
Seit Du von mir gegangen,
Iſt mir das Herze wund.

Waldblümelein.

Waldblümelein! Waldblümelein!
Wie magſt du grünen noch und blüh'n?
Längſt floh ja Lenz und Sonnenſchein
Und ſüdwärts ſchon die Schwalben zieh'n.

Hörſt du es rauſchen nicht und weh'n
Gar ſchaurig durch den finſt'ren Wald?
Entblättert Buch' und Eiche ſteh'n,
Kein Lied mehr aus den Zweigen ſchallt.

Nur du trägſt noch des Frühlings Kleid
Und ſchauſt ſo lieb und freundlich d'rein;
Denkſt nicht, wie bald es friert und ſchneit,
Waldblümelein! Waldblümelein!

Zur Ueberſetzungskunſt.

Von **E. Brauſewetter** in Stuttgart.

Wie oft iſt die Neigung der Deutſchen für alles Fremde getadelt worden! Was iſt nicht Alles von den Literarhiſtorikern über unſeren Nachahmungstrieb geſchrieben worden! Und iſt es heute anders? Entrüſtet ſich nicht die ganze Preſſe, wenn mit den tiefſinnigen Werken eines Ibſen Aufführungsverſuche gemacht werden? Und doch, verdanken wir nicht gerade unſerer Umſchau in der Fremde ein gut Theil des Glanzes unſerer eigenen Literatur? Gewiß wird Niemand ſo thöricht ſein, den hervorragenden Nutzen zu leugnen, den die Werke Shakeſpeare's, Byron's, Calderon's, Cervantes', Dante's, Petrarca's und neuerdings diejenigen der franzöſiſchen Dramatiker — von den alten Griechen gar nicht zu reden — der deutſchen Literatur gebracht haben. Kein anderes Volk ſteht auf einem ſolch' kosmopolitiſchen Standpunkt wie wir. Kein anderes Volk kann ſagen, daß die Dichter fremder Völker ſo ſeine eigenen geworden ſind. Sind Homer, Shakeſpeare, Cervantes, Byron u. A. nicht ganz die unſeren? Giebt es eine andere Sprache, die wie die deutſche im Stande wäre, die Schönheiten ausländiſcher Dichtungen ſo voll wiederzugeben? Dies Alles iſt aber eben die Wirkung der ernſten Sprachſtudien, die die Deutſchen getrieben, und der Liebe, mit welcher ſie ſich der Ueberſetzung, der Nachdichtung hingegeben haben. Durch dieſe Nachdichtungen ſind uns alle jene fremden Formen, die Hexameter, Sonette, Ghaſelen, Terzinen, Canzonen, und wie ſie alle heißen mögen, lieb und vertraut geworden. Durch ſie iſt unſere Sprache zu ungeahnter Geſchmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit gelangt, ihnen verdankt ſie zahlloſe Bereicherungen.

Man kann bei der Wiedergabe einer fremden Dichtung zwei verſchiedene Methoden verfolgen. Die eine, die Mommſen in ſeiner neu aufgelegten „Ueberſetzungskunſt"*) die „ſtylloſe" nennt, giebt den Inhalt, ſelbſt die Worte möglichſt genau wieder, verzichtet aber auf die Form oder wählt eine andere, heimathliche. Dieſe Methode wird in Deutſchland kaum noch angewandt, während Frankreich ſich noch heute derſelben mit Vorliebe bedient.

*) Tycho Mommſen: Die Kunſt des Ueberſetzens fremdſprachlicher Dichtungen in's Deutſche, mit einem Anhange über Shakeſpeare und Marlowe. II. Auflage. Frankfurt, 1886. C. Jügel's Verlag.

Die andere Methode nennt Mommsen die „stylhafte". Sie giebt Form und Inhalt möglichst getreu, aber doch poetisch schön wieder. Sie ist naturgemäß die schwierigere, aber zugleich diejenige, welcher unsere Sprache und Literatur zu großem Danke verpflichtet ist.

Mommsen erwähnt in seinem Buche auch noch die Originaldichtung in fremdem Styl. Mich will aber bedünken, daß diese in einem Werke über Uebersetzungskunst nichts zu suchen hat.

Naturgemäß ist die Schwierigkeit des Uebersetzens nicht bei allen Sprachen dieselbe. Am schwersten ist es wohl bei den Sprachen der Alten, da hier der ganze Grundbau der Poesie ein anderer ist. Das Wesen unserer Poesie ist der Reim und der Rhythmus auf Grund des Wortaccentes, das der altgriechischen und römischen Dichtung das Metrum der Silben. Am leichtesten ist uns das Uebertragen der Dichtungen der anderen germanischen Sprachen und von diesen naturgemäß in erster Reihe aus jenen, die uns am nächsten verwandt sind. So mag Mommsen Recht haben, daß die dänische Sprache am wenigsten Schwierigkeiten bietet, wenn dieselbe auch heute nicht mehr so leicht ist, wie vor 30 Jahren, als der Verfasser die erste Auflage seines Werkes publicirte. — Leider hat er dieselbe jetzt unverändert zum Abdruck gebracht. — Heute würde er der dänischen und namentlich ihrer Schwestersprache, der norwegischen, wohl nicht mehr den Vorwurf allzu großer Weichheit machen können, und worin er die Hauptschwierigkeit einer Uebersetzung aus dem Englischen sieht, die beispiellose Kürze und Prägnanz, die würde er heute auch in Ibsen's und Björnson's Werken finden können. Auch von diesen läßt sich sagen, daß es unmöglich ist, alle in ihnen enthaltenen Gedanken in demselben engen Raum wiederzugeben. Man ist daher gezwungen, Einzelnes wegzulassen. Zudem entwickeln die Norweger eine Kühnheit in den Wortzusammensetzungen, die wir nicht entfernt nachahmen können.

Auch die Bemerkungen Mommsen's über die Uebertragungen aus dem Englischen, so viel feine Beobachtungen in denselben auch niedergelegt sind, lassen sich heute nicht mehr in allen Theilen aufrecht erhalten. Byron soll in Deutschland nicht beliebt sein, weil er nicht gut übersetzt sei! Mögen die Uebersetzungen Gildemeister's, Neidhart's und Böttger's auch Fehler enthalten, so viel haben sie, namentlich die poetisch sehr schöne Gildemeister's, doch gewirkt, daß Byron heute einer der Unseren ist. Hier war eine Aenderung der ersten Auflage nothwendig. Gekannt wird Herr M. diese Uebertragungen doch jedenfalls haben.

Die romanischen Sprachen liegen uns erheblich ferner, und können wir die leichtfüßige, tändelnde Eleganz des französischen, den volltönenden und doch weichen Ausklang des italienischen Verses kaum nachahmen. Im Gegensatz zum Englischen müssen wir im Französischen zulegen, da sonst für uns der poetische Schwung fehlt. Uebrigens läßt sich das sehr leicht machen, da wir in Folge unserer kürzeren Ausdrucksweise immer Raum übrig behalten.

Im Ganzen erfreut sich die französische Dichtung bei uns nur geringer Beliebtheit und ist es wohl auch diejenige, deren Uebertragung uns am wenigsten gelingt.

Uebrigens iſt auch die Schwierigkeit nicht in allen Dichtungsarten dieſelbe. Am leichteſten iſt ſie im Epos und Drama, da hier der Stoff und die Gedanken die Hauptrolle ſpielen und dieſe ſich leichter wiedergeben laſſen. Auch das Volkslied bietet nicht zu große Schwierigkeiten, da hier die Empfindung überall eine verwandte iſt. Am ſprödeſten iſt die Kunſtlyrik und die heitere Muſe, da deren Wirkung nicht ſelten allein in der Form oder den Worten liegt.

Wer ſich über dieſen Gegenſtand näher informiren will, nehme das im Allgemeinen treffliche Buch von Mommſen zur Hand.

König Sundara.

Ein Trauerſpiel von **Leopold v. Schroeder.**

Beſprochen von **M. Stillmark** in Dorpat.

Bereits vor Jahresfriſt wurde die Aufmerkſamkeit eines Theiles unſeres Publicums auf das ſoeben bezeichnete Drama gelenkt, indem dasſelbe nach dem Manuſcripte von Herrn Profeſſor Dr. C. Erdmann in der Aula der Univerſität öffentlich vorgeleſen wurde. Unſere Kritik ſprach ſich damals in hohem Grade anerkennend über dieſe dramatiſche Erſtlingsarbeit eines einheimiſchen Dichters aus, deſſen wiſſenſchaftlicher Ruf durch ſeine verdienſtvollen Arbeiten auf dem Gebiete der indiſchen Literatur und Sprache ohnehin ſchon längſt feſtſtand. Gegenwärtig iſt dieſes Drama hierſelbſt in Schnakenburg's Verlag im Drucke erſchienen und ſomit auch weiteren Kreiſen zugänglich geworden. Nach Einſichtnahme in die werthvolle Dichtergabe gereicht es mir zu einem beſonderen Vergnügen, dieſelbe auch den Leſern Ihrer geſchätzten Zeitſchrift angelegentlichſt zu empfehlen. Dabei würde ich mich fürchten, dem Dichter unrecht zu thun, falls ich mich auf die bekannten Phraſen von „hohem dichteriſchem Schwung", „vornehmer edler Sprache", „Tiefe des Problems", „ſicherer Zeichnung der Charaktere" u. ſ. w. beſchränken wollte. An derartigen Lobeserhebungen dürfte es ohnehin nicht fehlen. Es ſei mir daher geſtattet, auf den Inhalt des Stückes ſelbſt näher einzugehen. Ich bin deſſen gewiß, daß das Intereſſe des gebildeten Leſers durch eine ſolche nähere Analyſe nicht nur nicht verlieren, ſondern nur gewinnen kann.

König Sundara, der Held des Stückes, deſſen Zeit etwa in das ſechste Jahrhundert vor Chriſto zu verlegen iſt, hat kaum den Thron ſeiner Väter beſtiegen, als er ſich ſchon vor ſchwerwiegende Entſchlüſſe geſtellt ſieht. Fürſt Tſchitraketu, ein Freund und Bundesgenoſſe ſeines Vaters, liegt in blutiger Fehde mit dem König Purumitra, der ſich der neuen Lehre des Buddha angeſchloſſen hat, während Tſchitraketu ſowohl wie Sundara noch der Lehre des Brahma ergeben ſind. Selbſtverſtändlich iſt die Prieſterkaſte der Brahmanen, die in dem Oberfeldherrn Sundara's, Rewa, leider einen nur zu ergebenen, fanatiſchen Anhänger findet, nicht nur für ſchleunige und energiſche Unterſtützung des alten Alliirten und Glaubensgenoſſen,

sondern auch für schonungslose Vernichtung des ketzerischen Buddhismus mit Feuer und Schwert. Einem Boten Purumitra's, welcher klar darlegt, daß sein Herr nicht der Angreifer, sondern daß derselbe vielmehr gänzlich unrechtfertiger, ja frevelhafter Weise von dem durch trügerische Manipulationen der Brahmanen zum Kriege aufgehetzten Tschitraketu angegriffen worden, gelingt es nicht, das Drängen der Kriegspartei und der Priesterschaft zu überwinden. Der zwar für alles Gute und Edle glühende, jedoch noch jugendliche König, obwohl im Ganzen das Recht König Purumitra's anerkennend und gleichzeitig von Unlust erfüllt über die sich überall vordrängenden hierarchischen Gelüste, entscheidet sich nach schwerem inneren Kampfe für den Krieg gegen Purumitra. Daß er aber überhaupt sich die Mühe giebt, selbst zu prüfen und nicht blindlings den Weisungen der herrschsüchtigen Priester folgt, ist schon genügend, daß die letzteren ihn mit Mißtrauen betrachten und die nöthigen Vorkehrungen treffen, um, wenn erforderlich, ihm den Untergang zu bereiten.

Der erste Act schließt, indem wir aus dem Munde des Königs erfahren, daß er von tiefer Leidenschaft durch den Anblick einer liebreizenden Mädchengestalt ergriffen worden ist, die er bei Gelegenheit des Krönungszuges unter dem Volke gesehen. Durch seine Getreuen, denen er Auftrag gegeben, das Nähere über die Unbekannte zu erforschen, hofft er über ihren Aufenthaltsort in Kenntniß gesetzt zu werden.

Im zweiten Act belauschen wir Prisamwada, ein holdes Pariamädchen, in ihrem im Dunkel des Waldes verborgenen Gärtchen bei anmuthiger häuslicher Thätigkeit. Der König, welcher mit Hilfe eines ihm treu ergebenen Dieners wirklich ihr stilles Asyl entdeckt hat, in welchem sie zusammen mit ihren greisen Eltern von aller Welt zurückgezogen lebt, überrascht sie daselbst, und ohne seine hohe Stellung zu verrathen, gelingt es seiner hinreißenden Persönlichkeit, sich ihrer Gegenliebe zu versichern. Doch nur ein Augenblick seligen Vergessens läßt sie ruhen an seinem Herzen. Der sie wie ein Blitzstrahl treffende Gedanke, zur geächteten, von allem irdischen Glücke ausgeschlossenen Pariakaste zu gehören, reißt sie aus den Armen des Geliebten. Sie beschwört ihn, ihr zu entsagen und entflieht, den König bitterer Verzweiflung über das Gehörte überlassend. Sie und ihre schwergeprüften, das Entsetzliche ihrer socialen Stellung tief empfindenden und in rührender Klage ihrem Schmerze Ausdruck gebenden Eltern finden Trost in der Lehre Buddha's, über welche sie durch einen pilgernden greisen Jünger dieser Lehre, Ananda, unterrichtet werden.

Der dritte Act führt uns mitten in das Kriegsgetümmel. Nach harten Kriegen wird König Purumitra geschlagen. Ein zweites Heer König Sundara's unter dem Befehl des ihm treu ergebenen Feldherrn Gonanda kämpft gleichfalls siegreich gegen die buddhistisch gesinnten Bergvölker des Nordens. Unter den Gefangenen Sundara's befindet sich nebst vielen anderen Buddhisten der weise Jünger und Apostel dieser Lehre, Ananda. Energisch dringen die Priester auf seine und seiner Genossen sofortige, qualvolle Hinrichtung. Doch seiner eben so milden, wie begeisterten, von wahrer Humanität durchglühten Vertheidigung, von welcher das wilde: „kreuzige, kreuzige ihn!" der Priester und ihre rohen Schimpfreden grell abstechen, sowie dem

freudigen Opfermuth, mit welchem er zum Feuertode bereit iſt, gelingt es, den König von dem Irrwahn ſeines bisherigen Glaubens zu überzeugen und der neuen Lehre zu gewinnen. Von tiefem Ekel ergriffen über die ſtarren Dogmen einer eben ſo fanatiſchen, wie blutdürſtigen Prieſterſchaft, dankt er Ananda für ſeine Worte, „die wunderbar den Buſen ihm bewegt", ſpricht es offen aus, daß „dieſe Stunde ihm Vieles klar gemacht, was er bisher verkannt", ordnet die ſofortige Freilaſſung Ananda's und ſeiner Mitgefangenen an und befiehlt endlich Einſtellung des verderblichen, unrechtmäßigen Krieges. Meuterei im Heere, von dem ränkevollen Rewa und dem Oberprieſter offenbar ſeit Langem vorbereitet, iſt die Folge dieſer Sinnesänderung und des Bruchs mit der Hierarchie. Nur mit Mühe gelingt es dem König, mit wenigen ſeiner ihm getreuen Verwandten und Anhänger ſich durch die Reihen der fanatiſirten Menge mit dem Schwerte Bahn zu brechen und die ſchützende Wildniß zu erreichen.

Der Anfang des vierten Actes findet den geächteten König auf der Flucht, in der Wildniß. Sein getreues Gefolge ſpricht offen ſeine Entrüſtung über den begangenen Verrath aus und ſchwört, den Kriegsherrn nicht zu verlaſſen. Er jedoch erklärt, auf das Reich verzichten zu wollen. Er will gehen und ein neues Reich gründen, ein „Reich des Geiſtes, dem er ganz ſich weihe". „Sein köſtlich Kleinod" aber, die Geliebte, wünſcht er vorher ſich zu retten. Nachdem er einen Boten an Gonanda abgefertigt, der dem letzteren das Geſchehene melden und ihm überlaſſen ſoll, ſo zu handeln, „wie ſein Herz ihn lehre", bricht er auf, um die Geliebte aus ihrem Waldaſyl abzuholen. Der Flüchtling trifft Prijamwada, als ſie den Eltern ſoeben die unerhörten Neuigkeiten von dem Siege des Königs, der Gefangennahme Ananda's und ſeiner Freilaſſung, der Einſtellung des Krieges, der Meuterei im Heere und der Flucht des Königs gemeldet hat. Von froher Hoffnung auf eine ſchöne Zukunft erfüllt, giebt Sundara ſich der Geliebten zu erkennen und bewegt ſie und ihre Eltern leicht, ihm auf ſeiner Flucht zu König Purumitra ſich anzuſchließen. Nur auf kurze Zeit entfernt er ſich, um das zurückgebliebene Gefolge herbeizuholen. Da brechen Häſcher des Oberprieſters und Rewa's in den Zufluchtsort der armen Geächteten. Prijamwada nebſt ihren Eltern wird gefangen genommen und in das Lager der Rebellen geſchleppt. Geknickte Büſche und der zerſtampfte Raſen verrathen dem zurückkehrenden König die verübte Gewaltthat.

Der fünfte Act führt uns zurück in das Lager der Rebellen. Wir erfahren, daß inzwiſchen im Heere ein Rückſchlag ſich geltend gemacht hat. Die Soldaten ſehnen ſich zurück nach dem gütigen und heldenmüthigen König, der alle Mühſal und Gefahr mit ſeinen Kriegern getheilt hat, während jetzt der ränkevolle Rewa und finſtere Prieſter mit eiſerner Hand herrſchen. Erſterer ſowohl, wie der Oberprieſter wiſſen, daß ſie auf einem Vulcan ſtehen, daß jeden Augenblick Empörung im Heere ausbrechen kann. Ihre Lage iſt um ſo verzweifelter, als König Purumitra, bei welchem Sundara freudige Aufnahme gefunden, mit ſeinem ſchnell wieder geſammelten Heere und verſtärkt durch Gonanda's ihrem Könige treu gebliebene Truppen ihnen ſchlagfertig gegenüber ſteht. Unter ſolchen Umſtänden iſt ſchlaues

Unterhandeln, mit der gefangenen Prijamwada als Geißel und Lockvogel im Hintergrunde, die einzige Rettung. Angesichts beider Heere findet die Unterredung Statt. Rewa und der Oberpriester bieten Versöhnung und Unterwerfung für den Fall, daß der König dem Buddhismus entsage. Entrüstet weist Letzterer den Glaubenswechsel zurück. Da wird Prijamwada als letztes Pressionsmittel vorgeführt, mit dem Bedeuten, daß sie sofort niedergestoßen werden würde, falls man sich ihr nähere. Der Oberpriester erklärt zufolge einem lang' verborgenen, nur der Priesterkaste bekannten Geheimniß in der Lage zu sein, selbst in die Ehe des Königs mit dem Pariamädchen willigen zu können, wenn derselbe nur mit der Irrlehre breche. Dem furchtbaren Seelenkampfe des Königs, der sich erbietet, dem Thron für immer zu entsagen und den Frieden mit Purumitra herbeizuführen, falls man ihm nur die Geliebte unversehrt zurückgebe, macht das heldenmüthige Mädchen selbst ein Ende, indem sie den König auf seine höheren Aufgaben verweist:

„Thu's nicht, mein König, laß Dein armes Volk
Nicht in den Fesseln dieser blut'gen Priester!
Rette Dein Land, o rett's aus ihren Händen!
Auf Dich, Geliebter, schau'n viel tausend Augen,
Aus Deiner Hand erwarten sie das Heil,
Und was Du thust, ist Rettung oder Elend . . .
Denk' nicht an mich . . ."

Diese Worte besiegelt sie mit dem Tode, indem sie dem nächsten Soldaten das Schwert entreißt und sich in die jungfräuliche Brust stößt. Rewa und der Oberpriester, an Allem verzweifelnd, ergreifen die Flucht. Niemand folgt ihnen. Im innersten Herzen getroffen, sinkt der König an der Leiche der Geliebten nieder. „Mit leiser Stimme, als flüsterte er mit seinem Mädchen, fast wie geistesabwesend oder träumend" hauchen seine Lippen die Worte:

„Ach, warum mußtest Du fallen,
Du meine Blume, mein Reh?
Ach, von den Menschen allen
That mir noch keiner so weh!
Täubchen läßt sinken die Flügel,
Flügelchen weiß wie der Schnee, —
Ach, warum mußtest Du sterben,
Du meine Blume, mein Reh?" —

Kaum dürfte in zarterer und ergreifenderer Weise dem Schmerze über den Opfertod der Geliebten Ausdruck gegeben werden können. Doch nicht diese Perle allein findet sich auf dem Boden der tief und klar, wie ein krystallener Strom, dahinfließenden Dichtung. Die rührende Klage der Eltern Prijamwada's über das trostlose Geschick des Paria, der Jubelhymnus der Buddhisten über das der gequälten Menschheit gewordene Heil durch die „Botschaft des Leus aus Schakja's hohem Königshause", Ananda's tief empfundene, die Allgewalt der Liebe und des Erbarmens sieghaft preisende Reden sind nicht minder schöne Zierden der durchweg vornehm und dennoch lebendig fortschreitenden, das Interesse des Hörers überall fesselnden Handlung, von welcher die obige zusammengedrängte Skizze selbstverständ-

lich nur ein ſehr unvollkommenes Bild bieten kann. Kein ſtörendes Beiwerk, insbeſondere keine gelehrten Hinweiſe und Anſpielungen auf Mythologie, Geſchichte, Kunſt oder Wiſſenſchaft der alten Inder, zu welchen der ſtreng wiſſenſchaftliche Forſcher durch die Liebe zu ſeinem Stoffe nur zu leicht hingeriſſen wird, hindern den Gang der Entwickelung. Nur allgemein menſchliche, in jeder Geſchichtsepoche der Culturwelt wiederkehrende Conflicte bilden den Kern der Dichtung. Führt uns doch der Dichter mitten hinein in den Kampf, der die Welt bewegt hat, ſo lange ſie beſteht: in den Kampf des menſchlich milden Buddhismus mit dem ſtarren Brahmanismus, der Toleranz mit der Intoleranz, der Gewiſſensfreiheit mit der Knechtung der Geiſter, den Kampf des Lichts mit der Finſterniß, den Kampf des Königthums mit den Uebergriffen eines herrſchſüchtigen Prieſterthums, welches niemals zugeben will, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſein ſoll. Gerade aber die Objectivität und äußere Ruhe, trotz aller inneren Bewegung, mit welcher der Dichter den von ihm gewählten Stoff, der ſo gar häufig die Geſchicke der Völker erſchüttert und den Ueberlebenden nichts als Gräber und rauchende Trümmer hinterlaſſen, behandelt und künſtleriſch geſtaltet, iſt es, die uns bei der Lectüre „König Sundara's" ſo wohlthuend berührt. Man hört die Donner rollen, das Auge empfindet den Wiederſchein der herniederzuckenden Blitze, allein die Gräuel der Verwüſtung, die Leichenhaufen, die der zum Thier gewordene Menſch um ſich häuft, der „Menſchheit ganzer Jammer", den einmal entfeſſelte, politiſche und religiöſe Leidenſchaften in ihrem unausbleiblichen Gefolge haben, bleibt uns ſchonend verhüllt.

Wenn ich trotzdem mir einige Bemerkungen erlaube, ſo mag der geehrte Herr Verfaſſer ſolches meinem lebhaften Intereſſe an ſeiner ſchönen Dichtergabe zu Gute halten. Im vierten Act, zweite Scene, erzählt Prijamwada, wie oben bemerkt, ihren Eltern die Rettung Ananda's durch den König, des Letzteren Sinneswechſel, die Einſtellung des Krieges, den Ausbruch der Meuterei und die Flucht des Königs, Thatſachen, die ſich im dritten Act ſchon vor unſeren Augen abgeſpielt haben. Es iſt dieſes eine Wiederholung, die das Weſen des Dramas nicht verträgt, ſo oft ſolches auch in den beſten Dichtungen vorkommen mag. Wäre es nicht vielleicht zweckmäßiger, den auf der Flucht begriffenen König mit der in Folge der letzten Ereigniſſe gleichfalls flüchtig gewordenen, weil zur ketzeriſchen Lehre des Buddhismus übergetretenen Pariafamilie zuſammentreffen zu laſſen — beiden Theilen lag ja die Flucht zum ſchützenden Heere des Königs Purumitra nahe — und bei dieſem Zuſammentreffen, etwa in der Felsſchlucht, wo der König raſtete, die Erkennungsſcene ſich abſpielen zu laſſen. In Folge plötzlichen Ueberfalls durch verfolgende Reiter des Rewa hätte dann Prijamwada gefangen genommen werden können, ohne daß der König, trotz aller Tapferkeit, im Kampfgetümmel ſolches zu hindern im Stande geweſen. Der das Fortſchreiten der Handlung unterbrechende Zug des Königs zum Domicil der Geliebten, um ſie von dort, trotz aller Gefahren, abzuholen, das unter den obwaltenden Umſtänden nicht recht motivirte Zurückbleiben des Gefolges u. ſ. w. würde alsdann von ſelbſt wegfallen. Durch den Umſtand ferner, daß Prijamwada ſich beim Könige befand und er ſeinerſeits Alles aufbietet,

um sie zu retten, wäre dann auch den Priestern genügende Erklärung für das Verhältniß gegeben, in welchem sie zum Könige stand, während der Leser bei der gegenwärtigen Inscenirung nur durch den Mund des mit der Gefangennahme des Mädchens beauftragten Offiziers erfährt, daß die Priester es schon lange wußten, „auf welchen Bahnen dieser König ging". Die Priester konnten solches kaum wissen, wenn man nicht annimmt, daß einer der Getreuen des Königs, etwa Kanada, zum Verräther geworden war, was doch ziemlich unwahrscheinlich oder zum Mindesten nicht genügend vorher angedeutet worden ist.

Eine zweite Bemerkung, die mir gestattet sein möge, betrifft den Charakter des Heerführers Gonanda. Der Leser lernt ihn nur flüchtig in der ersten Scene des ersten Actes kennen. Er stellt sich uns dar als ein wackerer, treu ergebener Diener des königlichen Hauses, der alle die Liebe, die er für den Vater hegte, auf den Sohn übertragen hat, welchen er unter seinen Augen aufwachsen gesehen. Dabei aber ist er ein strenger Anhänger des Althergebrachten, mithin auch der Staatsreligion und der durch letztere festbegründeten Hierarchie. Aus diesem Grunde erhebt er nachdrücklich seine warnende Stimme, als der jugendliche König Neigung verräth, priesterlichen Hochmuth und Uebermuth in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Wir haben es also mit einem braven, alten Soldaten zu thun, der unsere volle Sympathie erweckt, zumal da er, trotz des Glaubenswechsels des Königs, treu zu dem Letzteren hält. Wesentlich dieser seiner Treue ist es zu verdanken, daß sich die Lage der Rebellen schließlich zu einer aussichtslosen gestaltet. So wenig nun auch geleugnet werden soll, daß einzig und allein das Princip der Treue schwer genug in's Gewicht fallen kann, um das spätere Verhalten des Generals, als Führers einer selbständig operirenden Heeresabtheilung, zu motiviren, so spräche doch auch zum Mindesten eine eben so große Wahrscheinlichkeit dafür, daß die in ihm festgewurzelten, althergebrachten Anschauungen, nach welchen die Priester „stets treue Stützen" des königlichen Hauses gewesen, daß in „ihren Händen Heil und Unheil" für dasselbe gelegen, daß nur „ihr Gebet den königlichen Waffen Sieg und Ruhm verliehen" u. s. w. — ihn eben so gut dazu hätten bewegen können, dem seiner Ansicht nach abtrünnig gewordenen König den Rücken zu kehren. Die Wünsche Rewa's und des Oberpriesters hinsichtlich der Vergebung der Commandostellen sind doch wohl einerseits nur als eine allgemeine Andeutung auf das in den Kreisen der Hofcamarilla gegen den genannten General herrschende Mißtrauen aufzufassen, während andererseits die Worte Gonanda's:

„Durch Zweifel kommen wir zum sicheren Port
Des Glaubens, und so hat gewiß sein Recht
Der Zweifel auch am heil'gen Recht der Priester" u. s. w.

schwerlich mehr als den wohlmeinenden, erfahrenen Rathgeber zu kennzeichnen geeignet sind, kaum aber genügen dürften, um jene soeben berührte doppelte Möglichkeit auszuschließen. Ich glaube daher nicht fehlzugreifen, wenn ich annehme, daß in Rücksicht auf dieses Dilemma der Charakter des Gonanda vom Dichter etwas zu einseitig gezeichnet worden ist. Wie, wenn der Leser sich sofort darüber klar

wäre, daß er in Gonanda nicht nur den erprobten, treuen Diener und Heerführer, sondern auch den gewiegten, tiefblickenden, vielleicht noch fernliegende Ziele im Auge habenden Staatsmann zu suchen hätte? Wenige scharfe Pinselstriche dürften in dieser Beziehung genügen. Die Gestalt des Gonanda aber würde durch diese vermehrte Farbengebung wesentlich an Tiefe und allgemeinem Interesse gewinnen.

Doch es sollen diese Bemerkungen keineswegs Ausstellungen an dem Drama im Ganzen, sondern nur unmaßgebliche Wünsche im Einzelnen sein, denen ich Ausdruck zu geben versucht habe. C'est à prendre, ou à laisser, wie man zu sagen pflegt. „König Sundara" L. v. Schroeder's bietet uns des Guten und Schönen so viel, daß man die prächtige Dichtung nur mit dem wärmsten Danke für den Verfasser empfangen kann. Die Sprache der Dichtung ist, wie die deutsche „St. Petersburger Zeitung" am Schlusse ihrer sehr eingehenden Besprechung bereits mit Recht hervorgehoben hat, einfach und edel, in ihren lyrischen Stellen voll Anmuth, in den Chören der Brahmanen und Buddhisten, die eine musikalische Behandlung noch erfordern (da der Dichter die gemeinsame Declamation mit Recht verwirft — weil sie immer an eine Elementarklasse erinnert — und eine Theilung unter einzelne Sprecher sinnwidrig ist bei einem Chore) voll Würde und Kraft.

Ich schließe mit dem Wunsche der genannten Zeitung, daß sich bald eine Bühne mit reichen Mitteln und tüchtigen Kräften finden möge, die dem Drama unseres Landsmanns zu seinem guten Rechte verhilft und dasselbe aufführt. „König Sundara" ist, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, keineswegs ein bloßes Buchdrama, das zu dem traurigen Schicksal verdammt ist, in Goldschnitt unter Almanachs und Albums auf den Büchertischen unserer Damenwelt ein kümmerliches Dasein zu fristen. Die Handlung entwickelt sich rasch und lebendig und erhält den Leser in immer sich steigernder Spannung. Um wie viel mehr wird solches der Fall sein bei einer guten und würdigen Aufführung. Regisseur, Schauspieler, Componist, Maler und Decorateur finden reichlich Gelegenheit, ihr bestes Können einzusetzen. Auf Indiens farbenreichem Hintergrunde, in gediegener Ausstattung, von tüchtigen schauspielerischen Kräften getragen, ließe sich dann wohl eine künstlerische Gesammtleistung ermöglichen, die weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß des Gebotenen hinausgehen dürfte.

Aus der Hauptstadt.

Unkenrufe und Philanthropisches. — Vom Jahrmarkt der Eitelkeit. — Bazarsorgen und Bazargespräche. — Ein Vorschlag zur Güte. — Allerlei Theatralisches. — Die Centralkasse der Theaterintendanz oder die Grabcapelle der Theaterlust. — Theaterbillet-Martyrien. — Ein Blick in die Hoftheater. — Der Fiegner-Cultus. — Ein neuer Balletstern. — „Egmont" auf der russischen Bühne. — Deutsche Spieloper und französische Operette. — „Fortsetzung folgt".

St. Petersburg, Ende December.

Das alte Jahr, das Jahr der totalen Sonnenfinsterniß, geht trüb und dunkel zu Ende: politisch, wirthschaftlich, social. . . . Die Kriegssonne steht am Horizont, blutroth, umflattert von Unglück krächzenden Journalisten und Börsenspeculanten. . . . Der Cours liegt am Boden, ohnmächtig, unfähig sich zu rühren, wie ein Fabrikarbeiter oder Handwerksgesell am Abend eines Festtages. . . . Zahlreiche Universitäten und Hochschulen stehen geschlossen da und das Weihnachtsfest wird in mancher Familie mit Sorgen und herzbrechendem Kummer begangen werden. . . . In den Gerichtssälen — doch, halt!

Das Weihnachtsfest! Das herrliche Fest des Lichts und der Liebe? Und hier sollten Unkenrufe pessimistischer Weltanschauung häßlich dazwischen tönen?

Nicht doch! Lassen wir den aufgenommenen Faden fallen und sperren wir den Pessimisten aus — so gut es sich eben machen läßt. . . .

Denn es geht trotz alledem recht lustig bei uns her im Augenblick und man tanzt viel, die Theater sind übervoll und die Bazare sind nicht mehr zu zählen.

Weihnachten ist vor der Thür und «ces chers pauvres» sollen nicht leer ausgehen, dieses Mal so wenig wie sonst, und die, die sich für sie „interessiren" — eben so wenig. Unsere „wohlthätigen Frauen" strahlen: zu den Theaterlogen und Concerthallen, zu den Ballsälen und den Salons der Kunstausstellungen sind nun noch die Säle der Wohlthätigkeitsmärkte hinzugekommen, wo man sich sehen lassen kann, und es heißt: Bazare, Bazare und kein Ende!

Die Tagesblätter und die Affichen sind voll von Notizen über sie; von Berichten über ihre Resultate; von Beschreibungen besonders glänzender solcher Märkte, wie der dieser Tage im Nikolai-Palais zum Besten der „Gesellschaft znr Verpflegung armer Kinder" veranstaltete.

Und voll auch ſind ſie von Aufforderungen zu „wohlthätigen" Theater-aufführungen, Koſtümfeſten, Bällen . . . «Pour ces chers pauvres» wird ge-handelt und coquettirt, geminnt und mediſirt. . . .

Es iſt das die Kehrſeite unſerer Philanthropie, wiewohl gerade doch auch ihre glänzende Außenſeite; es iſt die Philanthropie, die in aller Leute Mund iſt und an der Spitze jedes „zu Gegendienſten allzeit bereiten" Reporters hängt; es iſt die Philanthropie, die viel von ſich reden macht und — mit nur wenigen Aus-nahmen — eigentlich auch nur dazu da iſt, damit von ihr geredet werde. . . . Jene Wohlthätigkeit aber, die im Stillen und Verborgenen wirkt, und oft Großes wirkt, ob ſie nun von Einzelnen geübt wird oder von wohlorganiſirten Körperſchaften — von ihr hören wir nur, wenn ſie uns ihren anſpruchsloſen und dabei doch ſo vielſagenden Rechenſchaftsbericht auf den Tiſch legt; oder wir vernehmen von ihr gar nur aus dem Munde der ſie ſegnenden Armen, denen ſie Hilfe ſpendete.

Es iſt tieftraurig, aber wahr, daß ſomit die moderne Philanthropie, wie ſie in vielen großen Städten geübt wird, zum großen Theil auf dem Boden des Amüſements und der Baſis der Eitelkeit anwächſt.

«Ces chers pauvres» ſind in den allermeiſten Fällen nur die Couliſſen, die vorgeſchoben werden, auf daß ſich zwiſchen ihnen der «vanity-fair», der Jahr-markt der Eitelkeit abſpielt; ſie ſind mitunter nur das Futteral für die erſtrebte Ordensdecoration; die Mappe für das „Excellenz"-Diplom; die Folie für eine neue Toilette; das Poſtament, um vor der Geſellſchaft poſiren zu können. . . .

Wie viele von allen den reizenden und liebenswürdigen, vornehmen und eleganten Verkäuferinnen und Beſucherinnen der hundertundein Bazare, wie ſie von Anfang November an bis Ende December für hundertundein Zwecke in hundert-undein Palais, Hotels, Clubs, Theater- und Concertſälen veranſtaltet werden, denken dabei ernſtlich an die Armen? Wie viele von den befrackten, in glänzenden Uniformen oder in modiſchem Gehrock ſteckenden, jene Verkäuferinnen umſchwärmen-den, ſcharmuzirenden und parlirenden, complimentirenden und — renommirenden Käufern und ſonſtigen Beſuchern ſind dabei lediglich gewillt, Elenden etwas zu Gute kommen zu laſſen?

* * *

Sie ſchütteln den Kopf dazu. Sie glauben, ich übertreibe? Nun — be-lauſchen wir doch einige Geſpräche während der Bazar-Saiſon.

— „Haben Sie gehört, Baron, die Cornalba und die Zucchi werden auf dem Bazar zum Beſten — zum Beſten — na, chose, wie heißt's doch gleich — dort, am Quai? — nun, einerlei — ſie werden alſo die Photographien von ſich ſelbſt verkaufen, Londoner und Pariſer, wie ſie ſonſt nicht zu haben ſind. Da müſſen wir durchaus hin!" . . . „Pah, daran liegt mir nichts; ich gehe auf den Bazar des „Vereins zur Verſorgung armer Mädchen mit Tournüren" — dort werden am erſten Tage die Zigeunerinnen ſingen und Raoul Günzbourg ſeine jüdi-ſchen Couplets vortragen; und am zweiten ſoll Fiegner ſingen und am dritten der Clown Durow ſeine dreſſirten Katzen vorführen!"

— „Dites donc, mon général, wissen Sie nicht, wer sind die Verkäuferinnen auf dem Bazar, den Frau von X. veranstaltet? Es cursiren so sonderbare Geschichten über das Leben in ihrem Hause. Die famose Baronesse Troisétoiles und der dunkle Marchese Brigantini sollen dort ja verkehren! Sie hat auch meine Töchter eingeladen — ich weiß wirklich nicht, ob ich sie hingehen lassen soll?"

— „So laß Du immer! . . . Neulich hast Du wieder eine Unsumme von 37 Rubeln im „Wint" verloren und mir willst Du für Olga und Cécile nicht einmal ein Paar neue Hüte kaufen! . . . So denke doch daran, daß der junge Lieutenant A. und der reiche B. und der allerliebste C. und wer weiß, wer sonst noch Alles, da sein werden; am Schenktisch können sich die Mädchen so liebenswürdig machen und werden sicher gefallen — ach! die reizenden Hüte: für Cécile hellgrau, mit einem rosa Vogel, und für Olga einen feuille morte mit — nein, es ist wirklich empörend! Eine Lumperei von 39 Rubeln!"

— „Ma chère, Comtesse Mimi wird auf dem Bazar der Fürstin Zizi in einer heliotropfarbenen Sammetrobe Spitzen und Battisttücher verkaufen. Ich werde wahrscheinlich mit Fächern und Parfümerien handeln, wenn ich mich nicht am Ende doch noch für die souvenirs de Tourkestan entscheide, die mein Bruder, der Oberst, en masse mitgebracht — rathen Sie mir, was soll ich anziehen? Ich dachte an satin lilas de Rouen, aber das kommt der Heliotrop-Nuance so nah und unsere Kiosks stehen dicht bei einander. Es ist schrecklich! Ich bin ganz verzweifelt!" . . .

— „Mein Papa hat zwanzig Teppiche für den Bazar der Geheimräthin N. N. gespendet; er meinte, er könnte sie doch nicht mehr verkaufen; das Bazar-Comité hat ihm aber gar 15 Procent vom Netto-Preise bezahlt!" — „Weißt Du aber auch, daß das gar nicht hübsch ist. Da hat es mein Onkel doch nobler gemacht: er hat drei funkelnagelneue Theeservices hingeschickt und nichts dafür genommen. Du wirst es morgen in den Zeitungen lesen können; Onkel hat selbst die Notiz an die Redactionen versandt!" . . .

* * *

Da haben Sie so einige der Präliminarien und der Motive aus den Tagen der Bazare.

In erster Linie aber gehört der Bazar jetzt zur Zahl unserer Vergnügungen; er ist eingebürgert in dem Programm unserer winterlichen Amusements; er ist bisweilen gar «indispensable», weil er «fashionable» ist; er ist mitunter gar eine der Stufen auf der Leiter zu guter Position, eine der Etappen einer glänzenden Carrière; er ist alles Mögliche — eine kleine Philanthropie.

Wenn in gewissen Kreisen sein Besuch für ganz eben so obligatorisch gilt, wie der Besuch des Turfplatzes, einer sensationellen Première, des einen oder anderen Balles; wenn sich hier die fine fleur der Gesellschaft Rendezvous giebt und einen regelrechten Rout abhält, mit dem eigenthümlichen Reiz, daß keine eigentliche Wirthin da ist, man sich also eigentlich noch freier bewegen kann, als sonst;

wenn hier Aug' und Ohr des Neugierigen, dem so ein für ihn gewöhnlich geschlossener Kreis geöffnet wird, wenn ihm hier unendlich viel Glanz und Luxus geboten wird, der den Neuling berauscht, oder aber linkisch und verlegen macht, Glanz und Luxus, entfaltet mit gewohntem savoir faire zum Besten meist wirklich guter, wenn auch nicht immer hilfsbedürftiger, sondern wohlfundirter Anstalten — so giebt's andere Bazare, wo nicht ein Gebot der fashion oder die Neugier, in eine fremde Welt einen Blick zu werfen, den Besucher hinlockt, sondern vielleicht die Aussicht, eine Theatercelebrität sprechen oder wenigstens in nächster Nähe ansehen zu dürfen; oder die Hoffnung, dem reizenden Frl. Y. durch das Bezahlen des Zehnfachen des geforderten Preises endlich einmal imponiren zu können, oder aus der Hand der vielumschwärmten Baronin X., der sonst so Unnahbaren, einen Champagnerkelch credenzt zu erhalten; oder der Wunsch, etwas billiger zu kaufen als im Magazin; oder aber endlich einfach das Bedürfniß, die Zeit einmal auf eine andere Weise todtzuschlagen. . . .

An das Wohlthun selbst aber denken wohl die Allerwenigsten: ganz eben so wenig, wie jene enragirten Freunde und Freundinnen des „philanthropischen" Theaterspielens, wie die professionellen Veranstalter und Besucher von Wohlthätigkeitsbällen, Kostümfesten etc., die wir ein anderes Mal bei ihrem Treiben belauschen wollen. . . .

Ich möchte 'mal sehen, was man zu hören bekäme, wenn man den Vorschlag machen wollte, einen Bazar derartig zu veranstalten, daß alle Spender von Verkaufsartikeln anonym bleiben müßten, daß die Verkäufer gemiethete Commis wären und die Käufer nur in wohlverschlossenen Couverts ihr Geld überreichen dürften und daß gar kein Brimborium, wie Buffet und Musik etc. veranstaltet würde. Wie viele wohl gegenüber einem solchen „hic Rhodos — hic salta!", wie viele wohl da „springen" würden?

* * *

Doch genug. Es ließe sich ja noch unendlich viel über die Sache sagen, die ja immerhin schließlich wenigstens für einen guten Zweck Geld beschafft — aber wir haben uns ja noch andere Stätten des „Vergnügens" anzusehen, als die „Wohlthätigkeitsmärkte".

Blicken wir z. B. in die Theater, deren Saison ebenfalls auf dem Höhepunkt steht und zu denen nur schwer Billets zu bekommen sind, wenn was „los" ist.

Und „los" ist fast in allen Etwas — und die unausrottbare Zunft der Theaterbillets-Aufkäufer macht schöne Geschäfte. „Los" ist nichts blos im „Großen Theater", weil dasselbe überhaupt noch geschlossen ist. Mit dem Abbruch desselben wird's nichts und was überhaupt aus ihm wird, das mögen die Götter wissen, die auf seinem Giebelfries spazieren fahren — der bestunterrichtete Reporter aber weiß davon eben so wenig, wie die Theaterdirection, die überhaupt sich in der Rolle einer Sphinx gefällt und unbekümmert um alle Gerüchte von ihren Plänen und Absichten ruhig bleibt, nichts avertirt und dementirt.

So auch nicht in Bezug auf das Gerücht von der vielbesprochenen „Centralkasse" für den Billetverkauf, die seit Beginn des Herbstes als Anbau an das, wie gesagt, „kaltgestellte" Große Theater die Theaterlust wie eine Art «memento mori» bedroht.

Diese seit einem halben Jahre über unserem Haupte schwebende Institution hat sehr viel von sich reden gemacht und wird noch mehr von sich reden machen, wenn sie einmal definitiv in's Leben. getreten und es dem beschränkten Unterthanenverstand gewährt sein wird, sich an sie zu gewöhnen.

Ob das leicht gehen wird? Bei denen, die das Theater nie besuchen — und die Zahl derselben ist in Anbetracht der hohen Preise allerdings keine geringe — ohne Zweifel. Bei den Uebrigen aber, die möglicherweise durch die neue Erfindung der Intendanz sich veranlaßt fühlen werden, der Kategorie Jener beizutreten, vielleicht nicht so ganz leicht.

Es hält immer schwer, vom Alten lassen, geschweige denn gar, wenn das Neue mit Mehrausgaben und größeren Unbequemlichkeiten verbunden ist. Wenn es wahr ist, daß das Bessere der Feind des Guten ist, so ist's sicher eben so wahr, daß das Schlechte nicht der Freund des Guten ist.

Noch sind die Bestimmungen über die Centralkasse nicht publicirt, aber es cursiren so viele Gerüchte über sie und zwar zumeist in so beunruhigend übereinstimmender Weise, daß man sie unmöglich ignoriren kann; in der stillen Hoffnung freilich, daß, wie bereits der unverfänglich genannte Einführungstermin, der 1. September, zuerst zum 15. October und dann zum 1. December ward und der ominöse Anbau beim „Großen Theater" doch noch immer einsam und verlassen dasteht — so schließlich am Ende die ganze Sache doch noch aufgegeben wird, gegenüber der allgemeinen Opposition, auf die das Project bei der in diesem Falle selten einmüthigen Presse stieß.

Denn sonst dürfte es Niemanden Wunder nehmen, wenn nächstens in die Scala der von den Friedensrichtern zu verhängenden Strafen etwa auch die eines obligatorischen Theaterbesuches ohne Gratisbillet aufgenommen werden sollte.

* * *

Fürwahr — eine Strafe wäre es, wenn Frau Fama Recht behielte.

Dennoch heißt es, daß fortan das Repertoir sämmtlicher Hoftheater schon am Mittwoch publicirt werden soll — für die nächste Woche nämlich, also von Sonntag bis zu Sonntag — anstatt am Sonnabend, wie bisher.

Wir wollen nun zusehen, welche Garantien die neue Institution bietet. Allabendlich wird in drei Hoftheatern gespielt. Nehmen wir an, daß für jedes derselben nur 600 Bestellungen einlaufen; das macht dann für die Woche dreimal siebenmal sechshundert oder 12,600 Zuschriften, die das Personal des Centralbureaus in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag zu erledigen hat. Das Bureau wird demzufolge über eine ganze Kohorte von Schreibern zu verfügen haben müssen, für die eine eigene Kaserne zu bauen wäre. Der Unterhalt dieses

Schreiber-Regiments und ſeiner Kaſerne dürfte aber ſchwerlich mit dem 10procentigen Zuſchlag zum Preiſe des Billets, welcher von den Beſtellern erhoben werden ſoll, beſtritten werden! Für Confuſionen und allerlei derartige Annehmlichkeiten braucht dabei allerdings nicht geſorgt zu werden — die werden ſich von ſelbſt ſchon einſtellen.

Nun, es gehört gerade keine übermäßige Entwickelung von Scharfſinn dazu, um die Vermuthung auszuſprechen, daß Einen ja nichts hindert — falls man dort nur Bekannte hat — mündlich oder ſchriftlich bereits am Montag oder Dienstag oder Mittwoch ſich an die Centralkaſſe zu wenden mit ſeinem eigenen Geſuch und dem der Sippe und Kindeskinder. Und desgleichen werden wohl auch die „Baryſchniki", ſelbſt wenn ſie Analphabeten ſein ſollten, Mittel und Wege finden, ihre Beſtellungen ſchriftlich zu effectuiren und den 10procentigen Zuſchlag nachmals für das Publicum in eine 50procentige Aufzahlung zu verwandeln.

Man kann nur immer wieder fragen: cui bono?

Am Ende — meinte neulich ein Spaßvogel — handelt es ſich nur darum, unſerer Papierinduſtrie und der Tintenfabrikation einen Gefallen zu erweiſen; dieſe beiden Induſtriezweige zu unterſtützen und zwar einmal nicht im Wege des Schutzzolles. Man vergeſſe nicht: es gilt ja — und wir rechnen mit niedrigen Sätzen — wöchentlich zweimal 12,600 Briefe zu ſchreiben und zu beantworten! Es wäre nur zu natürlich, wenn unſere Papier- und Tintenfabrikanten eine Dankadreſſe an die Kaiſerliche Theaterdirection richten wollten. Das wäre doch das Wenigſte! Undankbar, wie die Bulgaren, ſind am Ende doch nicht Alle.

* * *

Doch wir wollen hoffen, daß auch dieſes Mal das Wort wieder wahr werden wird: „Bange machen gilt nicht." Und im Uebrigen beſucht denn auch das Publicum, ſo lange man ihm alſo das noch nicht par force abgewöhnt hat, die Theater recht fleißig — obſchon es auch jetzt bereits mitunter eine rechte Marterprocedur iſt, zu einem Billet zu gelangen, namentlich wenn es eine ſenſationelle Novität giebt, oder eine Benefizvorſtellung, oder ein intereſſantes Debut, oder aber das Auftreten irgend eines beſonderen Lieblings, wie z. B. Virginia Zucchi oder Herr Fiegner.

Uebrigens hat Herr Fiegner die Zucchi recht gründlich ausgeſtochen . . . „Wie?" — fragen Sie — „der Tenoriſt die Ballerina? Was heißt das?" . . . Nun, das heißt nichts weiter, als daß in dieſem Jahre eben der neu engagirte erſte Tenor der Kaiſerlichen Oper die Löwenrolle während der winterlichen Vergnügungsſaiſon übernommen hat, wie das im vorigen Jahre S-ra Zucchi gethan hatte; und wenn es damals hieß ‹vedi Zucchi e poi mori›, ſo giebt's heuer eine ganze Menge Leute, die nicht ruhig ſterben zu können vermeinen, wenn ſie nicht den „einzigen", „himmliſchen" Fiegner gehört haben, obſchon — möchte man hinzufügen — obſchon er kein exotiſcher Heldentenor iſt, wie die Mario, Calzolari, Maſini, ſondern ein auf heimiſchem Boden erwachſener, aber im Auslande, in Italien,

ausgebildeter. . . . Fiegner trug die schmucke Lieutenants-Uniform der Kaiserlich russischen Marine, ehe er das Wamms Faust's, das Pourpoint Don Giovanni's, den wallenden Mantel Othello's, den Koller Raoul's für den Offiziersrock eintauschte.

Nachdem er im Frühjahr ein kleines Gastspiel absolvirt hatte, wurde er für die laufende Saison fest engagirt und zwar auf fünf Monate, für die er 20,000 Rbl. erhält.

Das Haus ist trotz der exorbitant hohen Preise, wenn er auftritt, jedes Mal brechend voll und dabei ist es für den gewöhnlichen Sterblichen, ein Billet zu diesen Vorstellungen zu erhalten, fast eben so schwer, wie — wie etwa unseren Knäs zu haben. Wir haben in der russischen Operntruppe schon lange keinen hervorragenden oder auch nur durchweg befriedigenden Heldentenor gehabt; die italienische Oper aber existirt bekanntlich nunmehr schon den dritten Winter nicht (soll übrigens durch den Londoner Impresario Lago im kommenden Monat im soeben fertig gewordenen «Théâtre Panajew» am Admiralitäts-Quai, dem jüngsten und größten Theatersaal Petersburgs, zu neuem Leben erweckt werden); Fiegner selbst endlich verfügt über eine sehr klangvolle Stimme, gute Schule, gefälliges, wirksames Aeußere und hübsche schauspielerische Begabung; dieses Alles zusammen erklärt den Fiegner-Cultus und den furor enthusiasticus, in dem er u. A. seinen Ausdruck findet und der seinen Höhepunkt gerade jetzt erreicht hat, wo der Sänger bei uns die Titelrolle in Verdi's brillant inscenirter jüngster Oper „Othello" creirte.

Neben diesem Evénement verblassen alle anderen Ereignisse unserer Theaterchronik. Auch das Debut von S-ra Cornalba, der sechsten Prima ballerina italienisch-pariserischen Gepräges und ersten Ranges, die wir hier binnen zweiundeinhalb Jahren zu sehen bekommen haben und die sich mit S-ra Zucchi während der zweiten Hälfte der Balletsaison in den Erfolg zu theilen hat, ohne daß eine von den beiden Rivalinnen dabei zu kurz käme, denn wenn S-ra Cornalba in der That die bedeutendere Tänzerin ist, so ist und bleibt S-ra Zucchi die höher stehende mimische Künstlerin. Es ist somit für jeden Geschmack gesorgt.

In den Annalen der russischen Hofschauspieltruppe beansprucht die, wenn ich nicht irre, e r s t e Aufführung von Goethe's „Egmont" und dabei nicht, wie sonst üblich, in der Schiller'schen Bühnenbearbeitung, sondern in der originalen Gestalt, einen Ehrenplatz. Die schöne Dichtung wurde zum Benefiz des Herrn Dalmatow inscenirt, eines der talentvollsten jugendlichen Heldenliebhaber, über die die ungemein zahlreiche Truppe des „Alexandra"-Theaters verfügt. Es dürfte heute zu weit führen, über diese höchst interessante Aufführung zu berichten, die fast mit der liebevollen, geschichtstreuen Sorgfalt der Meininger vorbereitet wurde. Nur so viel: wie eine blühende Oase nahm sich diese, von den Herren Krylow und Weinberg geschickt in's Russische übertragene Dichtung des deutschen Genius aus in der breiten, weiten Wüste unserer modernen hyper-realistischen und französirenden Dramatik. Als eine solche auch ward sie von der Kritik begrüßt und der Erfolg war ein durchschlagender.

Vom französischen Theater, das nach wie vor über eine gute Truppe ver-

fügt und in diesem Jahre noch mehr als sonst an einem mittelmäßigen Repertoire leidet, das aber trotzdem das Schooßkind unserer Beaumonde bleibt, die sich dort des Sonnabends ebenso Rendezvous giebt, wie Montags in der russischen Truppe — wäre nur wenig zu berichten, wenn wir absehen von der Inscenirung „Numa Roumestan's", der Dramatisirung jenes berühmten trefflichen gleichnamigen Romans des bedeutendsten, poetischsten und talentvollsten der heutigen Romanschreiber Frankreichs. Mr. Guitry, der eminent begabte Darsteller der Titelrolle, errang einen sehr nachhaltigen Erfolg.

Erfolge giebt's leider von unserem deutschen Theater nicht zu melden: weder erzielte solche das Unternehmen, die deutsche Spieloper bei uns einzubürgern, das vielmehr eigentlich Fiasco erlitt, noch kann solche das seichte Possen- und Schwankrepertoire aufweisen. Da helfen denn auch nicht so tüchtige Kräfte, wie z. B. der namhafte Charakterdarsteller Ferdinand Suske, auch in den baltischen Provinzen schon auf das Beste bekannt, oder wie die niedliche naive Liebhaberin Frl. Erna Fröhlich, die uns leider mit Schluß der Saison verläßt, um einem Rufe Barnay's an sein Theater in Berlin Folge zu leisten.

Weit mehr Beifall als die deutsche Spieloper fand die französische Operette, die im «Théâtre Renaissance» unter des kundigen Herrn Raoul Günzbourg Leitung und mit solchen Vertretern, wie die allerliebste Primadonna Erna Félix, die nach dem Brande der «Opéra comique» in Paris, zu deren Truppe sie als eine der Zierden derselben gehört hatte, in's Ausland ging; wie der treffliche Tenorist Herr Minart, der freilich über nicht viel Stimme, aber über zündende Verve und feuriges Spiel verfügt; wie endlich der famose Operetten-Buffo, Mr. Roux — uns in die besten Tage unseres einstigen Cultus der leichtgeschürzten Gesangsmuse zurückversetzt. Dieses Privat-Theater ist denn auch so ziemlich das einzige florirende; im „Kleinen Theater" ist die Michailow-Lentowski'sche Entreprise, die sich mit der Aufführung von Feerien und Ausstattungsstücken befaßte, bereits glücklich „verkracht" und die kleinrussische Truppe des Herrn Kropowniżki im «Théâtre des Fantaisies» macht lange nicht mehr so viel Furore, wie das erste Mal.

Der Rest aber ist Schweigen — mag es von sonstigen theatralischen Entreprisen heißen. . . .

* * *

Und nun dürfte ich Ihnen genug von unserem Theaterleben erzählt haben, von den Schaustellungen in den Salons der Großen und Mächtigen und von den Spectakeln in den veritablen Musentempeln.

Ich sollte ja den Pessimisten aussperren — und da blieb mir nichts übrig, als Ihnen einige Tacte der Melodie «Pétersbourg s'amuse» vorzuspielen. Einige Tacte nur, denn die Melodie ist, wenn auch keine endlose, wie die Wagner'sche, so doch eine recht umfang- und abwechselungsreiche.

Man tanzt nicht nur viel, man besucht nicht nur eifrig die Theater und

man kann nicht nur die Bazare kaum mehr zählen — wie es Eingangs hieß — sondern es kommen noch gar viele andere Dinge hinzu. . . .

Freilich giebt's auch Pausen in dieser Melodie, die der Pessimist vielleicht als eine grellbunt aufgeputzte Litanei oder als eine Todtentanz-Weise bezeichnen würde, während er die Pausen selbst prosaisch einen Katzenjammer nennen dürfte. Eine solche Pause markirt unser hastendes Tagesleben auch im Augenblick: in Gestalt einer Proceßverhandlung im Bezirksgericht, die als düstere und doch hell beleuchtende Illustration zu dem Leben unserer jeunesse dorée aufgefaßt werden muß, nicht blos vom Pessimisten, sondern auch vom eingefleischtesten Optimisten. . . .

Doch von dieser Illustration und manch' anderen Lebensbildern und auch von Bilderausstellungen im eigentlichen Sinne des Wortes — das nächste Mal.

Heute bleibt mir nur noch Zeit übrig, den Lesern der „Nordischen Rundschau" ein „Fröhliche Weihnachten" und „Prosit Neujahr" zuzurufen.

J. Norden.

Revue ruſſiſcher Journale.

Вѣстникъ Европы (Der europäiſche Bote). Journal für Geſchichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Staſſjulewitſch. Petersburg. December-Heft 1887.

Mit der Beſprechung des December-Hefts des „Europäiſchen Boten" können wir uns diesmal kürzer faſſen, da dasſelbe bei aller Reichhaltigkeit des Inhalts nur wenig für das allgemeinere Intereſſe bietet. Den Beginn macht ein kurzer Aufſatz von W. P. Gajewſki über „Puſchkin und Kriwzow", in welchem auf Grund bisher noch nicht edirter Materialien neue Beiträge zur Geſchichte der Beziehungen, welche zwiſchen Kriwzow und dem großen ruſſiſchen Dichter beſtanden, und zur Geſchichte ſeiner eigenen Lebensentwickelung geliefert werden. Der nächſte Artikel beſchäftigt ſich mit den Briefen und publiciſtiſchen Leiſtungen des im Jahre 1837 geborenen Malers und Kunſtkritikers J. N. Kramſkoi, von welchem der Verfaſſer K. W. Staſſow ein mit ſehr warmem Colorit ausgeſtattetes Bild entwirft. Satiriſche Skizzen von dem berühmten N. Schtſchedrin und eine kurze kritiſche Beleuchtung neuer Memoiren aus der Epoche Alexander's I. von dem hervorragenden Hiſtoriker A. W. Pypin folgen, und ihnen ſchließt ſich eine literariſche Skizze von K. Arſſenjew über A. P. Tſchechow, K. S. Baranzewitſch und Jw. Schtſcheglow, drei belletriſtiſche Schriftſteller aus der neueren Zeit, an.

Von beſonderer Bedeutung iſt ein zwar nicht ſehr umfangreicher, aber um ſo inhalts- und lehrreicherer Artikel über „die Dorfgemeinde in Rußland und ihre gegenwärtige Lage" aus der Feder des hervorragendſten Kenners der ruſſiſchen Agrarverhältniſſe Johannes Keußler, deſſen epochemachendes Buch „über den Gemeindebeſitz in Rußland" in dieſem Jahre ſeinen Abſchluß gefunden und noch im letzten Heft dieſer Zeitſchrift eingehend beſprochen worden iſt. Was Keußler in jenem drei Bände umfaſſenden Werk auf Grund eingehendſter Studien und Forſchungen dargelegt, faßt er hier auf dem engen Raume weniger Seiten knapp zuſammen, indem er gleichſam das Facit ſeiner Unterſuchungen zieht und dasſelbe — was von großer Wichtigkeit iſt — in dem „Weſtnik Jewropy" auch einem ruſſiſch-leſenden Publicum zugänglich macht. Wohl keine der Fragen

des russischen Staatslebens ist von ähnlicher Bedeutung, wie die Frage des Gemeindebesitzes, wenn dieselbe auch gegenwärtig nicht in dem Sinne eine brennende genannt werden kann, wie die socialpolitische Frage im westlichen Europa es ist. Aber für die ganze Zukunft Rußlands ist sie von größter Bedeutung und der Tag muß kommen, wo aus dieser Frage noch eine Reihe ernster Sorgen für die Lenker der Geschicke Rußlands erwachsen werden. Denn so bleiben kann die Sache auf die Dauer nicht und wenn auch zur Zeit die Dinge noch in ruhigem Fluß befindlich sind, unseres Erachtens muß es über kurz oder lang zu Conflicten kommen, die sich dann nicht mehr so leicht lösen lassen werden, wie man jetzt meint. In dieser Hinsicht können wir auch die, wie uns scheinen will, immer noch etwas optimistische Anschauung Keußler's nicht theilen, der von einer Reform des Gemeindebesitzrechts das Beste erhofft, und so gern wir geneigt sind, uns seiner größeren Erfahrung und überlegenen Sachkenntniß unterzuordnen, so vermögen wir doch theoretisch überhaupt an eine gesunde Fortentwickelungsfähigkeit des ganzen Princips, auf welchem die russische Institution des Gemeindebesitzes beruht, nicht recht zu glauben. So richtig z. B. auch der Nachweis ist, den Keußler dafür erbringt, daß eine Reihe von Mißständen, welche der Landwirthschaft im Inneren Rußlands anhaften, mit Unrecht dem Institut des Gemeindebesitzes als solchem zur Last gelegt werden, wie denn auch die Erfahrung zeige, daß in manchen Gegenden Rußlands, wo der individuelle Besitz vor dem Gemeindebesitz vorherrsche, die landwirthschaftlichen Verhältnisse um Nichts besser seien, — so wenig ist damit doch widerlegt, daß dem Princip des individuellen Besitzes an sich in weit höherem Grade die Tendenz des Fortschritts in der Bewirthschaftungsmethode inne wohnt, als dem Princip des Gemeindebesitzes, der weder in gleichem Maße den Ansporn zur Entfaltung eines gesunden Egoismus — jener wichtigsten Triebfeder im socialen Kampf um's Dasein — noch auch in gleichem Umfange die Mittel zu seiner Befriedigung zu bieten vermag. Doch kehren wir von dieser kurzen Abschweifung zu dem Artikel selbst zurück und hören wir, wie der Verfasser seine Anschauungen, die schon allein in Anbetracht des Namens, der sie deckt, die größte Beachtung verdienen, zusammenfassend recapitulirt und welches die Reformpläne sind, welche er in Vorschlag bringt.

In seinem Resumé constatirt der Verfasser zunächst, daß das Princip des Individualismus und das Princip des Communismus (общинность) die beiden Pole sind, um welche sich jede Reform des Gemeindebesitzes drehen muß, und fährt alsdann fort:

„Der gesetzliche Individualismus muß befriedigt werden, wenn Rußland und seine bäuerliche Bevölkerung nicht für immer in Armuth verharren sollen, und zwar durch die Erhaltung des bestehenden factischen Besitzes der Höfe; dieser Besitz darf in der Zukunft weder herabgesetzt, noch durch eine radicale Umtheilung vergrößert werden (auf dem Wege eines Verlustes, der den anderen Höfen zugefügt wird). Dieses Recht mit allen seinen Consequenzen muß gerechter Maßen dem Individualismus gewahrt bleiben, der seine Grenze in den berechtigten Ansprüchen der heranwachsenden Generation finden wird; da das Land

ein allgemeines Eigenthum ist, so erheischt das Princip des Communismus (общинности) von Seiten der Höfe, zu deren Gunsten das Land verschrieben wird, eine Entschädigung zum Besten der heranwachsenden Generation, welche dadurch Verluste erleidet; dem Recht dieser Generation, welches in der Dorfgemeinde selbst nicht ohne erheblichen Schaden für viele Wirthschaften realisirt werden kann, wird nicht in natura, d. h. durch die Abtheilung einer Landparcelle, sondern dadurch Genüge geleistet, daß das Gemeindeland oder anders gesagt die Leute, welche die Nutznießung desselben haben, sich um die ökonomische Existenz der ohne Land Gebliebenen auf irgend eine andere Weise zu kümmern haben, je nach den localen Verhältnissen, durch die Einzahlung einer Geldsumme oder anders wie. Diese beiden Principien sind dem Bauer durchaus verständlich und werden von demselben sogar in gewissen Fällen practicirt. Namentlich dort, wo die Gemeinden Land auf dem Wege des Kaufs erworben haben, pflegte das Land, so weit die bezüglichen Daten ergeben, entsprechend den von den einzelnen Höfen eingezahlten Summen getheilt zu werden. Mit dem Lande gingen sie ganz ebenso um, wie mit dem eigentlichen Gemeindeland, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der Antheil nicht verkleinert oder vergrößert werden durfte, mochte sich die Zahl der Seelen in der Familie auch noch sehr vermindert oder vermehrt haben. Dieses eigenartige Landbesitzrecht erscheint durchaus nicht als das Product des sich jetzt entwickelnden Individualismus, da wir einige Beispiele dafür bereits im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts auf Landstücken antreffen, welche von Bauern gekauft waren, während das anfängliche Gemeindeland in dem gewohnten Gemeindebesitz verblieb. Das zweite Princip ist ebenfalls von den Bauern bereits praktisch verwirklicht worden; um dem Verlangen nach einer neuen Umtheilung von Seiten solcher Familien, deren Seelenzahl sich vermehrt hatte, keine Folge zu geben, hat man in einigen Gegenden sogar zum äußersten Mittel gegriffen, zur Unterstützung der Auswanderung durch pecuniäre Vortheile. Eine bestimmte Summe wurde den auswandernden Familien für jede Revisionsseele ausgezahlt, deren Land der Gemeinde verblieb, und eine weniger beträchtliche Summe wurde den nach der Revision Geborenen ausgezahlt oder die Sache wurde in irgend einer anderen Weise arrangirt. . . . In Grundlage dieser zwei Hauptelemente läßt sich jetzt ein Agrarrecht zusammenstellen, welches im Stande ist, die Mängel beider Agrarsysteme zu beseitigen. Die wesentlichsten Bestimmungen müßten folgende sein: 1) Bestimmungen gegen eine gar zu weit gehende und gar zu häufig vorkommende Zersplitterung und Vereinigung des Landeigenthums; 2) selbständige Wirthschaft der Hauswirthe; 3) Sicherstellung der Bauern gegen die Folgen einer Belastung mit Schulden bis zu einer gewissen Grenze und das Verbot, das zur Führung der Wirthschaft nothwendige lebende und todte Inventar zu verkaufen; 4) Bevorzugung des Erben, der den Hof übernimmt; 5) das Recht des Vorkaufs für die Gemeinde bei jedem Verkauf und das Recht des Vorkaufs der Gemeinde und der Gemeindeglieder beim Verkauf des Hofes an einen Fremden; 6) die allgemeinen Rechte und Verpflichtungen der Gemeinde sind: a. die Verfügung der Gemeinde über das Land bei

Unverminderbarkeit des Antheils der einzelnen Höfe, b. die Exmittirung des Wirths für schlechte Führung der Wirthschaft, c. Organisirung des Credits, d. das Recht der Verfügung über erblose Güter, e. die Verpflichtungen hinsichtlich der Landlosen, das Ankaufen von Land, die Unterstützung bei Uebersiedelungen und andere Hilfeleistungen. . . . Wir — fährt der Autor fort — sind indeß entschieden gegen die zwangsweise allgemeine Einführung einer derartigen Agrarreform: sie soll nur dort eingeführt werden, wo die entsprechenden localen Bedingungen sie erforderlich oder wünschenswerth machen."

Indem wir damit den Standpunkt des Verfassers genügend gekennzeichnet zu haben glauben, brechen wir hier ab, ohne der Frage näher zu treten, ob nicht der praktischen Verwirklichung mancher dieser theoretischen Thesen einige nicht ganz leicht zu überwindende Schwierigkeiten der Detailausführung im Wege stehen dürften.

Von den übrigen Artikeln seien aus der Zahl der kleineren, in den verschiedenen Rubriken der inneren und äußeren Rundschau und der literarischen und allgemeinen Chronik verstreuten Darlegungen nur noch zwei erwähnt, die eine ihres interessanten, die andere ihres curiosen Inhalts wegen.

Die erstere betrifft die Besprechung eines Buches von L. Mechelin über die „Constitution Finnlands", welches von K. Ordin in's Russische übersetzt und mit einer Reihe von Anmerkungen versehen ist, die den offenbaren Zweck verfolgen, die Darstellung Mechelin's, daß Finnland seine Constitution und seine besonderen Privilegien bei der Einverleibung des finnischen „Staates" in Rußland durch Kaiser Alexander I. für sich und seine Nachfolger gewährleistet erhalten habe, zu erschüttern. Gegen diese Versuche tritt der „Westnik Jewropy" nun mit Entschiedenheit ein und äußert sich dabei u. A., wie folgt: „Besonders unangenehm haben uns zwei Anmerkungen des Herrn Uebersetzers berührt. ‚Die Kraft und Giltigkeit der Constitution' — sagt Herr Mechelin — ‚hat der Kaiser (Alexander I.) für immer anerkannt, sowohl für sich, wie für seine Nachfolger.' Herr Ordin macht dazu folgende Anmerkung: ‚In den Acten von Borgo ist von den Nachfolgern nichts erwähnt.' Einige Seiten weiter lesen wir bei Herrn Mechelin: ‚Der Kaiser erläßt bei seiner Thronbesteigung in seiner Eigenschaft als Großfürst von Finnland ein Manifest, welches das Versprechen enthält, die Integrität der Grundgesetze zu bewahren' und in der Anmerkung des Herrn Ordin: ‚Solche Manifeste sind thatsächlich von den Kaisern unterschrieben worden, aber irgend eine Verpflichtung in dieser Hinsicht hat Kaiser Alexander I. bei der Unterwerfung Finnlands oder auf dem Landtage von Borgo nicht auf sich genommen, wie er auch seinen Nachfolgern daselbst keinerlei Verpflichtungen auferlegt hat.' — Indem er zweimal eine und dieselbe Frage berührt, will Herr Ordin offenbar zu verstehen geben, daß die Grundgesetze Finnlands bei jedem Wechsel des Großfürsten in Frage gestellt werden und nur nach ihrer abermaligen Bestätigung wieder in Kraft treten. Welche praktischen Consequenzen sich daraus ergeben würden, bedarf keines Commentars. Uns scheint, daß die Formel: „für sich und seine Nachfolger" gar nicht den Sinn hat, den Herr Ordin ihr augenscheinlich giebt. Die oberste Gewalt, als eine Institution,

ist eine ununterbrochene, continuirliche; die Veränderung der Person zieht nicht auch eine Veränderung in den Gesetzen nach sich; jedes Gesetz, welches nicht in vorgeschriebener Ordnung verändert ist, behält an und für sich seine volle Kraft bei, ohne eine specielle, mehrfach zu wiederholende Ratification zu erfordern. Wenn in einigen gesetzgeberischen Acten die oben angeführte Formel gebraucht wird, wenn einige Privilegien zu Beginn jeder Regierung neu bestätigt werden, so ist das Sache der Gewohnheit oder des Zufalls; die Bedeutung solcher Acten oder Privilegien wird dadurch um Nichts größer oder kleiner, als die Bedeutung aller übrigen."

Die zweite Auseinandersetzung, die wir nur ihrer Curiosität halber kurz erwähnen, betrifft eine Abhandlung des Rectors der Petersburger Universität, Wladislawlew, die vor einigen Jahren in den Annalen der historisch-philologischen Facultät der Universität Petersburg erschienen ist und die „Quantitative Analyse der Gefühle" zum Gegenstande hat. Offenbar hat dem Autor dieser Abhandlung der ganz richtige Gedanke vorgeschwebt, daß auch die Gefühle nicht nur von der Qualität, sondern auch von der Quantität des auf sie Einwirkenden beeinflußt werden, wie z. B. der Ocean auf das Gefühl einen gewaltigeren Eindruck macht, als ein kleiner Fluß oder gar nur ein Glas Wasser, oder wie das Hurrahgeschrei einer tausendköpfigen Menge mächtiger auf das Gefühl wirkt, als die schüchternen Rufe zweier oder dreier Personen. Aber wie er diesen Gedanken ausspinnt, ist doch schon mehr als curios. Der Autor construirt zunächst zwei „Scalen" des Gefühls, eine positive und eine negative. Die negative repräsentire die Gefühle der Geringschätzung, Verachtung und des Ekels, die positive die der Achtung, Bewunderung und Erhabenheit. Das Gefühl der Achtung entstehe z. B. auf dem Gebiet der Vermögensverhältnisse, wenn das Vermögen eines Anderen das unsrige um ungefähr ein Drittel übersteige. Ist es fünf Mal so groß, so weckt es das Gefühl der Bewunderung, ist es fünfzig Mal größer, das Gefühl der Erhabenheit, des Majestätischen. So — führt der Autor weiter aus — müsse z. B. ein ordentlicher Professor, der 3000 Rbl. Gage bezieht, vor einem Manne, dessen Einkommen 4000 Rbl. betrage, schon Achtung empfinden, vor einem Manne, der 16,500 Rbl. jährlich habe, steige diese Achtung schon bis zur Bewunderung und ein vielfacher Millionär mit 150,000 Rbl. jährlichen Revenüen wirke bereits als etwas Grandioses auf das Gefühl. Noch grandioser aber wirke eine Persönlichkeit mit 7½ Millionen jährlicher Einkünfte, das sei gleichsam der Gipfel des Grandiosen und eine solche Person existire in ganz Rußland nur in der Person Sr. Majestät des Kaisers, der somit auch in rein ökonomischer Hinsicht eine Grandiosität zweiter Potenz repäsentirt. Dasselbe gelte nun auch hinsichtlich der negativen Scala der Gefühle. Die Gagenunterschiede seien es auch hier, von welchen fast ausschließlich die Gefühle der Beamten gegen einander bedingt werden. So erhalte, um Beispiele anzuführen, der Director eines Departements 3⅔ Mal weniger Gage, als ein Minister und folglich müsse er dem letzteren gegenüber „ein Gefühl der Achtung hegen, welches an Bewunderung grenzt". Ein jüngerer Geschäftsführer habe 7 Mal weniger als der Director des Departements und müsse daher von letzterem

mit einem Gefühl behandelt werden, welches „der Verachtung verwandt iſt“ ꝛc. ꝛc. Mit Recht fragt der „Weſtnik Jewropy“, ob ſich wohl etwas für die menſchliche Würde Erniedrigenderes denken laſſe, als dieſe abgeſchmackte Theorie, die noch dazu auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch erhebt, und ſpricht zum Schluß die Hoffnung aus, daß der Verfaſſer dieſer geiſtvollen Hypotheſen in ſeinen akademiſchen Vorleſungen als Profeſſor der Philoſophie die Jugend mit ſolchen Lehren doch lieber verſchonen möge.

Русская Старина (Ruſſiſches Alterthum). Hiſtoriſche Monatsſchrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Sſemewſki in St. Petersburg. December-Heft 1887.

Noch kürzer können wir uns diesmal mit dem December-Heft der „Ruſſkaja Starina“ faſſen. Ihrer mehr wiſſenſchaftlichen Grundanlage entſprechend, behandelt dieſe Zeitſchrift in ihrem letzten Heft nur Fragen ſo ſpecieller Natur, daß wir uns faſt auf die Aufzählung der einzelnen Artikel beſchränken können. Den Anfang macht eine Fortſetzung der intereſſanten Arbeit „Die Verſchickten und Verbannten des Sſolowetzki-Kloſters“ von M. A. Koltſchin, in welcher über eine ganze Reihe von Perſonen, welche daſelbſt in ſtrenger Haft gehalten wurden, je nach dem Actenmaterial kürzere oder längere Mittheilungen gemacht werden, die zum Theil von nicht geringer culturhiſtoriſcher Bedeutung ſind. Dieſelben reichen vorläufig bis zum Jahre 1825. Es folgt ſodann der Schluß des „Abriſſes aus der Geſchichte der bäuerlichen Frage in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ aus der gediegenen Feder des Herausgebers M. J. Sſemewſki und eine Fortſetzung der „Aufzeichnungen N. N. Murſakewitſch's“. Hieran reiht ſich ein Aufſatz von P. Andrejew über „Das ruſſiſche Amerika in den Jahren 1862—63“ und nach drei Beiträgen zur ruſſiſchen Literaturgeſchichte, welche ſich mit einzelnen Momenten aus dem Leben und Wirken Puſchkin's, Lermontow's und Gogolj's beſchäftigen, folgt der Schluß der biographiſchen Skizze über den Grafen Victor Nikititſch Panin und der Schluß der Ueberſetzung der Memoiren des Baron Heyking über „Kaiſer Paul und ſeine Zeit“. Die übrigen Beiträge ſind zum Theil noch ſpeciellerer Natur, zum Theil auch nur kurze Notizen, die zwar dem Forſcher ein recht werthvolles Material bieten, an ſich aber keine beſondere Hervorhebung verdienen.

Reval, Ende December. Chr. Mickwitz.

Vom Büchertiſch.

Die außereuropäiſchen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und culturgeſchichtliche Darſtellungen. Von Dr. Johannes Baumgarten. Kaſſel, 1885. (Theodor Kay.)

Die Geographie als Bildungsmittel erlangt noch nicht das Bürgerthum in den klaſſiſchen Gymnaſien und man hört oft die Frage aufwerfen: Warum ſteht bei jungen Leuten, die den Gymnaſialcurſus beendigt haben, das geographiſche Wiſſen in einem ſo argen Mißverhältniſſe zu ihren ſonſtigen Kenntniſſen? Die Antwort liegt nahe: Wie die Ausſaat, ſo die Ernte. Gebt den geographiſchen Unterricht nur Fachmännern in die Hände und Ihr werdet beſſere Erfolge erzielen. Gegenwärtig wird Geographie nur in den unteren Klaſſen der Gymnaſien gelehrt und nur an wenigen Univerſitäten beſteht ein beſonderer Lehrſtuhl für Geographie. Die Verſündigung, die durch die Zurückſetzung dieſer Wiſſenſchaft gegen die Schule verübt wird, iſt keine geringe. Denn die Geographie gilt den Schülern in den oberen Klaſſen als ein überwundener Standpunkt, ſie ſchauen auf ſie herab, als auf eine den übrigen nicht ebenbürtige Wiſſenſchaft. Und bei ſchwachen Lehrern betrachtet der Quartaner, der da weiß, daß in Secunda die Geographie nicht courfähig iſt, ſie als ein zeitweiliges Uebel. — Kann man ſich nun wundern, wenn von unſeren ſtudirten Männern nach einigen Jahren der Praxis eine beträchtliche Menge in dieſer Beziehung nur bedingungsweiſe den Gebildeten zugezählt werden kann? Ihr Latein und Griechiſch haben ſie vergeſſen; von demjenigen Wiſſen aber, welches dazu beſtimmt iſt, den Menſchen durch das Leben zu geleiten, haben ſie wenig empfangen.

Hat man erſt die Geographie als ſelbſtändige Wiſſenſchaft anerkannt, dann wird man dafür ſorgen, daß für dieſes Fach eben ſo wie für die Geſchichte beſondere Lehrer auf den Univerſitäten vorgebildet werden und daß bei der Frage nach der Reife für das Univerſitätsſtudium auf das geographiſche Wiſſen der Gymnaſial-Abiturienten ein beſtimmtes Gewicht gelegt wird. Manche Philologen ſind gewiß von der Nothwendigkeit einer vermehrten Pflege der Geographie auf dem Gymnaſium ſo ſehr überzeugt, daß ſie glauben würden an dem Ganzen mitzuarbeiten, indem ſie von den ihnen in großer Zahl zugewieſenen Stunden ein Opfer brächten. Allein ſie bilden eine verſchwindende Minorität. Helfen kann hier nur die oberſte Unter-

richtsbehörde, und zwar durch eine directe Verordnung, ohne Conferenzen oder gar Professoren zu befragen. Es könnte geschehen, daß in einer solchen Verordnung eine Vergewaltigung gesehen und der Lehrer, der hierzu räth, für illiberal gehalten wird. Doch der Curator ist der Schule gegenüber zugleich der Vertreter der Eltern. Nicht derjenige Lehrer ist liberal, der jede auswärtige Einmischung in die Schulangelegenheiten eifersüchtig zu verhüten strebt, sondern der ist es, welcher nicht vergißt, daß er vor Allem Erzieher und Staatsbürger ist. Der Menge der Gebildeten, selbst denjenigen, deren Bildung eine sogenannte klassische ist, muß es sicherlich wünschenswerth erscheinen, daß der geographische Unterricht größere Berücksichtigung finde, selbst auf die Gefahr hin, daß der Schüler ein Zehntel Latein und Griechisch weniger lerne. Eine verschwindend kleine Minderheit, welche dieser Ansicht gegenüber steht, wird einzig und allein von den Lehrern der alten Sprachen gebildet.

Um ein reges Interesse für Geographie bei der Schülern zu erwecken, ist aber auch die Wahl der Handbücher zu berücksichtigen, die leider für dieses Fach häufig recht trocken sind. Es ist noch ein Glück, daß die deutschen geographischen Handbücher unparteiisch sind und Maß halten in der Behandlung des Stoffes und nicht wie die französischen und russischen mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit die sogenannte vaterländische Geographie behandeln und aus falschem Patriotismus sehr häufig Dinge, zumal in Betreff der Naturproducte und der ethnographischen Daten anführen, die der Wahrheit wenig oder gar nicht entsprechen. Zur Belebung des geographischen Unterrichts besitzen wir aber in deutscher Sprache manches herrliche Werk, so von Pütz, Grube, Maurer u. a. mit ihren Anthologien von geographischen Charakterbildern, die zur Ergänzung des geographischen Unterrichts zusammengestellt sind.

Das neueste Buch für Freunde der Völkerkunde ist Baumgarten's „culturhistorische und ethnographische Darstellung der außereuropäischen Völker", welches planmäßiger als manche andere zusammengestellt ist. Es schärft den Blick für die Zustände in anderen Ländern und bewahrt vor Illusionen. In zehn Darstellungen ist dem Missionswesen eine eingehende unparteiische Berücksichtigung gewidmet, denn ohne Missionare, die eigentlichen Culturpioniere, keine dauerhaften Colonien, keine intimere Einwirkung auf die Gedanken- und Gefühlswelt der Heidenvölker. Aus der Culturgeschichte und Völkerpsychologie sind eine Reihe von prägnanten Darstellungen aufgenommen, die das ethnographische Bild der betreffenden fremden Völker sehr charakteristisch beleuchten. Aus Baumgarten's Feder stammen allein 40 Originalartikel und Uebersetzungen. Die übrigen Culturbilder, nach den neuesten Quellen zusammengestellt, stammen von geistreichen deutschen und englischen Beobachtern, die aus Selbstanschauung über Forschungsreisen geschrieben haben, und zwar in stets kurzen, aber höchst anziehenden Artikeln. Den Werth der vielen interessanten Artikel wird kein Leser unterschätzen. Schon Namen wie Peschel, Zöllner, Maltzan, Burton, Taylor, Schmarda, Schleinitz, Hellwald und Bastian sprechen für die Bedeutung derselben.

Diese für Schule und Haus zusammengestellten geographischen Gemälde ver-

dienen ſowohl von den Lehrenden, denen ſie eine Handhabe zur Belebung und Vertiefung des geographiſchen Unterrichts bieten, als von allen Freunden der Völkerkunde freudig willkommen geheißen zu werden. G. v. H.

Vicomte Eugène Melchior de Vogué: Wintermärchen, deutſch von J. Brendel (Neubrandenburg, Brunslow'ſche Hofbuchhandlung. 88).

Unter dieſem Titel liegen uns in neuer Ueberſetzung die Novellen des Vicomte de Vogué vor, die von ihm vor etwa vier Jahren in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht wurden und ſeitdem auch in Rußland, ſowohl im Original, wie in früheren Uebertragungen (Feuilleton d. „St. P. Z." 1884) viel geleſen worden ſind und mit Recht die günſtigſte Beurtheilung erfahren haben.

Vogué erweiſt ſich in dieſem Werkchen nicht nur als feiner Beobachter und objectiver Beurtheiler ihm im Grunde doch fremder Zuſtände, ſondern auch als begabter Dichter. Denn einen ſolchen verräth der ſtimmungsvolle Ton, der, mit wenig Strichen gezeichnet und feſtgehalten, einen Hauptreiz des Buches bildet. Beſonders hervorragend iſt die meiſterhaft beherrſchte landſchaftliche Schilderung, die übrigens mehrfach an das „Tagebuch eines Jägers" erinnert. Es iſt ein düſterer Schatten, der über dem Ganzen liegt und ſich zum Schluß noch verdichtet. Wie der roſige Schein, der den kurzen, gleich anfangs geſchilderten Wintertag verklärt, nur zu bald ſchwindet, ſo ſcheint auch die Hoffnung auf den guten Kern des ruſſiſchen Volksgeiſtes begraben zu werden unter der troſtloſen Oede falſchen Strebens und innerer Unreife — auf lange Zeit.

Seine zum Theil überraſchend geiſtreichen Ausſprüche und Urtheile über Land und Leute legt Vogué einem ruſſiſchen Grundbeſitzer in den Mund, in welchem er uns den echten Ruſſen höheren Standes ſchildern will: tief veranlagt, von begeiſtertem Glauben an die Zukunft des Slaventhums erfüllt, aber inconſequent in ſeinen eigenen Handlungen und vollſtändig reſignirt in der Ueberzeugung, einer Generation anzugehören, die dahinſinken muß, ehe ſich alle die Träume von Macht und Größe ſeiner Nation, welchen er ſelbſt nachhängt, erfüllt haben. Es iſt ein Typus, den auch die großen ruſſiſchen Dichter zu ihrem Lieblingsſtudium gemacht haben. Noch lebenswahrer berührt uns dieſes Dahinträumen, dieſe Miſchung von Fatalismus und Indolenz beim einfachen Volke, ſo z. B. im Vorwurf der erſten Novelle: Der Held iſt ein alter Hauſirer, der, aus ſeinem Seelenſchlummer aufgerüttelt, zum Märtyrer wird und ſich unſchuldig nach Sibirien ſchicken läßt — „wem wird's den Schlaf rauben?" Die zweite Novelle behandelt einen legendenhaften Vorgang aus dem letzten Kriege, welcher den Heldenmuth und die Ausdauer des ruſſiſchen Soldaten, ſowie ſeine glühende Vaterlandsliebe illuſtrirt und die überwältigende Wirkung der Nationalhymne ſelbſt auf den Kraftloſeſten unter ihnen erklärt.

Die dritte Novelle endlich verſucht ſich an der Entſtehung und Begründung des Nihilismus. Vogué nennt ihn die Frucht eines verfrühten Pfropfreiſes auf

einen noch in ſeiner Kindheit ſtehenden Volksſtamm und giebt uns ein tragiſches Beiſpiel: Es iſt ein hochbegabtes Mädchen, das unter den ſchwerſten Opfern das Studium der Medicin abſolvirt, getragen von der Begeiſterung für die Wiſſenſchaft und für ihren ſpäteren Beruf. Doch die Einſeitigkeit und Dürftigkeit ihrer Exiſtenz löſt ſie immer mehr los von den Geſetzen menſchlicher Geſellſchaft und ſittlicher Moral und ſie verſinkt endlich in die Tiefen der Verzweiflung und des Selbſtmordes. „Es ſind dem Vogel Flügel gegeben, aber kein Raum ſie zu regen," ſagt Vogué, und ſpäter: „Hat der Menſch erſt einen gewiſſen Grad der Verzweiflung und Entrüſtung überſchritten, ſo fühlt er das natürliche Bedürfniß, einen, wenn auch noch ſo geringfügigen Theil der Weltordnung, welche ſein Herz bedrückt und ſeine Vernunft beleidigt, zu vernichten, zu zerſtören," indem er ſich je nach Temperament und Verhältniſſen dabei gegen ſich ſelbſt oder gegen Andere wendet.

In dieſen beiden Ausſprüchen faßt Vogué Urſache und Erſcheinung des Nihilismus zuſammen, indem er nur von der reifenden Zeit Hilfe erwartet.

Den Schluß endlich bildet die Beſchreibung eines der räthſelhaften Vorfälle im ruſſiſchen Volksleben. Die Bevölkerung eines ganzen Dorfes wird plötzlich vom Wandertriebe ergriffen und zieht aus, ein Land zu ſuchen, „wo es beſſer iſt". Die Schaar wandelt ſich allmählich in einen Leichenzug, der ſpurlos verſchwindet im Schweigen und der Grabesruh' der ruſſiſchen Steppe.

—o—

Bibliographiſcher Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Annalen des physikal. Central-Observatoriums. Hersg. von H. Wild. Jahrgang 1886. 1. Thl. gr. 4°. (CI, 175; XVI, 46; XIV, 11 und XV, 13 S.) Leipzig, Voss' Sort. Mk. 10,20.

Arronet, H., quantitative Analyse des Menschenblutes, nebst Untersuchungen zur Controlle und Vervollständigung der Methode. 71 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Böhm, Ch., deutſches Leſebuch für Schule und Haus. 2. Th. 3. Aufl. VIII, 400 S. Reval, Kluge. Mk. 2,40.

Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tome 32. No. 1. 4°. 154 Sp. St. Pétersbourg. Leipzig, Voss. pro cplt. Mk. 9.

Crawford, F. Marion, Paul Patoff. 3 vols. London, Macmillan & Co. 31 s. 6 d.

Danilewsky, Grég., la princesse Tarakanoff. Roman historique. Trad. p. H. Olivier. Paris, Dupret. fr. 3,50.

Dehio, H., Untersuchungen über den Einfluss des Coffeïns und Thees auf die Dauer einfacher psychischer Vorgänge. 55 S. mit 1 Taf. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Einberg, F., Beiträge zur Kenntniss des Myoctonins. 47 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Genter's baltischer Notiz-Kalender. Geschäfts-Tagebuch für das Jahr 1888. Schmal-Folio. 153 S. Mitau, Behre. geb. Mk. 1,80.

— baltischer Taschen-Notizkalender für das Jahr 1888. 3. Jahrg. 209 S. mit 1 Karte. Mitau, Behre. geb. Mk. 1,60.

Golotuſow, F., Leitfaden zum erſten Unterricht in der ruſſiſchen Sprache für Deutſche. 21. Aufl. 208 S. cart. Reval, Kluge. Mk. 1,50.

Guerre, la, d'Orient en 1877—1878, étude stratégique et tactique des opérations des armées russe et turque en Europe, en Asie et sur les côtes de la mer Noire. Par un tacticien. Ouvrage rédigé sur les documents officiels. Fasc. 11 et 12. Fin du t. 4. p. 268—788 av. 3 cartes et 5 croquis. Fin de l'ouvrage. Paris, Baudoin. Livr. 12. 5 fr.

Guild, Curtis, Britons and Muscovites. Boston, Lee & Shepard.

Haag, C., die Anfänge der ruſſ. Sprache. Erſtes Leſe- und Sprachbuch für Elementarſchulen. 7. Aufl. 192 S. cart. Reval, Kluge. Mk. 1,50.

Heſſe, R., zwölf Predigten. 99 S. St. Petersburg, Eggers. Mk. 2.

Im Lande des Zukunftkrieges. Neue militäriſche Reiſebilder aus Galizien und Weſtrußland. 80 S. Leipzig, E. H. Mayer. Mk. 2.

Iwanowitſch, N., Sprechen Sie ruſſiſch? Die nützlichſten und nothwendigſten ruſſiſch-deutſchen Geſpräche, Redensarten und Wörterſammlungen. 3. Aufl. Hrsg. von F. Booch-Arkoſſy. VIII, 285 S. Leipzig, Koch. Mk. 2,50.

Kalender, St. Petersburger, auf das Jahr 1888. VI, 392 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. cart. SR. 1,30.

Kaulbars, Baron, rapport sur l'armée allemande. Trad. p. G. Le Marchand. 3-e édit. Paris, Baudoin. 5 fr.

Keſſner, F. W., kurzer Abriß der Erdkunde für Elementarſchulen und Vorbereitungsklaſſen mittlerer und höherer Lehranſtalten. 5. Aufl. 54 S. cart. Reval, Kluge. Mk. —,80.

Krieg, der deutsche, mit Rußland. Zeitgemäße Betrachtungen. 6. Aufl. 36 S. Leipzig, Findel. Mk. —,60.

Lansdell, H., through Central-Asia, with an appendix on the diplomacy and delimitation of the russo-afghan frontier. 720 p. with 75 engrav. London, Low. 12 s.

Lutoslawski, W., Erhaltung und Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles und Macchiavelli. 104 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,50.

Magazin, herausg. von der Lettisch. litterärischen Gesellschaft. 18. Bd. 288 S. Mitau, Besthorn. Mk. 6.

Manssúrow, B., die Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem in ihrer ältesten Gestalt. Aus dem Russ. von A. Boehlendorff. X, 59 S. mit 4 Taf. Heidelberg, Koester. Mk. 2.

Miklaschewsky, M., allgemeiner Zolltarif d. russ. Reiches.

Natanson, L., über die kinetische Theorie unvollkommener Gase. 4°. 45 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,50.

Prym, E., u. **A. Socin**, kurdische Sammlungen. 1. Abth. Erzählungen u. Lieder im Dialekte d. Tûr Adin. Gesammelt, herausg. und übersetzt a. u. b. St. Petersburg. Leipzig, Voss. Mk. 2,50.

Inhalt: a. Die Texte. XIII, 70 S. Mk. 1. — b. Uebersetzungen. 98 S. Mk. 1,50.

Radziwillowicz, R., über Nachweis und Wirkung des Cytisins. 77 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,20.

Rosenthal, Ldwg., Munich (Bavière). Bibliotheca slavica. Catalogue 51 de la librairie ancienne de L. R. Première partie: les pays slaves en général. 588 NNos. gratuitement.

Rußland und die russische Armee. Ein Sattelbuch für den Feldgebrauch. 12°. 50 S. mit 1 Bild. 2. Aufl. Leipzig, Mayer. Mk. 1,20.

Sack, E., über Phlebosklerose und ihre Beziehungen zur Arteriosklerose. 48 S. mit 4 Tab. Dorpat, Karow. Mk. 2.

Schüler-Kalender, baltischer, für das Jahr 1888. 16°. 188 S. geb. Mitau, Behre. Mk. 1.

Tkatchef, Mme. A., les cours de medecine pour les femmes à Saint-Pétersbourg. 10 p. Montpellier, Imprim. Boehm.

Tolstoï, L., Ivan l'Imbécile. Trad. du russe, av. l'autorisation de l'auteur, p. E. Halpérine-Kaminsky. 2. éd. 233 p. Paris, Perrin.

— Anna Karénine. Roman trad. du russe. 5-e éd. 2 vol. T. 1, 348 p. T. 2, 363 p. Paris, Hachette. 6 fr.

— physiologie de la guerre Napoléon et la campagne de Russie. 3-e édit. trad. p. M. Delines. 275 p. Paris, Westhausser. fr. 3,50.

Tschernyschew, Th., die Fauna d. mittleren und oberen Devon am West-Abhange des Urals. (Mémoires du comité géologique. Vol. III. No. 3. gr. 4°. XII, 208 S. mit 14 Taf.) In Comm. St. Petersburg, Eggers. Mk. 18.

Vacarescu, T. C., Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878. Aus dem Rumänischen von M. Kremnitz. XV, 257 S. mit 1 Karte und 2 Plänen. Leipzig, Brockhaus. Mk. 7.

Vieweg, F., à Paris, ouvrages relatifs à la Russie et à la Pologne. 6 pag. gratuitement.

Vogüé, E. M. de, the russian novelists. A serie of studies upon the four distinguished contemporary Russian novelists — Gogol, Turgenef, Dostoyevski and Tolstoi. Translated by Jane Loring Edmands. 16mo. Boston. 6 s.

Vorschriften über den Gebrauch von Sprengstoffen im russischen Reiche. 16 S. Kattowitz. Siwinna. Mk. 1.

Weihnachtsgabe, eine, für Kinder. Die Festtage des Herrn und andere Gebete, aus verschiedenen Schriften gesammelt und bearbeitet von einer alten Großmutter. VIII, 103 S. Riga, Stieda. Mk. 1,20.

Wild, H., die Regenverhältnisse des russischen Reiches. (5. Suppl.-Bd. zum Repertorium für Meteorologie.) gr. 4°. 120, IV, 95 u. CCLXXXVI S. mit 1 Atlas von 6 Karten in Fol. St. Petersburg. Leipzig, Voss. Mk. 20.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 8-го Января 1888.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Neue Felder.

Roman von G. P. Danilewsky.

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von J. Barde in St. Petersburg.

Elftes Capitel: Die jungen Vögelchen und die Gouvernements-Rentei.

Nach dem Raube von Tſchulkow's Geldſchrank und nicht lange Zeit vor den erſten Arretirungen in Sachen der Banknotenfälſchung machte ſich eine Schaar junger Leute in der Gouvernementsſtadt Tſchernoſemſk durch eine Reihe der allerärgſten Ausſchweifungen berüchtigt. Zu dieſem Kreiſe gehörten: ein kaukaſiſcher Offizier aus einem Linien-Regiment, welcher ſtets in der Papacha*) und mit einem ungeheuren Dolch bewaffnet einher ging und ſich, wie es hieß, unlängſt aus der Kubanſkiſchen Armee hierher hatte verſetzen laſſen. Ferner gehörten zur Geſellſchaft ein verabſchiedeter blonder, ſchon kahlköpfiger junger Poſtmeiſter, Namens Gans, der dem Leſer bereits bekannte Junker von Czabanenko, der von allen umliegenden Regimentern ausgeſchloſſen worden war und im Laufe von ſechs oder ſieben Jahren nirgends den Offiziersrang erhalten hatte, obgleich er in Geſellſchaften auf der Bruſt ſeines Halbrocks das Georgskreuz trug. Böſe Leute flüſterten ſich zu, daß er factiſch niemals und nirgends mit demſelben decorirt worden war. Noch gehörte zu dieſem Kreis ein herabgekommener Seminariſt, Struiſky, der Sohn eines Beamten im ſtädtiſchen Bankcomptoir, und endlich der Gymnaſiaſt Bartol Muſikantow, und an der Spitze der ganzen luſtigen Brüderſchaft — Eugen Rasnozwetow. Nachdem er ſich mit ſeiner Couſine Tſchemodarow entzweit und von Ardalion Arkadjitſch Muſikantow getrennt hatte, ſchloß ſich Eugen mit Freuden dieſer lockeren Geſellſchaft an, und ihm, der das Leben ſchon ſo vielfach genoſſen, gehorchte man wie einem Orakel.

„Ach was waren dieſe Fabrikanten für Narren!“ ſprach Rasnozwetow zu ſich ſelber, als er die Details der Arretirungen in der Uljanowkaer Affaire erfuhr, „und mein hoher Freund, dies Maſtodon von Adelsmarſchall, Muſikantow, ſtand

*) Kopfbedeckung der Tſcherkeſſen.

an ihrer Spitze! Darum haben sie also immer heimlich unter sich geflüstert! Daß sie im Stande wären, falsche Banknoten in Umlauf zu bringen, habe ich immer von ihnen erwartet. Aber ich hielt sie nicht für fähig, selbst eine ganze Fabrik einzurichten. Und doch sind sie Esel! Haben sich auf die Anfertigung falschen Papiergeldes gelegt, während man fertiges finden kann, so viel man begehrt, wenn man nur das Zeug dazu hat! . . . Da — auf was für Gedanken ich den Molodischka gebracht habe! Wie geschickt sie dem Tschulkow seine Gelderchen weggemaust haben, mit der eisernen Cassette dazu, alles zusammen! Und umsonst war's, daß sie feuerfest und an den Fußboden angeschraubt war. . . . Schade, daß ich damals nicht daraus Vortheil gezogen habe — nun es thut nichts, es ist noch nicht aller Tage Abend."

Einst nach einem wilden und verschwenderischen Trinkgelage machten sich die lockeren Vögel (in Dienstmützen mit Cocarden) mit den Ueberresten von Wein und Imbiß zur Stadt hinaus in der Richtung nach dem Kirchhofe zu auf den Weg. Struisky, den die Reihe traf Banquier zu sein, hatte kaum die Wohnstätte der verstorbenen Tschernosemsker erreicht, als er zu Boden sank und, ungestört durch den Lärm der geräuschvollen Genossen, zwei gute Stunden lang schnarchte. Als er wieder erwachte, richtete er sich auf, nahm einen Schluck aus einer Flasche, schnitt sich ein Stück Wurst ab, und während er daran kaute, machte er die erbauliche Eröffnung, daß er, und folglich auch alle Festgenossen, für morgen nur noch zwei Rubel in der Kasse habe, ja vielleicht noch weniger. Die Gesellschaft wurde nachdenklich. — Leise zog der Mond am klaren Himmel seine Bahn; die hohen Pappeln des Gottesackers warfen weithin ihre mit Silberschimmer umsäumten Schatten. Nur einzelne Laute trug die Luft von der Stadt herüber, jetzt Hundegebell, dann das dumpfe Dröhnen einer über eine Brücke rollenden Equipage.

„Hm! Hört 'mal, was ich mir ausgedacht habe," rief auf einmal Jeny aufspringend. „Du, Seminar, zeichne uns 'mal einen Plan Eures Bankcomptoirs auf und hauptsächlich auch den Plan der Gänge in ihrer Entfernung vom dortigen Schatzkeller. Wir theilen uns in die Arbeit. Die Einen werden Wache stehen, die Anderen graben vom anstoßenden Gemüsegarten aus einen Gang zu diesem Keller. Arbeiten werden wir nur in der Nacht. In ein bis zwei Wochen, denke ich, werden wir wohl an der Wand angelangt sein; wir durchbrechen sie, graben von unten her ein Loch in den Boden des Kellers, und die Sache ist gemacht. Wie — so ein Fünf- bis Sechsmalhunderttausend werden wohl an baarem Gelde vorhanden sein?"

„Oho! Kannst dreist eine Million sagen! Neulich, Freundchen, war ich dort, um den Vater zum Essen zu rufen; da fragte gerade der Buchhalter den Controleur in meinem Beisein: „wie viel Baarschaft haben wir in runder Summe?" — „Eine Million und zweimalhunderttausend," gab ihm Jener durch den Fensterschalter des Controlezimmers zur Antwort.

„Eine Million! Ah — jachezi!" rief der Kaukasier. Alle rückten enger zusammen; ein herrliches Abenteuer stand in Aussicht.

„Oho, wie wollen wir dann Carolinchen herausputzen! und der Melania

machen wir einen Fuchsmantel!" verſicherte der Gymnaſiaſt Bartol, der der Länge nach auf dem Rücken lag und zu ſeinem perſönlichen Vergnügen über den eigenen Kopf hinweg in die Höhe ſpuckte.

„Wenn Du den Anfang machen willſt, Nasnozwetow, ſo dringe ich als Erſter mit Hacke und Schaufel in die Erde und werde graben, wie der Ober- — Maulwurf Todleben," ſagte der Junker Czabanenko, ſich auf den Abſätzen hin und her wiegend und die Brille auf den geſchwollenen Augen zurecht ſchiebend.

„Wenn's beliebt, meine Herren, ich bin bereit!" ſagte der Seminariſt. „Den Plan aufzuzeichnen, dauert nicht lange. Auch dürfte es nicht mehr als zwanzig Faden*) ausmachen, bis man unter der Erde die Wand des Bankcomptoirs erreicht. Doch ein Malheur iſt dabei: zwiſchen dem Gemüſegarten und dem Bankgebäude liegt ein Graben, der immer mit Waſſer gefüllt iſt, und zwar mit Waſſer — von ſehr übelriechender und widerlicher Qualität; mir ſcheint, es iſt dort ein Abfluß des nicht weit abliegenden — Stadtpfuhls."

Der Junker pfiff traurig vor ſich hin. Die Genoſſen machten ſich's wieder bequem. „Sa-urmé! hündiſches Blut!" Der Linien-Offizier liebte es, mit kaukaſiſchen Schimpfreden zu glänzen. Während deſſen hatten Einige die letzte Neige aus den Flaſchen geleert, Andere die Cigaretten ausgeraucht. Nasnozwetow ſchlug ſich plötzlich vor die Stirn, ſprang auf, hockte ſich wieder auf den Ferſen hin und fragte unvermuthet: „Meine Herren, Mylords and Gentlemans! Antworten Sie mir eins: iſt der Tſchulkow nicht nett bearbeitet worden?"

„Ausgezeichnet, famos!"

„Alſo gefällt es Euch? Und ſchaut, ich kenne einen gewiſſen Jemand, der die ſaubere Zuchthausbande auf ihn gebracht hat!"

„Nimm nicht den Mund zu voll — kannſt am Ende noch platzen!"

„Wahrhaftig!" — „Nimm Dich in Acht — wenn das Kapkanczikow erfährt." . . .

„Und von dem Stück mit den falſchen Bankſcheinen, he — meint Ihr, daß ich davon auch nichts weiß?"

„Es iſt kaum anzunehmen!" entſchieden Einige.

„Nehmt an oder nicht, wie Ihr wollt. Doch kann ich Euch verſichern, daß ich nicht lüge — ich kenne einen gewiſſen jungen Mann, der bei — bei dieſen Herren „Fabrikanten" gewiſſermaßen in Dienſt ſtand und der, obgleich in dieſe Sache nicht ganz eingeweiht, ihnen doch von großem Nutzen war. Dieſer junge Mann bat ſie um ein Anlehen von 500 Rubeln, und als ſie es ihm abſchlugen, da ließ er ſie laufen. Darum iſt derſelbe auch mit heiler Haut davon gekommen, meine Freunde, und ſie ſind, wie ſich das vorausſehen ließ, ohne ihn in die Patſche gerathen!"

„Du, Eugen — ſprichſt Du etwa von Dir ſelbſt? Was ſchwindelſt Du wieder zuſammen! Ruhe, ſag' ich! Geh' nicht zu weit!" rief der Gymnaſiaſt

*) Ein Faden gleich 7 Fuß.

Bartol Muſikantow. „Meine Mutter iſt eine Waiſe, ohne Familie und Angehörige, ſie zu vertheidigen; auch bin ich meines Vaters Sohn, und er kann mir leid thun — und das um ſo mehr, da mit ſeiner Schuldigſprechung all unſer Beſitz flöten geht. Und ich will ja erſt anfangen zu leben!"

„Ei, ſo leb' doch!"

„Ja womit denn?" fragte Bartol, ſtutzerhaft keck mit einem Taſchenkämmchen ſein kohlſchwarzes und natürlich gelocktes Haar glättend.

„Werd' auch ein Spitzbube, lieber Himmel!" warf Jeny hin. Die Anderen lachten.

„Und bei uns hat einmal ein Lehrer geſagt," fiel der Seminariſt ein, „daß es nichts Schöneres gäbe, als das Leben. Iſt doch irgend ein Philoſoph im Alterthum aus Furcht verrückt geworden, als er erfuhr, daß er in Tagesfriſt an Gift ſterben würde."

„Iſt noch Branntwein da?" fragte Eugen.

„O ja!" — „So gieb her!" — Rasnozwetow trank und reichte dann den Uebrigen. Man fing wieder an zu plaudern. Dieſer und Jener begann ſchon während des allgemeinen Geſpräches einzunicken. Als jedoch ſo ungefähr eine halbe Stunde vergangen, erhob ſich Jeny wieder, ſchüttelte ſich, betrachtete die ganze Gruppe mit prüfenden Blicken, trat ſeitwärts unter einige Bäume und berief auch den Seminariſten und den Kaukaſier dorthin. Sie kamen erregt, mit klopfendem Herzen, mit haſtigem, ruckweiſem Athmen. Allen war es klar, daß Jeny in allerletzter Zeit einen vollſtändig neuen Plan erdacht haben müſſe, daß er irgend etwas Kühnes, vielleicht Unerhörtes beſchloſſen habe, und mit Ungeduld warteten Alle auf das, was er ſagen würde.

„Was iſt beſſer — leben oder nicht leben?" fragte Jeny mit Pathos, beide Freunde bei den Händen faſſend.

„Nun natürlich iſt's ſchöner zu leben! Was iſt da noch zu reden!"

„Und wollt Ihr reich werden? Verſteht mich recht — auf einmal, ſo daß Ihr die Engel im Himmel ſingen hört? Beſſeres als den Reichthum giebt's nicht auf der Welt. Wiſſen, Recht, Ehre, Talent — das iſt Alles Unſinn! Das war Beſchäftigung für unſere Väter und Großväter! Wir beſchäftigen uns mit Angenehmerem: w i r l e b e n!"

Die Beiden erwiderten nichts. Der Mond ſchimmerte hell wie vordem. Seltener, aber doch noch immer deutlich drangen durch die Stille der Nacht von der Stadt her die Laute des pulſirenden Lebens.

„Und aus welchem Grunde ſollen wir uns ſo ſchwere Gelübde auferlegen," fuhr Jeny mit ſpöttiſchem Lachen fort. „Warum ſollen wir uns mit moraliſcher Faſtenſpeiſe abquälen, wenn alle Welt ſich am verbotenen Fleiſche erfreut? Alles ſtiehlt, Alles ſchmarotzt auf anderer Leute Koſten. Ein Einziger nur, da, der Eſel Sſytow, träumt noch von Idealen, möchte gern hier eine Zeitung herausgeben — will ſein väterliches Haus verkaufen und ſich dafür eine Typographie erhandeln. O was für Narren! Als ob ſie das Leben gar nicht geſehen hätten. Die armen

Teufel leiden Noth trotz aller Akademien und Univerſitäten, ſogar noch mehr als früher, und die reichen Schelme werden noch reicher und zwar immer auf denſelben alten krummen Wegen. Durch langſame mühevolle Arbeit kann es auch gelingen, reich zu werden. Doch nur einem Manne mit feſtem Willen und tapferem Muth. Aber giebt es etwa Viele ſolcher? Es iſt albern zu behaupten, meine Freunde, daß ein ehrlicher Mann auch ehrlich bleibt bis zum Tode. Bei uns ſtirbt er nicht als ehrlicher Mann. Als Schurke ſtirbt er bei uns. Am Ende kommt er doch herunter. Es iſt eben ſchwer, nicht herunter zu kommen!"

„Du, hör' 'mal, Eugen, willſt Du uns eine Moralpredigt halten?" krächzte ärgerlich der kaukaſiſche Offizier, indem er ſein wie bei einem Hammel wolliges Haar ſchüttelte. „Komme endlich einmal zur Sache!"

„Oho — warte noch ein wenig! Noch ein Beiſpiel!" fuhr Rasnozwetow fort. „Sagt mir doch, in welcher Beziehung iſt unſer Neu-Rußland vorwärts gekommen ſeit den Zeiten der Saporoger? Die Saporogiſchen Koſaken führten ein loſes Leben und beraubten die Türken, und jetzt ſteht's noch ebenſo, nur daß man ſich gegenſeitig beraubt . . . die Principien, Freundchen, die ſind dieſelben geblieben!"

„Eugen, ich geb' Dir eins auf's Maul! Komm zur Sache oder ich ſchlafe ein! Ich will die Anderen aufwecken und wir fahren nach Hauſe!" war die ganze Antwort des ärgerlichen Linienoffiziers.

„So hört alſo," flüſterte Rasnozwetow, ohne ſich irre machen zu laſſen, „ſchon lange ſinne ich über eine Sache nach, die bis jetzt ohne Beiſpiel daſteht. Was für eine Kleinigkeit dagegen iſt der Handel mit den Uljanowker Banknoten, eine wahre Lappalie! Nein — ich will höher hinaus — — Ja, ja, ich laß mich nicht darauf ein, Euch anzubieten, mit mir eine Falſchmünzerwerkſtatt zu errichten mit complicirten Maſchinen, die man verſchreiben muß, mit ſpeciellen Arbeitern, die bereit ſind, Dich für ein Lumpengeld an den Erſten Beſten zu verrathen. Ich trete nicht in die Fußſtapfen Eurer Eltern, meine Herren Muſikantow und Czabanenko! Nein! — Von morgen Nacht an beginnen wir, meine Herren, alle zuſammen eine Mine, und zwar — unter der Gouvernements-Rentei."

„Was? Unter der Gouvernements-Rentei?!" ſchrie der Seminariſt auf.

„Das iſt ganz einfach. Unter dem Bankcomptoir Deines Papachens einen Gang auszuhöhlen, hindert uns der Graben. Hier hingegen iſt ſogar das Ausgraben nicht nöthig. Wir durchbrechen die Wand an der Stelle, wo die Treppe beginnt und der Hauptcorridor einen Winkel macht. In fünf bis ſechs Nächten befinden wir uns im Keller und bei der Hauptkaſſe von Neurußland. Nun, Bruder? Hier handelt es ſich nicht um Dein Comptoir. — — Bei Euch ſind, wie ich mir überlegt habe, meiſtens mit Namen ausgeſtellte Billete, während hier klingende Münze liegt, lauter Abgabengelder. Was thut's, daß es ſchmutzig und durchfettet iſt, ſo daß man ſich gleich den Bauernrock und die Arbeiterhand dabei denkt! Heiſa! Daneben liegen die Depoſita, mit Blut und Schweiß ſauer erworben, in ganzen Packen. Ich hab' es ſelbſt vor einer Woche geſehen. Ich gab abſicht-

lich besonders Acht, während ich vorgab, daß ich mir einen Reisepaß ausstellen lassen wollte. Und hier, hier ist nichts weiter nöthig, als größte Vorsicht und blinder Gehorsam gegenüber dem Anführer. Wozu dient es also, sich mit dem Nachmachen von falschem Gelde abzuplacken, wenn man sich wirkliches verschaffen kann, so viel man braucht!"

Dieser Plan Eugen's wurde nun auch den Anderen mitgetheilt. Die Zechbrüder schlürften die letzten Tropfen aus den geleerten Flaschen, begaben sich auf ein hinter dem Kirchhof gelegenes Feld, machten das weiche Gras zu ihrer Lagerstatt und erwachten erst, als die bereits hoch am Himmel stehende Sonne heiß auf sie herunterschien.

Der ganze Plan Rasnozwetow's klang wie ein Märchen. Doch es entsprach nicht der Natur seiner Genossen, vor irgend einer Sache zurückzuweichen. Gesagt, gethan! — Die Verbündeten theilten sich in die verschiedenen Rollen. Als Ausgangspunkt für den Einbruch wurde das Ende eines langen Hauptcorridors gewählt, der zu den Räumen des Tribunals führte. In einem dunklen Winkel, unter der Hintertreppe, welche in die höheren Etagen des Gebäudes führte, begann die erste Arbeit. In diesem Gelaß wurde des Winters meist Holz aufgeschichtet, im Sommer stapelte man dort die Rahmen der winterlichen Doppelfenster auf. Die Handlanger und Aufwärter verwahrten daselbst gern ihren Vorrath an Eimern und weichen Besen aus Lindenbast. Rasnozwetow hatte ausgeklügelt, daß eine der Scheidewände dieses Winkels zugleich die Wand des Renteikellers bilden müsse. Er beschloß daher, hinter die aufgestapelten Fensterrahmen zu kriechen und während einiger Nächte einen Durchbruch durch diese Wand zu machen, während er Tags über das Mauerloch durch vorgestellte Bretter und aufgetragene Stuccatur zu maskiren gedachte. Das Licht vom nächsten Fenster auf der Treppe erreichte niemals diesen tiefer gelegenen Ort, und die Wand war ohnedies immer feucht und zeigte Stockflecke. Neben der eben erwähnten Treppe bog der Corridor in einem Winkel ab und führte zu einem Ausgang auf den Hinterhof.

Am ersten Abend erschien Jeny mit dem Seminaristen am Ort der Handlung. Beide trugen unter dem Paletot verborgen Meißel, Hammer und Maurerkelle. Der Junker Czabanenko versteckte unter dem Mantel seiner Uniform ein Eimerchen, ein Säckchen mit Kalk und Sand; der Linien-Offizier und der Postmeister Gans hatten schon früher eine Art Deckel von einer Holzkiste an Ort und Stelle geschafft und unter der Treppe versteckt, dessen sie sich zum Ausreiben der Stuccatur bedienen wollten; dann gingen sie unbelästigt in der Dunkelheit über den Corridor, mit Actenbündeln unter dem Arm, als seien sie wirkliche Beamte. Jeny und der Seminarist kleideten sich in ein vollständiges Schreiberkostüm, da eine beträchtliche Anzahl Copisten auf allen Corridoren und Gängen des Renteigebäudes bis zum späten Abend aus- und einging. Der Seminarist wählte sich einen dunklen Platz auf der Hintertreppe und stand dort Posten; der Postmeister und Bartol Musikantow hingegen standen, ungefähr 30 Schritt von der Treppe entfernt, in der Tiefe des Hauptcorridors und fingen an, regelrechten Wachdienst zu halten. Tiefe,

lautloſe Stille herrſchte in den Gerichtsſälen. Eugen und der Seminariſt gingen ohne Zeitverluſt an's Werk.

Die Doppelfenſter für den Winter wurden bei Seite geſchoben und Rasnozwetow ſchlüpfte in die dahinter befindliche Oeffnung. Sein Gefährte ſtand auf den unterſten Treppenſtufen, theils um Jeny das nöthige Handwerkszeug zuzureichen, theils um den oberen Treppenabſatz im Auge zu behalten. Jener begann die Arbeit. Er zündete ein winziges Laternchen an, ſtellte es unter dem Schutz der Treppe ſo auf, daß die Lichtſtrahlen ausſchließlich auf den von ihm gewählten Theil der Mauer fielen, welcher von der breiten Reihe ſtaubiger, erblindeter Fenſterrahmen verdeckt wurde, und ſchlug dann eine Reihe Ziegelſteine heraus. Der Seminariſt ſammelte Kalk- und Ziegelſtücke in einer alten Serviette und übergab es Czabanenko; dieſer trug das Ganze hinaus und ſchüttete es auf einem Schutthaufen aus, der ſich in einer Hintergaſſe neben dem Renteigebäude gebildet hatte. Jeny legte das Maß ſeines hölzernen Deckels, den der Poſtmeiſter gebracht, an die gemachte Oeffnung, zeichnete darnach in noch ſchärferem Umriß den nöthigen Durchbruch und fuhr dann in ſeiner Arbeit fort. Nach zwei Stunden waren aus der Vertiefung, in der Größe von einer Quadrat-Arſchin, ſchon faſt zwei Reihen Mauerziegel herausgeſchlagen. Rasnozwetow hatte bis zur Erſchöpfung gearbeitet. Nichts deſto weniger ſtellte er jetzt in aller Haſt, um keine Zeit zu verlieren, ſein Eimerchen in den dunklen Winkel unter der Treppe, legte in dasſelbe Mauerhammer, Meißel und Kelle und allen übrig gebliebenen Kalk und Sand, dann verſtellte er das Mauerloch mit dem getünchten Brett, ſchlug dieſes an den vier Ecken mit kleinen Nägeln feſt und verſchmierte die Spalten mit Kalk und Cement. Während er dies vollführte, rafften der Seminariſt und der Kaukaſier ihrerſeits allen Schutt und alle Ziegelſtücke zuſammen, brachten in einem der Rentei-Eimer Waſſer herbei, wuſchen am Fußboden die Kalkſpuren weg, fegten mit einem der Renteibeſen Alles rein, ſtellten die Fenſterrahmen wieder an ihren alten Platz und gingen heim. Als es tagte, da hätte Niemand in dem dunklen Hohlraum unter der Treppe zwiſchen den alten Stockflecken der Wand noch einen neuen feuchten Fleck geſucht oder unterſchieden.

In den folgenden drei Nächten wurde die Höhlung ſo weit vertieft, daß Eugen mit ſeiner kleinen Laterne hinein ſchlüpfte und dort im Inneren ſelbſt arbeitete, während er durch das vorgeſtellte Brett vollſtändig verdeckt war. Nur von Zeit zu Zeit wurde dasſelbe von den ſauberen Genoſſen weggehoben, um dem innen Arbeitenden friſche Luft zuzuführen. Jedes Mal vor Tagesanbruch wurden ſorgfältig alle Spuren des nächtlichen Werkes getilgt, und hinter dem Bretterverſchlag blieben nur die Inſtrumente, der kleine Eimer und der gelöſchte Kalk. Die ſechste Nacht brach an. Während der ganzen Zeit der Arbeit war nur ein einziges Mal, nämlich in der fünften Nacht, eine Störung vorgekommen. Ein Wächter hatte, ſtark berauſcht, in den vielen Gängen des großen Gebäudes den rechten Weg verfehlt, kam aus dem Dienſtzimmer heraus und ſchwankte wohl eine Stunde lang auf den Corridoren umher, laut ſcheltend, daß er den Ausgang zum Hof nicht

finden könne. Nachdem er lange den Hauptgang auf- und abgewankt und Jenny und seine Genossen tödtlich erschreckt hatte, stolperte er endlich, nicht zwanzig Schritt weit von der Treppe entfernt, fiel zu Boden und schlief bald den Schlaf der Gerechten. Rasnozwetow und seine Freunde eilten zuerst hinweg, um sich zu verbergen. Doch als der Wächter still geworden, kehrten sie zurück und setzten die Arbeit bis zum Anbruch der Morgenröthe fort.

„Nun, Freunde, noch eine Nacht!" sagte Eugen, „und wir sitzen im Glück! Es bleibt nicht mehr viel zu thun übrig. — Heute schlage ich nicht mehr als eine Reihe Mauerziegel heraus, damit die Wand nach der Kellerseite hin nicht einen Riß bekomme . . . wo ist doch mein Meißel geblieben? Muß ihn wohl auf der Straße verloren haben! Morgen, wenn wir uns wieder hier treffen, stoßen wir das Mauerwerk vollends ein, kriechen in den Keller, füllen die Säcke, womit wir Lust haben und tra — la la. . . . Bereitet nur ein paar sichere Plätze vor, wo wir das Geld verstecken können."

„Warum sollen wir denn noch so lange warten?"

„Das Mauerloch, liebe Jungen, ist gerade bei einer Ecke des Kellergewölbes ausgekommen; seht Ihr's denn nicht? Diesem Gewölbe entlang gleiten wir in die Tiefe. Es war erst feuchte Wand, während jetzt nur trockenes Mauerwerk, fest wie Kieselstein kommt; das bedeutet, daß wir uns dem Ende nähern, auch ist es, wie der Hammer niederfällt, leicht am Ton zu errathen. . . . Wenn nur die Schildwache an der äußeren Kellerthür mein Geschabe und Gekratze nicht merkt und Lärm schlägt!"

„Ach, wie soll man's denn hören: das Gewölbe besteht aus drei Zimmern hinter einander, und wir dringen gegenüber dem letzten erst ein!"

„Indessen — morgen dürfen wir nicht mehr unbewaffnet hier erscheinen. Wer einen Revolver hat, mag ihn mitnehmen; wer nichts Besseres hat, nehme ein Messer! Es ist ja Alles möglich. Vielleicht sind wir gezwungen, uns zu vertheidigen. Da heißt's, sich seiner eigenen Haut wehren. Jeder für sich und Gott für uns Alle! Und ein Dreigespann, Gans, ist doch für jeden Fall bereit?" schloß Eugen, stolz und feierlich im Kreise seiner Freunde umherblickend.

„Alles ist im Wirthshaus beim Juden bestellt."

„Ich meine, daß es am besten ist, das Geld für's Erste zu vergraben, wißt Ihr, in dem trockenen Graben bei der Ziegelbrennerei nahe der Stadt. Wir selbst verschwinden für einige Zeit, als ob wir in Privatangelegenheiten weggereist seien, und so nach drei Wochen oder einem Monat kommen wir wieder und theilen uns in die Summe. Ich reise dann sofort in's Ausland, will mir Italien ansehen, etwas das Pariser Leben genießen. Dann gehe ich nach dem Orient: die asiatischen Frauen sind so feurig und schön! Du, Czabanenko, wirst dann wohl in die Garde eintreten. Wenn Du nur Moneten genug haben wirst, wird auch das Examen darnach sein, daß Du durchkommst. . . . Bartol geht wohl direct nach Moskau — nirgends wird so viel und so hoch Karten gespielt, als dort. Nun und Ihr Beiden, Kaukasier und Struisky, Ihr werdet doch wahrscheinlich gleich heirathen . . ."

„Nun genug geſchwatzt, kriech' hinein, Jeny, es iſt Zeit!"

„Ach, Freunde, ahnen wohl unſere Daria, Maria und Carolinchen, daß wir uns ſo für ſie abmühen?" ſagte Eugen, während er in die Höhlung ſchlüpfte. „Alle melken ja die große Staatskuh ein wenig; aber wir, wir leeren ihre Euter auf einmal ganz und gar. Das iſt der ganze Unterſchied. Und wenn man's recht überlegt, die Reichskaſſe leidet ja eigentlich nicht darunter! Die betreffenden Eigenthümer machen eine Weile lang ein finſteres Geſicht und füllen dann die Lücke doch wieder mit neuen Einlagen aus — und wir, nun wir werden eine Menge Staub aufwirbeln — he, Czabanenko? Nicht wahr? Nach 24 Stunden erklärt ſich das Gouvernement plötzlich für bankerott . . ."

„Ja, wir ſind die Rechten! Marſch, hinein mit Dir und philoſophir' nicht ſo lange! Baſta!"

Rasnozwetow bückte ſich, räuſperte ſich ein wenig und begab ſich dann in die Oeffnung. Wie immer ſtellte man das Brett davor. Er zündete das Licht in ſeiner Laterne an und begann leiſe, leiſe, wie ein ruheloſes, hungeriges Mäuschen mit ſeinem Spitzhammer zu kratzen und zu ſchaben. Wie gewöhnlich ſtand Czabanenko auf der Hintertreppe nach dem Ausgange zu, Bartol in der Tiefe des Corridors, der Seminariſt auf der Haupttreppe und um eine Etage höher der Poſthalter. Der Linien-Offizier hatte ſeinen Standpunkt im Dunkeln in der Biegung des Ganges zum Dienſtzimmer hin gewählt.

Zwei Mal hielt Eugen mit Arbeiten inne, und zwei Mal trugen ſein Kameraden leiſe und vorſichtig den Schutt und die Ziegelabfälle über den dunklen Hof hinaus. Es war ſchon drei Uhr Nachts. Auf der nahe gelegenen Hauptwache wurden die Soldaten abgelöſt; vom Platz, dem Renteigebäude gegenüber, tönte manchmal leiſes Gewehrklirren herüber und man konnte deutlich das halb ſchlaftrunkene Commando des anführenden Offiziers unterſcheiden, ſowie den regelmäßigen Marſchtritt der abgelöſten oder die Wache beziehenden Soldaten.

Rasnozwetow's Verbündete, ſtill auf ihren verſchiedenen Poſten im Corridor und auf den Treppen verharrend, begannen einzuſchlummern. Eugen ſchabte emſig weiter und ſchlug nur dann und wann mit dem Hammer an die Kalkwand. „Hei, was wird das für eine Hiſtorie geben," dachte er dabei, „daß ſechs der unverbeſſerlichſten Faullenzer und Schlaufüchſe die Millionen der Provinz-Rentei rauben! O — ich kann mir die Phyſiognomien des Gouverneurs und aller Beamten vorſtellen! — Ach, die Augen wollen mir zufallen! Möchte gerne einmal rauchen, aber mir iſt bang . . . will's ſchon lieber ſo aushalten!"

Plötzlich ließ Eugen die Hand bewegungslos ſinken und ſein bisher heftig klopfendes Herz erſtarrte vor Schreck. Ein kalter Schauer überlief ſeinen Rücken und die Haare ſtanden ihm zu Berge. Ihm ſchien es, als ob von der einen Seite, vom Corridor aus, und von der anderen über den Hinterhof zur Ausgangstreppe, wo Czabanenko ſtand, — mit leiſem Schritt zwei Abtheilungen Soldaten anmarſchirten! „Ich habe wahrſcheinlich — nur geträumt! Wahrſcheinlich habe ich mich übermäßig angeſtrengt und bin dabei eingenickt!" dachte Eugen und löſchte

dabei die in der Vertiefung stehende Laterne rasch aus. Eine Zeit lang herrschte die tiefste Stille. „Ja, so ist's!" wiederholte sich Eugen in Gedanken, „ich war eingeschlummert. Ich muß doch herauskriechen und mir ein wenig Bewegung machen! Ich werde mir den Bartol heranrufen. Wir rauchen eine Cigarette, auch ist es nöthig, die Kameraden etwas aufzurütteln! Wenn nur nicht irgend Jemand etwas gemerkt hat!"

Und eben wollte er den Bretterverschlag bei Seite schieben, als auch von außen Jemand mit der Hand tastend darüber hinfuhr. „Wahrscheinlich sah Czabanenko durch die Spalte, daß ich die Laterne ausgelöscht habe, denkt, daß ich schlafe und kommt jetzt — Schwein, das er ist — um mich aufzuwecken."

Der Bretterverschluß wurde völlig zur Seite geschoben und Eugen's Blicken bot sich in dem hell erleuchteten Corridor eine Reihe von Soldatengesichtern dar — allen zuvor das rothhaarige, mit Sommersprossen gezierte Gesicht des commandirenden Offiziers und die Jeny wohlbekannte Physiognomie des Gouvernements-Zahlmeisters Johann Stepanowitsch.

„Komm heraus!" sagte der Offizier und fuhr, zu seinen Leuten gewendet, fort: „Kinder, laßt die nicht entwischen, welche sich über die Treppe auf den Corridor der zweiten Etage geflüchtet haben.

Auf dem Corridor erhob sich der Lärm der Verfolgung. Fast hätte man noch Einen, den Bartol, erwischt. Höher und höher die Treppen hinauf ertönte Schreien und Wirrwarr. Man hörte deutlich: „Halt, steh! Er hat sich in die Bodenkammer verkrochen! Borodkin, greif Du ihn im Rücken an! Wie er sich wehrt! Ach, lieber Gott, er vertheidigt sich mit einem Dolch!"

„Caput! — Jetzt bin ich verloren, rettungslos verloren!" sagte unterdessen Eugen zu sich selbst. „Die Untersuchung, der Proceß, der weite Marsch nach Sibirien stehen mir bevor . . . und die Anderen alle? Sind Alle ergriffen oder nicht?"

„So kriech' doch heraus! Thu', was man Dir sagt!" schrie ihn der sommersprossige Offizier an, „was sitzt Du da zusammengekauert und glotzst umher, wie ein Wolf im Schafstall!" Eugen wurde gewaltsam herausgezogen, man band ihm die Hände und führte den in flagranti Ertappten direct in's Stadtgefängniß. Seine Gefährten, die früher als er die Annäherung der Soldaten vernommen hatten, entkamen Alle durch einen besonderen Gang des oberen Stockwerks auf das Dach des Nachbarhauses, von wo sie sich an den Dachrinnen herabließen, unbeschädigt den Platz erreichten und Zeit fanden, sich zu verbergen.

Am folgenden Morgen durchflog die Geschichte von dem versuchten Einbruch in den Keller der Gouvernements-Rentei die ganze Stadt. Am nächsten Tage wußte sie bereits die ganze Provinz. Der Gouverneur, sowie alle übrigen Glieder der Administration glaubten vor Schreck schier den Verstand zu verlieren. Grund genug war übrigens vorhanden. — Von Neuem wurde ein noch strengeres Untersuchungs-Comité eingesetzt. Der Name Eugen Rasnozwetow's schwebte auf Aller Lippen. Nachdem Jeny im Gefängniß erfahren hatte, daß keiner seiner Kameraden

ergriffen worden war, ſagte er bei ſeinem Verhöre feſt und hartnäckig nichts weiter aus, als daß er von gar nichts wiſſe und ſich nicht erinnern könne, wie er in das Mauerloch in der Wand des Renteigebäudes gerathen ſei, daß er betrunken geweſen ſei, daß er früher ſehr häufig bei Tage in den Corridoren der Gerichtskammern verkehrt habe, daß er unbewußt Nachts hierher gelangt ſein müſſe, daß er im Rauſch beim Anblick der Vertiefung dieſelbe für ſein Bett gehalten und ſich ſchlafen gelegt habe, und daß er erſt dann erwacht ſei, als bereits der Zahlmeiſter Johann Stepanowitſch mit den Soldaten daſelbſt erſchien.

Rasnozwetow dachte durch ſolche Kniffe mit heiler Haut davon zu kommen. Aber die Sache nahm eine andere Wendung. Der berauſchte Gerichtsdiener Anfiſſitſch, der, wie wir wiſſen, in der fünften Nacht die ganze ſaubere Geſellſchaft ſo erſchreckt hatte, war im Corridor eingeſchlafen. Am frühen Morgen wachte er auf und ſah zu ſeiner Verwunderung durch einen Spalt unter der Treppe Licht ſchimmern. Schon wollte er es näher betrachten, doch war er zu träge dazu und vergaß es ſpäter völlig, als er ſeinen Obliegenheiten gemäß die Zimmer in Ordnung brachte. Der Zufall indeſſen wollte es, daß auch in einem der oberen Stockwerke in dieſer Nacht ein dejourirender Subaltern-Beamter ſchlecht geſchlafen hatte, früher als gewöhnlich aufgeſtanden war und zu den Aufwärtern hinunter gehen wollte, um einen derſelben nach einem Frühtrunk und kleinen Gurken zum Imbiß zu ſchicken. Aus Verſehen wandte er ſich anſtatt zur Haupttreppe zu der noch völlig ſtillen Hintertreppe, ſtieg langſam hinunter und blickte gleichgiltig und zerſtreut nach unten, als er auf dem Treppenabſatz einen ihm unbekannten jungen Menſchen ſah, der, eben ſo wie ein Anderer beim Ausgang auf den Hof, gewiſſermaßen Poſten zu ſtehen ſchien. Er huſtete ein wenig; die Fremden verſchwanden in den Krümmungen des Corridors.

„Was das wohl bedeuten mag?“ dachte der Kanzliſt, „ſind das etwa neu angeſtellte Beamte, welche ich noch nicht kenne, oder wollten ſie die in den anderen Abtheilungen dejourirenden Beamten aufſuchen?“ Nachdem er den Unbekannten Zeit gelaſſen, ſich zu entfernen, ſtieg der Beamte mit einem Licht in der Hand noch weiter hinunter, ſchaute ſich überall aufmerkſam um und erblickte auf einer Treppenſtufe einen mit Kalk beſchmutzten und ſchon ſtumpf gewordenen Meißel, welcher augenſcheinlich von irgend Jemandem verloren worden war. Er hob ihn auf, betrachtete ihn lange Zeit, ſteckte ihn zu ſich und zeigte ihn nach Beginn der Dienſtſtunden ſeinen Kameraden. Der Meißel bildete das Geſprächsthema der ſubalternen Beamten.

„Was iſt da für ein Wunder,“ ſagten die Einen, „das waren Bauleute, das iſt klar. Es heißt ja, daß der eine Schornſtein faſt eine Feuersbrunſt verurſacht hätte. Wahrſcheinlich ſind ſie in Boden und Keller umhergekrochen.“

„Oder Spitzbuben wollten die Gerichtsacten durchſtöbern,“ entſchieden Andere, „der Meißel aber iſt von irgend einem Maurer vergeſſen worden.“

Die Debatte über den Meißel hätte man wohl für immer fallen gelaſſen, ohne daß die Sache überhaupt zu den höheren Beamten gedrungen wäre, wenn nicht der

Gouvernements-Zahlmeister, Johann Stepanowitsch, so ein gar scharfsinniger Kopf gewesen wäre. Als er die Geschichte von dem Meißel hörte, den man auf der und der Treppe neben der und der Wand gefunden habe, spitzte er sofort die Ohren. Ohne Jemandem ein Wort davon zu sagen, ging er heimlich hinunter, begab sich in den Winkel hinter die Fensterrahmen unter der Treppe und begann aufmerksam die Wand zu betrachten. Er beschaute sie von oben bis unten, ohne etwas Besonderes zu bemerken, obgleich ihm die feuchten Stockflecke an drei verschiedenen Stellen wohl auffielen.

„Bald wird der ganze Keller mit der ganzen Reichskasse durch und durch feucht werden, und Alles durch diesen garstigen Geizhals von Aufseher, diesen Pawel Pawlowitsch!" entschied er endlich kopfschüttelnd und wollte schon fortgehen, als just über seinem Kopfe die heisere Stimme des Wächters Anfissitsch ertönte, der noch nicht ganz ernüchtert von seinem nächtlichen Rausch kam, um sich einen Bastbesen zum Ausfegen zu holen.

„Ja, schauen Sie, Johann Stepanowitsch," begann er, „mir selber schien's letzte Nacht, als ob da hinter den Rahmen Licht schimmerte! Und ich kann noch immer nicht verstehen, wie es durch solch eine furchtbar dicke Mauer durchscheinen konnte! — Und dabei gehen Sie Nachts doch gar nicht in den Keller, nicht wahr?"

„Was für ein Licht denn, Anfissitsch?"

„Nun durch Ihre Wand da, durch die Kellermauer, da diese! hinter den Fenstern da schimmerte es und blinkte . . ."

Der Rentmeister beugte sich wieder zur Wand herab, befühlte die feuchten Flecken und besonders eine nassere, wie frischer aussehende Stelle, drückte darauf und — erstarrte vor Schreck: der Bretterverschlag gab nach und unter demselben sah er eine ganz regelmäßig eingeschlagene Höhlung, und in der Höhlung eiserne Instrumente, gelöschten Kalk zur Stuccatur und ein Eimerchen mit Wasser.

„Nein, hier ist nichts, leeres Geschwätz!" sagte er absichtlich zu dem angeduselten Anfissitsch. Und als der sich entfernt hatte, verstellte er die entdeckte Oeffnung wieder mit den Fensterrahmen und setzte sofort den Präsidenten des Renteihofs von Allem in Kenntniß. Die von oben und vom Hof her auf die ohnedies wenig benutzte Hintertreppe führenden Thüren wurden unter einem Vorwand zeitweilig geschlossen; der Bretterverschluß wurde von Johann Stepanowitsch selbst in Gegenwart des Präsidenten vor die Maueröffnung gestellt und eigenhändig verschmiert; dann erst wurde dies Alles dem Gouverneur gemeldet. Nachdem man an Ort und Stelle Alles wieder in die gehörige Ordnung gebracht, wurden die Eingänge zur verhängnißvollen Treppe neuerdings geöffnet. Für den Abend hielt man zwei Pelotons Soldaten in Bereitschaft und ließ Eugen seine Arbeit beginnen. Aber man vergaß, daß dieselbe Treppe auf einen Bodenraum an der anderen Seite des Gebäudes führte. In Folge dieses Versehens wurde nur Rasnozwetow ergriffen, während alle seine Genossen entkamen.

„Ich weiß von nichts und kann daher auch gar nichts sagen!" schnitt Jeny wie früher alle Fragen ab; „ich war betrunken, ging gerade an der Stelle vorbei,

ich kann nicht begreifen, wie ich in das Loch da unter der Treppe gerathen bin. Ich ſchlief ein, nun und ſo hat man mich gefunden . . . und die wirklich Schuldigen haben wahrſcheinlich Zeit gefunden, ſich zu verſtecken!"

Doch eins war Eugen unbekannt geblieben. Er wußte nicht, daß einige Tage nach ſeiner eigenen Arretirung der Seminariſt Struiſky in die Hände der Polizei gerathen war, wenn auch aus einem Eugen völlig fernſtehenden Grunde. Struiſky war, wie bereits erwähnt, der Sohn eines Beamten in dem ſtädtiſchen Comptoir der Kaiſerlichen Bank. Er liebte ſich ſtutzerhaft zu kleiden, trug über der Weſte eine bis zur Unförmlichkeit dicke Uhrkette mit einer Menge Breloques, pomadiſirte ſein Haar, beſuchte alle Theatervorſtellungen der Stadt, rauchte die ſtärkſten Cigaretten, war im Seminar ein ſchlechter Schüler, ſprach ungebührlich, ja verächtlich von all' ſeinen Lehrern und erklärte endlich, daß ſie alle ganz und gar nichts taugten und daß er wegreiſen und den Curſus an irgend einer Univerſität beendigen wolle, nur nicht an einer ruſſiſchen, ſondern es müßte eine deutſche ſein.

Er war das Ideal ſeiner Kameraden in den unteren Klaſſen; die älteren Gefährten dagegen betrachteten ihn als einen Erzſchelm und erzählten flüſternd einer dem anderen, daß er in ſeiner Kindheit bei einem ſeiner Verwandten, einem Diakon, eine Weſte geſtohlen und dieſelbe in — Gefrorenem verzehrt habe. Während er noch im Gymnaſium war, hatte er oft Geld in den Taſchen, deſſen Urſprung Niemand kannte. Sein Vater war ein ruhiger, ernſter Mann, Wittwer, höchſt ſorgfältig, ſparſam und unbeſtechlich. Da er ſelbſt einen weltlichen Wirkungskreis ſich erwählt, ſo dachte er, dem Wunſche ſeines Onkels, eines Prälaten, nachgebend, ſeinen Sohn für ein geiſtliches Amt vorzubereiten und ſchickte ihn in ein Seminar.

Der junge Struiſky hatte in den letzten Wochen ein höchſt ſonderbares Benehmen gezeigt. Zeitweiſe ließ er ſich nirgends blicken und gab als Erklärung an, daß er ſich zum Examen vorbereite, dann erſchien er wieder, wenn auch ſehr nachdenklich und ſchweigſam. Beſonders gern liebte er einen Dienſtgenoſſen ſeines Vaters zu beſuchen, einen etwas hinkenden, gutmüthigen alten Herrn, Namens Stabel. Er pflegte dann dem Kartenſpiel des Hausherrn mit ſeinen anderen Gäſten zu folgen, ohne daran Theil zu nehmen, oder auch den Anekdoten, den Bemerkungen über das ſtädtiſche Leben und Treiben ruhig zuzuhören. Dieſer Stabel, einſt beliebteſter Cavalier und Damenfreund des Gouvernements und ungeachtet ſeiner fünfundſechszig Sommer noch jetzt rothwangig und friſch, liebte ein gutes Parfüm, kleidete ſich mit Geſchmack und hatte eine Unzahl hübſcher und werthvoller Sächelchen auf allen Tiſchen und Tiſchchen ſeiner Beamtenwohnung. Nicht lange bevor der Anſchlag auf die Gouvernements-Rentei entdeckt worden war, bemerkte er eines ſchönen Tages, daß aus ſeinem Salon eine kleine ſilberne Schale mit eben ſolchen kleinen Zangen verſchwunden ſei; dann, zwei Tage darauf, vermißte er eine goldene Klingel; endlich, nach längerer Pauſe, waren in ſeinem Arbeitszimmer zwei ſilberne Leuchter abhanden gekommen. Stabel war Junggeſelle; ſeinen einzigen Bedienten hatte er faſt dreißig Jahre im Hauſe. An dem verhängnißvollen Tage hatte Stabel

im Club zu Mittag gegessen; der Dieb konnte also seiner Vermuthung nach nur einer der bei ihm verkehrenden Gäste sein. In Muße überdenkend, wer es wohl eigentlich gewesen sein könnte, begegnete der alte Herr bei einem Spaziergang außerhalb der Stadt dem Polizeihauptmann seines Stadtviertels. Dieser theilte ihm während ihres Gesprächs unter Anderem im Flüsterton mit, in welchen Nöthen und Aengsten er sei. Diebstähle jeglicher Art hätten in Tschernosemsk in unglaublicher Weise zugenommen. Vor ein paar Tagen habe man beim Polizeimeister selbst sämmtliche Frauen- und Kinderwäsche vom Trockenboden gestohlen; bei einer Freundin des Gouverneurs sogar, einer reichen Gutsbesitzerin, escamotirten die Diebe aus dem Garten das Badezelt mit Wanne und Zubehör. Er, als Polizeihauptmann, sei durch solche scandalöse Geschichten natürlich durchaus entmuthigt. Der Gouverneur habe ihm auch bereits zu verstehen gegeben, daß er, im Falle sein Detectiv, ein gewisser Perebendo, bis zum folgenden Morgen nicht Wäsche, Wanne, Badezelt ꝛc. aufgespürt habe, seinen Abschied einreichen könne.

„Das sind sonderbare Ansprüche!“ sagte theilnehmend, dabei aber sich rings umschauend, Stabel, „nun, bei mir hat man auch ein Paar silberne Leuchter geradezu vom Tisch weggestohlen, und ich schweige, ohne die Polizei deswegen anzuklagen! Weshalb sollen Sie denn nun an Allem schuld sein! Nicht umsonst nennt man unser unverbesserliches Neu-Rußland manchmal ein zweites Amerika! — Hierher müßte als oberster Lenker ein französischer Marschall mit seinen Zuaven kommen und nicht unser Sybarit da!“

„Silberne Leuchter?“ wiederholte, wie sich an etwas erinnernd, der Polizist, „niedrige — mit Vogelfüßchen?“

„Ja—a, mit Vogelfüßchen: eine Agraffe und eine Vogelkralle, wieder eine Kralle und wieder Agraffen.“

„Wollen Sie mein Vertheidiger werden, wenn ich sie Ihnen auffinde?“ fragte mit einem Lächeln der Hauptmann. — „Mit Vergnügen!“

Freundschaftlicher Handschlag wurde gewechselt und eine Stunde später befanden sich Leuchter, Schale, Zänglein und Glocke wieder in friedlicher Eintracht auf Stabel's Tisch. Und obgleich der Detectiv Perebendo die Wäsche des Polizeimeisters nicht aufgefunden hat, ist doch der brave Polizeihauptmann im Amt verblieben und hat sich sogar auf Kosten des bei der höchsten Behörde sehr einflußreichen alten Stabel im Club einmal köstlich bene gethan, bei welcher Gelegenheit er ohne Zweifel auch die Geschichte zum Besten gab, wie er eigentlich die hübschen Sächelchen wieder herbeigeschafft. Die Sache verhielt sich, wie folgt:

Ungefähr vor drei Wochen brachte eines Tages ein anständig gekleideter junger Mensch die silberne Schale nebst Zange zu einem deutschen Goldarbeiter, Namens Wunsch, und bot ihm dieselbe für fünf Rubel Silber zum Kauf an. Er erwähnte dabei, daß „seine Mama“ ihn diese Gegenstände heimlich „hinter dem Rücken von seinem Geizhals von Papa“ verkaufen hieß; ferner, daß „die Mama“, da sie von Papa kein Geld zu Kleidern bekomme, schon eine Menge derartiger Sachen bei einer gewissen Martha Cyrillowna verpfändet habe; daß aber jetzt diese Martha

Cyrillowna auf einer Wallfahrt nach dem Kloſter in Kiew begriffen ſei und daß die Mama daher nicht wiſſe, an wen ſie ſich wenden ſolle. Der Goldarbeiter kaufte die Sachen. Allein zwei Tage ſpäter erſchien derſelbe junge Mann bei demſelben Juwelier mit einer goldenen Tiſchglocke.

„Warum kommt denn Ihre Frau Mama nicht ſelber?“ fragte letzterer etwas mißtrauiſch.

„Dieſe Klingel gehört mir ſelbſt; ich habe ſie von meiner verſtorbenen Großmama bekommen!“ antwortete der junge Unbekannte, „wiſſen Sie — wir junges Volk brauchen gar manche zuckerſüße Dinge — nun, in's Theater zum Beiſpiel und auch anderwärts hin — die Freunde fordern Einen auf — mit einem Worte, ich habe jetzt gerade Geld nöthig zu Tabak und anderen Dingen!“

Wunſch kaufte auch die Tiſchglocke. Als aber nach einiger Zeit der Jüngling ihm ein Paar ſehr werthvolle Leuchter brachte und erklärte, daß auch dieſe Leuchter ſein Eigenthum und ein Geſchenk der verſtorbenen Großmama ſeien, während er zugleich ungefähr ein Zehntel des wahren Werthes dafür forderte, da machte ihm der Juwelier folgenden Vorſchlag: „Kommen Sie mit mir auf das Polizeibureau; wenn Sie mir dort mit Ihrer Unterſchrift bekräftigen, daß dieſe Sachen Ihnen gehören, ſo will ich ſie kaufen!“ Struiſky (denn er war es) ſah ſofort, daß in dieſem Augenblick Geiſtesgegenwart und Kühnheit allein ihn retten konnten, begab ſich kecken Muthes mit dem Deutſchen auf die Polizei und unterſchrieb dort die verlangte Beſcheinigung. Der Hauptmann indeſſen, der den Vater des jungen Verkäufers kannte, wünſchte gleich anfänglich, daß ein Familienmitglied desſelben dieſe ſeine Worte beſtätigte und gab ihm zu dieſem Zweck einen Poliziſten mit. Auf der Straße gab jedoch der jugendliche Kaufmann dem Poliziſten einen Rubel, indem er ſagte, daß die Leuchter nicht ihm ſelbſt, ſondern einem guten Kameraden von ihm gehörten, den er aus einer verwünſchten Affaire heraushelfen müſſe. Auch wolle er die Silberſachen gar nicht verkaufen, ſondern beim Goldarbeiter Wunſch nur auf einen Monat verſetzen; ſchließlich fügte er die Bitte hinzu, ihn nicht nach Hauſe zu begleiten. Der Poliziſt kratzte ſich verlegen hinter dem Ohr, überlegte dann aber folgendermaßen: „Den Vater dieſes Gelbſchnabels kenne ich ja; der hat nicht ganze Berge von Silberſachen, was ſoll man denn da noch nachfragen! Und ein Rubel iſt jedenfalls nicht zu verachten!“ Er nahm die beſcheidene Gabe an, kehrte zur Wache zurück und meldete, daß die Angabe des jungen Herrn nach der eingezogenen Erkundigung auf Wahrheit beruhe.

Doch kaum hatte Stabel bei ſeiner Begegnung mit dem Polizeihauptmann zufällig den richtigen Zuſammenhang der Sache erklärt, als auch der Hauptmann bei Wunſch die ſämmtlichen Sachen abholte und den vermeinten Erben der fabelhaften Großmama in einem Hotel arretirte, als derſelbe eben mit Bartol Muſikantow und dem Junker von Czabanenko Billard ſpielte.

„Wohin wollen Sie mich denn bringen?“ fragte, eine Melodie pfeifend, der „Enkel“.

„Nur ohne Sorge; in freies Quartier . . .“

„Wie — in's Gefängniß?"

„Eben dahin."

„Was kann mir wohl geschehen, wenn ich mich nicht zu rechtfertigen vermag?"

„Wie alt sind Sie denn?"

„Ich habe gerade Volljährigkeit . . ."

„Nun, Sie werden zur Ansiedelung nach Sibirien verschickt; vielleicht, wenn Sie Alles ehrlich bekennen, bewilligt man Ihnen mildernde Umstände."

Der neue Bewohner des Stadtgefängnisses verbrachte eine unruhige Nacht, doch als er am folgenden Morgen vor dem Untersuchungsrichter erschien, war von Geständniß keine Rede. Indessen war das Attentat auf die Gouvernements-Rentei bekannt geworden, in deren Keller sich zu der Zeit, als man Rasnozwetow erwischte, wirklich mehr als eine Million an baarem Gelde und Staatspapieren befand. Alles war im höchsten Grade erschreckt. Der Gouverneur erfuhr unter der Hand, daß auch über dies Ereigniß bereits einige Privat-Telegramme nach Petersburg befördert worden seien, worunter eins an die Redaction einer Zeitung gerichtet war. Der Gouverneur wartete in fieberhafter Aufregung auf das Erscheinen derjenigen Nummer dieser Zeitung, welche die Nachricht von dem neuen Scandal in seiner Provinz bringen würde. Dabei hätte er vor Verdruß sterben mögen, daß Rasnozwetow so hartnäckig leugnete und durch kein Mittel zum Geständniß zu bringen war. Als er hörte, daß der arretirte Seminarist Struiskj ein Freund von Rasnozwetow gewesen und folglich die Historie mit dem versuchten Einbruch in den Kassenraum der Bank erklären könne, berief der Gouverneur den Untersuchungsrichter und den Gendarmerie-Offizier zu sich, eilte mit ihnen in's Gefängniß und begann den jungen Verbrecher zu überreden, ihm tausend „Möglichkeiten" und „Wahrscheinlichkeiten", ihn vor der Anklage wegen Diebstahls zu retten, versprechend, wenn jener ihm nur das Geheimniß des Einbruchsversuchs aufklären wolle; und da Rasnozwetow sein intimer Freund, so müsse er doch darum wissen.

Doch Struiskj ergab sich nicht. „Ich will Keinen verrathen!" hatte er bei sich beschlossen, und er hielt Wort. Er brachte es sogar zu Wege, heimlich Eugen seines Schweigens zu versichern, mit der Ermahnung, keck und guten Muthes zu sein. Die Polizei hatte zwar erfahren, daß Struiskj und Rasnozwetow noch gemeinsame gute Freunde hatten: den Gymnasiasten Bartholomäus Musikantow, den Junker Andreas Czabanenko, irgend einen namenlosen Armeeoffizier und einen gewissen Postmeister Gans. Doch Bartol besuchte seit einiger Zeit merkwürdig eifrig sein früher meist vernachlässigtes Gymnasium; der Junker Czabanenko, wie es sich erwies, weilte 30 Werst entfernt beim Stabe eines Regiments, in Vertretung eines Offiziers. Es gelang ihnen Beiden sogar, klar zu beweisen, daß sie in der Nacht des Einbruchs gar nicht in der Stadt gewesen waren. Der Postmeister und der Kaukasier verschwanden — und zwar so gründlich, daß man sie auch später niemals wieder aufzufinden vermochte und bald selbst ihre Namen in Tschernosemsk zur Mythe wurden. — Struiskj und Rasnozwetow wurden dem Gericht übergeben. Doch in dem Einbruchsproceß wie in dem Uljanowkaer Proceß

brachte jede verfließende Stunde mehr und mehr der Verwickelung und des Dunkels. Die Zeugen brachten überführende Beweise gegen die Verbrecher — später zogen sie alle ihre Aussagen zurück, und die sonnenklare, unzweifelhafte Thatsache der unerhörten Missethat verschwand, als hätte irgend ein unsichtbarer Taschenspieler einen Schleier darüber gedeckt. Nicht lange dauerte es, so wurde die ganze Frage des Einbruchs in die Rentei damit für gelöst betrachtet, daß man sie als eine zufällige Verknotung von Umständen von an sich höchst unwahrscheinlicher Natur bezeichnete. Wenige nur blieben dabei, daß hinter dieser Unart der leichtsinnigen Stadtjugend (so drückten sich Einige aus), die zum Spaß scheinbar versucht habe, die Millionen der Rentei zu rauben, nichts weniger als „Spaß" und „Unart" stecke. Wenige nur behaupteten nach wie vor, daß ohne die Vorsicht des Rentmeisters Johann Stepanowitsch und ohne die Zweifel des halb berauschten Gerichtsdieners Anfissitsch — der Keller der Gouvernements-Rentei binnen 24 Stunden genau so leer gewesen wäre, wie die Besludowkaer Kasse Alexander Tschulkow's.

Die Details des weiteren Verlaufs von Rasnozwetow's und Struisky's Verhören versanken im Schlamm der Kanzleischreibereien, der amtlichen Meldungen und jeglicher Art Verschleppung. Der Bankberaubungsversuch verschwamm mit der Uljanowkaer Affaire und beide wurden in ein Ganzes zusammengewirrt, wie die Theile zweier verschiedener Fischernetze in einem von Schilf und Tang durchwucherten See.

Struisky wurde endlich als der Theilnahme am Raubversuch unschuldig erklärt und nur wegen Diebstahls bei Stabel zu gerichtlicher Verantwortung gezogen. Gegen Eugen allein, welcher zur Zeit des Verbrechens am Thatort gefunden worden war, wurde die Untersuchung wegen Einbruchs fortgesetzt.

Bald drang indessen ein neues Gerücht, und diesmal ein sehr trauriges, zu Aller Ohren. Es betraf Struisky's Vater. Der Verwalter des städtischen Bankcomptoirs, wo er diente, hatte ihn gefragt: „Ist das Ihr Söhnchen, das sich so ausgezeichnet hat? Es ist zum Verwundern, daß er unsere eigene Geldkasse noch nicht angerührt!" — Der Alte erbleichte, verharrte schweigend bis zum Schluß der Dienststunden und begab sich dann nach Hause, er aß zu Mittag und legte sich schlafen. Aber am Abend wurde er todt gefunden — er hatte sich die Kehle mit einem Rasirmesser durchschnitten. Für den General hatte er ein Billet folgenden Inhalts hinterlassen: „Sie haben mich ungerechter Weise beschimpft. Ich hatte meinen Sohn für die höchsten Aemter ausgebildet. Nicht ich bin an seinem Verderben schuld!"

Bald indessen erreichte der Wetterschlag des Schicksals auch die Person des Gouverneurs. Eines schönen Morgens, als gerade die Commission für den Uljanowkaer Proceß sich abermals bereit machte, nach irgend einem Ziele und zu irgend einem Zwecke die Stadt zu verlassen, langte ein Telegramm an, daß für das Gouvernement ein anderer Gouverneur ernannt sei und sich bereits auf der Hinreise befinde, und daß der bisherige auf eine andere Stelle versetzt worden sei.

Zwölftes Capitel: Das Finale des Scandals.

Seit der Ankunft des neuen Gouverneurs schienen die Räder der Administrations-Maschine sich stärker und erfolgreicher zu bewegen. In einer kleinen Handelsstadt wurde sogar für den Uljanowkaer Proceß neues klärendes Material aufgefunden. Der Zufall, der schon so Manches an den Tag gebracht, half abermals zu einer hochwichtigen Entdeckung.

Es war Jahrmarkt. An einer kleinen Kalesche war etwas zerbrochen und man hatte dieselbe zu einem Schmied gebracht. Dem fiel es just ein, die reparirte Droschke säuberlich abzuwaschen, und er begab sich an einen lang vernachlässigten, außer Gebrauch gekommenen Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Der Eimer schlug unten an etwas Hartes an. Der Schmied, sich zum Wasser niederbeugend, glaubte die obere Hälfte eines aus Matten geflochtenen Sackes zu erkennen, nahm, neugierig geworden, eine Leiter, stieg hinunter und holte einen in Wachsleinewand wohlverwahrten Kasten heraus. Im Kasten befanden sich englische Blechbüchsen mit einem ganzen Assortiment von Druckfarben und kleinen Lettern. Die Lettern gab der Schmied seinen Kindern als Spielzeug, die Farben verwandte er dazu, auf der Thür seiner Schmiede einige Menschen etwas ähnelnde Figuren zu malen, welche sogleich die Aufmerksamkeit aller Nachbarn auf sich lenkten, und gar bald sprach das ganze Städtchen von dem Funde des glücklichen Schmiedes. Selbstverständlich konnte so etwas Kapkanczikow's Aufmerksamkeit nicht entgehen. Er stellte Nachforschungen an, auf welche Weise der gefundene Gegenstand in den Brunnen fallen konnte, und erfuhr von der Straßenjugend, daß hier kurz vor dem Jahrmarkt einmal des Nachts zwei mit Ochsen bespannte Lastwagen vorüber gezogen, mit Dreschflegeln und allerlei Geräth zum Würfeln von Getreide beladen; daß die Fuhrleute aus diesem Brunnen ihre Ochsen tränken wollten und lange das Wasser probirten. Als sie aber bemerkten, daß das Brunnengerüst zusammengefallen und das Wasser verdorben sei, schmähten sie das Wasser und beschlossen weiter zu ziehen. Dabei hätten sie wahrscheinlich einen Theil ihrer Fracht in den Brunnen geworfen. Es erwies sich, daß die Knaben zu jener Zeit in den Nachbarsgarten geklettert waren, um Aepfel zu stehlen, und als sie plötzlich am Brunnen sprechen hörten, sich erschreckt in den Zweigen des Baumes verbargen. Kapkanczikow gab jedem der Kinder zehn Kopeken zu Nüssen, jagte, der Richtung der Lastwagen folgend, weiter und schon am folgenden Tage, von Dorf zu Dorf, von Schenke zu Schenke den Spuren folgend, kam er auf der Tschumazkaja-Hafenstraße nach mannigfachen Nachfragen bei den umwohnenden Bauern auf die sichere Spur der verdächtigen Fuhrwerke. In einem an diesem Wege gelegenen Weiler hätte er sie fast in einer Schenke erwischt; er fand sogar noch die Ueberreste des Abendbrodes vor, an welchem die Fuhrleute sich erlabt hatten. Kapkanczikow gab sich für den Eigenthümer dieser Lastwagen aus, nahm selbst ein hastiges Mahl ein, miethete ein Reitpferd und ließ seine Telega*) mit den müden Pferden zurück. Er nahm einen Führer

*) Russisches Bauerngefährt.

mit und jagte den fremden Fuhrleuten nach, was er vor dem Schenkwirth mit den Worten motivirte: „Ich muß ſie einholen und zurückbringen, ſie haben den falſchen Weg genommen; es war ihnen gar nicht geheißen, zum Meere, ſondern nach Tſcherdoklejewka zu fahren.“ Der Iſprawnik ritt auf ſeinem unanſehnlichen Bauernpferdchen erſt im Trab, dann im Galopp. Als er in der Dunkelheit bei den Dorfmühlen vorbei kam, wollte es ihm ſcheinen, als ob weit ſeitwärts in der Steppe ein Reiter auf gutem, ſtarkem Pferde dahinjage, wie um ihn ſelber zu überholen. Er hielt einen Augenblick an, um angeſtrengt zu lauſchen. Wirklich, deutliches Pferdegetrappel ertönte und um ein Weniges ſchon ihm voraus. „Iſt das am Ende ein Mitwiſſender?“ dachte er, „und hat er mich in der That überjagt, um jetzt die Fuhrleute vorzubereiten? Oder iſt es bloßer Zufall?“

„Iſt in Eurem Dörfchen bei irgend Jemandem ein gutes Sattelpferd zur Hand?“ fragte er laut ſeinen Führer.

„Ja, Klimenko hält eins!“

„Wer iſt dieſer Klimenko?“

„Ei, der Schenkwirth, wo Ihr Raſt gehalten.“

Kapkanczikow fragte darauf, ob nicht hinter den Mühlen noch ein anderer Richtweg hinführe, und erfuhr, daß dem ſo ſei. Er war ungefähr 15 Werſt weit geritten. Die Nacht brach an, eine wundervolle, friſche, helle Nacht. Der Weg war eben, ohne Gräben oder Hügelerhebungen; nur an einer Stelle hatte der Hufſchlag der Pferde hohl, wie auf Balken fallend, geklungen. Die Nähe menſchlicher Wohnſtätten machte ſich bemerkbar. Leiſe klang ein ſchläfriges Hundegebell durch die Luft, und in dem nächtlichen Dunkel zeichneten ſich ungewiß die Umriſſe eines hohen Zaunes oder einer Scheunenwand ab. „Wahrſcheinlich wieder ein Wirthshaus,“ dachte der Iſprawnik und eilte, ſeinen Führer einzuholen, der unterdeſſen, erfriſcht durch den nächtlichen Ritt und in der Hoffnung auf guten Gewinn aus der Taſche des ſorgſamen „Kaufmanns“ — eifrig ſein Rößlein anſpornte und mit Händen und Füßen arbeitend luſtig vorausſprengte. —

Es war um einige Stunden ſpäter. Die erſchöpften Pferde begannen im Schritt zu gehen. Der Morgen dämmerte bereits und Kapkanczikow fing an, ſich ernſte Sorgen zu machen. Die Tſchumazkaja-Landſtraße ſchien ſich endlos weit zu dehnen.

„Es iſt doch eigenthümlich!“ erwog er in Gedanken, „wir hätten ſie ja doch ſchon vor ein paar Stunden einholen müſſen! Sind ſie nicht vielleicht irgend wo vom Wege abgebogen?“

Der Tag in der Steppe erwachte; allüberall regte ſich Leben, der Weg wurde belebter. Einzelne Fuhrwerke bewegten ſich nach dieſer und jener Richtung, andere kamen ihnen entgegen, Herbergen und Wirthshäuſer tauchten am Wege auf. Vor ihnen lag eine ſchöne Gutswirthſchaft — Kapkanczikow's Pferd konnte ſich kaum mehr vorwärts bewegen. Er fragte alle des Weges Kommenden, von diesſeits wie von jenſeits; doch Keiner wollte die genau geſchilderten Ochſenfuhren geſehen haben, Keiner war ihnen begegnet oder hatte ſie eingeholt und hinter ſich gelaſſen.

„Sind nicht Ihre Fuhren vielleicht in Czemeriſchka ſtehen geblieben?“ bemerkte einer der Reiſenden.

„In was für einem Czemeriſchka?“

„Sie haben in Prochorowka Pferde gemiethet?“

„Ja, in Prochorowka!“

„Aber — dann konnten Sie ja Czemeriſchka gar nicht verfehlen! Es liegt ja hart an der Straße, die Sie ritten, eine Brücke iſt nicht weit davon . . .“

Der Iſprawnik erinnerte ſich jetzt an den hohlen Hufſchlag des Pferdes, wie auf Holz, an die Silhouette der Scheune und das Hundegebell. . . .

„Hab' ich denn in der That ein ganzes Dorf für einen Herbergshof gehalten? Wie groß iſt es wohl?“

„Wohl ſo ein vierzig Bauerhöfe.“

„O, wie ärgerlich . . . . . So hab' ich alſo ganz richtig vermuthet, ſchon beim Wegreiten von der Schenke, daß man mir vorauszukommen ſuchte — —“

„Hatten Sie in Prochorowka bei Klimenko Halt gemacht?“

„Bei eben dem — —“

„Nun, da iſt nichts zu thun; nehmen Sie friſche Pferde und eilen Sie möglichſt ſchnell zurück; ſuchen Sie nur Ihre Fuhren in Czeremiſchka!“ —

Nachdem er ſich mit Mühe zwei friſche Pferde verſchafft, langte Kapkanczikow endlich in Czeremiſchka an, allein ſchon gegen Abend. Er berief ein paar Aelteſte und begann die einzelnen Bauerhöfe zu durchſuchen; von einem Hof zum anderen übergehend, konnte er ſich nicht genugſam wundern, wohin wohl die beiden Ochſenfuhren gekommen ſeien. An dem einen Ende des Dorfes ſagten ihm allerdings einige Bauern, daß am vorhergehenden Tage, nach Sonnenuntergang, wohl zwei große Laſtwagen ſchwer beladen durch's Dorf gefahren wären, die Ladung wäre mit Baſtmatten bedeckt geweſen; die übrigen Landleute indeſſen verſicherten, daß ſie ähnliche Fuhren mit keinem Auge geſehen hätten. Nachdem er alle Hütten durchſtöbert, alle Scheunen, Tennen, ſogar die Geſtütgehege und Obſtgärten durchforſcht, ging Kapkanczikow langſam die Straße zurück, in Gedanken erwägend, ob er über die polizeilichen Hausſuchungen im Dorfe ein Protokoll aufnehmen ſolle. An einer Hütte vorbeikommend, hörte er, wie auf der anderen Seite derſelben ſich ein Bauer mit ſeiner Frau zankte. Laut weinend forderte dieſe ihren Mann auf, doch wenigſtens die Haut von der Kuh abzuziehen, die in letzter Nacht von Wölfen angefallen und ihnen erlegen ſei; der betrunkene Bauer hingegen ſchimpfte laut, trieb ſie mit dumpfen Drohungen zurück und äußerte, auf eine Bank an der anderen Hüttenſeite ſich ſetzend, daß man erſt abwarten müſſe, bis all das im Dorfe beendigt ſei, und wenn die Wölfe auch das verwünſchte Vieh zerriſſen hätten, ſo würden ſie ihm doch nicht am hellen, lichten Tage die Haut herunterfreſſen.

„Verwünſchtes Vieh? — Aber weſſen Kinder hat ſie mit ihrer Milch genährt?“ fragte das magere, kleine, abgehetzte Weib, ſich die Thränen abwiſchend und dabei ſtark huſtend, „betrinkſt Dich alle Tage im Dorfkruge, während draußen auf dem Vorwerk die Wölfe bald uns ſelber auffreſſen werden!“

Der Iſprawnik bog um die Ecke, lehnte ſich an den Zaun und fragte: „Haben bei Dir, meine Gute, letzte Nacht die Wölfe eine Kuh zerriſſen?“

„Ja, bei uns.“ . . . Und das arme Weib brach von Neuem in Thränen aus, augenſcheinlich erleichtert, daß ſie doch wenigſtens Jemandem ihr Herzeleid klagen konnte.

„Aber wie könnt Ihr nur die Wölfe ſo frech werden laſſen! War die Kuh denn nicht im Stall?“

„Wie, im Stall!“ ſchrie die Frau auf, „Letzte Nacht hat man ſie ja bis zum Bienenſtand hinausgejagt, und ſie war trächtig, die ganze Zeit über war ſie immer in einem ſchönen Scheunenſtall geweſen, und ich hatte das arme Vieh in Acht genommen, wie meine eigenen Augen, und da — rein wie zum Poſſen — da nimmt er ſie geſtern bei Einbruch der Nacht und treibt ſie in's Feld — und ſie hatte nicht Kraft, um ſich gegen die Beſtien zu wehren.“ . . .

„Aber warum habt Ihr ſie denn gerade geſtern Abend hinausgetrieben? Wo wohnt Ihr eigentlich?“

„Ach ſie lügt, Euer Wohlgeboren!“ antwortete jetzt der Bauer, „wir haben ja gar keine Kuh, und da iſt weder ein Hof, noch Bienenſtand, und auch Wölfe giebt es da nicht und gab es auch nicht . . . ſie iſt eine Närrin, hat ſich bei der Gevatterin angetrunken und lügt jetzt was zuſammen.“ . . .

„Nun gut, wir werden ja ſehen, ob ſie die Wahrheit ſpricht,“ entſchied Kapkanczikow und befahl der Frau, ihm ihre eigene Wohnung zu zeigen.

„Da — auf dem Vorwerk des Marſchalls“ . . .

„Weſſen — ſagſt Du?“

„Nun — Muſikantow's, gnädiger Herr, wenn Sie ihn kennen ſollten; da ganz nah' auf dem Vorwerk — da iſt ja nichts als die Hütte und leere Scheuern . . .“

„Schnell, ſchnell, führ' mich hin!“

Der Iſprawnik befahl übrigens auch dem Bauer ſelbſt, ihm zu folgen, und nolens volens mußte dieſer gehorchen, obgleich er, berauſcht und vor Furcht zitternd, kaum die Füße vorwärts ſchieben konnte. — Das Vorwerk lag gegen anderthalb Werſt vom Dorfe entfernt, am Ufer eines Baches. In einer großen Scheune wurden ſofort beim erſten Blick die drei Maſchinen am Boden gefunden, welche in dem Uljanowkaer Münzhof gearbeitet hatten: für den Druck, die Gravirung und die Glaſur. Dem Erſtaunen Kapkanczikow's war nur ſeine Freude gleich, und beide waren grenzenlos. Nebenan ſtanden auch die Wagen. Aber die durch Sinſinſky vorbereiteten Treiber hatten im Dorf ein Dreigeſpann gemiethet und waren, ohne jedwelche Spur zu hinterlaſſen, davongefahren, da ſie durch den Schenkwirth von Prochorowka gewarnt waren, welcher ſie noch in der Nacht erreicht und von der nahen Gefahr unterrichtet hatte. Ihre Ochſen überließen die Fuhrleute auf's Gerathewohl dem Wächter von Muſikantow's Vorwerk und gaben ihm noch einen Silberrubel obendrein als Trinkgeld. Kapkanczikow befahl, die Maſchinen wieder auf die Wagen zu laden, forderte friſche Zugochſen und beförderte Alles

unter Bedeckung zuerst zur nächsten Polizeistation und dann unter der persönlichen Verantwortung der dortigen Stanowoi in die Stadt.

* * *

Doch wir müssen ein wenig zurückgreifen, und zwar bis zu der Zeit, welche unmittelbar der Arretirung von Czabanenko und Skardaczewsky vorauf ging.

In derselben Stunde, als sein Cabinet polizeilich durchsucht wurde, war Czabanenko in das Vorzimmer hinausgetreten, während er ausrief: „He, Diener, ein Glas Wasser!" Zu gleicher Zeit hörten auch schon die Untersuchungsbeamten hinter der Thür einen Schuß, stürzten hinaus und fanden den Hausherrn blutend am Boden liegen, d. h. mit blutendem Ohre. Die Erklärung gewann Glauben, daß Czabanenko nicht die Schmach der Haussuchung und des bevorstehenden Arrestes ertragen konnte und beschlossen hatte, durch Selbstmord seinem Leben ein Ende zu machen — obgleich die ärztliche Untersuchung später deutlich bewies, daß im Ohre sich keine Kugel befand und daß die Pistole keine richtige Waffe, sondern nichts als ein großes Kinderpistol war, mit dem er sich höchstens die Haut verletzen konnte. Ihm zu Füßen fand man einen Brief, in welchem er feierlich alle seine Freunde und Bekannten anrief und ihnen eidlich versicherte, daß man ihn keiner Schuld zeihen könne, daß seine Ehre und sein Stolz nicht die ungerechten Anklagen elender Buben ertrügen und daß er sich das Leben nehmen wolle. Trotzdem wurde er nach dem Selbstmordversuch, als das Urtheil des Arztes ihn außer jeder Gefahr erklärte, ohne Weiteres in's Stadtgefängniß abgeführt. Als nun in demselben Gefängniß sich zuerst ein Agent Chalatow's, ein Armenier Namens Abdullah, erhängte, und bald darauf in dunkler Nacht der städtische Banquier Chalatow selbst vergiftet in seiner Zelle gefunden wurde, da spürte der hochgeborene Athanasius Andrejewitsch Czabanenko unerwarteter Weise zum ersten Mal Gewissensbisse und nach dem Auftritt mit dem Gouverneur bekannte er, wie bereits erwähnt, sein Vergehen.

Skardaczewsky hatte eine Minute vor seiner Arretirung einige Worte auf ein Stückchen Papier geschrieben und dasselbe einem Diener in die Hand gedrückt, ihm dabei zuflüsternd, daß er es Musikantow überbringen solle. Das improvisirte Billet enthielt folgende Worte: „Retten Sie mich, sonst gehen mit uns Allen auch Sie zu Grunde; nehmen Sie irgend wo und überall, wo Sie bekommen, Geld geborgt, aber bringen Sie Fünfundzwanzigtausend zusammen; es ist anzunehmen, daß mit einer solchen Summe sich die ganze Sache noch vertuschen läßt."

Beim Verhör vor der voll versammelten Commission erhob übrigens der reumüthige Czabanenko zuerst keinerlei directe Anschuldigung gegen Musikantow, und Skardaczewsky sagte aus, daß er das Zettelchen wegen der zu arrangirenden Bestechung in plötzlicher Geistesverwirrung geschrieben haben müsse und sich absolut nicht besinnen könne, an wen; daß er aber ganz bestimmt wisse, nie seinem Diener befohlen zu haben, es zum Adelsmarschall zu bringen.

In der Commission erhob sich Streit darüber, ob man endlich Musikantow arretiren solle oder nicht. Alle scheuten sich, theils seiner weitreichenden Verbin-

dungen, theils ſeiner ſocialen Stellung wegen, und ſogar ſein früherer Reichthum kam dabei in Anſchlag. Man kam überein, Stimmen zu ſammeln, und die Mehrheit entſchied ſich dahin, daß man zwar Muſikantow als verdächtig betrachten und ihm die Frage-Artikel vorlegen ſolle, ohne ihn jedoch perſönlich in Arreſt zu nehmen.

Unterdeſſen waren die einzelnen Mitglieder der Commiſſion nicht ganz ruhig, da ſie ſich einige Verſehen gegen die Formalitäten der Proceß-Praxis hatten zu Schulden kommen laſſen, und zwar derart, daß ein Gerücht entſtehen konnte, daß der örtliche Procureur einen Befehl aus Petersburg erhalten habe, ihre ganze Handlungsweiſe gründlich zu revidiren. Zu gleicher Zeit mit dem Auftreten dieſes Gerüchts begann man ſich unverblümt mitzutheilen, daß die zwei Kreiſe, zu deren Adel der nicht arretirte Muſikantow und der arretirte Czabanenko gehörten, ein Geſuch an den neuen Gouverneur ſowohl, als auch an den Miniſter zu richten beſchloſſen hätten, der nach der Meinung der Bittſteller höchſt parteilichen Thätigkeit der Commiſſion Einhalt zu thun. Meetings wurden abgehalten. Ohne die Ankunft des Procureurs abzuwarten, that das Kreisgericht, unter dem Einfluſſe der Gerüchte, des Hin- und Herredens und des allgemeinen Lärms, einen völlig unerwarteten Schritt. Es nahm durch einen vereidigten Bezirks-Rechtsanwalt Czabanenko's Bittſchrift an, in welcher er um Befreiung vom Arreſt nachſuchte, krankheitshalber — wegen der früheren Verwundung am Ohr. Darauf zog Athanaſius Andrejewitſch all' ſeine früheren Ausſagen zurück, indem er ſie als durch Zwang und ſogar durch Folter erpreßt hinſtellte, welch' letzterer ihn die Commiſſion, unter dem Einfluſſe des früheren Gouverneurs ſtehend, unterworfen habe. Er betheuerte, daß er durchaus unſchuldig ſei, daß er von nichts wiſſe und die ganze Angelegenheit nicht kenne. So kam es zu der unerwarteten Entſcheidung, welche alle Entdeckungen und die ganze Mühe der Commiſſion im Allgemeinen und Kapkanczikow's im Beſonderen mit einem Schlage vernichtete: „Czabanenko's Arreſt iſt aufzuheben und er in Freiheit zu ſetzen," was auch natürlich ſofort geſchah. Dieſe beiſpielloſe Maßregel des Kreisgerichts verſetzte den unabhängigen Theil des Provinz-Publicums, welches den durch den Uljanowkaer Proceß compromittirten Perſonen feindlich gegenüber ſtand, in unbeſchreibliche Aufregung. Bei dieſer Gelegenheit ſchlugen ſich ſogar Manche, die bisher auf der Seite der Angeklagten geſtanden, auf diejenige der Gegner. „Ja! das iſt über alles Maß weiſe geurtheilt!" hieß es allgemein.

Czabanenko erſchien wieder in der Geſellſchaft, verließ das Gefängniß-Hoſpital, wo er ſich noch immer von der furchtbaren Verwundung am Ohr curiren ließ, und ſiedelte in ein Hotel über. Er überraſchte mit ſeinen Viſiten die Hälfte der durch ſein Erſcheinen beſtürzten Städter und bereitete ſich vor, nach Tſchernoſemſk abzureiſen.

„Nein!" ſagte er, in der Wohnung Muſikantow's angelangt, zu dieſem: „nein! ich will nur noch einige nothwendige Angelegenheiten in Tſchernoſemſk abwickeln und dann abreiſen. Ich nehme meinen Sohn, der ebenfalls bei der Renteigeſchichte durch niedrige Klatſchſucht verleumdet wurde, mit und verlaſſe mit ihm für ewige Zeiten dieſen Ort!"

Doch plötzlich traf ein neuer Blitzstrahl die edlen Häupter des Kreises. Drei Tage nach der Befreiung Czabanenko's langte in der Nacht mit Courierpferden der Procureur an, welcher einen kategorischen Befehl des Criminal-Gerichtshofes mitbrachte, in welchem die gerichtliche Entscheidung hinsichtlich Czabanenko's Freilassung umgestoßen wurde. Der Isprawnik begab sich abermals zu ihm, fand ihn beim Frühstück und ersuchte ihn höflich, ihm in's Gefängniß zu folgen. Doch das war nicht Alles. Der Procureur, welcher der jungen Generation der auf Universitäten ausgebildeten Juristen angehörte, war zwar oft hitzig und rasch, beging in der glühenden Hast seines redlichen Willens wohl auch manches Mal Fehler; aber in diesem Fall zeigte er sich besonders bedacht und von seiner glänzendsten Seite. Er ging weiter, als selbst die kühnsten, erwartungsvollsten Köpfe des ganzen Bezirks von ihm vermuthet hätten; er erschien persönlich in der Untersuchungs-Commission, durchsah auf das Gründlichste das ganze Gerichtsverfahren bei diesem Proceß und schalt in aller Gegenwart den liberalen vereidigten Rechtsanwalt wegen seiner ungebührlichen Nachsicht den Schuldigen gegenüber tüchtig aus. Gleich darauf, einer persönlichen Bitte des neuen Gouverneurs (den die öffentliche Meinung besonders drängte) Folge gebend, bat er die Commission, eine kurze, bündige Antwort zu geben, ob bei diesem Proceß Musikantow compromittirt worden sei oder nicht. Während alle Anderen verwirrt schwiegen, erhob als Erster Kapkanczikow die Stimme:

„Ich habe die moralische Ueberzeugung und spreche es daher auch aus, daß der hiesige Adelsmarschall der Hauptschuldige in der ganzen Sache ist, obgleich ich zu meinem Bedauern keinen überführenden Beweis gegen ihn aufbringen kann, außer der Beschuldigung seitens eines der anderen Angeklagten, des Sinsinsky. Es ist indessen anzunehmen, daß nach erfolgter Arretirung Musikantow's sich auch andere gravirende, ja zweifellose Indicien gegen ihn finden würden!"

„Diese gewünschten Indicien stehen zu Ihren Diensten!" unterbrach ihn der Procureur, „gestern, auf meinem Wege hierher, erhielt ich per Estafette vom Gouverneur aus Tschernosemsk hier diese Anzeige nachgeschickt, die ihm ein Einwohner des hiesigen Kreises eingesandt, — wie war doch sein Familienname? Ach, da ist ja die Unterschrift — Eugen Rasnozwetow . . . derselbe wird wegen des Renteiprocesses zur Zeit gefangen gehalten."

Und der Procureur las die schriftliche Aussage des Arrestanten Rasnozwetow vor, worin dieser sich erbot, das eidliche Zeugniß abzulegen, daß der Adelsmarschall Musikantow mehrmals in seiner Gegenwart seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hätte, einer Falschmünzergesellschaft beizutreten und einmal, wie scherzweise, das Gleiche auch ihm angeboten hätte. Rasnozwetow fuhr dann wörtlich fort: Es ist die Pflicht jedes Menschen, der Gerechtigkeit zu helfen. — „Das Anerbieten Musikantow's hielt ich damals für ein leeres Geschwätz. Doch jetzt, wo auch von ganz anderer Seite Beschuldigungen gegen ihn erhoben werden, erscheint mir auch jenes Gespräch in völlig anderem Lichte. Und ich müßte mich selbst für unehrlich halten, wenn ich verschweigen wollte, was ich über ihn weiß, zumal zu einer Zeit, wo er vielleicht im Begriffe steht, der verdienten gesetzlichen Strafe und der Verachtung

der von ihm ſo lange betrogenen Geſellſchaft zu entgehen. Er wird ſeine eigenen Worte ableugnen, doch bin ich nicht der Einzige, der wider ihn Zeugniß ablegen kann. Ein Arbeiter des hieſigen Gouvernements, der augenblicklich wegen Paßloſigkeit im Gefängniß zurückgehalten wird, badete ſich vor einigen Tagen im Schloßteich des Muſikantow'ſchen Gutes Gannowka und fiſchte dort eine im Waſſer ſchwimmende Blechbüchſe heraus, welche Druckerfarben enthält. Er iſt bereit, dieſe Blechbüchſe dem Gericht zu übergeben, doch vermuthe ich, daß bei genauerer Unterſuchung in dem Teich wohl noch andere Beweiſe gefunden werden würden."

* * *

Die Commiſſion, in voller Zahl, folgte der Aufforderung des Procureurs, ſich nach Gannowka zu begeben und begann dort mit Fiſcher- und Grundnetzen nach im Teiche befindlichen Gegenſtänden zu ſuchen.

Muſikantow war nicht an den Teich herausgekommen. Zwiſchen drei oder vier Freunden, ſaß er im Cabinet ſeines Gannowkaer Hauſes, lächelte verächtlich und war, obgleich etwas blaß, ſo doch wie früher ruhig und ſtolz. Nur drohte er, für dieſe beiſpielloſe Beleidigung, die ihm von den Unterſuchungsbeamten angethan würde, ſich durch eine Klageſchrift an die höchſten Sphären zu rächen. Im Teiche wurde nichts aufgefunden, allein Kapkanczikow (der übrigens von Muſikantow's Freunden bereits den Spitznamen „abſcheulicher neuruſſiſcher Spürhund" erhalten hatte), ließ den Muth nicht ſinken, befahl den ortsangehörigen Zeugen, welche ſeine Collegen ſchon entlaſſen wollten, zurückzubleiben und gebot, Spaten, Schaufeln, Beile und Brechſtangen herbei zu ſchaffen. Nach ſeiner Anweiſung wandten ſich die Arbeiter abermals zum Teich, ein Damm wurde aufgeworfen, und bald entſtrömte das Waſſer in einen ſchnell ausgehöhlten Graben und der Boden des Teiches wurde ſichtbar. Ardalion Arkadjewitſch trank bereits die dritte Flaſche Selterswaſſer, als ſeine Gattin außer ſich zu ihm in's Cabinet ſtürzte und ausrief: „Ardalioſcha, Du haſt mich das ganze Leben lang betrogen! Mein Vermögen haſt Du vergeudet und jetzt iſt auch der ehrliche Name dahin. Einer Falſchmünzerbande haſt Du Dich angeſchloſſen! — Man hat das Waſſer aus dem Teich abgelaſſen und dort Kupfertafeln mit Banknotenzeichen gefunden!" — Bei den letzten Worten brach ſie zuſammen und lag in tiefer Ohnmacht auf dem Sopha. — Muſikantow war aufgeſprungen, wollte den Mund zu heftiger Gegenrede öffnen und erſtarrte zu Stein beim Anblick der Unterſuchungsbeamten, welche in Begleitung der Zeugen jetzt eintraten. Sie trugen in den Händen zwei grün gewordene Kupfertafeln und mehrere Steine mit den eingeſchnittenen Zeichen der Banknoten. — Noch am ſelben Abend ſchickte Kapkanczikow, der durch dieſe Entdeckung ſeine Carrière vom ſchönſten Erfolg gekrönt ſah, im Namen der Unterſuchungs-Commiſſion eine Eſtafette an den Gouverneur mit der Nachricht, nach neuen, von ihnen gefundenen Beweiſen hielten er und ſeine Collegen es für ihre Pflicht, Muſikantow ohne weiteren Aufſchub in's Gefängniß überzuführen, und es ſei dieſe Entſcheidnng auch bereits durch ſie vollſtreckt. Und in der That wurde Muſikantow, wie er ging und ſtand, in ſeinen ſchneeweißen Piquébeinkleidern, modiſchem Sommerrock und lackirten Halb-

stiefeln, in's Kreisgefängniß abgeführt. Dort angekommen, sank er auf die Matratze, sprang wüthend wieder auf, zerriß seine feine Wäsche und stutzerhafte Kleidung und überließ sich dann dumpfer Verzweiflung. Diese plötzliche Nachricht von seiner Arretirung traf sowohl den neuen Gouverneur als die ganze Provinz unerwartet. Ein Sturm von Fragen aller Art erhob sich. „Wie?!" schrien die Einen, „giebt es denn für diese Schelme von Untersuchungsrichtern nichts Heiliges, nichts Unantastbares mehr?! Wegen einer lächerlichen Zufälligkeit den Adelsmarschall in's Gefängniß zu setzen! Wer nur immer wollte, konnte ja alles Mögliche in seinen Teich werfen. Das kann sogar der Denunciant Rasnozwetow, welcher selbst die Reichskasse ausrauben wollte, gethan haben. — Ganz dasselbe hätte man ja eben so gut in meinen oder Ihren Teich hineinwerfen können! Dem Gouverneur selbst kann man ein Päckchen falscher Banknoten in den Schreibtisch schieben! Ist das etwa ein Beweis? Und zu guter Letzt, wir Alle, und sogar der frühere Gouverneur selbst, standen mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, d. h. man kann jetzt auch alle seine Bekannten in's Gefängniß stecken und in einen Proceß verwickeln?" — — Andere, und dies war die Mehrzahl, waren anderer Ansicht: „Es ist ihm Recht geschehen! Es war hohe Zeit! Ein schöner Adelsmarschall! Zweimal drei Jahre verstand er den ganzen Kreis in der Hand zu halten und für sich selbst geschickt genug eine Partei zu bilden. Recht so! das ist der richtige Platz für ihn!" —

Doch es war noch nicht vom Schicksal beschlossen, daß Musikantow's Stern hoffnungslos untergehen sollte. Sein Advocat Ssamoswistow eilte nach Petersburg, und noch war kein Monat vergangen, als von dort ein strenger Befehl anlangte, die Anordnungen der Commission für nichtig zu erklären und Musikantow gegen Bürgschaft in Freiheit zu setzen, was natürlich auch vollstreckt wurde. Der Procureur fühlte sich gekränkt und verlangte den Abschied. Mit den Mitgliedern der Commission verfuhr man in Tschernosemsk kurz und bündig. Dem Isprawnik Kapkanczikow wurde, statt einer Belohnung, von der Gouvernements-Verwaltung die Weisung ertheilt, zu seinen Berufspflichten als Polizeichef seines Bezirks zurückzukehren, und an seiner Stelle wurde der Isprawnik eines anderen benachbarten Bezirks als Beisitzender in die Commission zur Untersuchung der Uljanowkaer Affaire beordert.

„Es ist nicht möglich, guter Herr, so nach rechts und nach links um sich zu hauen und zu stechen!" sagten zu Kapkanczikow zwei greise Räthe der Gouvernements-Verwaltung. „Sie sind ja allerdings ganz formgemäß und gesetzlich verfahren, wie es sich gehört. Aber Sie sind kein Empiriker — — Das wird eine Lection für Sie sein!"

Endlich versetzte man Kapkanczikow sogar in einen anderen Kreis. Dem Armen war thatsächlich das Weinen nahe. —

Während der Banknoten-Proceß in solcher Gestalt aus der Kreisstadt in die Gouvernementsstadt verlegt wurde, um dort der Beurtheilung des Criminalgerichtshofes unterzogen zu werden, hatte wohl die Hälfte der Angeklagten ihrem Leben mit eigener Hand im Gefängniß ein Ende gemacht. Gerade die unbedeutendsten Theilnehmer an der ganzen Handlung blieben übrig, und auch diese erklärten,

dem Beiſpiele ihrer erlauchten Häupter folgend, im Gouvernementsgefängniß angekommen, faſt durchgängig ihre früheren Ausſagen für null und nichtig.

Der Bericht an den Criminalgerichtshof verzögerte ſich, weil man auf Antwort von einem adminiſtrativen Verwaltungsbureau wartete, aus deſſen Acten zu erſehen war, daß der Drucker Drosdow und der Graveur Lippe lange Zeit vor Eröffnung der Fabrik auf Rechnung des Gründers derſelben in verſchiedenen entlegenen Städten Gehalt bezogen; das Geld zum Lebensunterhalt erhielten ſie per Poſt, und per Telegraph die verſchiedenſten Anordnungen und Mittheilungen. Der Advocat Sſamoſwiſtow, der ſich wie zufällig, wie in vollſtändig anderer Angelegenheit in den Straßen der nordiſchen Hauptſtadt umſchaute, hier und da eingetrocknete Federn ſchmierend — begann unter Anderem zu beweiſen, daß die Documente des genannten Verwaltungsbureaus Staatsgeheimniß wären. Wenn man der Commiſſion die verlangten Daten im Proceß gegen den unglücklichen Muſikantow (gegen den ſich in der Provinz eine ganze Beamtenbande verſchworen habe, welche ihn haßte) verabfolgen wollte, ſo könnte man mit demſelben Recht auch jedem Stanowoi eines jeden Bezirks derlei Auskunft geben. Die jungen nordiſchen Secretaire und Tiſchvorſteher*), welche mit dem glänzendſten Juriſten des Südens zu Mittag aßen und ihre Champagnerkelche mit dem ſeinen zuſammenklingen ließen, hörten ſeinen weiſen Rath; und Sſamoſwiſtow theilte ihnen als ein Geheimniß mit, daß die ganzen Chicanen und überhaupt die Verflechtung von Muſikantow's Namen mit dem Banknoten-Proceß überhaupt nur darum geſchehen ſei, weil Muſikantow der liberalſte aller liberalen Marſchälle des Südens war, in ewigem Kampf mit dem früheren Gouverneur gelebt und mehr als einmal dieſerhalb gelitten hatte. Er fügte hinzu, wie Muſikantow im Tſchernoſemſker Gouvernement ein oppoſitionelles Journal zu gründen beabſichtigte, zu welchem Zweck er aus dem Auslande typographiſche Maſchinen verſchrieb, welche man aus Gehäſſigkeit gegen ihn Maſchinen zum Verfertigen falſcher Banknoten genannt habe; daß er in ſeiner Kreisſtadt allwöchentlich literariſche Abende und Berathungen zur Minderung der Noth unter den Bürgern ſeines Kreiſes veranſtalte. Als er das alles erzählte — da glühten die jungen Bureaukraten vor Eifer, dieſe Perle des Gouvernements zu retten und gaben ihren Vorgeſetzten ſolche Auskunft, daß die Unterſuchungscommiſſion in ihren Forderungen von Seiten des genannten Verwaltungsbureaus abgewieſen wurde. Doch die ganze ſo ſchön eingefädelte Sache wurde durch einen einzigen von all' den Tiſchvorſtehern und Secretairen verdorben, welchen Sſamoſwiſtow zufällig vergeſſen hatte, zu ſeinem Feſtdiner einzuladen, wo er den übrigen allen die Provinzgeheimniſſe ſo freundlich mittheilte. Der junge Beamte meldete ſeinem Vorgeſetzten in ſeinem Vortrag: wenn man ſchon im Intereſſe der Bewahrung des allgemeinen finanziellen Credits den Umſatz-Ausweis der hin- und hergeſchickten Summen als ein Reichsgeheimniß betrachten könnte, ſo könnte doch

*) Столоначальникъ, Vorſitzender einer Unterabtheilung in jedem Departement. Anm. des Ueberſ.

die Originalschrift der Telegramme, welche man aus den Provinzen zur Revision in die Hauptstadt schickt, unmöglich solch ein Geheimniß genannt werden, und zwar schon deswegen nicht, weil sie während der Revision auch der niedrigste Kanzleischreiber durchliest. So kam es, daß ein ganzer Berg von Telegrammoriginalen, welche alle Theilnehmer, Musikantow selbst nicht ausgeschlossen, namentlich machten, unerwarteter Weise in das Tschernosemsker Criminalgericht flog, wodurch die früheren Beweise, der Vollständigkeit der Sache wegen, bestätigt wurden und endlich ein gründlicher Bericht an den Gerichtshof zu Stande kam. Ein Mitglied des Gerichtshofs nämlich, welches fast den Rang eines Civilgenerals hatte, aber sehr bescheiden in zwei Zimmern lebte und seinen Mittagstisch aus einer Garküche bezog, hatte die Proceßacten wohl einen Monat lang durchstudirt, lernte sie durch und durch kennen, setzte eine ausführliche Schrift darüber auf und las dieselbe in offener Verhandlung unter ungeheurem Andrang des Publicums vor. Er las länger als drei Stunden. Der Bericht war trocken, ohne Ausschmückung; doch dafür klang die volle Wahrhaftigkeit warm und klar aus jedem Worte. Das Publicum war dergestalt im Saale zusammengedrängt, daß mehrere Stühle und Fensterscheiben zerbrochen wurden; aber Alle waren tief erschüttert durch die nackte und durchdringende Wahrheit der Sache, welche zum ersten Mal mit solcher Kühnheit und Geradheit offen vor der Gesellschaft verhandelt wurde. Darauf erhielten die Vertheidiger der Angeklagten das Wort. Einer von ihnen legte dem Gerichtshof folgende Frage vor: „Ist ein Falschmünzer immer und unbedingt schuldig zu nennen?" worauf er fortfuhr: „Wenn Jemand z. B. Banknoten fälscht, doch nicht zu dem Zweck, um sie in Umlauf zu setzen, sondern nur deswegen, um der Regierung zu zeigen, wie leicht die Fälschung zu bewerkstelligen ist und eine solche Form der Fabrication ausfindig zu machen, wo auch die leiseste Möglichkeit einer Nachahmung wegfallen müßte — wie dann? Dann, meine Herren, ist der Mann kein Verbrecher, sondern ein Mann von Recht und Ehre, und einen solchen Bürger darf man nicht verurtheilen, sondern muß ihn eher rechtfertigen und loben. So spricht die europäische Wissenschaft."

Der durch herzliches Gelächter der Zuhörer belohnte „europäische" Advocat fuhr fort, die Richter zu bitten, vorsichtig und aufgeklärt zu handeln und schloß seine Rede mit den Worten: „Ein jeder Criminalist wird sagen, daß ein Mann, der Waffen trägt, doch mit ihnen noch Niemanden getödtet hat — nicht Mörder genannt werden kann; der Fall, meine Herren, ist genau derselbe: wenn ich Banknoten fälsche, aber sie nicht in Umlauf bringe, so heißt das noch nicht, daß ich ein Falschmünzer sei. Der Plan, die Absicht einer Handlung ist noch nicht die Ausführung derselben. Und mein Client, Herr Czabanenko, dessen Geistesgaben nicht besonders hoch, der sich durch Schüchternheit und sogar durch Blödigkeit auszeichnet, kann, obwohl er im Anklageact als Verfertiger von falschen Banknoten genannt wird, unmöglich eines solchen Verbrechens beschuldigt werden!"

Ssamoswistow war über alles Lob erhaben. In seiner glatten, fein geschliffenen, außerordentlich gewandten Vertheidigungsrede übertraf er sich selbst. Jeder Beweis gegen Musikantow und seine Genossen wurde von ihm in die kleinsten

Theilchen zerlegt, allen nur möglichen Anſichten und Auffaſſungen unterworfen, zuſammengepreßt und nach ſeinem Werthe geſchätzt, dann widerlegt und wie Rauch zerſtreut. Vor den Augen des Publicums und der Richter erſchienen plötzlich nicht mehr die Falſchmünzer als Angeklagte und Verbrecher, ſondern die Mitglieder der Unterſuchungscommiſſion, das Kreisgericht, der Procureur und endlich das Criminalgericht ſelbſt. Mit den blitzenden klugen Augen den ganzen Kreis überſchauend, die Stimme bald hebend, bald ſenkend, verſetzte der breitſchulterige und ſchön gewachſene Sſamoſwiſtow durch ſeine Rede einen großen Theil des Publicums und ſogar einige Mitglieder des Gerichtshofes in ſolche Verwirrung und ſogar Furcht, daß, als der Präſident die Sitzung für geſchloſſen erklärte und die Zuhörer aus einander gingen, ſie ſich unter einander fragend anſahen und Manches augenſcheinlich nicht begreifen konnten. „Wie — iſt das vielleicht wirklich nichts Anderes, als eine ungeheure Lüge und ein gemeines Geklatſch, dieſe ganze ſchreckliche Uljanowkaer Hiſtorie? Wie, wenn wirklich all' die Mühe der Unterſuchungscommiſſion nichts zu Tage gefördert hätte, als eine Reihe außergewöhnlicher Zufälligkeiten, und alle dabei vorkommenden eidlichen Ausſagen, von Augenzeugen unterzeichnete Protokolle, alle Geſtändniſſe — nichts beweiſen, als das abſcheuliche Vorhaben, reiche Leute zu Falle zu bringen wegen einer ſolchen Kleinigkeit, wegen zweier Gaſtwirthe, die ertappt wurden, als ſie falſches Geld umwechſeln wollten? Uebrigens konnte es wohl nicht ſchwer halten, ſie hinein zu verwickeln, wenn Czabanenko's eigener Advocat gerade herausſagte, daß derſelbe faſt ein Eſel ſei."

Alle ließen die Köpfe hängen. Einige begannen ſogar zu denken, wie gut es wäre, wenn jetzt aus Petersburg, mit noch nie dageweſener unbeſchränkter Vollmacht verſehen, irgend ein „Trumpf-Aß" in Geſtalt eines Flügel-Adjutanten oder Senators herbeieilte, um den ganzen Proceß noch einmal beſtens zu revidiren. Der Gerichtshof ſelbſt gerieth in eine ſolche Verwirrung, daß man es unterließ, obgleich gegen Muſikantow ein Urtheil zu zehnjähriger Zuchthausarbeit bereits ausgeſprochen war, denſelben wieder zu arretiren. Es wurde beſchloſſen, das Urtheil bis zur Unterſchrift für einen Monat zu vertagen. Endlich wurde man gar uneins unter einander. Sſamoſwiſtow machte ſich wieder los und reiſte ſchleunig nach Petersburg, wohin er ſich, um den endgiltigen Beſcheid vom dortigen Gericht zu erbitten, zu begeben hatte. Tſchernoſemſk erlebte einen bis jetzt unerhörten Scandal. Die geringſten und am wenigſten betheiligten der ſchuldig befundenen Falſchmünzer ſaßen im Gefängniß. Wer etwas höher ſtand, erfreute ſich im Gefängniß-Hoſpital der vorzüglichen Clubküche, das Haupt aber der ganzen Bande, der zum Zuchthaus verurtheilte Muſikantow, lebte, mit einem ärztlichen Atteſtat verſehen, in Erwartung der Entſcheidung des Senats in goldener Freiheit, fuhr mit prachtvollen Rennpferden ſpazieren und beſuchte ſogar, allen Klatſchbaſen zum großen Aergerniß, zweimal das Stadttheater und einmal eine feierliche Hochmeſſe in der Kathedrale.

Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

Zwei deutsche Dichterinnen des 18. Jahrhunderts.

Literarische Plauderei von **Gustav Pipirs** in Riga.

Wenn man mich auf's Gewissen fragte, ob meiner Meinung nach eine unausfüllbare Lücke in unserer Cultur und Literatur entstehen würde, wenn plötzlich durch einen unglückseligen Zufall alle von zarter Frauenhand verfaßten Dichtungen von dem Erdboden verschwänden, so wäre ich wirklich in Verlegenheit, diese Frage kurzerhand zu bejahen oder zu verneinen.

Es steht ja fest, daß es unter den schriftstellernden Frauen aller Nationen nie einen Shakespeare, Goethe oder Puschkin gegeben hat und auch schwerlich geben wird, da ein großer Dichter universellen und die Frau nur individuellen Geist besitzt. Andererseits ist aber doch in fast allen Literaturen gerade durch die „Frauenarbeit" der Poesie eine große Wärme und Innigkeit des Gemüthslebens und viel psychologische Feinheit und sorgfältige Detailstickerei zugeführt worden — und zudem ist namentlich in der deutschen Literatur die „Frauenarbeit" durch ihr ehrwürdiges Alter sanctionirt.

Allbekannt ist wohl das Braunschweiger Nönnlein Rosvitha mit ihren in lateinischer Sprache geschriebenen geistlich-ungeistlichen Komödien und dem ebenfalls lateinischen Hymnus auf die Thaten Otto's des Großen, weniger bekannt vielleicht aber die erste deutsche Dichterin in deutscher Sprache, die fromme Klausnerin Ava, welche 1127 in Oesterreich verschied und als die geistige Ahnmutter aller in deutscher Sprache dichtenden Blaustrümpfe zu ehren ist.

Zur Zeit des ritterlichen Minnesanges, zur Zeit, da Wolfram seinen tiefsinnigen „Parcival" dichtete und darin, ungleich seinen epischen Collegen der sogenannten ersten deutschen Blütheperiode bis auf die unergründliche deutsche Dunkelheit, ganz deutsches Original zu sein versuchte, haben es die Frauen mehr damit gehalten, sich besingen zu lassen, als selbst zu singen; aber so spärliche Spuren wir auch in der Blüthe des Mittelalters von dichtenden Frauen haben, die literarische Bethätigung hat ihnen doch allzeit im Blute gesteckt.

Mathilde von Magdeburg († um 1277), die in ihren fragmentarischen Offen-

barungen im Himmel und in der Hölle gleich gut zu Hauſe iſt — ob auch auf der Erde, erſcheint mir fraglich — ſchuf uns die „Viſionenliteratur", die im 14. Jahrhundert Modeſache wurde. Eine Frau hat dem frauenzimmerlich predigenden und harfenden Myſtiker Suſo († 1365) ein gar feines biographiſches Denkmal geſtiftet. Später, im Zeitalter der Reformation, waren Damen hochadeligen und ſelbſt fürſtlichen Geblütes damit beſchäftigt, uns reichliches Romanfutter vorzuſetzen, beſonders natürlich durch Ueberſetzungen aus dem geliebten Franzöſiſch, und der Schriftſtellerinnen wurden bald ſo viel, daß der immer auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehende Aventurier Philipp Zeſen auf den genialen und durchaus zeitgemäßen Gedanken verfallen konnte, auch Frauen das Bürgerrecht in ſeiner „teutſch geſinnten Genoſſenſchaft" zu verleihen.

Seit dem 18. Jahrhundert iſt dann bekanntlich die Zahl ſchriftſtellernder Frauen wahrhaft beängſtigend gewachſen. Heute zählt uns Lina Morgenſtern in ihrem „Allgemeinen Frauenkalender von 1887" circa 900 weibliche Schriftſteller auf, die bloßen Ueberſetzerinnen dabei noch ganz bei Seite laſſend.

Aus der Zeit vor Schiller und Goethe lenken beſonders zwei Frauen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich: die „Gottſchedin", die „werthe Gehilfin" und „geſchickte Freundin" des bezopften Leipziger Profeſſors, und die Volks- und Naturdichterin Anna Luiſe Karſchin, von ihrer mit ſolchen Benennungen nicht kargenden Zeit auch die „deutſche Sappho" genannt.

Beide Damen ſind Gegenſtand anziehender Darſtellung geworden in zwei Büchern, die wir allen denen, die Intereſſe für deutſche Literaturgeſchichte hegen, dringend empfehlen:

1) „Frau Gottſched und die bürgerliche Komödie. Ein Culturbild aus der Zopfzeit von Paul Schlenther. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz. 1886. Preis 5 Mark."

2) „Die deutſche Sappho (Anna Luiſe Karſchin). Ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrich's des Großen von Dr. Adolph Kohut. Dresden u. Leipzig. Pierſon's Verlag. 1887. Preis 2 Mk. 50 Pf."

Das wiſſenſchaftlich werthvollere und ſprachlich vornehmere Buch iſt entſchieden das von Paul Schlenther, der in ſeiner künſtleriſch-eleganten Darſtellung die Schule Scherer's verräth, des um eine äſthetiſche Betrachtung der deutſchen Literaturgeſchichte hochverdienten Todten*).

Die plaſtiſch hervortretende Schilderung der Luiſe Adelgunde Victoria Kulmus, nachherigen Gottſched muß namentlich auf Frauen einen eigenen Reiz ausüben.

Als Tochter des wohl angeſehenen Danziger Arztes Kulmus den 11. April 1713 geboren, erhielt unſere Heldin eine ſorgfältige wiſſenſchaftliche Erziehung, deren Werth für Frauen im Allgemeinen ſie übrigens ganz richtig taxirt hat, wenn ſie

*) Bei dieſer Gelegenheit ſei auf Wilhelm Scherer's treffliche „Geſchichte der deutſchen Literatur", Preis 9 Mark, hingewieſen. Dieſelbe ſollte in keinem gebildeten deutſchen Hauſe fehlen.

einmal sagt: „Ein Frauenzimmer liest, um besser und weiser zu werden, nicht, um gelehrt zu erscheinen.“ Mit 16 Jahren wurde sie die Braut Gottsched's, des Mannes, der von der Kunst zeitlebens Nichts weiter wußte, als daß sie ein Kind des Verstandes und eine Mutter der Tugend sei, dessen Ideal von häuslichem Glück ein gebildetes «tête à tête» in der Studirstube zwischen gelehrten Büchern und Schriften ausmachte. Nach sechsjähriger, oft unerquicklicher Brautzeit folgte sie ihm im Wonnemonat 1735 als Gattin in die gelehrte Pleißestadt, und von da beginnt für sie das Leben auf der „gelehrten Galeere“, zehn Jahre versüßt durch unbeschränkte Anerkennung, doch dann folgen zehn fernere Jahre noch härterer Arbeit bei zunehmender Enttäuschung und Erniedrigung -- und für den Rest bleibt ein langsames, resignirendes Hinsiechen.

Sie selbst schreibt darüber ihrer vertrauten Freundin: „Fragen Sie nach der Ursache meiner Krankheit? Hier ist sie. Achtundzwanzig Jahre ununterbrochener Arbeit, Gram im Verborgenen und sechs Jahre lang unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen.“

Noch nicht 50 Jahre alt, starb sie den 26. Juni 1762. Der untröstliche Wittwer, der bekennt vor Herzeleid um die Selige so abgemagert zu sein, daß es der ganzen Stadt sichtbar wurde, und der, um sich und ganz Leipzig zu trösten, dem letzteren baldigst das Schauspiel einer zweiten Heirath gab, veröffentlichte flugs einen stattlichen Band ihrer Gedichte, dem eine prunkende Lebensbeschreibung vorangesetzt war. Von der Tragödie ihres Ehelebens ist darin natürlich kein Wort enthalten. Paul Schlenther faßt diese sehr hübsch in ein Wortspiel zusammen: «non liberi, sed libri», d. h. „keine Kinder — aber Bücher“.

Ja, die Bücher! In den Jahren 1749--1758 mußte die arme Frau beispielsweise elf dicke Bände der Geschichte der französischen «Académie des inscriptions et belles lettres» übersetzen, dazwischen auch noch eine zweibändige Ausgabe von Schriften des genannten Institutes, vieler anderen Arbeiten nicht zu gedenken.

Für die „deutsche Schaubühne“ ihres Gebieters, dessen würdevoller Narrethei nur die Beschäftigung mit der Tragödie angemessen war, bearbeitete sie französische Komödien, drei Acte der Theorie ihres Gatten zu Gefallen rein äußerlich in fünf Acte zerschneidend, oder lieferte auch Originalstücke à la mode française, für die sie, darin echt frauenhaft, den Stoff aus Vorkommnissen in ihrer näheren und ferneren Bekanntschaft entlehnte. Die „ungleiche Heirath“, erschienen 1743, predigt die weise Lehre, daß ein Bürgerlicher kein Fräulein (d. h. eine Adelige) ehelichen solle, die „Hausfranzösin“ vom Jahre 1744 sucht den Nachweis zu liefern, daß französische Moden das deutsche Gehirn verrücken. In ihrem Eifer, uns diese schöne Moral zu verlebendigen, ist Frau Gottsched ein wenig präzolianisch geworden, so daß Lessing über dieses Elaborat den Stab mit den Worten brach: „schmutzig, ekel und im höchsten Grade beleidigend“. Das Jahr darauf brachte das „Testament“, worin Frau Gottsched sich das Thema der Erbschleicherei zum Vorwurf nimmt, dabei kleine Ansätze zu psychologischer Charakterzeichnung machend

und auch eine Ader von Humor aufweiſend, die der biedere Gottſched in dem tête à tête der Studirſtube aber getreulich unterbunden hat.

Der poetiſchen Empfindung der Frau Gottſched können wir im Allgemeinen nur die Cenſur „höchſt mittelmäßig" geben. Für Haller reichte dieſelbe noch aus, aber über Shakeſpeare's „Othello" merkt ſie einmal an: „Othello iſt ein Held in einem engliſchen Trauerſpiel, welcher viele Thränen vergießt und ein gewaltiges Herzeleid darüber bezeugt, daß man ihm ein Schnupftuch geſtohlen, welches er von ſeiner Geliebten geſchenkt bekommen."

Einen Lichtpunkt in ihrem Sclavenleben bildete 1749 eine Reiſe nach Wien, wo Herr und Frau Gottſched die Ehre hatten, mit Maria Thereſia und Kaiſer Franz echt wieneriſch zu ſchwätzen. Zum Andenken an dieſe Stunde kam zu Weihnachten für den Herrn Profeſſor eine goldene Tabaksdoſe in Leipzig an, deren Werth er auf 500 Thaler angiebt, und für Madame eine Brillantnadel, die gar auf's Doppelte geſchätzt wurde.

Einen ganz beſonderen Werth verleihen dem intereſſanten Buche Schlenther's die Ausführungen über das bürgerliche Proſa-Luſtſpiel in Sachſen, die zugleich einen nicht zu unterſchätzenden Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Luſtſpiels bilden*), und die als Beilagen gebotenen Auszüge aus den Briefen der Frau Gottſched, ſowie ihre „Gloſſen zu einer Fauſtſcene", gegen Leſſing's Fauſtfragment gerichtet, die uns von dem ſatiriſchen Talent der Verfaſſerin eine hohe Meinung geben und über die der Leſſing-Kenner Erich Schmidt alſo urtheilt: „Dem Unerbittlichen (d. h. Leſſing) iſt während ſeiner ganzen Schriftſtellerlaufbahn weder vorher noch ſpäterhin ſo übel mitgeſpielt worden."

Das Büchlein Kohut's iſt gleichfalls friſch und anregend geſchrieben und bietet auch unleugbar culturhiſtoriſch viel Intereſſantes. Nur zuweilen wirkt ein etwas zu geſuchter Eſprit verſtimmend und ermüdend, wie auch die Schilderung der Karſchin mehr ein hübſches Moſaik als eine plaſtiſche Herausarbeitung ihrer Perſönlichkeit zu nennen iſt. Der Verfaſſer, der, nebenbei bemerkt, die unermeßliche (!) Volksthümlichkeit Heinrich Heine's entdeckt hat, iſt ſich in der Vorrede der Verdienſtlichkeit ſeines Werkes genügend bewußt, ſo daß eine lobende Kritik ihm mehr oder minder überflüſſig erſcheinen dürfte.

Das Leben der Karſchin, der „deutſchen Sappho", welchen Namen übrigens vor ihr auch die „Gottſchedin" geführt hat, verläuft äußerlich viel mannigfaltiger und bunter als das ihrer Schweſter in Apollo. Sie hatte auch «liberi» genug in ihrem Leben, nämlich ein halbes Dutzend — war aber doch ein unglückſeliges Geſchöpf, wie's für eine „Sappho" nicht mehr als recht und billig iſt.

Auf dem „Hammer" zwiſchen Züllichau und Kroſſen, nahe der niederſchleſiſchen Grenze, erblickte Anna Luiſe Dürbach, ſpätere Karſchin, den 1. December 1722 das Licht der Welt. Ihr Vater, der Pächter des dortigen Gaſthofs nebſt

*) Vergleiche dazu meine Skizze im April-Heft der „Nordiſchen Rundſchau" 1885: „Johann Elias Schlegel und ſeine Bedeutung für das deutſche Luſtſpiel".

Brauerei, starb früh. Die Mutter, die sich später noch zweimal wieder verheirathete, vernachlässigte die Erziehung ihres Kindes in gröbster Weise. Ein Oheim lehrte sie zwar lesen, schreiben, rechnen und sogar etwas Latein, aber die Stunden hörten bald auf, da Kinderwiegen und Kuhhüten der Mutter eine nützlichere Beschäftigung für das häßliche kleine Ding erschienen.

So verdankt die Karschin Alles, was sie später geleistet, in des Wortes eigentlichster Bedeutung sich selbst. Poetisch genug schildert sie ihre Jugend:

„Ich ward geboren ohne feierliche Bitte
Des Kirchspiels, ohne Priesterfleh'n
Hab' ich in strohbedeckter Hütte
Das erste Tageslicht geseh'n;
Wuchs unter Lämmerchen und Tauben
Und Ziegen bis in's fünfte Jahr,
Und lernt' an einen Schöpfer glauben,
Weil's Morgenroth so lieblich war,
So grün der Wald, so bunt die Wiesen,
So klar und silberschön der Bach."

Mit dem 16. Jahre wurde sie die Frau eines Tuchwebers, eines harten, geizigen Mannes, dem sie fünf Kinder gebar und der sie, als Friedrich der Große kaum die Ehescheidung eingeführt, mitleidslos ohne Gewährung von Existenzmitteln nach elfjähriger Ehe verstieß.

In ihrer jammervollen Ehe waren Bücher, die sie sich heimlich zu verschaffen wußte, ihr einziger Trost. Ein hervorragendes Talent für Stegreifdichtung entfaltete sich in ihr. Als sie einmal für ihre Improvisationen in einer vornehmen Gesellschaft einige Ellen halbseidenes Zeug nach Hause brachte, gewann ihr diese Spende das erste freundliche Wort ihres Mannes.

Die unglückliche erste Ehe hielt die Dichterin, die gar kein Talent zur Führung eines ordentlichen Haushaltes besaß, leider nicht ab, eine zweite Ehe mit einem wandernden Schneider Karsch zu schließen, einem Gesellen, dem die Trunksucht aus den Augen leuchtete. Um Etwas zu verdienen, das ihr Mann durch die Gurgel jagen konnte, übte sie sich fleißig in Gelegenheitsdichtungen. Ihr Talent für Impromptus entwickelte sich dabei immer mehr — kurz, sie wurde die erste deutsche Stegreifdichterin, welche öffentlich als Virtuosin ihrer Kunst auftrat.

Mit dem Eheglück ging es aber immer mehr bergab, und so verfiel die Karschin schließlich in Gr.-Glogau, wohin die Eheleute 1755 übergesiedelt, auf den teuflischen Gedanken, falsche Anklage gegen ihren Mann zu erheben. Der 50jährige Schneider kam in Folge davon unter die preußischen Füsiliere, unter denen er denn auch verschollen ist.

Von ihrem Plagegeist befreit, athmete die Karschin auf. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges gab ihrem Geiste neuen Schwung; sie wurde der feurige Tyrtäus Friedrich's des Großen, den biederen Gleim mit seinen „Kriegsliedern eines preußischen Grenadiers" weit überflügelnd, — was uns gar nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn wir uns daran erinnern, daß in unserer Zeit eine Dame,

Frau Frida Schanz, bei Gelegenheit eines Preisausschreibens das beste Trinklied gedichtet hat.

Der Ruhm der Karschin drang bald bis nach Berlin. Hochgestellte Persönlichkeiten traten mit ihr in Briefwechsel und sammelten sich von ihr Autographen, so daß sie eine bekannte Größe war, als sie im Januar 1761 mit ihrem Gönner, dem Baron von Kottwitz, in die preußische Residenz einzog.

Anfangs schwamm die Karschin in eitel Freude und Wonne. Vornehme Damen und Herren besuchten sie oder luden sie zu sich, Geldgeschenke regneten auf die gefeierte Improvisatorin hernieder. Aber das heute Neue ist morgen alt und Nichts wird so rasch gleichgiltig und abgestumpft, wie das vielköpfige Ungeheuer Publicum. Zudem bekam ihrem Talente die Berliner Luft entschieden nicht. Ihre kecken, frischen Naturlaute, etwas bis dahin fast ganz Neues in der deutschen Lyrik, ihre sinnlich-heiteren Verse waren nicht dazu geschaffen, die Politur, welche ein Gleim, Ramler, Sulzer und Consorten ihr beibringen wollten, zu ertragen. Man soll eben Feldblumen nicht in's Treibhaus stecken!

Sehr bald stellte sich bei ihr empfindlicher Geldmangel ein. Ihre 1764 herausgegebenen Gedichte trugen ihr zwar die für jene Zeit erkleckliche Summe von 2000 Thalern ein, die für die im höchsten Grade unpraktische Dichterin fest angelegt wurden und von denen sie jährlich 100 Thaler Renten bezog. Eben so viel floß ihr jährlich auch noch von den Herzögen Friedrich und Ferdinand von Braunschweig zu, aber das reichte natürlich nicht aus. Ihr Gönner Kottwitz hatte den Spleen bekommen und war aus Berlin verschwunden, ohne sich weiter um die Karschin zu kümmern. So bombardirte dieselbe denn alle Welt mit gereimten und ungereimten Bettelepisteln, jede Unterstützung naiv genug als das gute Recht der gottbegnadeten Dichterin ansehend.

Der General von Seydlitz, durch ihre traurige Lage gerührt, wirkte ihr 1764 eine Audienz bei Friedrich dem Großen aus, welcher der häßlichen alten Petentin mit schlecht verhehlter höhnischer Gleichgiltigkeit begegnete. Das interessante Gespräch zwischen König und Dichterin lese man übrigens im Buche selbst nach S. 69 ff.

Die Karschin, welche den Spott des Fürsten für baare Münze nahm, schwelgte in phantastischen Glückshoffnungen. Statt der erhofften Versorgung erhielt sie von Seiner Majestät nach und nach nur 97 Thaler und endlich im Jahre 1773, als sie des Bettelns nicht müde wurde, durch die Post zwei Thaler mit einem Zettel, darauf geschrieben stand: „Zum Geschenk für Deutschlands Dichterin".

Die tief gekränkte Sappho schrieb aber auf dem Zettel zurück:

„Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
D'rum geb' ich es zurück."

Trotzdem aber fuhr sie fort, darin nicht frauenhaft-kleinlich, den König in schwungvollen Oden zu preisen, wie sie sich denn überhaupt als Hauspoetin des Hohenzollernhauses aufspielte und zu Taufen und Hochzeiten diverser Prinzen und

Prinzessinnen in die Leier griff. Als Friedrich der Große endlich starb, dichtete sie zu dem Leichenbegängniß desselben ein tief empfundenes Lied an die Sonne, das zu den besten ihrer fridericianischen Hymnen gehört.

Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Zweite, ließ der „Hauspoetin" auf dem Haake'schen Markte ein kleines Häuschen aufbauen. Die Freude der Karschin kannte keine Grenzen. Sie läßt sich vielleicht nur mit dem Jubelrufe Walther's von der Vogelweide vergleichen, da der müde Sänger sein Haupt im eigenen „Lehn" niederlegt. Auch sonst erlebte die Greisin noch manche Freude: Mitglieder der königlichen Familie zogen sie, die ehemalige Bäuerin, oftmals zur Tafel.

Den 12. October 1791 schloß die deutsche „Sappho" ihre Augen. Des Glückes wahrer Liebe ist sie niemals theilhaftig geworden. Gleim, so hochherzig er sich auch ihrer annahm, verschmähte die Frau. Vielleicht, daß sie als Dichterin unendlich mehr geleistet, wenn das Schicksal in die Zeit ihres eigentlichen Schaffens ein wenig mehr Sonnenglanz gestreut hätte.

Von den vielen im Buche mitgetheilten Gedichten nehmen vom literarhistorischen Standpunkte aus manche eine recht hohe Stelle ein, zur ästhetischen Erbauung wird die arme deutsche „Sappho" aber denen, die sich an Geibel's Lyrik satt getrunken, nicht mehr dienen können.

Seiner besonderen Zartheit und Innigkeit wegen sei aber zum Schluß wenigstens eins ihrer Sinngedichte mitgetheilt:

„Die reife Traube hört' ich jüngst zur Rose sprechen:
Wo kommst du her? Wo willst du hin?
Sie sprach: mich gab der Herbst. Ein Dichter soll mich brechen
Für eine Dichterin."

Wie Konrad I ſtarb*).

Gedicht von **Carl Worms** in **Mitau.**

„Cumque Conradus morbo sensisset laborare, vocat fratrem et ita alloquitur: Sumptis insigniis ... ito ad Heinricum, facito pacem cum eo ... Frater lacrimans se consentire respondit."

Widukind I, 25.

Nun geht das Jahr zur Neige in weißem Grabgewand,
Es nimmt ein trüb' Erinnern mit ſich aus deutſchem Land.
Es ſah wohl blut'ge Ernten im Streit an grüner Mark,
Im Heſſengau ertönte der Heerruf laut und ſtark.
Da tobte Bruderfehde, dann wieder ſcholl der Ruf
Entmenſchter Magyaren und wilder Roſſe Huf.
Nun deckt die friſchen Spuren ein ödes Schneegefild
Und Eiskryſtalle ſchmücken des Todes ſtarres Bild.
Die Morgenſonne lächelt von hoher Thurmesſchau
Und hüllt in kalten Goldglanz die ſtille Wetterau.
Da rufen ſtumm die Tannen des Speſſart unter'm Schnee,
Da ragt mit grauen Thürmen von ſanfter Bergeshöh'
Die Burg der Konradiner und blickt ſo weit hinaus,
So ſchwermuthsvoll hinüber zum alten Gotteshaus,
Zum reichen Stift des Abtes von Fulda, das ſo traut
Empor aus tiefem Grunde zur Zinnenkrone ſchaut.
Entſchleiert ſteh'n die Mauern auf rauhem Felſenfuß,
Die weißen Nebel ſanken herab zum ſtarren Fluß.
Allein kein Leben weckte des Tages erſter Strahl:

*) Kaiſer Konrad's Regierung beſtand meiſt nur aus Kämpfen gegen widerſpenſtige Herzöge, beſonders gegen die Kammerboten Berchtold und Erchanger, die er enthaupten ließ, und vor Allem gegen ſeinen ſpäteren Nachfolger Heinrich von Sachſen, mit dem er bei Grona und vor der Eresburg feindlich zuſammen traf. In dieſen größten Theils fruchtloſen Kämpfen war ſein Bruder Eberhard ſein treueſter Genoſſe. Derſelbe übergab nach Konrad's Tode (23. December 918) auf deſſen Wunſch Heinrich die Inſignien der Herrſchaft.

Kein Hifthorn auf der Höhe, kein Roſſeſchritt im Thal.
Wo ſonſt bei frohem Jagen am kühlen Waldesquell
Der Spur des Wildes folgten die Rüden mit Gebell,
Da zieht durch Tannendunkel der Wind nur klagend, leis,
Da flattern ſcheue Dohlen in weitgedehntem Kreis.
Du wirſt noch lange ſchweigen, du ſtolzes Ahnenſchloß,
Dein Erbherr iſt ſo müde, er ſteigt nicht mehr zu Roß.
Verdroſſen in der Halle beim Trunk der Marſchalk ſitzt,
Umſonſt der Waffenmeiſter die glatten Pfeile ſpitzt.
Das Hofgeſinde feiert in arbeitsloſer Ruh',
Der Eine flüſtert's heimlich nur ſcheu dem Ander'n zu:
Was iſt es mit dem König? . . .
Im runden Thurmgemach
Da brütet König Konrad ob jüngſt erlitt'ner Schmach.
Da lehnt er in den Kiſſen ſo abgehärmt und bleich,
Das edle Haupt umſchattet ſein Haar ſo voll und weich.
Die fahlen Wangen färbte der Fieberhitze Roth,
Im Auge unnatürlich ein fremdes Feuer loht.
Wie ſchwer und qualvoll ſeufzt er. Ihn fröſtelt, feſter ſpannt
Den Pelzrock um die Lenden die heiße, welke Hand.
Vergebens quillt durch's Fenſter das volle Sonnenlicht,
Das Feuer im Kamine erwärmt den Kranken nicht.
Er ſpäht ſo lang', ſo trübe hinaus vom Erkerrund,
Als grüßte er noch einmal ſein ſchönes Frankenland.
Ringsum wie ſtill und öde. Wer ruft den Abt herbei?
Er weiß, da draußen wartet des Stiftes Cleriſei.
Verkündet hat ein Bote, vom Erzſtift kam er her,
Die Ankunft ſeines Kanzlers. Der Biſchof Heriger
Mit ſeinen Diakonen erwartet Konrad's Gruß
Im Vorgemach in Demuth. Doch ſchleichend' Mönchesfuß
Bringt nimmermehr den Frieden. Der König weiß zu gut,
Zu ſpät, wie Kirchenſegen, wie Pfaffenfreundſchaft thut.
Da plötzlich Hufſchlag, Schritte — wie klingen ſie bekannt —
Im Hofe Stimmenrufen . . . Der König lauſcht geſpannt.
Die Eichenpforten dröhnen, unmuthig Zorneswort,
Ergrimmte Gegenrede erſchallt im Vorſaal dort.
Dann wird die Thüre, heftig von ſtarker Fauſt geſprengt,
Gewaltſam aufgeriſſen, und an die Pfoſten drängt
Im Stahlhemd ſich ein Recke gebräunten Angeſichts.
Des Königs Augen leuchten im Strahle heller'n Lichts.
„Verfluchte Pfaffenweisheit!" ſo wettert rauh der Gaſt
Und ſchleudert ſeinen Mantel zur Fußbank hin mit Haſt,

„Mir Einhalt zu gebieten! Der König wolle nicht
Den eig'nen Bruder hören. Wo jedes Mönchlein ſpricht,
Wo Heriger, der Stolze, zu Konrad reden darf,
Soll Eberhard verſtummen? Auf, auf, mein König! Scharf
Vom Norden weht ein Wetter. Dein Volk erwartet Dich.
Jetzt iſt nicht Zeit. . . . Was haſt Du, was iſt Dir? Konrad, ſprich!
Du ſiehſt ſo bleich. So logen die Wächter nicht? Dich quält
Die Wunde?" — „Dieſe Wunde . . ." erwidert, neubeſeelt
Beim Anblick des Erſehnten, der Sterbende ſo leis,
Als fürcht' er nahe Lauſcher: „Ja, Eberhard, ich weiß,
Die Wunde regt ſich wieder, ſie brennt in's Herz hinein,
In mein verfehltes Leben und ſchafft mir Todespein.
Laß das. Vom Norden, ſagſt Du? So brach wohl Heinrich los?" —
„Und heert in Deinen Gauen und zündet rieſengroß
Von Thüringen und Sachſen die Brandſignale an,
Der grimme Feind im Oſten nicht ſchlimmer hauſen kann." —
„O Heinrich, Heinrich!" — „Fluch ihm! Da würgt der Sachſen Schwert
Selbſt ſchwache Weiber, Kinder," ſo unterbricht verſtört
Den Schmerzensruf des Bruders der rauhe Eberhard,
„Laß ſeh'n, ob er noch einmal der Franken Vorſicht narrt,
Wie damals, als er liſtig zu Grona uns entkam.
O gieb Befehl, mein König! Ich mach' den Wildling zahm.
Ich führe Deine Mannen, ich ſtachle ihre Wuth.
Er kommt ſein Recht zu wahren, ich ſchreib' es ihm mit Blut.
Du wendeſt Dich nach Schwaben . . ." — „Nach Schwaben?" fragt entſetzt
Mit leerem Blick der König und taumelt, aufgehetzt
Von gräßlichem Erinnern, zurück mit dumpfem Laut,
„Was ſoll ich dort? Geſpenſtiſch aus grünen Hügeln ſchaut
In meinen Träumen immer ein Kegel von Baſalt,
Der Hohentwiel, Du kennſt ihn. Geruch von Leichen wallt
Entlang den Felſenklippen, und Berchtold, Erchanger,
Die Kammerboten, grinſen mit bleichen Schädeln her." —
„Seit wann erſchreckt den König ein leeres Truggebild?
Die Weiber mögen träumen. Was ſiehſt Du ſtarr und wild?
Sie ſtarben den gerechten Verräthertod. Sag' an,
Wer ſchalt Dein gutes Urtheil, gehegt in Königsbann?" —
„Ich ſelbſt, ich ſelbſt, mein Bruder. Die Qualen, die ich litt,
Den Vorwurf des Gewiſſens in's Jenſeits nehm' ich mit.
Nun ruft ein and'rer Herold zu eh'rnen Schranken hin,
Nun iſt es Zeit zu ſterben." — „Was kam Dir in den Sinn?
Das wolle Gott nicht! Sterben?" beſorgt der Herzog fragt
Und beugt ſich forſchend nieder. „Wenn Konrad erſt verzagt,

Dann geh' zu Grabe, Hoffnung, der Franken Erbtheil du!
Auf, auf, die Stunden drängen. In Schwaben wird Dir Ruh'
Und Stärke wiederkehren; ſobald der Frühling kommt . . ."
„Der Frühling, kommt ein Frühling? Was ſoll er? Wozu frommt
Ein knabenhaftes Spielen mit Worten leer und taub?
Der Franken Krone ſchmücket kein junges Eichenlaub."
Er ſtockt mit trübem Lächeln und winkt dem Bruder ſacht,
Der knieend an dem Seſſel des Kranken Thun bewacht.
Er ſieht die mager'n Hände von Fieberhaft bewegt,
Vom Scherblick das Auge belebt und hört erregt
Prophetiſch eine Stimme, die milde mahnend ſpricht:
„Wohl hör' ich Vogellieder, aus Waldesſchatten bricht
Ein Jauchzen und ein Klingen, des Lenzes erſter Gruß,
Es zieht ſo heilverkündend entlang den Weſerfluß
Zur Huldigung hinüber nach Sachſen." — „Halte ein!
Was ſoll dies Selbſtzermartern? Es ſchafft Dir neue Pein." —
„Verſtehſt Du ſchon?" erwidert der König ſtark und klar
Und ſtreichelt leiſe bebend des Bruders Lockenhaar.
„Nicht wahr, wir waren Brüder in deutſcher Treu' und Ehr',
Uns ſchützte wohl in Nöthen derſelbe Schild und Speer.
Wir theilten unſer Lager, wir hegten einen Sinn,
Wir führten unſ're Franken zu Kampf und Siegen hin.
Und doch umſonſt geſtritten. Mein Leben öd' und leer,
Kein dauernd Glück, die Krone ſo kalt und centnerſchwer.
Nun nehm' ich ſie vom Haupte. Du, großer Karl, vergieb!
Ich griff nach ihr vermeſſen in wildem Jugendtrieb." —
„Unſel'ge Schwäche! Konrad, bei meines Vaters Bart,
Ermanne Dich, mein König!" — „Was tobſt Du, Eberhard?
Bin ich Dein König, höre: Wenn unter Weihrauchduft
Der müde Leib gebettet in dunkler Königsgruft,
Wenn in des Frühlings Lüfte aus grünem Eichenwald
Der Todtenmeſſe Klage von frommen Lippen ſchallt,
Dann ſoll der Franke wieder des Sachſen Bruder ſein,
Die Schwerthand ſoll er reichen an meinem Leichenſtein.
Die Schuld der fernen Tage, geſühnt durch meinen Tod,
Verklärt an Sachſens Marken des Friedens Morgenroth.
Da hör' ich durch die Gaue verkünden alten Ruhm,
Und Spielmannslieder tönen von Heinrich's Heldenthum.
Dem neuen König jauchzen die frohen Schaaren zu,
Der Franken Edle bieten den Purpur dar, und Du —
Du ſtehſt, ein Hort des Friedens, im Ueberwinden groß,
Und ſchwörſt den Sachſen Treue." — „Ha, ſchnöder Knechtestroß,

Ha, unerwünſchte Kunde! Soll Deines Vaters Sohn
Die Kniee beugen lernen, der deutſchen Kraft zum Hohn?“ —
„Du wirſt es lernen müſſen, unbändiger Vaſall,
Dein König wird befehlen.“ — „Und käm' Poſaunenſchall
Und Gottes Cherub nieder im Brand des Himmels, nein,
Nein, ruf' ich hundertfältig! Ich will kein Spottbild ſein
Für freche Bänkelſänger. Und wenn Du zagſt und bangſt . . .“
„Du mußt!“ entringt ſich keuchend in fieberwirrer Angſt
Das Wort von heißen Lippen, und König Konrad rafft
Sich auf, als kehrte wieder die alte Heldenkraft.
Er ſchüttelt in den Nacken das ſchlaffe Haar zurück,
Er ſteht ſo ſtolz, durchbohrend befiehlt ſein heller Blick.
Den ſtarren Herzog faßt es mit unerklärter Macht;
Wohl denkt er noch mit Ingrimm der letzten Sachſenſchlacht.
Die Eresburg erreichte umſonſt der Banner Flug,
Noch brennen ſeine Wunden, die Heinrich's Schwert ihm ſchlug.
Und dennoch ſenkt er zögernd das ſtolze Haupt und zieht
Den König in die Kiſſen zurück. Sein Athem flieht
So bang' faſt wie des Kranken, der leiſe weiter ſpricht:
„Du mußt. Vergieb mir, Bruder. Es iſt ein Weltgericht,
Das ſeine Opfer fordert, ein ſtreng' Geſetz der Zeit.
Hier richtet keine Milde, nur die Nothwendigkeit.
So zeig' im Unterliegen Dich größer als im Sieg
Und mache Deinen Frieden nach blut'gem Bruderkrieg.
Bei Heinrich ruht die Zukunft, bei Heinrich wohnt das Glück,
Er wird die Völker führen, er wendet das Geſchick.
Nein, rolle nicht die Augen. Ich ford're keinen Schwur.
Der König nicht gebietet, der Bruder bittet nur.“ —
„O Konrad! Konrad! Bruder! Du ſpalteſt mir das Herz.
Bin ich dazu gekommen, gehüllt in krieg'riſch Erz?
Wo bleibt der Eid der Treue, den ich nur Dir gethan?“ —
„Bei jener echten Treue, bei meines Todes Nah'n
Beſchwör' ich Dich!“ begeiſtert, verklärt der König ſpricht,
Und friedlich ſtrahlt ſein Antlitz im vollen Sonnenlicht.
Er hebt die hohe Stirne des Knieenden empor,
Er drückt darauf die Lippen und flüſtert ihm in's Ohr:
„Mit dieſem Kuſſe löſe ich Deinen Eid, geh' hin.
Der Schleier reißt, ich fühle des neuen Tags Beginn.
Du giebſt dem Lande Frieden und meiner Sorge Ruh',
Und Enkel werden ſegnen. . . . Da winkt — was zögerſt Du? —
Ein Stern, er fällt hernieder, er ſtrahlt . . . erlöſt, befreit!
Ha, kommſt du, Tod? Wie dunkel, welch' grauſe Einſamkeit . . .

Wo biſt Du, Bruder? Halte . . .“
Sein Athem geht ſo ſchwer,
Die Augen unſtät irren in letzter Angſt umher.
Er greift hinaus in's Leere; da klirrt ein nacktes Schwert,
Der Herzog warf es nieder. Er hebt ſich unbewehrt
Und winkt dem Bruder düſter mit thränenfeuchtem Blick.
Der hat ihn wohl verſtanden. Nun ſinkt ſein Haupt zurück,
Ein ſelig Lächeln leitet den Sterbenden zur Ruh',
Die bleichen Lippen ſchließen in kurzem Schmerz ſich zu. —
So ſtirbt ein Held im Siege nach ſchwer durchkämpftem Strauß,
Und Friede war es wieder im deutſchen Königshaus.

Wo die Liebe iſt, da iſt auch Gott.

Von Graf **Leo Tolſtoi.**

Ueberſetzt von **A. R. Coſta** in Dorpat.

Einſt lebte in einer Stadt der Schuhmacher Martyn Awdejitſch. Er wohnte in einer Kellerwohnung, in einem Stübchen mit nur einem Fenſter. Dies Fenſter ging auf die Straße. Man ſah durch dasſelbe die Leute, die vorübergingen; denn obgleich nur die Füße zu ſehen waren, ſo erkannte Martyn Awdejitſch die Leute doch an den Stiefeln. Martyn Awdejitſch wohnte ſeit Langem an derſelben Stelle und hatte eine große Bekanntſchaft. Es gab wenige Paar Stiefel im Bezirk, die nicht ein- bis zweimal in ſeinen Händen geweſen waren. Die einen hatte er verſohlt, andere geflickt, wieder andere vorgeſchuht. Und oft ſah er dann durch's Fenſter ſeine Arbeit wieder. Er hatte ſtets Arbeit, weil er dauerhaft arbeitete, gute Zuthaten nahm, nicht zu theuer war und Wort hielt. Konnte er die Arbeit zur verlangten Zeit ſtellen, ſo übernahm er ſie; wenn nicht, ſo betrog er nicht, ſondern ſagte es im Voraus. Alle kannten den Awdejitſch und die Aufträge nahmen kein Ende. — Awdejitſch war ſtets ein guter Menſch geweſen, doch im Alter begann er auch mehr an ſeine Seele zu denken und ſich Gott zu nähern. Als Martyn noch beim Meiſter gelebt hatte, war ihm die Frau geſtorben. Und es war ihm ein Sohn nachgeblieben, ein dreijähriger. Die anderen Kinder waren alle ſchon früher geſtorben. Zuerſt beabſichtigte Martyn ſein Söhnchen zu ſeiner Schweſter in's Dorf zu ſchicken, doch that es ihm zu leid. Er dachte: „Es wird meinem Kapitoſchka am Ende ſchwer werden, in einer fremden Familie aufzuwachſen, ich will ihn lieber bei mir laſſen.“ —

So verließ denn Awdejitſch den Meiſter und lebte mit dem Söhnchen in einer eigenen kleinen Wohnung. Doch Gott gab Awdejitſch kein Glück mit Kindern. Kaum war der Knabe herangewachſen und begann dem Vater zur Hand zu gehen, kaum war er ſo weit,' daß man ſeine Freude an ihm hätte haben können, als ihn eine Krankheit befiel, der Knabe ſich hinlegen mußte, eine Woche hinſiechte und ſtarb. Martyn begrub den Sohn und war voll Verzweiflung, ſo verzweifelt, daß er gegen Gott zu murren begann. Trübſinn befiel ihn, ſo daß er

oft um ſeinen Tod betete und Gott vorwarf, warum er nicht ihn, den Greis, hinweggenommen, ſtatt ſeines einzigen geliebten Sohnes. Auch in die Kirche zu gehen, hörte Awdejitſch auf. Da kam einſt aus Troitzy*) ein alter Landsmann zu Awdejitſch, der ſchon das achte Jahr beſtändig wallfahrtete. Mit dem geriet Awdejitſch in ein eifriges Geſpräch und klagte ihm ſein Leid:

„Sogar leben, Du Mann Gottes, mag ich nicht mehr, nur ſterben! Nur darum flehe ich Gott an. Bin ich doch ein Menſch ohne Hoffnung geworden.“

Der Greis aber ſagte: „Du redeſt nicht gut, Martyn, wir dürfen Gottes Thaten nicht richten wollen. Nicht nach unſerem Verſtande, nach Gottes Rathſchluß geht es. Deinem Sohn hat Gott den Tod zugeſprochen, Dir das Leben, folglich iſt es beſſer ſo. Daß Du aber ſo verzweifelt biſt, das kommt daher, weil Du zu Deiner eigenen Freude leben willſt.“

„Wozu ſoll man denn ſonſt leben?“ fragte Martyn.

Und der Greis antwortete: „Für Gott muß man leben, Martyn. Er giebt Dir das Leben, folglich mußt Du auch für ihn leben. Wenn Du beginnen wirſt, das zu thun, ſo wirſt Du um nichts mehr Leid tragen und Alles wird Dir leicht erſcheinen.“

Martyn ſchwieg zuerſt und ſagte dann: „Wie aber ſoll man denn für Gott leben?“

Da ſagte der Greis: „Wie wir für Gott leben ſollen, das hat uns der Heiland gezeigt. Du verſtehſt doch zu leſen? So kaufe Dir das neue Teſtament und lies darin. Daraus wirſt Du erfahren, wie man für Gott leben ſoll. Da iſt Alles erklärt.“

Dieſe Worte blieben im Herzen des Awdejitſch haften. Und am ſelben Tage noch ging er hin, kaufte ſich das neue Teſtament mit recht deutlichem Druck und begann zu leſen.

Awdejitſch beabſichtigte zuerſt, nur an den Feiertagen zu leſen, doch ſowie er damit begonnen hatte, wurde es ihm ſo wohl um's Herz, daß er von nun an jeden Tag darin las. Zuweilen las er ſo lange und eifrig, daß alles Petroleum in ſeiner Lampe ausbrannte, und immer noch konnte er ſich kaum losreißen vom Buche. So las er nun jeden Abend. Und je mehr er las, deſto klarer wurde ihm, was Gott von ihm verlangte und wie er für Gott leben ſolle, — und immer leichter und leichter wurde es ihm um's Herz. Früher ſtöhnte und jammerte er, wenn er ſich ſchlafen legte und dachte beſtändig an ſeinen Kapitoſchka, jetzt aber pflegte er nur ſtets zu ſagen: „Dir ſei Ehre und Ruhm, Herr! Dein Wille geſchehe!“ — Von dieſer Zeit veränderte ſich das ganze Leben des Awdejitſch. Früher ging auch er an Feiertagen in's Tracteur Thee trinken, wobei er auch ein Schnäpschen nicht verachtete. Und dann geſchah es wohl, daß er, wenn er mit einem Bekannten getrunken hatte, wohl nicht betrunken, aber doch angeheitert das Tracteur verließ, Unſinn ſchwatzte, die Menſchen anſchrie und beleidigte. Jetzt war

*) Ein berühmtes Kloſter und viel beſuchter Wallfahrtsort bei Moskau.

das Alles von ihm abgefallen. Sein Leben war ein ſtilles und freudevolles geworden. Morgens ſetzt er ſich an ſeine Arbeit, arbeitet ſeine Zeit ab, nimmt dann das Lämpchen vom Haken, ſtellt es auf den Tiſch, holt ſich das Buch vom Regal herunter, ſchlägt es auf und beginnt zu leſen. Und je mehr er lieſt, deſto mehr begreift er und deſto heller und fröhlicher wird ihm zu Sinne. — So begab es ſich einmal, daß Martyn wieder ſehr lange und ſpät noch beim Buche ſaß. Er las das Evangelium Lucä. Das ſechste Capitel hatte er durchleſen und kam an die Verſe: „Und wer Dich ſchlägt auf einen Backen, dem biete den anderen auch dar; und wer Dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht auch den Rock. Wer Dich bittet, dem gieb, und wer Dir das Deine nimmt, da fordere es nicht wieder. Und wie Ihr wollt, daß Euch die Leute thun ſollen, alſo thut Ihnen gleich auch Ihr.“ — Er las auch die anderen Verſe, wo der Heiland ſagt:

„Was heißt Ihr mich aber Herr, Herr! und thut nicht, was ich Euch ſage? Wer zu mir kommt und höret meine Rede, den will ich Euch zeigen, wem er gleich iſt. Er iſt gleich einem Menſchen, der ein Haus baute und grub tief und legte den Grund auf den Fels. Da aber Gewäſſer kam, prallte der Strom an das Haus und machte es nicht bewegen, denn es war auf den Fels gegründet. Wer aber höret und nicht thut, der iſt gleich einem Menſchen, der ein Haus baute auf die Erde ohne Grund; und der Strom prallte daran und das Haus gewann einen großen Riß.“ —

Awdejitſch las dieſe Worte und ſeine Seele wurde froh. Er nahm die Brille ab, legte ſie auf das Buch, ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch und dachte nach. Er begann den Maßſtab dieſer Worte an ſein Leben anzulegen und dachte alſo bei ſich ſelbſt:

„Wie nun, ſteht mein Haus auf dem Felſen oder auf Sand? Gut wäre es, wenn es auf den Felſen gebaut wäre. Wenn man ſo allein daſitzt, ſcheint es gar leicht zu ſein, Alles zu thun, wie Gott es haben möchte; wird man aber zerſtreut, ſo ſündigt man doch wieder. Dennoch will ich weiter ſtreben. Es iſt zu ſchön. Hilf mir, Gott!“

So dachte er ein Weilchen, wollte ſich darauf niederlegen, doch that es ihm zu leid, ſich ſchon vom Buche zu trennen. So las er denn noch das ſiebente Capitel. Er las vom Hauptmann, vom Sohn der Wittwe, von der Antwort, die Johannes und ſeinen Jüngern zu Theil wurde und kam bis zu der Stelle, wo der reiche Phariſäer Chriſtus zu ſich einlud, las dann, wie die Sünderin des Heilands Füße geſalbt und mit ihren Thränen gewaſchen hatte und wie der Heiland ſie rechtfertigte. So kam er bis zum vierundvierzigſten Verſe: „Und er wandte ſich zu dem Weibe und ſprach zu Simon: ‚Siehe dies Weib! Ich bin gekommen in Dein Haus, Du haſt mir nicht Waſſer gegeben, um meine Füße zu waſchen. Dieſe aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet. Du haſt mir keinen Kuß gegeben; dieſe aber, nachdem ſie hereingekommen iſt, hat ſie nicht abgelaſſen, meine Füße zu küſſen. Du haſt mein Haupt nicht mit Oel geſalbt, ſie aber hat meine Füße mit Salben geſalbt.‘“

Er las diese Verse und dachte: „Nicht Wasser für die Füße gegeben . . . keinen Kuß gegeben, das Haupt nicht mit Oel gesalbt" . . . Und wieder nahm Awdejitsch die Brille ab, legte sie auf das Buch und versank in Gedanken: „Wahrscheinlich war der Pharisäer solch einer, wie ich auch. Auch ich habe ja nur an mich gedacht, wie ich mich wohl an Thee satt trinken könnte und in Wärme und Reinlichkeit leben! Nie aber hab' ich an den Gast gedacht. Mich selbst vergaß ich nicht, doch keine Sorgfalt galt dem Gaste. Wer aber ist der Gast? Der Heiland selbst. Wäre er nun zu mir gekommen, hätte ich wohl auch so gehandelt?" —

Und Awdejitsch stützte das Haupt auf beide Arme und bemerkte selbst nicht, wie er entschlummerte.

„Martyn!" schien plötzlich etwas über seinem Ohr zu athmen. Martyn fuhr aus dem Schlafe auf: „Wer ist da?"

Er wandte sich um, blickte zur Thür hin — Niemand! Wieder tuckte er ein. Plötzlich hörte er es deutlich: „Martyn, Martyn! blicke morgen auf die Straße hinaus, — ich werde kommen!" — Da erwachte Martyn, erhob sich vom Stuhl und rieb sich die Augen, wußte aber nicht recht, ob er im Wachen oder im Traum jene Worte gehört hatte. Er schraubte die Lampe herab und legte sich nieder.

Am anderen Morgen erhob sich Awdejitsch vor Sonnenaufgang, betete, heizte seinen Ofen, stellte die Kohlsuppe und Grütze an's Feuer, setzte die Theemaschine auf, band die Schürze vor und setzte sich an's Fenster zur Arbeit. Da sitzt nun Awdejitsch und arbeitet, denkt aber immer an das gestrige Erlebniß. Und es erscheint ihm zwiefach, bald als hätte es ihm nur geträumt, bald als hätte er wirklich die Stimme gehört. „Nun," denkt er, „auch das ist schon dagewesen!"

So sitzt denn Awdejitsch beim Fenster und arbeitet nicht sowohl, als sieht aus dem Fenster — und sowie Jemand in ihm unbekannten Stiefeln vorüber geht, beugt er sich weit vor und sieht genau hin, um nicht nur die Stiefel, sondern auch das Gesicht zu sehen. Ein Hausknecht in neuen Filzstiefeln geht vorüber und ein Wasserführer, dann kommt ein alter Nikolai'scher Soldat in geflickten alten Filzstiefeln, eine Schaufel in der Hand und bleibt vor dem Fenster stehen. An den Filzstiefeln erkennt Awdejitsch ihn. Der Greis heißt Stepanitsch und darf beim benachbarten Kaufmann „aus Barmherzigkeit" wohnen. Er hatte dafür die Pflicht, dem Hausknecht zu helfen. Dem Fenster Awdejitsch's gegenüber beginnt Stepanitsch den Schnee wegzuschaufeln. Awdejitsch sieht ihn an und nimmt seine Arbeit wieder vor.

„Sieh 'mal an, da bin ich vor Alter wohl schon gar kindisch geworden," wurde Awdejitsch an sich selbst irre. „Stepanitsch schaufelt den Schnee fort und ich denke: ‚da kommt Christus zu mir.' Alter Knabe! bist Du aber thöricht!" Trotzdem machte Awdejitsch nur zehn Stiche und wieder zieht es ihn zum Fenster. Wieder sieht er hinaus, sieht, wie Stepanitsch die Schaufel an die Wand gelehnt hat und sich erholt oder zu erwärmen sucht.

„Er ist ein alter, gebrechlicher Mann! Wie es scheint, fehlt es ihm sogar an Kräften, Schnee zu schaufeln." Da fiel es Awdejitsch ein: „Sollte ich ihn nicht

mit Thee tractiren? Iſt doch die Theemaſchine gerade im beſten Kochen.“ Awdejitſch ſtach den Pfriemen ein, ſtand auf, ſtellte den Sſamowar auf den Tiſch, goß Waſſer auf den Thee und pochte mit dem Finger an das Fenſter. Stepanitſch wandte ſich um und kam heran. Awdejitſch winkte ihm und ging die Thür zu öffnen.

„Tritt ein, erwärme Dich,“ ſagte er; „Gott, Du biſt erfroren!“

„Der Heiland vergelt es Dir! Schmerzen mir doch alle Knochen,“ ſagte Stepanitſch. Er trat ein, ſchüttelte den Schnee ab, rieb die Füße rein, um keine Spuren auf der Diele zu hinterlaſſen und wankte dabei.

„Bemüh' Dich nicht mit dem Aufwiſchen. Ich werde es thun, das iſt für unſer Einen gewohnte Arbeit. Komm, ſetze Dich!“ ſagte Awdejitſch. „Trinke dieſen Thee hier aus,“ und Awdejitſch goß zwei Gläſer ein, rückte eins dem Gaſte hinüber, ſelbſt aber goß er ſeinen Thee auf die Untertaſſe und begann darauf zu blaſen.

Stepanitſch trank ſein Glas leer, ſtellte es mit dem Boden nach oben*) hin, legte das nachgebliebene Stückchen Zucker, von dem er zugebiſſen hatte, darauf und dankte. Und doch ſah man es ihm an, daß er gerne noch gehabt hätte. „Trinke noch,“ ſagte Awdejitſch und goß noch ein Glas für ſich und den Gaſt ein. So trank Awdejitſch ſeinen Thee und ſah dennoch fortwährend auf die Straße.

„Erwarteſt Du Jemanden?“ fragte ſein Gaſt.

„Ob ich Jemanden erwarte? Ich ſchäme mich recht, es zu ſagen, wen ich erwarte. Und ein Erwarten iſt es eigentlich auch nicht, nur daß mir ein Wort das Herz bewegt. War's eine Erſcheinung oder nur ſo — ich weiß es ſelbſt nicht. Siehſt Du, Brüderchen, geſtern hab' ich das Evangelium von unſerem Väterchen Heiland geleſen, wie er gelitten und auf Erden gewandelt hat. Ich meine, Du haſt doch auch davon gehört?“

„Gehört hab' ich ſchon davon,“ antwortete Stepanitſch, „doch ſind wir ja unwiſſende Leute und verſtehen nicht zu leſen.“

„Nun alſo, ich las, wie er auf Erden wandelte. Da las ich denn, ſiehſt Du, wie er zu einem Phariſäer kam und dieſer ihm keinen Empfang bereitet hatte**). Nun, Brüderchen, geſtern las ich denn ſo darüber und dachte: Wie hat er nur unſer Väterchen, den Heiland, nicht mit allen ihm gebührenden Ehren empfangen können? Wenn ich z. B. oder Jemand Anderes an ſeiner Stelle geweſen wäre, nicht gewußt hätten wir, wie ihn empfangen. Er aber hat ihm keinen würdigen Empfang bereitet. — So alſo dachte ich und ſchlief ein. So ſchlummere ich denn, Brüderchen, da hör' ich, es ruft mich Jemand beim Namen. Ich erhebe mich — da ſagt eine Stimme, ganz als ob Jemand flüſtere: ‚Erwarte mich, morgen komme ich!‘ Ja, und das war zweimal ſo. Und nun, kannſt Du es glauben?

*) Das Glas mit dem Boden nach oben hinſtellen bedeutet bei einfachen Ruſſen: „Ich habe genug“.

**) Das öftere Wiederholen ſchon ausgeſprochener Sätze iſt eine dem ruſſiſchen Volke eigene Angewohnheit.

hat ſich das in meinem Kopfe feſtgeſetzt. Ich ſchelte mich ſelbſt dafür, erwarte aber dennoch immer Ihn, unſer Väterchen."

Stepanitſch wiegte den Kopf und ſagte nichts, ſondern trank ſein Glas zu Ende und legte es auf die Seite. Awdejitſch aber hob das Glas wieder auf und füllte es nochmals.

„Trinke nur noch und wohl bekomm's. — Auch daran muß ich immer denken, daß, als Er, das Väterchen, noch auf Erden war, er Niemanden verachtete, ſondern zumeiſt mit einfachem Volk umging. Immer ging er zu den Armen und ſammelte ſeine Schüler hauptſächlich aus unſeren Brüdern, aus ebenſolch' ſündigen Arbeitern, wie wir. ‚Wer ſich erhöhen will,' ſagte er, ‚der wird erniedrigt werden, wer ſich aber erniedrigt, der ſoll erhöht werden.' ‚Ihr nennt mich Herr,' ſagt er, ‚ich aber,' ſagt er, ‚werde Euch die Füße waſchen. Wer der Erſte ſein will,' ſagt er, ‚der muß Aller Diener ſein. Denn,' ſagt er: ‚ſelig ſind die Armen, die Einfältigen, die Sanftmüthigen und die Barmherzigen.'"

Stepanitſch hatte ſeinen Thee vergeſſen. Er war ein alter und leicht gerührter Mann. Da ſitzt er denn, hört zu und die Thränen laufen ihm über das Geſicht.

„Nun, ſo trinke doch noch," nöthigte Awdejitſch. Doch Stepanitſch bekreuzte ſich, dankte, ſchob das Glas zurück und ſtand auf.

„Ich danke Dir, Martyn Awdejitſch," ſagte er. „Du haſt mich bewirthet und Leib und Seele geſättigt."

„Thu' mir die Ehre an und komme bald wieder, ich freue mich des Gaſtes," ſagte Awdejitſch.

Stepanitſch ging fort, Martyn aber goß den letzten Reſt Thee aus, trank ihn zu Ende, räumte das Geſchirr fort und ſetzte ſich wiederum an's Fenſter an die Arbeit, den hinteren Theil eines Stiefels zu durchnähen. So näht er denn, ſieht aber immer dazwiſchen zum Fenſter hinaus, erwartet den Heiland und denkt beſtändig an ihn und ſeine Thaten. Und ſein Kopf iſt voll verſchiedener Reden Chriſti.

Zwei Soldaten gehen vorüber, einer in Krons-, der andere in eigenen Stiefeln; dann geht der Beſitzer des benachbarten Hauſes in gereinigten Galoſchen vorbei, der Bäcker mit dem Korbe zieht vorüber. Alle gingen ſie weiter und nun kam ein Weib in wollenen Strümpfen und Dorfſchuhen an das Fenſter. Auch ſie ging vorüber und blieb an der Mauer ſtehen. Awdejitſch ſah ihr aus dem Fenſter nach und bemerkte, daß das Weib fremd war, ſchlecht angezogen und ein Kind bei ſich hatte; ſie hatte ſich mit dem Rücken zum Winde geſtellt und wickelte das Kind feſter ein und hatte doch eigentlich nichts Rechtes, womit es einzuhüllen. Die Kleidung der Frau ſah ſommerlich und kümmerlich aus. Und Awdejitſch hörte durch das Doppelfenſter, wie das Kind ſchrie, wie ſie es zu beruhigen ſuchte und durchaus nicht zu beruhigen vermochte. Awdejitſch ſtand auf, ging vor die Thür und auf die Treppe und rief: „Holla, Du Unverſtändige!" Das Weib hörte es und wandte ſich um.

„Was ſtehſt Du mit dem Kindchen in der Kälte da? Komm herein in's Zimmer, in der Wärme kannſt Du es beſſer in Ordnung bringen. Hier herein!“

Das Weib wunderte ſich. Sie ſah, es rief ſie ein Greis mit einer Schürze, die Brille auf der Naſe. Sie folgte ihm.

Sie ſtiegen die Treppe hinab und traten in's Zimmer; der Greis führte das Weib zum Bett. „Hier,“ ſagte er, „ſetz' Dich nieder näher zum Ofen, da wirſt Du Dich erwärmen und kannſt auch Dein Kindchen ſtillen.“

„Ich habe keine Milch mehr in der Bruſt, denn ich ſelbſt habe vom Morgen früh nichts gegeſſen,“ ſagte das Weib, legte aber doch den Säugling an die Bruſt.

Awdejitſch ſchüttelte den Kopf, ging zum Tiſch, holte Brod und eine Schale heraus, öffnete die Ofenthür, goß Kohlſuppe in die Schale, nahm auch den Topf mit Grütze zur Hand, doch da ſie noch nicht gar war, goß er nur Kohlſuppe ein und ſtellte ſie auf den Tiſch. Dann brachte er das Brod herbei, nahm ein Leintuch vom Haken und legte es auf den Tiſch.

„Setze Dich,“ ſagte er, „iß einmal, verſtändiges Weibchen, ich aber werde den Säugling nehmen. Hab' ich doch eigene Kinder gehabt und verſtehe mit ihnen umzugehen.“

Das Weib bekreuzte ſich, ſetzte ſich an den Tiſch und aß. Awdejitſch aber ſetzte ſich auf das Bett zum Kinde. Wohl ſchnalzte Awdejitſch wiederholt mit den Lippen, doch das Schnalzen wollte nicht ſo recht gelingen, es fehlten ihm die Zähne. Das Kindchen aber ſchrie immerfort. Da fiel es Awdejitſch ein, das Kindchen mit ſeinem Finger zu necken, er holte mit demſelben aus, kam auf ſeinen Mund zu und entfernte ihn dann wieder. Er gab ihm den Finger, aber nicht in den Mund, weil er ſchwarz war, mit Schuſterpech beſchmiert. Das Kindchen betrachtete den Finger und wurde ſtill, begann darauf ſogar zu lachen. Und Awdejitſch freute ſich. Das Weib aber aß und erzählte, wer ſie ſei und wohin ſie ginge.

„Ich,“ ſagte ſie, „bin ein Soldatenweib; meinen Mann hat man vor acht Monaten weit fortgeſchickt, ich weiß ſeitdem nichts von ihm. Ich diente als Köchin, da wurde das Kind geboren: mit einem Kinde behielt man mich nicht. Jetzt ſind es ſchon drei Monate, daß ich mich ſtellenlos durch die Welt ſchlage. Alles, was ich beſaß, iſt verzehrt. Ich wollte mich als Amme verdingen, doch nimmt man mich nicht, bin zu mager, wie man ſagt. Bin eben bei einer Kaufmannsfrau geweſen, die hatte verſprochen, mich in Dienſt zu nehmen. Ich glaubte, ſogleich, ſie aber befahl mir, in nächſter Woche wieder zu kommen. Und lebt doch ſo weit! Bin ganz entkräftet und hab' auch ihn, mein Herzchen, halb todt gequält. Gott ſei Dank, daß uns noch die Wirthin um Chriſti willen im Quartier duldet. Sonſt wüßte ich wohl nicht, wie noch weiter leben.“

Awdejitſch ſeufzte und fragte: „Haſt Du denn auch warme Kleider?“

„Wo ſollen da warme Kleider herkommen, Lieber! Geſtern hab' ich mein letztes Tuch für einen Zwanziger verſetzt.“

Das Weib trat nun zum Bett und nahm das Kind. Awdejitſch aber ſtand auf, ging zur Wand, ſuchte da herum und brachte ein altes Untercamiſol herbei.

„Da haſt Du," ſagte er, „wenn es auch ein ſchlechtes Stück iſt, ſo wird es doch zum Einwickeln taugen."

Das Weib ſah auf das Untercamiſol und dann auf den Greis, nahm das Kleidungsſtück und begann zu weinen. Auch Awdejitſch wandte ſich ab; er kroch unter das Bett, zog ein Kofferchen heraus, kramte d'rin herum und ſetzte ſich wieder dem Weibe gegenüber hin.

Das Weib aber ſagte: „Chriſtus erlöſe Dich, Großväterchen. Wahrſcheinlich hat Er mich unter Dein Fenſter geſchickt, ſonſt wäre mir wohl mein Kind erfroren. Als ich von Hauſe ging, war es warm, jetzt aber hat ſich ſolch' eine ſcharfe Kälte erhoben. Er aber, unſer Väterchen, hat Dich aus dem Fenſter blicken heißen und mich Arme bemitleiden."

Awdejitſch lächelte und antwortete: „Gewiß hat Er es mich geheißen. Und auch aus dem Fenſter, Du Verſtändige, hab' ich nicht von Ungefähr geſchaut."

Und ſo erzählte denn Martyn auch dem Soldatenweibe ſeinen Traum, wie er eine Stimme gehört, die ihm verſprochen hätte, heute werde ihn der Herr beſuchen.

„Alles iſt möglich," ſagte das Weib, erhob ſich, warf das Untercamiſol über, wickelte ihr Kind hinein, verabſchiedete ſich von Awdejitſch und bedankte ſich nochmals. „Nimm in Chriſti Namen dies von mir," ſagte Awdejitſch und reichte ihr einen Zwanziger, „kaufe Dein Tuch aus."

Das Weib bekreuzte ſich, auch Awdejitſch that es und begleitete ſie. Nun war ſie fort. Awdejitſch aß die Kohlſuppe, legte Alles fort und ſetzte ſich wieder an die Arbeit. Wohl arbeitet er, vergißt aber ſein Fenſter nicht. Sowie es dunkler wird vor demſelben, ſieht er gleich hinaus, wer wohl vorbei geht. Bekannte gingen vorüber und Fremde, doch niemand Beſonderes zeigte ſich.

Da plötzlich ſah Awdejitſch, wie ſeinem Fenſter gegenüber ein altes Weib, eine Händlerin, ſtehen blieb. Sie trug einen leichtgeflochtenen Rindenkorb mit Aepfeln. Nicht viele waren mehr übrig; ſie hatte wohl ſchon alle verkauft. Ueber der Schulter jedoch trug ſie einen Sack mit Spähnen. Den hatte ſie wohl irgend wo bei einem Bau aufgeleſen und ging nun damit nach Hauſe. Doch hatte ihr der Sack augenſcheinlich die Schulter wundgedrückt, ſie wollte ihn auf die andere Schulter hinüberlegen und ließ ihn deshalb auf das Pflaſter gleiten. Den Rindenkorb ſtellte ſie unterdeſſen auf einen Pfoſten und begann die Spähne im Sack zuſammenzuſchütteln. Und während ſie den Sack ſo ſchüttelte, erſchien, wer weiß woher, ein Junge mit zerriſſener Mütze, ergriff einen Apfel aus dem Korbe und wollte davonſchlüpfen; doch die Alte hatte es bemerkt, ſich umgewandt und das Bürſchchen am Aermel gepackt. Der Junge wehrte ſich, wollte ſich losreißen, doch die Alte hielt ihn mit beiden Händen, hatte ſeine Mütze heruntergeſchlagen und ihn an den Haaren gefaßt. Der Knabe ſchreit, die Alte ſchimpft. — Awdejitſch nimmt ſich nicht einmal die Zeit, den Pfriemen irgend wo einzuſtecken, ſondern wirft ihn auf die Diele, ſpringt zur Thür hinaus, ſtolpert ſogar auf der Treppe und verliert ſeine Brille. So kommt er auf die Straße. Die Alte zauſt den Jungen noch am Schopf, ſchimpft und will ihn zur Polizei bringen; der Kleine leugnet und will ſich losreißen.

„Ich hab' ihn nicht genommen," ſagte er, „wofür ſchlägſt Du mich, laß los." Awdejitſch verſuchte ſie aus einander zu bringen, nahm den Knaben bei der Hand und ſagte: „Laß ihn doch, Mütterchen! Vergieb ihm um Chriſti willen!"

„Ich werde ihm eine ſolche Vergebung angedeihen laſſen, daß er daran denken ſoll, bis die neuen Ruthenbündel gewachſen ſind. Zur Polizei werde ich den Schelm bringen!"

Da legte ſich Awdejitſch auf's Bitten. „Laß ihn doch, Mütterchen," ſagte er flehend. „Er wird es nie mehr thun, laß ihn laufen um Chriſti willen."

Die Alte ließ ihn los, der Knabe wollte davon laufen, doch nun hielt ihn Awdejitſch feſt.

„Bitte das Mütterchen erſt um Verzeihung," ſagte er, „und thue es hinfort nicht mehr, ich hab' es ja geſehen, wie Du ihn nahmſt." Da weinte der Knabe und bat um Verzeihung.

„Nun, ſiehſt Du, ſo iſt's recht! Jetzt aber, da haſt Du den Apfel, er iſt Dein." Und Awdejitſch nahm einen Apfel aus dem Korbe und gab ihn dem Knaben. „Ich werde ihn bezahlen, Mütterchen," ſagte er der Alten.

„So wirſt Du die Schurken nur verwöhnen," meinte dieſe. „Er müßte ſolchen Lohn bekommen, daß er eine Woche lang nicht ſitzen könnte."

„Ach Mutter, Mutter," ſagte Awdejitſch. „Nach unſerer Meinung iſt es wohl ſo, nicht aber nach der Gottes. Wenn man ihn wegen eines Apfels prügeln wollte, was ſollte man da wohl mit uns unſerer Sünden wegen anfangen?"

Die Alte ſchwieg. Nun erzählte Awdejitſch ihr das Gleichniß, wie ein Herr ſeinem Knechte die ganze große Schuld erlaſſen hatte und dieſer hinging und doch ſeinen Schuldner peinigte. Die Alte hörte ihn bis zu Ende an und auch der Knabe ſtand dabei und lauſchte.

„Gott hat uns befohlen zu vergeben, ſonſt wird auch uns nicht vergeben werden. Jedem zu vergeben, den Unwiſſenden aber vor Allem."

Die Alte wiegte den Kopf und ſeufzte. „Das iſt wohl ſo," äußerte ſie, „aber ſie ſind ſchon gar zu übermüthig geworden."

„So iſt's an uns, den Alten, ſie zu lehren," ſagte Awdejitſch.

„Das iſt auch meine Anſicht," meinte nun die Alte; „hab' ich doch ſelbſt ihrer ſieben gehabt, doch geblieben iſt mir nur eine Tochter."

Und nun erzählte die Alte, wo und wie ſie bei der Tochter lebe und wie viel ſie Enkel habe. „Sieh nur," ſagte ſie, „wie ſchwach ich ſchon bin und doch müh' ich mich noch immer. Die Kinderchen, die Enkel, thun mir leid und es ſind auch ſo gute Großkinder! Wie ſie begrüßt mich doch Keiner! Akſſjutta z. B., die geht ſchon zu Keinem, wenn ſie bei mir iſt. ‚Großmütterchen, liebes Großmütterchen,' heißt es da, ‚Herzens Großmütterchen'" — und die Alte ſchmolz ganz dahin.

„Natürlich, das iſt ſo Kinderart, Gott mit ihm," ſagte ſie endlich zum Knaben gewandt.

Sowie aber die Alte nun den Sack auf die Schulter heben will, ſpringt der Junge hinzu und ſagt: „Gieb, ich trag' ihn Dir hin, Großmutter, es iſt auch

mein Weg." Die Alte schüttelte wohl den Kopf, lud aber doch den Sack dem Jungen auf.

Und so gingen sie denn neben einander die Straße hinab. Die Alte aber hatte ganz vergessen, Awdejitsch um das Geld für den Apfel zu fragen. Awdejitsch stand und sah ihnen nach und hörte, wie sie im Gehen irgend etwas mit einander besprachen.

Nachdem Awdejitsch sie ein Weilchen mit den Blicken begleitet hatte, kehrte er in seine Wohnung zurück, fand seine Brille unzerbrochen auf der Treppe wieder, hob den Pfriemen auf und nahm wieder die Arbeit vor. Er arbeitete ein wenig, konnte aber mit den Schweinsborsten nicht mehr so recht treffen und sah auch den Laternenanzünder vorbeigehen und die Laternen anzünden. „Da muß man wohl Licht anmachen," dachte er, richtete sein Lämpchen her, hing es an den Nagel und begann wieder zu arbeiten. Er beendete einen Stiefel, wandte ihn hin und her und besah ihn — er war gut. Dann legte er das Handwerkzeug bei Seite, fegte die Lederabfälle fort, legte die Borsten, Flicke und Pfriemen weg, nahm die Lampe, stellte sie auf den Tisch und holte sich vom Regal das Neue Testament. Er wollte das Buch an der Stelle öffnen, wo er gestern ein Stückchen Saffianleder hineingelegt hatte, doch öffnete es sich an einer anderen Stelle. Sowie er das Neue Testament aufschlug, fiel ihm auch sogleich der gestrige Traum ein. Und kaum dachte er daran, als es ihm plötzlich schien, daß sich Jemand hinter ihm bewege und als ob Füße hin und her gingen. Awdejitsch wandte sich um und sah hin: wirklich, da standen Menschen im dunklen Winkel, da standen welche, aber er konnte sie nicht unterscheiden. Und eine Stimme flüsterte ihm in's Ohr: „Martyn, aber Martyn, hast Du mich denn nicht erkannt?"

„Wen?" fragte Awdejitsch.

„Mich!" sagte die Stimme, „denn das war ich ja!" Und aus der dunklen Ecke trat Stepanitsch, lächelte und verging wie ein Wölkchen.

„Und auch das war ich," sagte wiederum die Stimme. Und nun kam das Weib mit dem Kinde aus der dunklen Ecke hervor und das Weib lächelte, das Kindchen lachte und sie verschwanden gleichfalls.

„Und auch das war ich," sagte die Stimme, da trat die Alte und der Knabe mit dem Apfel vor und Beide lächelten und verschwanden.

Da wurde Awdejitsch froh in seiner Seele, er bekreuzte sich, setzte die Brille auf und las das Neue Testament da, wo es sich geöffnet hatte. Oben auf der Seite las er: „Denn ich bin hungrig gewesen und Ihr habt mich gespeist, ich bin durstig gewesen und Ihr habt mich getränkt, ich bin ein Gast gewesen und Ihr habt mich beherbergt."

Und am Ende der Seite las er: „Habt Ihr dies einem der Geringsten meiner Brüder gethan, so habt Ihr es mir gethan." (Matth. 25.)

Und Awdejitsch begriff, daß der Traum ihn nicht betrogen, daß an diesem Tage der Heiland wirklich bei ihm gewesen und er ihn aufgenommen hatte.

Gedanken über eine alte Frage

von einem alten Ehemann.

Von **C. Eſtländer.**

Gnädige Frau!

Ich fand Sie neulich allein und unglücklich; es war Ihnen peinlich, daß ich Sie ſo wiederſehen mußte, ich ſah Sie ja zuletzt als Braut! Neben Ihnen ſtand ein Prinz, der den Schlüſſel zum Paradieſe in der Hand hielt und im Begriff war, das goldene Thor zu öffnen, um Sie einzulaſſen, und Sie — was waren Sie damals in den Augen des Prinzen? Iſt mit dem Worte „Braut" nicht ſchon Alles geſagt, was hold, lieblich, anmuthend iſt? Eine geheimnißvolle Andacht ergreift uns, wenn wir eine Braut ſehen; ſie iſt verwandelt, verklärt in den Augen eines anderen Menſchen durch jene überirdiſche Gewalt, die man die „Liebe" nennt — es geht mit dieſen beiden Menſchen vor, das faſt ein Wunder iſt!

Warum nun tritt ſpäter jene Metamorphoſe ein, welche ſie wieder zu ganz gewöhnlichen, unintereſſanten Creaturen für einander werden läßt? Wann und wodurch vollzieht ſie ſich? Wodurch wird es ihnen klar, daß der Zaubergarten, in den ſie geriethen, nichts iſt als ein Ackerfeld, welches man im Schweiß ſeines Angeſichts beſtellen muß — Sie verzeihen mir den Ausdruck wohl, der durch die Bibel geheiligt iſt — damit er nicht Dornen und Diſteln trägt?

Dieſe Frage verfolgte mich, als ich Sie verlaſſen hatte. Es war, als würde mir plötzlich ein tragiſches Lied dicht in's Ohr geſungen, deſſen Melodie ich ſchon ſeit Jahren allüberall, aber wie aus weiter Ferne vernommen. Vielleicht hatte ich dieſes Lied ſchon als Kind in meinem Elternhauſe gehört und es war wie ein quälender Mißton in meine heiteren Spiele gedrungen — vielleicht hatte es ſich ſchon in den Klang der Glocken gemiſcht, die zu meiner eigenen Hochzeit läuteten. Warum wird das Leben wieder grau und öde, warum tragen dieſe „Zwei" ſo an einander, die ſich früher ſo beſeligten — warum verändern und verwandeln ſie ſich denn?

Dieſe Frage ſtellte ſich mir plötzlich in den Weg, wie eine dunkle Geſtalt, die mich ſchon lange verfolgt und ſich nun plötzlich in's Angeſicht ſehen ließ.

Ich bin kein Gelehrter, kein Professor der Psychologie oder der seelischen Anatomie, kein Philosoph von Profession, aber ich bin ergraut im Dienste meiner Wissenschaft — sie ist eine empirische — denn ich bin ein alter Ehemann. Die Frauen haben so viel über die Ehe und das Glück — oder vielmehr das Unglück, welches in ihr liegt — zu reden und zu schreiben, sie häufen die schrecklichsten Anklagen auf uns. „Groß ist der Männer Trug und List," singen sie mit Pathos in allen Tonarten. Sie stellen uns hin wie reißende Wölfe, die in niedlichen weißen neuen Schafspelzen umherwandeln, die dann plötzlich ganz ohne Veranlassung abgeworfen werden. Eine jede Frau könnte wohl mehrere Capitel über die bitteren Enttäuschungen schreiben, welche „Er, der Herrlichste von Allen!" ihr bereitet hat.

Ich werde den Muth haben, eine Vivisection mit meiner Seele vorzunehmen, wird es Ihnen aber auch nicht an Muth fehlen, hinzusehen, wenn ich tief, tief schneide? Wie? gehört denn eine besondere Courage dazu, die Gebrechen Anderer zu betrachten? — Man thut das sonst mit unbewußter Leichtigkeit — in diesem Falle aber liegt eine verletzende Demüthigung für die Frauen darin, weil sie nicht die Macht haben, unsere Fehler zu überwinden und unsere unliebenswürdigen, ihnen feindlichen Eigenschaften zu vernichten. Haben Sie sich schon gesagt, gnädige Frau, daß es sehr mühsam ist, glücklich zu sein, das Glück festzuhalten?

Es ist solch eine alte Tradition in Ihren Mädchenkreisen, daß so eine Art Märchenprinz kommen werde, der das Glück in seiner Hand hält; wie man ein Geschmeide aus fernen Ländern bringt, wo Gold und Edelsteine aus der Erde gegraben werden und wohlfeil zu haben sind, so soll er es mit sich bringen. Ist es Ihnen vielleicht eingefallen, daß er ganz dieselbe Vorstellung von Ihnen haben könnte? Hat vielleicht Jemand, als Sie sich verlobten, den Wunsch geäußert, Sie möchten die Kraft haben, Ihren Gemahl glücklich zu machen? — und Sie haben jenen frommen Wunsch der alten, unverheiratheten Tante (sie war gewiß unverheirathet und hatte bei ihrem Wanderleben reiche Erfahrungen über die Ehe gesammelt) als persönliche Kränkung aufgefaßt? Sollte man daran zweifeln, Sie — das angebetete Wesen, welches er unter Hunderten erwählt?

Und jetzt! Sie erröthen, wenn Sie an seine Liebe, seine Verehrung denken — von damals!

Suchen Sie sich vorzustellen, wie Sie als Braut waren, und fragen Sie sich auf's Gewissen, sind Sie jetzt noch so — können Sie ihm noch so erscheinen wie damals? Fühlen Sie jetzt, daß es in Ihrer Macht lag, alles Gute, Edle in ihm hervorzulocken, daß der Eifer, die Sorge, die Mühe, für ihn zu leben, in Ihnen erkaltet sind?

Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen auseinandersetze, worin der Zauber einer Frau besteht — ein Zauber ist eben etwas Unerklärliches, eine sichtbare, fühlbare Wirkung, mit undefinirbaren Mitteln hervorgebracht. Es ist der Reiz, der allen Dingen eigen ist, welche wechselvoll, überraschend, neu immer wieder unseren Geist und unser Gefühl zu neuem Leben erwecken. Räthselhaft hold, süß, reizend, an-

ziehend kann eine Frau für uns ſein, und es iſt „Alles allzumal", was ſie ſo reizend macht.

Das ſchöne, ſorgfältig friſirte Haar, der friſche klare Teint, die weiße gepflegte Hand, der goldene Reif, der bei jeder Bewegung des Armes hervorblitzt, das Füßchen im knappen Schuh — die duftigen Spitzen, die luſtig flatternden Bänder am Gewande — doch ich halte ein, Sie ſind empört, daß all' dieſe äußeren Dinge, dieſer Tand dazu gehören ſoll, Sie Ihrem Manne lieb zu machen! Aber in all' dieſen Dingen liegt eine Seele, die Seele der Schönheit, nach der Sie und ich, wir Alle, bewußt oder unbewußt ſuchen. Können Sie Ihre äußere Erſcheinung von Ihrer inneren Individualität trennen? Ich muß Ihnen verrathen, daß wir Männer nicht ſo abſtract ſind, wie Sie es oft annehmen wollen.

Glauben Sie daher nicht, wenn Ihr Gemahl Ihnen verſichert, es ſei ihm einerlei, welche Coiffure Sie trügen, ob die Sonne Ihre Haut bräunt und ihr die Färbung einer Feldarbeiterin verleiht, ob Ihre Hand weich und ſanft oder hartgearbeitet und rauh ausſieht. Glauben Sie ihm nicht, wenn er verſichert, er liebe Sie mit all' Ihren Fehlern und Gebrechen — es iſt ſehr bequem, ſich das einzureden, und ſehr demüthigend, ſich zu ſagen: ich beſitze nichts, was ich nicht wieder verlieren könnte, ich muß kämpfen, werben, arbeiten, um mir das zu erhalten, was mir einſt als mein Eigenthum geſchenkt wurde — ein Herz! Es giebt Frauen, die ſich damit begnügen, daß ihr Gemahl ihnen Sonnabends einen kühlen Kuß auf die Stirn giebt — vielleicht aus unbewußter Freude darüber, daß das Leben wieder um eine Woche kürzer geworden ſei — Sonntags gähnend gegenüber ſitzt und Montags pünktlich eine Rolle Geld auf den Schreibtiſch legt: zu den Frauen, welche eine ſo nüchterne Auffaſſung von der Ehe haben, rede ich nicht — ſie wiſſen es nicht, wie veredelnd und beſeligend es iſt, ſein Leben ganz einem anderen Menſchen zu weihen, etwas von jener himmliſchen Liebe auf die Erde herabzuziehen. Aber Sie, verehrte Freundin, Sie haben ſchon etwas davon gekoſtet und klagen um's verlorene Paradies!

Wir Männer beſitzen viel mehr Idealismus, als Sie glauben wollen — die Frau iſt der Schmuck unſeres Lebens, unſeres Hauſes. Wir ſehnen uns nach einem ſolchen und ſind enttäuſcht, wenn unſere Gemahlinnen ſich zu Köchinnen und Nähterinnen herabwürdigen. „Seid, wozu die herrliche Natur Euch machte, erfüllt den Platz, wohin ſie Euch geſtellt!" rufen wir ihnen mit Schiller zu. Es giebt Frauen, die eine wahre Arbeitswuth haben. Sie laſſen ſich durch die Arbeit erniedrigen, erdrücken, ſie arbeiten ohne Grazie und meinen, Alles, was man für Andere thut, müſſe mit den Händen geſchehen, ſie verſäumen und verkennen ihren eigentlichen Beruf, die Gefährtin und Gehilfin des Mannes zu ſein. Was eine ſolche Frau über ihre Kräfte thut, das laſtet auf ihrem Manne, wie eine Anklage; ſie erleichtert ihm das Leben dadurch nicht. All' ihre häuslichen, kleinlichen Sorgen ſtehen auf ihrer gefurchten Stirn geſchrieben, ſie verſcheuchen das wohlthuende, harmloſe, ſonnige Lächeln und Plaudern, ſie ſitzen in den Falten ihres geſchmackloſen abgetragenen Kleides, den heißen, abgearbeiteten Händen, in den

müden, freudlosen Augen. Und dabei erscheint sich eine solche Frau noch besonders musterhaft in ihrem Martyrium, und Tugendstolz schwellt ihr Herz, wenn sie wie eine Vogelscheuche umherwandelt, rastlos schäffernd. Mit dem abgematteten Geist, der nur Bilder der Küche und der Nähmaschine in sich aufgenommen, was kann eine Frau ihrem Manne bieten und sein, um ihn zu erquicken, wenn er von seiner schweren Berufsarbeit in's Haus zurückkehrt?

Kann sie ihm noch erscheinen und ihn entzücken, wie damals als Braut? Die Arbeit ist ja ein Segen auch für die Frau, aber sie muß die Kunst lernen, auch hierin Maß zu halten und sich nicht durch eine falsche Erwerbslust, eine kurzsichtige, verkehrte Oekonomie krank und matt zu machen. Wenn Sie sich doch darauf beschränken wollten, nur nicht zu vergeuden, verehrte Freundin, was wir Männer mühevoll erwerben, wahrlich Sie hätten schon genug für's Haus gethan. Es ist Frauenart, im täglichen Leben, in kleinen Dingen auf Kosten des Wohlseins und Wohlbehagens der Familie zu sparen und dann aus Eitelkeit, aus Rücksicht für irgend welche fremde Menschen — für ein Staatskleid oder ein Diner, eine Unsumme Geldes zu verschwenden. Unser Gerechtigkeitssinn, unsere gesunde Vernunft empört sich dagegen, wir gerathen dann in Harnisch, oder, was schlimmer ist, eine geheime Bitterkeit gewinnt in unserem Herzen Raum. Sie klagen auch darüber, daß Ihr Gemahl Sie so oft allein läßt — es verletzt und kränkt Sie, es ist schon ein ganz wunder Fleck in Ihrem Herzen, nicht wahr? Ist das denn wirklich so empörend? Bilden Sie sich ein, trauen Sie sich zu, ihm Alles sein und bieten zu können, sein ganzes Glück, Streben und Lebensziel — ein Weib!!! Was hielten Sie von einem Manne, der nichts Höheres kennt, der sein ganzes Glück von Ihnen fordert? Können Sie es ihm geben? Ich antworte nicht für Sie, rathe Ihnen aber, halten Sie ihn nicht in Ihrer Gesellschaft gewaltsam fest, lassen Sie ihn in Frieden ziehen, so oft und wohin es ihm gefällt; er wird erquickt durch den Umgang mit Männern zu Ihnen heimkehren, und Sie werden ihm hold und anziehend erscheinen, wie in den verblaßten Tagen Ihrer Jugend, nach denen Sie sich sehnen.

Ja, wir sind wankelmüthig und lieben die Veränderung; es ist kein Irrlicht, was in uns leuchtet, aber auch kein „heiliges" Feuer, es muß immer wieder angeblasen und mit Brennstoff versorgt werden, damit es nicht verlöscht. Das ist sehr mühsam für Sie! Es wird mir auch schwer, Ihnen zu gestehen, daß wir nicht vertragen, unsere Frauen krank zu sehen. Wir sind hart und egoistisch und unsere Liebe krankt dann auch. Schließen Sie sich in Ihre innersten Gemächer ein, wenn Sie leidend sind. Ihr Gemahl wird Ihrer tausend Mal mit Innigkeit gedenken — vielleicht mitten in einer heiteren Gesellschaft, oder in seinem einsamen Studirzimmer sehnsüchtig auf Ihre leichten, nahenden Tritte warten, wenn das Haus so still und öde erscheint und Ihre Thür verschlossen bleibt. Doch wenn er scheinbar theilnehmend und tröstend neben Ihnen weilt, wird sein Herz sich von Ihnen wenden, er wird sich fortsehnen aus der Atmosphäre des Leidens und Duldens, die ihm und seiner Neigung den Erstickungstod

bringt*). Und dann, gnädige Frau, noch eine Klippe — ein ſchauerlicher Augenblick, der über Vieles entſcheidet in Ihrer Ehe — der Moment, in dem die böſe Laune, dieſe gute Kameradin aller Frauen, ſich bei Ihnen niederläßt. Dann fliehen Sie, verbergen Sie ſich vor den Augen Ihres Gemahls, melden Sie ſich krank oder beſchäftigt, Sie ſind ja beides, ſo lange die ſchwarzen Flügel der böſen Laune oder der Langeweile Sie umrauſchen! Kämpfen Sie es mit ſich ſelbſt durch, zeigen Sie ſich nicht eher, als bis Sie wieder ausgeſöhnt mit dem Schickſal ſind, mit dem Alltagsleben und ſeinen Freuden, die Ihnen noch eben wie Leiden erſchienen. Es bringt jedes Mal unſer Gefühl auf den Gefrierpunkt, Sie ſo entſtellt zu ſehen! Sie büßen etwas von dem Nimbus ein, den Sie für uns behalten ſollen und müſſen — ein wenig vom Schleier, der das Bild der Wahrheit verhüllt, lüftet ſich — wir erſchrecken — — —

Vergeſſen Sie nie, daß der Frohſinn eine der Grazien iſt, die mit der Schönheit und Jugend Hand in Hand wandeln, und der die Frauen noch lange geleitet, wenn jene auf dem langen Wege müde zurückblieben. Erfriſchen Sie Ihren Geiſt durch das Leſen guter Bücher und einen Gang in die freie Luft, das iſt nicht verlorene Zeit für Sie. Laden Sie Ihrem Gemahl ſeine Freunde in's Haus, einen kleinen Kreis von Menſchen, die zu einander paſſen, mit ihrer Eigenthümlichkeit friſch hervortreten, ihr Beſtes geben und auch das Beſte aus Ihnen hervorlocken. Und wenn Sie allein ſind, warum verſchmähen Sie es, ſich ſo liebenswürdig und unterhaltend zu zeigen, wie Sie es in Geſellſchaft zu ſein pflegen? Warum verſchmähen Sie die kleinen Künſte, mit denen Sie Fremden gefallen konnten und auch „Ihm“ — als er fremd war? Er iſt durchaus nicht gleichgiltig für heiteres Geplauder geworden und den Wunſch, ihm angenehm zu ſein. Er beweiſt es jedes Mal, wenn es ihm — zu Ihrem Kummer — unendliches Vergnügen zu machen ſcheint, ſich mit anderen Damen lebhaft zu unterhalten, weil dieſe ſich die Mühe geben, ſeine Intereſſen zu erwecken. „Sie“ müſſen die Dame und „Er“ wird dann Ihr Ritter bleiben und Sie nicht behandeln, wie ein Student ſeinen

*) Wie mit ſo Manchem in dem ſonſt recht hübſchen Aufſatze, können wir uns beſonders mit den vorſtehenden Ausführungen keineswegs einverſtanden erklären. Wir meinen, gerade die Fähigkeit im Dulden und Tragen, welche beſonders edlen Frauen eigen iſt, verklärt ſie in den Augen des Geliebten, ſo ſehr er natürlich unter der Thatſache leidet, daß ſein Liebſtes auf dem Krankenlager dahinſiecht. Freilich muß auch der Mann in dieſem Falle kein „harter Egoiſt“ ſein; und das ſind wir doch wohl nicht Alle. Uebrigens können wir auch nicht umhin, zu bemerken, daß die Lectüre vorſtehender Sätze auf künftige Ehefrauen einen ſonderbaren Eindruck machen muß. Ihnen wird doch häufig genug eingeprägt, daß ſie ihren künftigen Eheherren als Engel des Troſtes und Friedens zur Seite zu ſtehen haben. Falls der Herr Gemahl krank iſt, ſoll es ja zu ihren ſchönſten Pflichten gehören, ſeine Leiden durch ſanfte und liebevolle Pflege zu mildern. Hier hören ſie nun aber, daß ſie ſelbſt überhaupt nicht krank ſein dürfen, weil ſie ſonſt riskiren, die Liebe des Gatten zu verlieren. Dabei wiſſen die armen Dinger nicht einmal, wie unliebenswürdig ihr Zukünftiger als Patient ſein kann und wie jämmerlich er ſelbſt ſich mitunter im Ertragen phyſiſcher Schmerzen zu erweiſen pflegt. Nicht alle Märchenprinzen ſind ſo, aber doch recht viele. Die Red.

Stubenflausch. Versäumen Sie nichts, um Ihrem Manne sein Heim behaglich, freundlich und lockend zu gestalten. Man braucht nicht gerade wohlhabend zu sein, um sich Blumen zu ziehen und alle Geräthe frisch und sauber zu erhalten. Sagen Sie sich, daß Alles, was das Auge sieht, auch auf die Seele wirkt und daher nichts nutzlos, zu klein, zu unbedeutend ist, was Sie äußerlich thun. Es darf Ihnen nichts zu kostbar, zu mühevoll oder wie Verschwendung erscheinen, was Ihren Mann stärken und erquicken könnte. Sie sollten bei jeder Mahlzeit zeigen, daß es Ihnen eine Freude war, für ihn zu sorgen und an ihn zu denken.

Wenn ich in die Laune eines brüllenden Löwen gerathen bin durch die vielfachen Sorgen, Kämpfe, Widerwärtigkeiten, die nun einmal der Beruf des Mannes mit sich bringt, und ich trete nach vollbrachtem Tageswerk hinaus in die Winterkälte und eile durch Schnee und Regen nach Hause — dann winkt mir dort ein Bild entgegen, das mich besänftigt und versöhnt mit den grellen Widersprüchen des Lebens. Ein warmer Duft von Reseda und Hyacinthen strömt mir entgegen — ich sehe die Tafel mit funkelndem Krystall, ein Strauß prangt in der Mitte und wirft feingefiederte Schatten auf das blendend weiße Tischtuch, purpurn leuchtet der Wein in der Caraffe, die beiden Kerzen im Armleuchter verbreiten einen matten, traulichen Schein, die grünen Pflanzen in der Laube am Fenster strecken ihre Zweige so frisch in die Höhe, es sieht Alles so geordnet und geschmückt aus, als sollte der liebste Gast empfangen werden, — und dieser Gast bin ich! — — — Und dann tritt meine Frau mir entgegen und lächelt so froh, als wäre sie den ganzen Tag über nicht auf dieser alten, grauen, nüchternen Erde gewesen — und dann — — —

Doch ich könnte nicht enden, all' die kleinen Mittel und Wege zu zeigen, mit denen man den Weg zu unseren Herzen sucht — und findet!

Die Liebe findet sie von selbst. Sie müssen sich dessen aber erst bewußt werden, daß die Liebe kein Gefühl ist, in dem man ausruht wie im Grabe; sie ist eine That, ein kräftiger Wille, sie ist ein Kampf mit uns selbst und für Andere, eine mühevolle, nie endende Arbeit! In dieser Arbeit wird Ihre Seele heranreifen und erstarken, sie wird das Glück nicht mehr suchen — sie hat es gefunden*)!

*) Es wäre uns recht erwünscht, wenn eine unserer Leserinnen sich dazu entschließen wollte, dem Herrn Verfasser ihre Ansichten darüber auseinanderzusetzen, was etwa die Ehemänner zu thun hätten, um in den Augen ihrer Frauen des Nymbus der „Märchenprinzen" nicht verlustig zu gehen. Der tagtägliche Besuch von Clubs und Tabagien, die überwältigende Sympathie für den Kartentisch scheinen uns z. B. nicht die rechten Mittel hierfür zu sein. Auch die Ritterlichkeit des „Märchenprinzen" pflegt mitunter in der Ehe nachzulassen, häufig sogar erschreckend schnell. Mit einem Wort: „Audiatur et altera pars". Die Red.

Zwei Novellen.

Von **Leopold von Schroeder** in Dorpat.

I. Die Tannenzapfen.

Eine Weihnachtsgeſchichte.

Es hatte ſtark geſchneit, und die Tannen im Walde ſenkten ihre Aeſte unter der Laſt des friſch gefallenen Schnees. Nur hin und wieder wehte der Wind ihnen etwas von dem Schnee zur Erde herab. Das Wetter war ſtill und milde. Der ganze Wald ſah ſo ſchön und friedlich aus. Man hätte glauben mögen, daß die Bäume ſchliefen. Ab und zu, wenn ſie die Aeſte ein wenig bewegten und etwas von dem weißen Schnee zu Boden rieſelte, dann zog wohl gerade ein lichtes, ſchönes Bild durch ihre Träume, gerade wie bei den Kindern um dieſe Zeit — denn es war der Tag vor Weihnachten. Es regte ſich nur ſelten etwas unter den Bäumen. Hin und wieder flog ein Häher auf, oder ein Haſe huſchte über den Weg.

Vom Rücken des Berges, an dem der Wald ſich hinzog, kam jetzt ein Mann geſchritten, eine hohe Geſtalt, in einen eng anſchließenden Pelzrock gekleidet. Er ging einen kräftigen Schritt und athmete mit Behagen die friſche Winterluft ein, die ſeine Wangen leicht geröthet hatte. Jetzt trat er in den Wald hinein, und ſein Schritt wurde allmählich langſamer, er ſah ſich hierhin und dorthin um, blieb auch hin und wieder ſtehen und blickte ſtill und nachdenklich in das Tannendunkel hinein. Dann ſchritt er plötzlich wieder raſcher vorwärts, als wollte er einen Gedanken abſchütteln, der über ihn kam. Aber nun mußte er doch wieder ſtehen bleiben.

Es dämmerte gerade und ein träumeriſches Halbdunkel lagerte ſich zwiſchen den Stämmen und Aeſten der ſchneebeladenen Tannen — nun hatte es noch mehr den Anſchein, als ſchlummerten ſie wirklich.

Es war ganz ſtill rings umher.

Durch die Seele des Mannes zogen Erinnerungen. Er kannte dieſen Wald. In früheren Zeiten, als Knabe, als Jüngling war er oft hier geweſen. Aber nun waren Jahre dahin gegangen. Raſtlos war er durch fremde Länder gewandert, hatte den glühenden Süden beſucht und war in den hohen Norden vorgedrungen

und nun kam er wieder und ging durch den altbekannten Tannenwald seines heimathlichen Städtchens.

Die Stille und die leise niedersinkende Dämmerung waren wohl geeignet, die Gedanken aufsteigen zu lassen.

Zu diesem Walde hatte er als Kind so oft träumend hinaufgeschaut aus den Fenstern seiner elterlichen Wohnung. Von hier kamen ja die herrlichen Weihnachtsbäume, die alle Kinder glücklich machten, und wenn der Schnee auf den Tannen lag, dann sahen sie oft hinaus und dachten, ob das nicht bald so weit wäre.

Der Mann in dem Pelzrock schritt langsam und sinnend weiter.

Plötzlich hörte er rufen.

„Hoho! Hörst Du nicht? Komm doch endlich! Hilf mir doch, hilf mir! Ho ho—o! Ho ho—o!"

Er horchte hoch auf.

Es war eine Kinderstimme, die um Hilfe rief. Aber es klang doch auch wieder gar nicht so ängstlich, wie ein verirrtes Kind um Hilfe rufen würde, so daß er schon an eine Schelmerei dachte. Aber nun hörte er lauter und lauter rufen:

„So hilf mir doch! Hilf mir doch! Ho ho—o! Ho ho—o!"

Der Mann sprang über den Graben und schritt rasch durch den hohen Schnee mitten in den Wald hinein, der Stimme nach.

Immer deutlicher wurde das Rufen und bald sah er sich Etwas zwischen den Tannenstämmen bewegen. Als er näher kam, konnte er erkennen, daß es ein hübscher blonder Knabe von fünf bis sechs Jahren sein mochte, der einen ziemlich großen Sack über die Schulter geworfen hatte und in dem hohen Schnee Mühe hatte, sich fortzubewegen.

„Nun was machst denn Du eigentlich hier im Schnee und in der Dunkelheit?" fragte er den kleinen Burschen, der halb froh, halb erschreckt vor ihm stand. „Was rufst Du und was fehlt Dir, mein Junge?"

„Ja, ich habe nun schon so lange gerufen, ich glaube eine ganze Stunde. Wenn Du doch eher gekommen wärest! Nun wird es schon dunkel und ich muß doch nach Hause!" sagte der kleine Bursche, etwas verwirrt und doch wieder zutraulich und treuherzig zu dem fremden Manne hinaufblickend.

„Aber, um Alles in der Welt, Junge, Du bist ja vollständig naß, Deine Arme wie aus dem Wasser gezogen, Deine Strümpfe und Höschen bis oben hinauf!"

„Ja, der Schnee ist so hoch, und ich wollte doch was Ordentliches sammeln. Gefallen bin ich auch mehrere Male und dann habe ich den Weg verloren und habe mich verirrt und bin herumgelaufen und habe gesucht und gerufen, bis Du endlich kamst."

„Ja, was hast Du denn aber eigentlich im Walde gemacht und was trägst Du da für ein Ding auf der Schulter?" fragte der Fremde und griff nach dem Sack.

„Nein, den gebe ich nicht her," rief der Kleine und hielt den Sack krampfhaft fest.

„Nun, nun, ich will Dir ja nichts nehmen," ſagte der Mann und mußte über den ſonderbaren kleinen Burſchen lachen. „Laß mich doch nur einmal ſehen, was darin iſt."

„Tannenzapfen!" ſagte der kleine Knabe.

Der fremde Mann öffnete den Sack.

„Wirklich Tannenzapfen," ſagte er. „Aber um Alles in der Welt, Du närriſcher Burſche, das begreife ich immer noch nicht. Ein kleiner Junge wie Du mit einem großen Sack voll Tannenzapfen, faſt eben ſo groß wie er ſelber, mitten im Walde, im Winter, und jetzt, wo es ſchon dunkel wird — ja, was willſt Du nur eigentlich mit den Tannenzapfen?"

„Wenn Du es nicht weiter erzählen willſt, dann werde ich es Dir ſagen."

„Nun, nun, erzähle nur! Ich will Deine Geheimniſſe ſchon nicht ausplaudern."

„Ja, ſiehſt Du, des Nachbars Friedrich hat mir erzählt, daß ſie im vorigen Jahre an ihrem Weihnachtsbaum eine Menge vergoldeter und verſilberter Tannenzapfen gehabt haben. Einen hat er mir auch noch gezeigt, aber der war ſchon ganz alt und ſchlecht geworden. Aber als ſie neu waren, ſollen ſie herrlich ausgeſehen und geglitzert haben. Solche ſind bei uns nicht geweſen, und da dachte ich denn mir aus dem Walde eine rechte Menge zu holen, die kann man ja dann verſilbern und vergolden und an den Weihnachtsbaum hängen. Die Mutter wird ſich dann freuen und die kleinen Geſchwiſter auch."

Der Fremde lachte.

„Höre, mein guter Junge, ich fürchte, daß Du Deiner Mutter keine allzu große Freude gemacht haſt. Die wird Dich jetzt ſuchen und nicht wiſſen, wo Du geblieben biſt, und fürchten, daß Du verloren oder gar umgekommen biſt. Aber es iſt gut, daß Du mich an Deine Mutter erinnerſt, denn nun darfſt Du auch keinen Augenblick in dieſem Zuſtande weiter bleiben, ſonſt erkälteſt Du Dich und bekommſt wer weiß was für eine Krankheit. Alles Andere kannſt Du mir ja ſpäter erzählen."

Und damit hob er den kleinen Burſchen auf den Arm, zog ſich ſelbſt die großen pelzverbrämten warmen Handſchuhe aus und zog ſie über die naſſen, kalten Hände des wunderlichen Knaben, deſſen komiſches und doch wieder ſo herzgewinnendes, vertrauliches Weſen ihn ſeltſam anzog. Einen großen warmen Shawl, den er unter dem Pelzrock trug, nahm er heraus und wickelte ihn dicht um die Füße und Beinchen des Knaben, die ſich ganz feucht und kalt anfühlten.

Der Knabe ließ Alles geduldig mit ſich geſchehen, als aber der Fremde ſich zum Gehen anſchickte, rief er laut:

„Aber die Tannenzapfen, die Tannenzapfen! Die müſſen auch mit, die dürfen nicht hier liegen bleiben!"

Der Fremde mußte wieder lachen.

„Nun ja, Du närriſcher Burſche! Natürlich, die Tannenzapfen müſſen mit. Um derentwillen haſt Du Dir ja die naſſen Füße und kalten Hände geholt. Die dürfen natürlich nicht liegen bleiben."

Und nun hielt er in dem einen Arm den kleinen Burſchen, der ſich feſt an ihn anſchmiegte, auf dem anderen trug er den Sack mit den Tannenzapfen.

„Aber nun wollen wir ſehen, daß Du raſch wieder warm wirſt, damit Du nicht gar noch zu Weihnachten Fieber bekommſt und im Bette liegen mußt.“

Nun war er aus dem Walde wieder auf den Weg hinaus gekommen und ſchritt raſch und kräftig vorwärts.

„Nun ſage mir, wie heißt Du denn eigentlich, Du kleiner, närriſcher Junge?“

„Heinrich!“

„So, das iſt hübſch, ich heiße auch Heinrich. Weißt Du denn, wie Dein Vater und Deine Mutter heißen?“

Der Junge wußte nur, daß ſie Vater und Mutter hießen; den Familiennamen kannte er nicht.

„Nun, wir wollen ſchon ſehen, das heraus zu bekommen!“

Er ſchritt wieder ein tüchtiges Stück vorwärts und ſchien in Gedanken verſunken.

Plötzlich ſagte er:

„Wie kamſt Du darauf zu ſagen, daß Du ſchon lange auf mich gewartet und nach mir gerufen haſt? Du kennſt mich doch gar nicht.“

„Ja, ich dachte aber doch, daß Du oder irgend Einer kommen würde, mir zu helfen und mich nach Hauſe zu bringen. Die Mutter hat uns auch oft von den Schutzengeln erzählt, die jedes Kind hat und die ihm helfen, wenn es in eine Gefahr kommt. Ich weiß auch von der alten Brigitte, daß hier im Walde unter den Wurzeln der älteſten Tannen kleine Zwerge wohnen, die ſchon oft armen oder verirrten Menſchen geholfen haben. Der Vater ſagt freilich, daß ich mich darauf nicht viel verlaſſen ſoll, aber ich dachte, verſuchen will ich es doch!“

„Haſt Du Dich nicht ſehr gefürchtet?“

„Ein Bischen wohl, aber ſo ſehr eigentlich noch nicht. Vielleicht wenn es ſchon dunkel geworden wäre.“

„Du biſt der ſonderbarſte Junge, den ich in meinem Leben geſehen habe.“

Nun hatte er den Rand des Waldes erreicht. Unten im Thale ſah er die Lichter des heimiſchen Städtchens ſchimmern und den alten Kirchthurm hoch hinauf ragen in die Dunkelheit. Hier war er geboren, hier hatte er den Kindertraum geträumt, hier war er zum Jüngling herangewachſen. Hier hatte er geliebt, und hier — das Liebſte verloren. Es zog wie ein Krampf ſeine Bruſt zuſammen — aber da drückte er den kleinen Heinrich an ſich und es war ſchon wieder vorüber.

Unten am Fuße des Berges lag ein Wirthshaus. Der Fremde dachte, daß es doch noch einige Zeit dauern müßte, ehe er das Städtchen erreichen und die Eltern des Kleinen erfragen könnte. Zudem fing der Wind an ziemlich ſcharf über die Ebene ihnen entgegen zu wehen, ſo daß er doppelt fürchten mußte, daß Heinrich durch die Erkältung ſich am Ende eine bedenkliche Krankheit zuziehen könne. So hielt er es für das Gerathenſte, im Wirthshauſe einzukehren und ſogleich dafür zu ſorgen, daß der Kleine trockene Kleider bekomme. Als er ihn

in der warmen Stube auf das Bett niederlegen wollte, bemerkte er, daß Heinrich unterdeſſen ganz ſtill in ſeinem Arme eingeſchlafen war.

Er bat die Wirthsleute, ihm trockene Kleider für den Kleinen zu beſorgen und zog ihm ſelbſt leiſe und vorſichtig die naſſen Stiefelchen, Strümpfe, Höschen und Röckchen aus und deckte ihn warm zu. Mittlerweile kam die Wirthin und brachte die Kleider ihres Sohnes, der freilich mehrere Jahre älter wie Heinrich war, aber zur Noth mußte es damit ſchon gehen.

„Giebt es nicht etwas Warmes für den Kleinen?“ fragte der Fremde. „Vielleicht warmen Thee?“

„Der iſt im Augenblick gemacht.“

„Und irgend etwas dazu, was Kinder gern haben?“

„Vielleicht Nürnberger Lebkuchen? es iſt friſcher da zum Feſt.“

„So bringen Sie davon!“

Die Wirthin ging, und der Fremde ſaß am Bette und ſah in das liebliche ſchlafende Kindergeſichtchen mit den blonden Löckchen, die durch Schnee und Wind ganz verwirrt und zerzauſt waren.

Die Wirthin kam bald mit den geforderten Dingen. Nun weckte der Fremde ſanft den kleinen Heinrich aus ſeinem Schlafe und freute ſich an dem erſtaunten, noch ſchlaftrunkenen Geſichtchen.

„Wach auf! Es giebt Thee und Lebkuchen,“ ſagte er zu dem Kleinen.

Der ward denn auch allmählich wieder ganz munter und ließ ſich Beides prächtig ſchmecken.

Dann wurde er warm angekleidet, der Fremde hüllte ihn noch in einen weiten Mantel, den die Wirthin ihm brachte und fragte dann:

„Wo kann ich wohl am beſten erfahren, wem das Kind gehört?“

„Gewiß bei dem alten Thorwart im erſten Häuschen; der kennt alle Leute aus der Stadt.“

Der Fremde ging. Als er das Städtchen erreicht hatte, ging er in das Häuschen des Thorwarts hinein, erzählte ihm, daß er den Jungen da im Walde gefunden und ob er wohl die Eltern kennte.

„Das iſt ja des Amtmanns Heinrich,“ rief der Alte, und dann gab er dem Fremden einen Burſchen mit, um ihm die Wohnung des Amtmanns zu zeigen.

Eine Magd öffnete ihnen die Thür und ſtieß einen lauten Freudenſchrei aus, als ſie den kleinen Heinrich erblickte, um den ſich Vater und Mutter ſchon die ganze Zeit geängſtigt hatten. Sie eilte hinein, um der Frau Amtmann die freudige Nachricht zu bringen, während der fremde Mann in dem Pelzrocke den Kleinen, der in der friſchen Winterluft wieder ganz munter geworden war, niederſetzte und aus dem warmen Mantel loswickelte.

Als er aufblickte, ſah er eine blühend ſchöne junge Frau vor ſich ſtehen, die eben im Begriff war, den wiedergefundenen Kleinen zu umhalſen, ſeinem Retter zu danken — da begegneten ſich ihre Blicke, der Schein der Lampe fiel gerade auf die Züge der jungen Frau.

Da durchfuhr es den Fremden wie ein jäher Schreck. Er war plötzlich ganz bleich geworden, er mußte ſich an der Lehne eines Stuhles halten. Die junge Frau zitterte, während ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, ihren Knaben an ſich zog und küßte.

„Anna!“ brachte der Fremde endlich mühſam hervor.

„Ja, ich bin es, Heinrich!“ ſagte die junge Frau leiſe und ſenkte den Kopf.

„Vergeben Sie mir!“ rief er haſtig, „ich habe nichts gewußt, nichts geahnt. Ich habe den Knaben da im Walde gefunden, ich mußte ihn doch ſeinen Eltern bringen — wie konnte ich ahnen? — O, nie, nie wäre ich bei Ihnen eingedrungen —“

„Heinrich,“ ſagte die junge Frau, und ihre Stimme zitterte, „Du dringſt hier nicht ein, Du bringſt mir meinen verlorenen Knaben, den Du gerettet haſt, — o laß Dir danken —“

„Nein, nein!“ rief der fremde Mann wie erſchreckt. „Was braucht es für Dank? Ich habe den Knaben auf dem Wege gefunden und hergebracht — und nun vergeben Sie, leben Sie wohl — ich muß fort —“

Er wollte hinauseilen.

Die Augen der jungen Frau ſtanden voll Thränen.

„Heinrich,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, während ſie die Hände krampfhaft zuſammen preßte, „Heinrich, giebt es denn niemals eine Vergebung?“

Da ſtürzten die Thränen aus den Augen des Mannes. Er ſagte kein Wort, aber er beugte ſich zu dem kleinen Heinrich nieder, hob ihn zu ſich hinauf, herzte und küßte ihn und drückte ihn immer wieder und wieder an ſich, während ihm die Thränen über die Wangen ſtrömten.

Die junge Frau ſtand ganz ſtill da.

Jetzt ſetzte er den verwunderten Knaben auf den Boden.

Die Beiden ſahen ſich an und reichten ſich ſchweigend die Hände.

„Aber die Tannenzapfen!“ rief der kleine Heinrich plötzlich, „Mutter, die Tannenzapfen, Du mußt ſie ſehen, es ſind herrliche darunter, ſieh nur, ſieh!“ Und damit ſchleppte er den großen Sack herbei, langte einen Tannenzapfen nach dem anderen heraus und zeigte ihn der Mutter.

Die junge Frau mußte unter Thränen lachen, und auch der bleiche fremde Mann lachte wieder.

„Ja, Du närriſcher Junge,“ ſagte die Mutter und ſtrich ihm mit der Hand durch den Lockenkopf, „ich ſollte Dir eigentlich böſe ſein, daß Du uns ſo viel Angſt gemacht — aber heute kann ich es nicht. Du haſt mehr für mich gethan, als Du ahnſt.“ Und damit küßte ſie den Knaben auf die Stirn und ein Paar große Thränen fielen aus ihren Augen nieder.

„Aber warum weint Ihr nur eigentlich?“ rief der kleine Heinrich. „Was iſt denn geſchehen? Wer hat Euch denn was zu Leide gethan?“

„Sei nur ruhig, mein lieber Junge,“ ſagte der Fremde und zog den Knaben wieder an ſich. „Jetzt wollen wir fröhlich ſein und wir haben allen Grund dazu.“

Sie gingen in die behaglich warme Wohnſtube und ſetzten ſich um den

Tiſch, während die junge Frau nach ihrem Manne ſchickte, der den Knaben zu ſuchen ausgegangen war.

Nun mußte Heinrich noch einmal erzählen, wie er auf den Einfall mit den Tannenzapfen gekommen war, wie er ſich den großen Sack geholt und ſich heimlich fortgeſchlichen, den Berg hinauf in den Wald hinein, und wie er dann im Schnee herum geſucht und geſcharrt, bis er den Sack gefüllt, und wie es dann dunkel geworden und wie er den Weg nicht mehr gewußt und wie er herumgelaufen und gerufen und immer wieder gerufen, bis endlich der fremde Onkel gekommen, der ihn ſo freundlich nach Hauſe gebracht.

Er war ganz übermüthig luſtig und that ſehr groß damit, daß er ſich gar nicht viel gefürchtet habe.

Dann kamen auch die anderen Geſchwiſter herbei, die hübſche blauäugige Marie, die Aelteſte von allen, der kräftige Hans und der kleine blonde Werner. Anfangs waren ſie etwas ſcheu; als ſie aber ſahen, wie vertraut Heinrich mit dem neuen Onkel that, wurden ſie auch bald ganz zutraulich.

Der Vater kam. Die beiden Männer reichten ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, die Hände.

Nun ſaßen ſie Alle um den Tiſch, auf dem die große Lampe brannte. Heinrich ſaß auf den Knien des neuen Onkels, der ihn hin und wieder in die blonden Locken hinein küßte.

Plötzlich rief der kleine Heinrich:

„Aber, Mutter, wie iſt es denn eigentlich mit den Schutzengeln? Ich habe immer nach dem meinen laut gerufen, aber der Onkel hier, der endlich kam, der iſt doch kein Engel, der hat doch keine Flügel und nicht einmal lange Locken!“ Und dabei lachte der kleine Burſche ſehr verſchmitzt.

Die Mutter drohte ihm mit dem Finger.

„Du biſt ein ausgelaſſener Burſche,“ ſagte ſie, „aber heute kann ich Dir ſchon nicht böſe ſein. Ja, ſieh Du nur den neuen Onkel als Deinen guten Schutzengel an, er hat Dich doch gerettet.“

„Er iſt mein guter Engel geweſen,“ ſagte der Fremde leiſe zu der jungen Frau.

Aber Heinrich nannte den neuen Onkel nun immer ab und zu halblaut, ſo daß die Mutter es nicht hören ſollte, „Onkel Engel“.

Sie ſaßen noch lange zuſammen, und der Fremde erzählte von ſeinen weiten Reiſen nach Island hoch im Norden, wo aus einem Berge Feuer und aus dem anderen ſiedend heißes Waſſer ſpringt; und dann wieder in den Süden von Amerika, wo ſo dichte Wälder ſind und ſo ſchöne, große, bunte Schmetterlinge und Käfer herumfliegen. Er hatte alle die Länder als Naturforſcher beſucht und wußte ſo hübſch davon zu erzählen, daß die Augen der Kinder an ſeinen Lippen hingen.

„Jetzt müſſen aber die Tannenzapfen vergoldet und verſilbert werden,“ rief Heinrich plötzlich.

„Nein, mein Junge,“ ſagte der Onkel, „das geht nicht, die ſind noch ganz

naß und kalt. Wir müssen sie jetzt in die Wärme stellen, damit sie morgen früh trocken sind."

„Und für Euch ist jetzt Schlafenszeit," sagte die Mutter. „Heute Nacht könnt Ihr von dem Christbaum träumen und Heinrich, wenn er will, auch von seinen Tannenzapfen."

Nachdem die Kinder schlafen gegangen, saßen die Drei noch lange traulich beisammen, die sich einst so feindlich getrennt. Sie erzählten sich gegenseitig ihre Schicksale und machten dabei alle die hübschen Sachen zurecht, mit denen am anderen Tage der Weihnachtsbaum geschmückt werden sollte. Der Fremde war besonders eifrig dabei, Lichter zu schneiden, zu vergolden und grüne Fäden an alle die Herrlichkeiten zu befestigen.

„Den Knaben haben wir nach Dir Heinrich genannt," sagte die junge Frau leise. „Wir haben oft bei ihm an Dich gedacht und gehofft, daß Du uns doch noch einmal verzeihen wirst."

Am anderen Tage stand der Fremde ganz früh auf und ging hinaus auf den verschneiten Kirchhof, der am Rande des Städtchens lag. Er wollte das Grab seiner Mutter besuchen, die während seiner Abwesenheit gestorben war. Das war der eigentliche Grund seines Besuches in der Vaterstadt gewesen.

Die Frau des Kirchhofswächters zeigte ihm das Grab.

Zu Häupten waren zwei schöne Lebensbäume gepflanzt und eine Traueresche zu den Füßen.

„Die Bäume hat unsere Frau Amtmann pflanzen lassen," sagte die Alte, „und im Sommer hält sie auch immer die schönsten Rosen auf dem Grabe."

Als der Fremde in das Haus des Amtmanns zurückkehrte, sagte er der jungen Frau, wo er gewesen, und drückte ihr still die Hand.

Und nun wurden zu Heinrich's lautem Jubel die Tannenzapfen wirklich vergoldet und versilbert. Und am Abend, als die Thür des Saales aufsprang, da prangten sie am Baume, und viele andere Herrlichkeiten waren rings umher beschcert. Ja, nun ging erst der eigentliche Jubel und die Fröhlichkeit an — aber die Geschichte muß nun hier wohl ein Ende haben.

II. Die alte Aufwärterin.

Erzählung aus dem Universitätsleben.

In der alten Universitätsstadt, wo ich studirte, da habe ich ein kleines baufälliges hölzernes Häuschen gekannt, mit einem einzigen Schornstein. Es lag in der Vorstadt, dort, wo die Gemüsegärten mit ihren langen Beeten sich hinziehen und arme, schmutzige Kinder auf der Straße sich an dem Spiele mit kleinen Knöchelchen im Sonnenschein ergötzen. Die beiden Fenster des alten Häuschens waren mit verblichenen weißen Vorhängen ausgeputzt und auf dem Fensterbrett standen mehrere Blumentöpfe mit Geranium und Fuchsia.

In dieſem Häuschen lebte die alte Studentenaufwärterin, deren Bild mir eben vor der Seele ſteht.

Als ich ſie kennen lernte, war ſie ſchon recht alt und konnte nicht mehr bedienen. Die Füße waren ihr ſchwer geworden. „Vom vielen Laufen," ſagte die Alte. Darum war ſie auch in die Vorſtadt gezogen. Sie wuſch nur noch die Wäſche für einige Studenten, flickte und nähte Einiges und lebte von einem Stipendium, das ihr diejenige Corporation ausgeſetzt hatte, in deren Dienſt ſie alt geworden war.

Das „alte Lieschen" war ſehr ordentlich und immer freundlich, aber etwas wie ein geheimer Kummer lag in ihrem ganzen Weſen. Sie ſeufzte hin und wieder leiſe und ſtrich ſich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, als wollte ſie einen trüben Gedanken wegwiſchen.

„So iſt ſie erſt ſeit dem Unglück," ſagte mir unſer alter Kneipwirth. „Früher war ſie immer luſtig und guter Dinge und verſtand es ſogar, Späße zu machen, daß die Herren Studenten lachen mußten. Aber jetzt iſt ſie immer ſo."

Was war ihr Unglück geweſen?

Es iſt eine einfache, traurige Geſchichte. Ich habe ſie bruchſtückweiſe allmählich erfahren, meiſt von Leuten, die die Alte von früher her kannten. Sie ſelbſt ſprach nur ſelten darüber.

Lieschen war in ihrer Jugend ein hübſches, friſches Mädchen geweſen. Sie heirathete einen flinken, munteren Gärtnerburſchen, der bei einem Kunſtgärtner in Dienſt ſtand, ehrlich arbeitete und mit der ganzen Welt, vor Allem aber mit ſeinem ſchmucken jungen Weibe zufrieden und glücklich war. Ein friſcher, blonder Junge ließ auch nicht lange auf ſich warten.

Wenn es Feierabend war, dann ſaßen die beiden glücklichen Menſchen zuſammen, ſpielten mit dem hübſchen Blondkopf oder machten Pläne, wie ſie immer mehr ſparen wollten, bis ſie ſich ſelbſt ein eigenes Gärtchen anlegen könnten; da ſollte denn auch ein eigenes Häuschen dabei ſein. Das Gärtchen aber ſollte wachſen und wachſen, bis es ein ordentlicher großer Kunſtgarten geworden.

Das waren ihre glücklichen Träume und Hoffnungen. Da kam ein böſes Ding dazwiſchen und zerſtörte ſie alle mit einem Schlage — die Rekrutirung.

Der Mann mußte Soldat werden.

Nun war es mit Allem vorbei, denn 25 Jahre ſchwerer Dienſtzeit ſtanden dem Armen bevor.

Kaum konnte er von ſeinem Weibe Abſchied nehmen, das vor Schreck krank darniederlag.

Er zog fort — nach Archangel.

Als das arme Lieschen ſich etwas erholt hatte, machte ſie ſich bereit, dem Manne in das eiſige Land zu folgen. Da erhielt ſie die Nachricht, er ſei am Nervenfieber geſtorben.

Um ſich und ihren kleinen Auguſt zu ernähren, fing ſie jetzt an, bei einigen Studenten aufzuwarten.

Sie machte Alles reinlich und ordentlich, und ihr freundliches, anstelliges Wesen erwarb ihr bald den besten Ruf. Bald konnte sie so viel Studenten zur Bedienung haben, als sie irgend wünschte. So waren wenigstens sie und ihr August versorgt.

Trauern und in Erinnerungen vergangener Tage sich versenken that sie selten, dazu hatte sie keine Zeit. Sie mußte für ihren August arbeiten.

Die Studenten waren meist gut und freundlich gegen sie, und wenn sie nicht immer zum Termin bezahlten, so machten sie auch dann und wann wieder reichliche Geschenke über den bedungenen Lohn hinaus.

Und der kleine August wuchs heran zu einem munteren, gescheiten, freundlichen Knaben.

Als er schon etwas größer und verständiger war, wußte er der Mutter manchen kleinen Dienst zu leisten. Wenn Lieschen etwas zu ihren Studenten zu schicken hatte, konnte Augustchen laufen. Wenn ein größerer Thee auszurichten war, wo vielerlei besorgt werden mußte, wurde Augustchen hierhin und dorthin geschickt.

So wurde der Knabe mit all' den jungen Herren bekannt, bei denen die Mutter aufwartete. Sein flinkes und gescheites Wesen gefiel den Studenten. Sie trieben gern ihren Scherz mit ihm, suchten ihn mit allerlei verfänglichen Fragen aufzuziehen und irre zu leiten und lachten und freuten sich herzlich, wenn das kleine Bürschchen es verstand, gelegentlich auch einen renommirten Spottvogel durch gute Antworten in Verlegenheit zu setzen.

Auch seine ersten Studien machte August mit Hilfe von Studenten.

Zwei gute Freunde, die zusammen wohnten, ein Theolog und ein Mediciner, denen der Junge gefiel und die der Mutter wohlwollten, fingen an, den August zu unterrichten, jeden Tag eine Stunde; und wenn es auch hin und wieder vorkam, daß die Studenten „unwohl" waren, so wurden im Ganzen doch diese Stunden gewissenhaft gegeben.

Der Knabe machte prächtige Fortschritte und hatte bald die Anfangsgründe von Lesen, Schreiben und Rechnen inne. Jetzt mußte er in die Schule, wenn was Rechtes aus ihm werden sollte. Aber Lieschen wäre es schwer gewesen, das Schulgeld zu erschwingen. Da brachten die freundlichen Studenten das Geld durch eine Collecte zusammen und schenkten es der Mutter als Weihnachtspräsent.

„August, was willst Du werden, wenn Du groß bist?" fragten die Studenten den Knaben, welcher der erfreuten Mutter bei der Ausrichtung des großen Weihnachtsthees behilflich war.

„Student will ich werden!" war die bestimmte Antwort, und dabei blieb der Junge.

Studentsein war das herrlichste Ideal, das dem Knaben vorschwebte. Früh hatte er die lebhaftesten und schönsten Eindrücke vom Thun und Treiben der fröhlichen Musensöhne gewonnen und fast fühlte er sich schon zu ihnen gehörig.

Einige Male hatte er auch der Mutter bei der Bedienung des Commerses

geholfen. Ach, was war das für ein herrlicher Tag, wie die Studenten luſtig ſingend hinausfuhren auf's Land zu dem wohlbekannten Commerslocale, mit den bunten Mützen und wehenden Fahnen. Hier und da hatte ein dienſtbefliſſener Fuhrmann auch die Pferde mit dreifarbigen Büſcheln geſchmückt. Wie jagten die Muſenſöhne ſo munter die Landſtraße dahin, ſchon auf dem Wege mit einem guten Trunk beginnend. Wie ritten die Füchſe ſo muthig, der Oldermann mit blanker Klinge voran, durch die Reihen der Alten, die mit jungen Birken bewaffnet Spalier gebildet hatten. Wie herrlich war es, im frohen Verein unter den maigrünen Bäumen zu zechen und zu ſingen. Wie klangen die Lieder ſo ſtolz und froh, das alte „Gaudeamus" und dann:

„An der Oſtſee Strand
Liegt mein Vaterland."

All' dieſe Herrlichkeit hatte Auguſt mehrere Mal mitanſehen dürfen, aber nur aus der Ferne, denn die Mutter hielt ein ſtrenges Auge auf ihn und duldete es nicht, daß er den trinkenden Studenten zu nahe kam, ſonſt hätte es bei ſeiner Beliebtheit wohl ein ſchlimmes Ende nehmen können.

Es war ein ſchöner, heller Frühlingstag, da kam Auguſt ſeelenvergnügt aus der Nachmittagsſchule nach Hauſe gegangen. Sein Weg führte ihn an dem grünen Hügel vorbei, welcher der alten Ruine gegenüber liegt. Dort hatte ſich eine Schaar luſtiger Studenten gelagert, die den Frühling mit kühlem, waldmeiſterduftigem Rheinwein feiern wollte.

„Der Mai iſt gekommen," klang ſo fröhlich, ſo wanderluſterweckend in die freien Lüfte. Einige ſaßen in Hemdsärmeln, andere hatten ſich gerade ausgeſtreckt und ließen ſich von der warmen Maiſonne beſcheinen. Als Auguſt vorüber ging, erkannten ihn mehrere und riefen ihn an. Er wollte nicht heraufkommen, aber Einer von ihnen brachte ihn faſt mit Gewalt zu den Kameraden.

Jetzt wurde geſcherzt und gelacht. Auguſt ſollte trinken, er war doch ſchon „halber Student". Sein Sträuben half nichts. Zuerſt ein Schluck und dann mehr und mehr. Auch eine Papyros mußte angezündet werden, und eh' die flotten Burſche ſich's verſahen, hatten ſie den Auguſt in einen gefährlichen Zuſtand gebracht.

Als er nach Hauſe kam, die Mutter die Beſcheerung merkte und aus den weinerlichen Berichten des Knaben den ganzen Hergang erfuhr, da brach ein tüchtiges Donnerwetter los, und mehrere Tage lang durfte der Knabe nicht ſpazieren gehen. Aber auch den unbedachten Muſenſöhnen wurde nichts geſchenkt. Lieschen hatte bald die Thäter ausfindig gemacht und hielt ihnen eine ſchonungsloſe Moralpredigt.

„Was denken ſich die Herren? Iſt das wohl recht und vernünftig von erwachſenen Herren, ein Kind betrunken zu machen? Rein aufgeben muß ich meinen ganzen Dienſt, wenn ſo etwas vorkommt!"

Und ſo ging es fort.

Die Studenten lachten und verſuchten die aufgeregte Mutter zu beſänftigen. Aber ſie mußten ihr heilig verſprechen, daß ſo etwas nicht wieder vorkommen werde.

Als Auguſt in's Gymnaſium kam, durfte er nicht mehr zur Bedienung ge-

braucht werden. Die Mutter litt es nicht mehr. Er mußte sich vom studentischen Treiben ganz fern halten. Mit seinen Arbeiten ging es vortrefflich, immer saß er obenan. Die Studenten zahlten nach wie vor für ihn das Schulgeld, unterstützten ihn auch durch manches gebrauchte Schulbuch, das sie aus ihrer Gymnasiastenzeit noch übrig behalten hatten.

Die Mutter wollte eigentlich nicht so hoch mit ihm hinaus. Aber die Studenten hatten sich's einmal vorgenommen, dem August zur Universität zu verhelfen, und er selbst that ja auch Alles auf's Beste dafür. Auch fing er in den oberen Klassen an, sich selbst durch Privatunterricht Einiges zu erwerben.

Vom studentischen Leben mußte er sich fern halten. Aber wenn es sich einmal traf, daß an den Fenstern des Gymnasiums ein Comitat vorüberzog und „Bemooster Bursche zieh' ich aus" durch die Straßen brauste, dann pochte dem August doch das Herz höher noch als den anderen Knaben und er lauschte athemlos auf die verhallenden Klänge des Liedes.

So verging Jahr um Jahr in fleißiger Arbeit. Endlich war die Abiturientenprüfung rühmlich bestanden. Es kam der langersehnte Tag der feierlichen Immatriculation, und unter der Schaar der Füchse, die dem Oldermann folgten, zog diesmal auch der Sohn der armen Aufwärterin in die Corpskneipe ein.

Der erste Commers! Der erste Landesvater! Wie faßten die Töne das Herz des jungen Burschen, der jetzt den Jugendidealen gegenüber stand!

Aber freilich, nicht Alles war so rosig.

Manches hatten die armen Füchslein zu erdulden, besonders wenn die wortgewandten Alten mit Witzen und Stichelreden sie zu höhnen begannen. Da war's oft schwer sich zu helfen. Indeß August fand sich am schnellsten und besten hinein.

Dabei durfte er nun aber die Collegia nicht versäumen, das wäre ein unverzeihliches Unrecht gegen die Mutter gewesen, die mit ihrer mühevollen Arbeit den Sohn so weit gebracht hatte.

Ja, August mußte noch mehr thun. Tagtäglich gab er seine zwei Privatstunden, das war nothwendig für seinen Unterhalt, wenn er nicht die Mutter gar zu sehr drücken wollte.

Er verstand es, mit Energie seinen Pflichten nachzukommen, und das erwarb ihm allgemein die Achtung. In Kurzem war er überall bekannt und beliebt, und als der verhängnißvolle Tag der Aufnahme heranrückte, da war August einer von den wenigen Auserwählten, denen der bunte „Deckel" aufgesetzt wurde.

Das war ein Tag! Wer das nicht selbst erlebt hat, vermag es nicht nachzuempfinden. Und die Mutter, das gute Lieschen, wie war sie stolz und glücklich!

Mehrere Kameraden richteten für August einen feierlichen Thee aus, und die alte Aufwärterin mußte an diesem Freudenmahle theilnehmen. Oben am Tisch war für sie ein Ehrenplatz gedeckt. Sie sträubte sich gewaltig, aber sie mußte zuletzt doch nachgeben und saß ganz glücklich da, ihren August in der bunten Mütze, mit dem Farbenbande neben sich.

Das war der freudenreichste Tag ihres arbeitsvollen Lebens.

Und Auguſt ſchritt fort auf der guten Bahn. Er ſtudirte Medicin, und Keiner lief ſo eifrig auf's Anatomicum und präparirte mit ſolchem Fleiße. Und dabei wußte er noch Zeit genug für die Angelegenheiten der Corporation zu erübrigen. Man gab etwas auf ſeine Stimme, er fing an, in die corporellen Aemter einzurücken, er ſtieg und wurde endlich ſogar Chargirter — der Sohn der alten Aufwärterin Chargirter des Corps! Und wenn man ihn zum Miniſter gemacht hätte, er wäre nicht froher und ſtolzer geweſen, als durch dieſe Wahl.

Manchmal, wenn er mit der Mutter plauderte, dann rechneten ſie zuſammen aus, wie viel Jahre es noch dauern würde, bis er Doctor werden könne. Dann bekam er eine Stelle, und die Mutter mußte ihren Dienſt aufgeben und zu ihm ziehen, die Wirthſchaft führen. Wie herrlich malte ſich das gute alte Lieschen dieſes Glück der Zukunft aus! Und nur zwei Jahre waren es noch bis dahin — das ſollte ein Leben werden!

Aber nicht umſonſt wünſcht das Lied:

„Ach, wenn es doch immer ſo bliebe!"

Und ein anderes mahnt:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond."

Unter Auguſt's Landsleuten war damals ein gewiſſer B., ein guter, aber ſehr jähzorniger, leidenſchaftlicher Menſch. Dieſer hatte ſich bei einer Angelegenheit, deren Wichtigkeit an ſich gar keine große war, auf's Höchſte über Auguſt, mit dem er ſonſt gut befreundet geweſen, geärgert und ihn in verletzendſter Weiſe mit barſchem Tone zur Rede geſtellt. Auch Auguſt wurde heftig. Ein Wort gab das andere, ſie beleidigten ſich gegenſeitig, und das Ende war, daß ſie auf die Menſur gehen mußten.

Als Auguſt von ſeiner Mutter Abſchied nahm, war er ganz beſonders zärtlich. Aber es kam der Alten vor, als wenn etwas Ungewöhnliches in ſeinem Weſen war, ſo etwas Ernſtes, Feierliches, das ſie einen Augenblick beſorgt machte.

Er ſagte, ſie wollten nur eine Partie auf's Land machen.

Als die Alte allein war, ſchwebte ihr noch immer die Geſtalt des Sohnes vor Augen. War er doch ihr Stolz und ihre Freude, die ſichere Stütze ihrer Greiſenjahre. Sie flickte an einem ſeiner Hemde und dachte an die Zukunft, wie das Alles ſo herrlich werden ſollte!

Draußen war es wieder Mai und warme Luft ſtrömte in ihr geöffnetes Fenſter. Der Faulbaum duftete. Als es dunkel wurde, fing die Nachtigall an zu ſchlagen, ſo ſchön, ſo rührend; der Alten wurde ganz weich um's Herz, ſie wußte ſelbſt nicht, warum. In tiefen Gedanken ſaß ſie da, bis ſie ſich endlich ſpäter als gewöhnlich zur Ruhe legte.

Die Nachtigall ſingt und die Roſe duftet in der warmen Frühlingsnacht. Aber der Windhauch kommt und entblättert die Roſe, und die Nachtigall liegt erfroren unter dem nackten Strauche.

* * *

Um zwei Uhr Nachts wurde an die Thür der Alten gepocht.

Sie fuhr aus dem Schlaf empor.

„Wer iſt da?“

„Ich bin es,“ gab einer von Auguſt's Kameraden zur Antwort und nannte ſeinen Namen.

In demſelben Augenblick fiel der Alten das ungewöhnliche Weſen des Sohnes beim Abſchiede ein, der zärtliche und doch ernſte Blick, mit dem er ſie angeſehen hatte.

Sie wußte Alles.

Zitternd raffte ſie ihre Kleider und zog ſich an.

Es war unnütz, daß der Student ſich bemühte, ihr in ſchonender Weiſe mitzutheilen, daß Auguſt verletzt ſei, daß es ſchlimm mit ihm ſtehe. Sie wußte Alles.

Bebend und wie im Traum beſtieg ſie die Droſchke, die Auguſt's Kamerad ihr mitgebracht hatte und die ſie zu einem alten Studentenquartier führte.

Kaum vermochte die Alte die Treppen hinanzuſteigen, und als ſie eintrat — da lag er ausgeſtreckt auf dem Bett, bleich, mit geſchloſſenen Augen.

Die Bruſt war blutig. Der Hieb war ihm in die Lunge gegangen.

Sein Gegner B. ſaß im Nebenzimmer und rang die Hände.

Die Alte konnte nicht ſprechen.

Noch lebte er. Er ſchlug die Augen auf.

„Mutter, Mutter, verzeih' mir!“ röchelte er mühſam hervor, während einer der Kameraden ihm den bleichen Kopf unterſtützte.

Für Jeden, der es hören mußte, war es herzzerreißend.

Am anderen Morgen war er todt.

Arme alte Mutter! Den die Studenten Dir erzogen, den haben ſie Dir auch wieder abgefordert.

Sie legten ihn in einen Sarg, der mit den Farben der Corporation geſchmückt war. Die bunte Mütze gaben ſie ihm mit in's Grab.

Wie betäubt ſaß die Mutter Tag und Nacht an der Leiche, ſtreichelte die kalten Hände des Sohnes und ſtrich ihm das Haar aus der Stirn.

Sie zogen dahin in großem Zuge, hunderte von Studenten aller Verbindungen. Die Fackeln brannten. Seine Landsleute trugen ihn. An dem Grabe ſangen ſie das alte Lied:

„Iſt einer unſ'rer Brüder nun geſchieden,
Vom blaſſen Tod gefordert ab,
So weinen wir und wünſchen Ruh' und Frieden
In unſ'res Bruders ſtilles Grab.
Wir weinen und wünſchen Ruhe hinab
In unſ'res Bruders ſtilles Grab.“

Das iſt die Geſchichte der alten Studentenaufwärterin.

Aus der Hauptſtadt.

Zur Jahreswende. — Ein Blick in den Guckkaſten des alten Chronos. — Ein „General der Pianoforterie“. — Im „Reiche des Lichts“. — Culturhiſtoriſches und Anderes von der Beleuchtungs-Ausſtellung. — Das „Licht“ im Juſtizpalaſt. — Der Proceß Blagowo und Conſorten. — „Noblesse oblige“ und der Tanz um das „goldene Kalb“. — Eine Sylveſterpredigt. — Die Zucchi geht und Maſini iſt gekommen. — Woher die Mondfinſterniß entſtand?

St. Petersburg, im Januar.

Das alte Jahr iſt hinabgeſunken in das Meer einer angeblichen Vergeſſenheit und das neue iſt heraufgeſtiegen aus dem Paradieſe angeblicher Hoffnungsfreudigkeit. . . . Zwiſchen dem Heute und dem Geſtern liegt ein Haufen bisweilen bezahlter Rechnungen; liegt eine Liſte glücklich überſtandener Viſiten, die dem Empfänger vielleicht noch läſtiger waren, als dem, der ſie machte; liegt ein Berg von Trinkgeldern; liegt das Bewußtſein, daß man das „Alte“ doch nicht ſo leicht vergeſſen kann und daß das „Neue“ dem Alten eigentlich verzweifelt ähnlich ſieht — weiter hat's doch eigentlich nichts auf ſich mit dem viel beſungenen und viel beſprochenen Jahreswechſel.

„Rrrrr“ macht Gott Chronos, der Guckkaſtenmann auf dem Jahrmarkt und dem Tummelplatz der Geſchichte und — das „andere Bild“ iſt ganz das gleiche.

Oder meinen Sie nicht? Glauben Sie wirklich, daß das neue Jahr nicht die directe, gleichförmige Fortſetzung des alten iſt, mit ſeinen alten Schulden, Verbindlichkeiten, Miſèren und Dummheiten und all' den anderen lieblichen Dingen, die wir erblicken, wenn wir in der Sylveſternacht in jenen Guckkaſten neugierig hineinſchauen?

Noch immer weiß Jedermann, wo ihn der Schuh drückt, der in der Nacht vom 31. December auf den 1. Januar durchaus nicht weiter und bequemer geworden; noch immer beneidet A. den B. und ſpöttelt B. über den A., und Beide thun das Eine und Andere nach einem Blick in die Neujahrsnummer des „Prawitelſtwenny Weſtnik“ noch mehr als früher; noch immer prallen philoſophiſches Raiſonnement und brutale Wirklichkeit hart auf einander; noch immer liegen Wollen und Können im Widerſtreit mit einander; noch immer ſchreibt man „Frieden“ und meint man „Krieg“; noch immer purzelt unſer Cours und treibt er „dort unten“

ſein Weſen, wo es nach Schiller „fürchterlich“ ſein ſoll; noch immer ſitzt Ferdinandus Naſo auf ſeinem Thrönchen und ſpielt „Königliche Hoheit“ um Soldaten u. dgl.

Was in aller Welt iſt denn alſo eigentlich anders geworden? . . .

Doch — Eins iſt anders geworden: Herr Anton Rubinſtein iſt Wirklicher Staatsrath geworden und hat das Prädicat Excellenz erworben.

Wir haben nun alſo auch unter den Clavierſpielern einen „General“. Früher hieß es von Rubinſtein, er ſei der Fürſt unter unſeren Claviervirtuoſen, wie einſt Jules Janin, der berühmte Pariſer Kritiker und Eſſayiſt, «le prince de la critique» genannt wurde; nunmehr iſt Herr Anton von Rubinſtein der Wirkliche Staatsrath unter den Pianiſten und es bleibt nur abzuwarten, ob auf den Affichen nächſtens zu leſen ſein wird: „Am ſo und ſo vielten wird Se. Excellenz Anton Grigorjewitſch Rubinſtein die Gewogenheit haben, im Saale der Adelsverſammlung ein Concert zu geben ꝛc.“

Es war das jedenfalls eine der intereſſanteſten Notizen, mit denen uns der „Prawitelſtwenny Weſtnik“ überraſchte. . . .

. . . Und im Uebrigen begann das neue Jahr äußerſt lichtvoll, wie das alte leuchtend und ſtrahlend zu Ende ging.

* * *

In der That, wir leben ſeit dem 20. December im „Reiche des Lichts“. . . Und während Journaliſten, Nationalökonomen, Induſtrielle, Kaufleute und Hausfrauen, die Einen als gleichgiltige Principienreiter, die Anderen als hoffnungsvolle Speculanten, die Dritten als finſter blickende und ſeufzende Steuerlaſtthiere, ſich mit der Frage von der Beſteuerung des Lichtes beſchäftigen, mit den Projecten einer Acciſe auf Petroleum, Stearinkerzen, Zündhölzchen — läßt Alles, was ſolches zu thun im Stande iſt, noch einmal recht gründlich ſein Licht leuchten.

Freilich der Weihnachtsbaum iſt längſt ſchon verlöſcht; der helle Glanz der Läden und Magazine hat ſich etwas getrübt, in Uebereinſtimmung mit dem Ausdruck, den die Luxuswaarenhändler vor und nach Weihnachten zeigten; das Licht, das in der Politik aufleuchtete, das Dunkel, den Zweifel, das Mißtrauen zerſtreuend, es nimmt ſich eigentlich auch nach wie vor ſo aus, wie das einer in Folge mannigfacher Luftſtrömungen unruhig hin und her flackernden Talgkerze — aber im „Salzdepot“, da iſt's noch immer hell und licht, da leuchtet's und glüht's und ſtrahlt's noch immer.

Am 20. December wurde die ſchon lange beſprochene und in Ausſicht geſtellte, immer aber wieder verſchobene „Ausſtellung für Naphtha-Induſtrie und Beleuchtungsweſen“, die die „Kaiſ. Ruſſ. Techniſche Geſellſchaft“ veranſtaltet, endlich eröffnet, dem Specialiſten zur Belehrung, dem Laien zum Vergnügen und Genuß.

Denn ein Vergnügen iſt der Rundgang durch die allabendlich um 7 Uhr in Lichtfluthen unzähliger Arten erſtrahlenden Hallen, Säle, Zimmer und ſelbſt Keller des Gebäudes des „Salz-Depots“, wo dieſe bei uns erſte Ausſtellung ihrer

Art ihren Platz gefunden. . . . Ein Vergnügen und Genuß ist's, sich einmal so recht im „Reiche des Lichts" ergehen zu können, in unseren Tagen, wo das Dunkel und der Obscurantismus, in buchstäblichem und figürlichem Sinne, sich so breit machen; wo es um 3 Uhr schon zu dämmern beginnt und wo es überhaupt so wenig Lichtvolles giebt.

. . . Wenn's 7 Uhr schlägt und der Leben und Wärme spendende Ruf des Ausstellungscomités erschallt: „es werde Licht!", dann ist's von großem Interesse, dem schönen, eigenartigen Schauspiel beizuwohnen, wie in wenigen Minuten Alles aufleuchtet, angefangen bei der decorativen Gas-Illumination vor dem Portal bis zum kleinsten Lämpchen in einem beliebigen Ausstellungsraum. . . . Wir wohnen nicht dem „Kampf um's Licht" bei, der so alt ist wie die Welt selbst, sondern dem „Kampf des Lichts", der so recht erst ein Kind der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit seinen gewaltigen Errungenschaften auf den Gebieten der Physik, der Chemie, der Technik ist.

Denn, obschon der verehrte Präsident der Technischen Gesellschaft, General Kotschubei, bei der Eröffnungsfeier ausdrücklich betonte, es handele sich hier nicht um Concurrenz, nicht darum, daß ein Beleuchtungsmittel über das andere den Sieg davon tragen solle, um auf Kosten der übrigen weiter vervollkommnet zu werden, so drängt sich der Gedanke, Vergleiche anzustellen, dem Besucher doch sofort auf. Aber er versuche es nur: nach wenigen Augenblicken schon muß er „passen", denn von allen Seiten ergießen sich Lichtströme über ihn, die zusammenfluthen zu einem Meere von Licht, das dabei doch nicht blendet, sondern ein wohlthuend harmonisch abgeklärtes ist: Elektricität und Steinkohlengas; Naphthagas und Petroleum, andere Gase und Oele, Spiritus und Benzin, Naphthalichte, Stearin- und Wachskerzen, Talglichte und Palmlichte ꝛc. ꝛc. — was des Menschen Geist aufgefunden und ersonnen hat, sich die Nacht und das Dunkel vom Leibe zu halten, es sendet seine Strahlen aus, um einen stellenweise geradezu feenhaften Gesammteindruck hervorzubringen. . . . Nur die riesenhaften, complicirten Leuchtthurm-Laternen mit ihren kostbaren Reflector-Apparaten, die das Licht auf Werste hinaus auf die mit Verderben drohende Meeresfläche werfen — blicken spöttisch in diese Lichtfluth hinein, die sie siegreich durchdringen, wie sonst Nebel und Nachtgraus. . . .

Am schönsten macht sich der zweite Saal, den die Gas- und Naphtha-Industriellen zum Tummelplatz ihrer Lichtorgie erkoren haben. Was unsere städtische Gasbeleuchtungs-Gesellschaft unter Umständen leisten kann, das beweist sie hier mit ihrem großen, reizend aufgeputzten und matt bronzirten gußeisernen Pavillon, der besäet ist mit Gashähnen aller Art, mit hundertlei Lampen und Laternen und buntfarbigen Lampions. . . . Und Lampen und Lampions und Candelaber strahlen uns in Guirlanden, Bouquets, in Gruppen und einzeln auch von den Wänden entgegen; dazwischen Vitrinen, Kiosks, Pyramiden mit Lampen und wieder Lampen und mit allen brennenden Erzeugnissen der Naphtha-Industrie Rußlands und Amerikas, deren Materialien und verschiedene Zweige wir im ersten Saal kennen lernten. . . .

Neben inländischen Firmen, wie die der großen Naphtha-Industriellen Nobel, Nagosin, Schtscherbakow, oder wie die Handlungshäuser von Kumberg, von Junker u. Co., von Stange u. Co., die alle aus der Industrie der Beleuchtungsapparate, angefangen bei dem Küchenlämpchen und der Stalllaterne bis zum stylvollsten, kostbarsten Kronleuchter und würdigsten Kirchencandelaber, eine Specialität ihres Geschäftsbetriebes gemacht, begegnen wir in den beiden ersten Sälen auch ausländischen Namen und Fabrikstempeln, wie z. B. denen von „Leclercq, Bailly, Fonteneau u. Cie." in Paris, die verschiedene zierliche Oefchen und prunkende Kamine ausgestellt haben. Dieselben werden mit Gas erheizt; sie wärmen allerdings in beträchtlichem Maße, aber sie leuchten nicht und sie summen und prasseln und knistern nicht. Wie poesielos dieser Kamin im traulichen rothen Salon! Anstatt des lohenden Feuers und der glühenden Kohlen und der glimmenden Asche eine Wärme ausstrahlende gewellte Kupferplatte. Voilà tout! Vor solch einem Kamin hätte Marvell sicher nicht seine sinnigen „Träumereien eines Junggesellen" schreiben, Dickens vor einem solchen Herd nicht sein reizendes Märchen „Das Heimchen auf dem Herd" dichten können. . . .

Daß in diesem Saale keine unerträgliche Hitze herrscht, das ist dem Umstande zu danken, daß für gute Ventilation gesorgt ist und daß inmitten desselben ein Springbrunnen seinen melodisch plätschernden Wasserstrahl unaufhörlich aufwirft. . . .

Vom Nebensaal her tönt das Surren, Schwirren, Sausen der Locomobilen, dynamo-elektrischen und anderen Maschinen, die viele der hier leuchtenden Kräfte erzeugen; aber nicht so laut tönt es, daß man nicht den überall und jederzeit liebenswürdig gebotenen Aufklärungen der mit Rosetten geschmückten Führer und Anordner folgen könnte; wie denn überhaupt für Ordnung und Bequemlichkeit und — Sicherheit ausreichend gesorgt ist. Die blinkenden Helme der Feuerwehrposten, die immer wieder auftauchen, die Inschriften hier und dort: „Ausgang für den Fall eines Brandes" mögen die inmitten dieser Massen von Brennmaterialien Herzklopfen bekommenden furchtsamen Gemüther beruhigen. . . .

Vielleicht heimelt diese mehr die fast dunkle Stalaktiten-Grotte an, in die wir uns plötzlich versetzt sehen und in die wir durch einen nur von Bergmannslämpchen matt erleuchteten imitirten Steinkohlenschacht gelangen, wo nebenan auch eine Dunkelkammer für Photographen sich befindet, gewiß nicht zum Besten der sonst erzielten Illusion? Doch nein — einen Schritt weiter und sie sind gar — in einem veritablen Pulverkeller! . . . Wir lesen so oft von Explosionen in unseren Pulverfabriken. Häufig genug mögen sie nicht blos in den Laboratorien entstehen, sondern auch in Pulverkellern, denn die hier auf der Ausstellung zur Anwendung gelangte Beleuchtungsart des unheimlichen Raumes — übrigens will ich Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß die Fässer alle leer sind — soll von unserem Artillerie-Ressort noch nicht acceptirt sein, obschon sie die allein absolut ungefährliche ist: sie besteht nämlich im Anstrich der Fässer, Wände, Trichter ꝛc. mit einer phosphorescirenden Farbe. Der Effect, den diese und andere selbstleuchtende Gegenstände gewähren, ist ein ganz überraschender. . . . Da findet der spät heimkehrende

Gatte leicht den Nachtleuchter und braucht nicht zu fürchten, durch einen ungeschickten Griff was umzuwerfen und durch den Lärm das Signal zum Beginn der Gardinenpredigt zu geben; dort leuchtet in dunkler Sturmesnacht der Wegweiser dem Wanderer entgegen mit deutlich lesbarer, Obdach anzeigender Inschrift; hier — doch hier sind wir wieder mitten im „Reiche des Lichts" und der Lichte.

Wir wohnen der Arbeit der Lichtzieh-Apparate der Shukow'schen Stearin-Fabrik bei und sehen, wie die Kerzenmasse zusammengerührt wird und verfolgen den ganzen Proceß der Herstellung der Kerze, bis sie in unglaublich kurzer Zeit schmuck und elegant vor uns liegt: marmorweiß oder buntfarbig, hier spiralisch gewunden, dort einem kleinen Pfeiler gleich; bald mit Blumenranken geschmückt und bald mit Bildchen; in allen Größen und zu allen Preisen. . . . Welch' eine Kluft zwischen diesen Stearinkerzen und jenen Heedesträhnen, die der kleinrussische Bauer in den Tagen des Winters mit selbstgewonnenem, duftigem Wachs umrollt — dem Licht der Hausindustrie! Und wieder zwischen diesem primitiven Licht und dem — Kienspahn, der in eine eiserne Zwinge eingeklemmt über einem Wasserbehälter glimmt und flackert und qualmt, mit der „Koptilka", dem bäuerischen kleinen, cylinderbaaren Petroleumlämpchen nebenan, einen Beitrag liefernd zur Geschichte unserer Dörfer verheerenden Brandmisère. . . . Und dicht daneben wieder die Collectionen von wächsernen Kirchenlichten der Eparchialfabriken von Wladimir und Kursk; Lichte, mannesarmdick und nahezu zwei Arschin hoch, mit stylvollen Mustern in Goldfarben geschmückt, bis zu wenigen Werschok langen, kaum einen Centimeter im Durchmesser haltenden: versetzen uns jene in eine düster-prächtige Kathedrale voll Weihrauchduft und erhebendem Chorgesang während des Hochamts in der Osternacht, so versetzen uns diese an das Sterbebett des Bäuerlein, zu dessen Häupten der arme Dorfpriester Gebete murmelt. . . .

Es liegt ein Stück lebendiger Culturgeschichte Rußlands in all' diesen Lichten und Beleuchtungsmitteln. . . .

Und an Culturhistorischem fehlt's auch sonst nicht: in demselben Saal ist eine äußerst interessante Collection von Leuchtern, Fackelhaltern, Lampen und Laternen aufgestellt, die die K. Akademie der Künste, das Museum der K. Gesellschaft zur Förderung der Künste, die Herren General Kotschubei, Akademiker Botkin, der bekannte Schriftsteller und viel gereiste Asienkenner W. Krestowski u. A. hergegeben haben, um die Entwickelung des Beleuchtungswesens während nahezu 2300 Jahren zu illustriren. Egypten, Griechenland, Rom, das Frankreich Franz' I. und das der Ludwige des 17. und 18. Jahrhunderts, Deutschland, Rußland, Persien, Arabien, Japan, China sind vertreten; das Oellämpchen des Pompejaners und die drachengeschmückte Seidenpapier-Laterne des langzöpfigen Sohnes des Reiches der Mitte; die kunstvoll durchbrochene Bronze-Ampel des Persers und die schmucklose Stock-Laterne, die vielleicht bei der Niedermetzelung eines Hugenotten geleuchtet; der prächtige, einen auf einer Schildkröte stehenden Kranich darstellende Kupferleuchter des Japaners (ein Unicum, beiläufig bemerkt) und die thönerne Leuchte des Etruskers, der schmiedeeiserne Kirchencandelaber aus Nowgorod, mit seltsam orientalischer

Ornamentik, und die aus Marienglas zusammengesetzte Laterne aus den Tagen Peter's des Großen — welche bunte Mannigfaltigkeit! . . . Und drüben, an der anderen Schmalseite des Saales: die glanzvolle Ausstellung der Firma Stange: — welch ein Contrast! . . .

Natürlich fehlte hier in der Weihnachtszeit auch nicht der liebe Christbaum. In der Mitte eben dieses Saales erhob er sich, eine gewaltige, hochragende Edeltanne, schön aufgeputzt mit Glühlämpchen, Wachskerzen, Stearinlichtchen, Leuchtgaskugeln — eine kleine Beleuchtungsausstellung für sich.

* * *

Doch genug. . . . Für den Auswärtigen könnte eine ausführlichere Beschreibung kaum von Werth sein, und einen orientirenden und detaillirten sachlichen Bericht zu liefern, liegt außerhalb der Bestimmung dieser Plauderei und der Aufgabe der „Nordischen Rundschau".

Dem Leser mögen diese kurzen Aperçus genügen, wie sie sich dem Besucher der auch heute noch immer geöffneten Ausstellung darbieten, wenn er hingeht ohne vorgefaßten Zweck — lediglich, um zu schauen und zu genießen.

Sollte Jemand Appetit nach mehr haben, nun, so mache er es wie jener Engländer, der eines Abends in den ersten Tagen des Januars per Courierzug hier eintraf, sofort die Ausstellung besuchte, am nächsten Morgen zum zweiten Mal hinging und wenige Stunden später wieder nach London abdampfte. . . .

Und so wollen wir denn auch die Wanderung nicht fortsetzen und weder das Dunkelzimmer für photometrische Bestimmungen uns genauer ansehen, noch die wahrhaft ideal beleuchtete Schulklasse, wo es einmal wirklich Licht ohne Schatten giebt, weil das Licht ein gleichmäßig reflectirtes ist; noch das Zimmer mit der Laterna magica in größter Vollkommenheit und den wunderbaren Bildern, die sie auf die Wand zaubert; noch auch das reizende Arbeitscabinet mit seiner stylvollen Einrichtung und der vornehmen elektrischen Beleuchtung durch Glühkerzen-Lampen aller Art, die bald ein von der Decke herabschwebender Adler in seinen Krallen hält, bald an einem Lesepult aufleuchtet, bald am Schreibtisch angebracht ist, bald von einem Spiegeltisch aus ihre Strahlen aussendet, oder aus einem „Makart-Bouquet" magisch herausstrahlt. . . .

Aber im „Reiche des Lichts" wollen wir trotzdem bleiben und einen Ort wollen wir aufsuchen, wo uns ebenfalls über manche Dinge ein Licht aufgesteckt wird und wo es mitunter fürchterlich tagt — den Justizpalast, vor dessen Assisen in den letzten Tagen des alten Jahres, wie bereits in dem letzten Briefe „Aus der Hauptstadt" erwähnt wurde, ein in culturhistorischer und socialphysiologischer Hinsicht äußerst interessanter Proceß verhandelt wurde gegen die Herren Blagowo, Polewoi und Kudrjawzew einerseits, die dunklen Existenzen Gutner, Will und Dubrowitsch andererseits.

* * *

Wer ein Freund ist von Verallgemeinerungen und philosophischen Schlagwörtern und Standpunkten, der könnte diesen Sensationsproceß, der die Corridore

und Zuhörer-Tribünen des Bezirksgerichts wieder einmal in die Foyers und den Zuschauerraum eines Theaters bei einer interessanten Première verwandelte — der könnte ihn als eine eigenartige Illustration zum chevalerésken französischen Dictum «noblesse oblige» bezeichnen, als eine Illustration, die uns die Kehrseite der Medaille zeigt; oder als einen Beitrag zur Signatur unserer «jeunesse dorée», oder aber, wenn er alle sechs Helden der scandalösen Affäre über einen Kamm scheeren und unter einen Generalnenner bringen will, als eine Episode aus dem Tanz um das goldene Kalb im 19. Jahrhundert.

Denn wohl lassen sie sich unter einen Generalnenner bringen, die Herren Cornet a. D. Blagowo, Stabsrittmeister a. D. Kudrjawzew und Generallieutenant a. D. Polewoi einerseits und die Disconteure falscher Wechsel und Wucherer Gutner, Will und Dubrowitsch andererseits. Und dieser Generalnenner ist das — Geld; dasselbe Geld, von dem schon Sophokles sang:

„Geld lehrt die Menschen aller Ränke Fertigkeit,
Sich auf Verruchtheit jedes Frevels zu verstehen. . . ."

Denn weshalb saß dieses Doppeltriumvirat auf der Anklagebank? Das erste Triumvirat hatte im Laufe von vier oder fünf Jahren für 150,000 Rbl. Wechsel gefälscht; das zweite dieselben discontirt. Und was glauben Sie, was die drei Lebemänner im Jünglings-, Mannes- und Greisenalter von den Disconteuren, die natürlich sofort wußten und erkannten, daß die Wechsel gefälscht waren, erhalten haben? Summa summarum — 15,000 Rbl.! Also nur 10 pCt.! Und auch diese nicht einmal baar, sondern zum Theil in Form von Pelzrotunden, Bracelets, einem Pelzmantel und dgl., denn Dubrowitsch z. B. war nicht blos Wucherer und Pfandverleiher, sondern auch Pelzschneider.

Blagowo, der junge Cornet a. D., auf dessen reichen Onkels Namen Bataschew die meisten Wechsel gefälscht waren, legte sehr umfassende Geständnisse ab und machte auch u. A. sehr interessante Aussagen darüber, wie die Betrüger von den Betrügenden beschnitten und geprellt wurden. Auf die Frage, ob er sich nicht erinnere, wie viel er und seine beiden Genossen für jeden gefälschten Wechsel erhalten, antwortete er:

„Ungefähr war das so: für einen Wechsel von 10,000 Rbl. erhielten wir 400 Rbl., für zwei Wechsel im Gesammtbetrage von 15,000 Rbl. — 70 Rbl. baar, zwei Rotunden und einen Mantel mit Biberkragen; für 8 Wechsel, auf 70,000 Rbl. lautend — 1500 Rbl. in kleinen Posten und Sachen; ein Wechsel von 10,000 Rbl. wurde in einer Leihkasse für 60 Rbl. versetzt."

Jenen Wechsel von 70,000 Rbl. hatten die Disconteure ihrerseits für — 42,000 Rbl. weiter begeben! . . . General Polewoi versetzte zweimal seine Pension und Emeritur. . . . Mit der größten Indifferenz und Leichtfertigkeit erklärte Kudrjawzew vor Gericht: er habe von nichts Schlechtem gewußt und in Allem fest Blagowo vertraut; er, der 35jährige welterfahrene Mann, dem 25jährigen Jüngling! . . . Welche Einblicke in unsere heutige Gesellschaft gewähren Einem solche dürre, nackte Thatsachen; welche Perspectiven eröffnen sich da!

Nur mit ihnen wollen wir uns kurz beſchäftigen; denn juridiſch iſt ja der Proceß weiter nicht von Intereſſe und die Schuldigen hat die Strafe ſchon ereilt, obſchon einige von ihnen dieſer Tage eine Caſſationsklage eingereicht haben.

* * *

Gar traurige Einblicke und Perſpectiven ſind es. Sie belehren uns, daß wir heute nur dem Genuß des Augenblicks und dem Augenblick des Genuſſes leben, um im Genuß nach neuer Begierde zu verſchmachten. . . . Geld, Geld und wieder Geld! . . . Jene 6 Leute ſind ja keine Ausnahmeerſcheinung; ſie ſind Typen, Prototypen einer Geſellſchaft, die zum Theil das Geld nur um des Genuſſes willen, zum Theil um ſeiner ſelbſt willen und ſchließlich doch wieder nur um des Genuſſes willen liebt. . . . Es iſt rein, als hätte ſich für ſolche Leute die ganze Menſchheit in nur zwei Gruppen getheilt: in Käufer und Verkäufer, in Nehmer und Geber, in Anbietende und Nachfragende; und die Waare — ſie iſt die Menſchenwürde und die Menſchenehre. . . . Alle Erfolge, Triumphe, jeder moraliſche Fall — iſt ein Sieg der Geldes über das Menſchliche in ſeiner edleren Bedeutung. Nie war das Geld ſo entwerthet — und nie ſpielte es eine ſo gewaltige Rolle. Wer welches beſitzt — hat Alles, kann Alles, bedeutet Alles! Wer keins hat — iſt nichts, kann nichts. . . . Iſt denn nicht die famoſe „Stufenleiter der moraliſchen Achtung", die der Herr Profeſſor der Logik und Pſychologie (auch das noch!) und derzeitige Rector der Univerſität zu St. Petersburg, Geheimrath Wladislalew conſtruirt hat und von der Sie in der „Revue ruſſiſcher Journale" im letzten Heft der „Nordiſchen Rundſchau" leſen konnten — iſt ſie nicht ſchließlich auch auf dem Boden eben dieſer Ideenwelt entſtanden? . . .

Haſt Du Geld, Geld „wie Heu" — einerlei, woher es ſtammt — ſo unterwirft ſich Dir Alles, ja, blickt gar mit Bewunderung zu Dir hinauf. Du biſt der Abgott des Buffet-Kellners, der Götze der ſchwarzäugigen Zigeunerinnen-Schaar, das enfant chéri der franzöſiſchen Cocotte, der Popanz des Lakaien und das ſanft geſtreichelte Milchvieh des „Disconteurs" . . . Lebe und laſſe leben in vulgärſter und cyniſchſter Weiſe; tritt Alles mit Füßen: Ehre, Tugend, Humanität und Menſchenwürde — wirf die Silberlinge und Goldſtücke auf das Niedergeborene, ſo jauchſt Dir Alles zu! Und der Sinnengenuß für Geld und um des Geldes willen, hier bis zur teufliſchſten Raffinerie ſich zuſpitzend, dort zur nackten thieriſchen Rohheit entartend, die beide, Raffinerie und Rohheit, ſich ſchließlich aber doch ſchweſterlich die Hände reichen — er raſt und taumelt hin und reißt mit ſich fort, was nicht feſt ſteht, wie er mit ſich riß die Blagowo, die Kudrjawzew und die Polewoi und die anderen Alle, die in den letzten Jahren vor unſeren Geſchworenen ſtanden und noch ſtehen und ſtehen werden, als Diebe und Wechſelfälſcher, Bankrotteure und Kaſſendefraudanten und Bankräuber. Träger guter Namen, von guter Bildung, geehrt und geachtet ſo lange — bis der zu Waſſer gehende Krug einmal brach.

Der Typus des Hochſtaplers von obſcurer Herkunft und der des moraliſch total verderbten Sohnes aus guter Familie — ſie werden immer häufiger; und

als Bindeglieder zwischen Beiden stehen der Wucherer da und die Dirne; der blutsaugerische Wucherer im Frack und von guter Position und der — im fettglänzenden, zerschlissenen Rock, der keine anderen Treppen kennt, als die Hintertreppen; und die blutsaugerische Dirne in Sammet und Seide und im funkelnden Diamantgeschmeide, in der Beletage der theuersten Theater und im Coupé auf Gummirädern, und die — im grellbunten Flitterstaat, hungernd und durstend, im „Tingeltangel" im unzüchtigen Tanz hinrasende . . .

Ce n'est que le premier pas, qui coûte — sie Alle wissen davon ein Lied zu singen, denen die geldklappernde und goldblinkende Signatur des Lebens der Großstädte unserer Tage es so leicht macht, ein Ende mit Schrecken zu finden im Gerichtssaal, auf der Hospitalpritsche, in der Gosse oder am Baumast. Davon wußten auch die Acten des Processes der Herren Blagowo, Kudrjawzew und Polewoi zu erzählen. . . . Und diese Erzählung war eine gewaltige Sylvesterpredigt für die Residenzbevölkerung.

Ob sie was fruchten wird?

* * *

Ach — unsere Processe fruchten ja so gar wenig: sie helfen nur die Langeweile todtschlagen für einige Zeit, bis wieder etwas Neues kommt. . . . Und wann kommt bei uns denn nicht etwas Neues? — Wie konnte man sich lange bei dieser alltäglichen Affaire aufhalten, wenn es galt, das Abschiedsbenefiz der „göttlichen" Virginia Zucchi mit verherrlichen zu helfen, der dieser Tage für viele, viele Tausende Edelsteine und Gold und Blumen dargebracht wurden, und der Eröffnung der italienischen Opernstazione des S-r Lago im „Theater Panajew" beizuwohnen, die nun endlich wirklich begonnen hat, und gar unter Mitwirkung des echten, unverfälschten „himmlischen" Masini, der das „Einzigthum" des angeschwärmten Fiegner in der russischen Hofoper so in Frage stellte und in den Herzen der Damen vom Tenoristen-Cultus eine so schmerzliche Zwiespältigkeit bewirkt hat. Denn die da „Hie Fiegner!" rufen, die erinnern sich, daß ihnen einst Masini der Inbegriff aller Seligkeit war, und die da jetzt entzückt „Hie Masini!" schreien, die sind dessen eingedenk, daß vor wenig Wochen noch drei Tacte, von Fiegner gesungen, für sie die Bedeutung eines „Sesams" hatten, das ihnen die Pforten des Paradieses erschloß. . . . Ja, «donna è mobile» — wie derselbe Masini so entzückend schön in „Rigoletto" singt, und «souvent femme varie», wie derselbe Fiegner es ihm so wonnevoll nachsingt.

Mögen die Fiegnerianerinnen und die Masinistinnen selbst zusehen, wie sie die große Frage entscheiden: wir übrigen Sterblichen freuen uns, wenn wir den Einen oder den Anderen überhaupt nur zu hören bekommen. Denn dahin zu gelangen ist eine Aufgabe, vor der selbst Herkules zurückgescheut wäre, falls er nicht weitgehende Verbindungen und Geld, sehr viel Geld besessen. Denn hier, „in diesen heiligen Hallen", genügt eben mitunter auch das Geld allein noch nicht.

Was aber die Balletomanen von der Gruppe der Zucchisten nunmehr beginnen werden — das vermag ich eben so wenig zu künden, wie die Entscheidung

jener muſikaliſchen Streitfrage vorauszuſagen. «La stella degli stelle danzante» — „Der Stern der tanzenden Sterne“ leuchtete dieſer Tage ja zum letzten Male auf; ſo hell, ſo ſtrahlend, daß, wie jene nun verwaiſten, tiefſinnig die Köpfe hängen laſſenden Balletomanen erklären, nur aus eben dieſem Grunde an jenem verhängnißvollen Datum der Mond ſelbſt total verfinſtert erſchien.

Die Verfinſterung, die weit „preiswürdiger“ ausfiel, als die der Sonne im Auguſt v. J. und die manchem Dutzend Privat-Aſtronomen in jener bitterkalten Nacht eine erfrorene Naſe eintrug — die haben ja wohl auch Sie beobachten können. Aber den Grund und die Veranlaſſung zu derſelben haben Sie in Ihrer Naivität wahrſcheinlich in der Richtung des Erdſchattens geſucht. Nun aber wiſſen Sie es beſſer und ich kann daher beruhigt ſchließen.

J. Norden.

Druckfehlerberichtigung. In Heft 1 der „Nord. Rundſchau“, im Briefe „Aus der Hauptſtadt“ bitten wir zu leſen S. 78 Z. 6 von oben nicht „laß“, ſondern „biſt“; und S. 83 Z. 15 und 19 von oben beide Male nicht „Erna“, ſondern „Emma“.

J. Norden.

Revue russischer Journale.

Русскій Архивъ (Russisches Archiv). Herausgegeben von Peter Bartenow Jahrgang 1888. Heft 1. Moskau. Universitäts-Druckerei am Strastnoi-Boulevard.

Das vorstehend genannte Journal, welches uns in diesem Jahre zum ersten Mal zur Besprechung zugegangen ist, verfolgt augenscheinlich vorwiegend wissenschaftliche Zwecke auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtsforschung, indem es sich bemüht, Materialien und Quellen zu sammeln und weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Es wird daher mehr dem Historiker von Fach, als dem Laien eine Fundgrube interessanten Stoffes sein und letzteren nur so weit interessiren, als auch ihm der Sinn. für historische Detailfragen, biographische Skizzen und dergl. offen ist. Wir werden uns aus diesem Grunde bei der Besprechung dieser Monatshefte darauf zu beschränken haben, nur dasjenige aus denselben hervorzuheben, was auf die Theilnahme weiterer Kreise zu rechnen hat, und des Uebrigen nur kurz zu erwähnen. Den Anfang des Heftes bildet ein kleiner historischer Quellenbeitrag zur Geschichte der Prinzessin Auguste von Würtemberg, der indeß auch nach einer anderen Seite hin Interesse verdient, indem er uns in dem deutschen „Briefwechsel der Kaiserin Katharina II. mit Reinhold Wilhelm von Pohlmann" die große Herrscherin als ungezwungene Briefstellerin im schlichten Ton einer sorgsamen Familienmutter zeigt. Die Briefe — 8 an der Zahl — sind der Redaction des Journals durch die Liebenswürdigkeit des ehstländischen Ritterschaftssecretairs Harald Baron Toll zur Verfügung gestellt worden. Die Original-Briefe werden bei Frau von Pohlmann, geb. v. Brevern, aufbewahrt, deren verstorbener Gatte der Neffe und Erbe des Generals von Pohlmann war. Der Jägermeister General-Lieutenant Reinh. Wilh. v. Pohlmann (1727—1795), an den die Briefe der Kaiserin gerichtet sind, der einstige Obercommandirende in Zarskoje Sselo und der Freund des Fürsten G. G. Orlow (der das Schloß Lohde in Ehstland besaß und zeitweilig daselbst lebte), besaß das Lohde benachbarte Gut Lewer und war allem Anschein nach schon Wittwer, als er sich in Lohde als Wächter über die Ruhe der Prinzessin Auguste von Würtemberg installiren mußte. Ueber diese schöne, aber unglückliche Prinzessin sind eine Reihe von Romanen in

deutscher, französischer und englischer Sprache erschienen, in denen sie fälschlich als das Opfer der Eifersucht der Kaiserin Katharina wegen des Grafen Mamonow hingestellt und der Letzteren die Schuld an ihrem gewaltsamen Tode beigemessen wird. Die Briefe, die aus den Jahren 1787 und 1788 stammen, sind im Ganzen nicht sehr umfangreich und bieten auch inhaltlich nur ein verhältnißmäßig spärliches Material. — Der zweite Artikel von W. S. Ikonnikow behandelt „den dirigirenden Senat unter der Kaiserin Katharina II.", der dritte bietet Tagebuch-Aufzeichnungen von Th. Mirkowitsch aus dem Jahre 1812, der folgende Memoiren von N. N. Murawjew-Karski aus dem Jahre 1821 und der letzte größere Artikel endlich bringt den Anfang einer Biographie des Feldmarschalls Fürsten A. J. Barjatinski aus der Feder A. L. Sissermann's.

Русская Старина (Russisches Alterthum). Historische Monatsschrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Semewski in St. Petersburg. Januar-Heft 1888.

Als den bedeutendsten Beitrag dieses Heftes wünscht die Redaction selbst offenbar denjenigen angesehen zu wissen, dem sie im Inhaltsverzeichniß die erste Stelle eingeräumt hat, obwohl er in der Artikelfolge des Heftes selbst erst gegen Ende seinen Platz gefunden. Es ist das ein Beitrag literarischer Art, die Veröffentlichung einer Reihe von neu aufgefundenen Strophen aus dem berühmten Puschkin'schen Roman in Versen: „Eugen Onegin" unter dem Titel „Die Reise Onegin's". In diesen Strophen, welche ursprünglich dem Plane des Gedichts nach das 8. Capitel des Romans bilden sollten, von dem Dichter aber aus verschiedenen Rücksichten bei der Veröffentlichung desselben fortgelassen wurden und verloren schienen, bis ein glücklicher Zufall sie kürzlich wieder an's Licht brachte, in diesen Strophen nun wird eine Reise Onegin's durch Rußland geschildert, wobei es an witzigen und boshaften Seitenhieben nicht fehlt. Mittlerweile ist dieser werthvolle literarische Fund auch durch die Tagespresse bereits dem größeren Publicum zugänglich gemacht worden.

Der erste Artikel des Heftes unter der Ueberschrift „Der 8. September 1862" (Aus den Erinnerungen eines Zeitgenossen) schildert die Feier der Errichtung des Denkmals in Nowgorod zum Gedächtniß des tausendjährigen Bestehens Rußlands mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten. Ein anderer beschäftigt sich mit der großen Hungersnoth im Norden Rußlands während des Jahres 1868 und giebt an der Hand persönlicher Aufzeichnungen aus jener Zeit ein erschütterndes Bild des Elends und der Noth, wie sie speciell im Archangelskschen Gouvernement in jenem Schreckensjahre unter der mittellosen Bevölkerung herrschten. Der Artikel M. A. Koltschin's über „Die Verschickten und Inhaftirten im Gefängniß des Ssolowetzkischen Klosters", den wir bereits mehrfach erwähnt, wird seinem Abschluß entgegengeführt, der im nächsten Heft in Aussicht steht. Der im Januar-Heft vorliegende Abschnitt umfaßt die Zeit von 1826 bis 1850 und charakterisirt an der Hand der Klosteracten die

Persönlichkeiten der während jenes Zeitraums daselbst inhaftirt Gewesenen und ihr Vergehen. Fast ausnahmslos handelt es sich bei Allen nur um drei Kategorien von Verbrechen. Den weitaus größten Theil bilden Religionsvergehen verschiedenster Art, Sectirerei, Lästerungen, Gottesleugnung, Wahrsagerei u. s. w. Darauf folgen Staatsverbrechen, die meist in Schmähungen oder despectirlichen Redensarten über die Träger der Staatsgewalt bestehen, und endlich finden sich auch solche Personen, welche wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit inhaftirt waren. Daß in vielen Fällen die Strafe eine im Vergleich zu der Art des Vergehens äußerst strenge und unverhältnißmäßig hohe gewesen, ergiebt sich deutlich aus dem Umstande, daß gelegentlich einer Revision im Jahre 1835 eine Reihe von Freilassungen und Strafmilderungen eben aus jenem Grunde verfügt wurden. Freilich war auch die Art der Strafmilderung in manchen Fällen immerhin noch eine recht wenig willkommene. So wurden 15 Personen zum Militärdienst als Gemeine begnadigt, eine Strafmilderung, die manchem vielleicht kaum als solche erschienen sein mag.

Aus der Zahl der übrigen Artikel heben wir nur noch die sehr zeitgemäße Abhandlung unter dem Titel „Rußland und Finnland" hervor, in welcher ein historischer Abriß der Geschichte Finnlands vom Nystädter Frieden an bis auf die Gegenwart geboten wird, um die russischen Leser mit der sie meist so fremd anmuthenden eigenthümlichen Verfassung Finnlands in objectiver Weise etwas näher bekannt zu machen. In der Vorrede zu dem Artikel, dessen erster uns vorliegender Theil bis zum denkwürdigen Landtage von Borgoe reicht, d. h. bis zur Einverleibung Finnlands unter das russische Scepter, wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das beste Mittel, um die im Ganzen feindliche Stellung der russischen Intelligenz zu der finnischen Sonderexistenz zu beseitigen, ein objectives Studium der Beziehungen zwischen Rußland und Finnland sei, angefangen von den unmittelbaren Beziehungen der russischen Regierung zu dem finnischen Volk im 18. Jahrh. und geendigt mit der Richtung der Politik Kaiser Alexander's II. in Finnland.

Вѣстникъ Европы (Der europäische Bote). Journal für Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Stassjulewitsch. Petersburg. Januar-Heft 1888.

Das Januar-Heft des „Westnik Jewropy" enthält diesmal verhältnißmäßig viel rein literarische Beiträge, nicht weniger als zwei Gedichte und drei belletristische Arbeiten, von welch letzteren zudem nur eine speciell russischen Charakters ist, während die Novelle „Neues auf alter Grundlage" von Kaschirin auf amerikanischem Boden spielt und der Roman „Am Vorabend des Umschwungs" aus dem Englischen übersetzt ist. Auch die übrigen Aufsätze geben uns für unsere Besprechung diesmal nur eine geringe Ausbeute. Die Abhandlung von P. Popow: „Das erste Vierteljahrhundert der Befreiung der Neger" ist eine Studie, die bei allem Interesse, welches dieser Gegenstand zu erwecken geeignet ist, eine besondere Berücksichtigung an dieser Stelle nicht beanspruchen kann. Mehr Beachtung verdient ein

Aufsatz von A. N. Pypin über „Die Ausländer im moskowitischen Rußland". Derselbe lehnt sich zwar im Wesentlichen an zwei wissenschaftliche Arbeiten von Dm. Zwetajew an, von denen die eine den Titel führt „Aus der Geschichte der fremden Bekenntnisse in Rußland im XVI. und XVII. Jahrhundert" und die andere „Denkmäler zur Geschichte des Protestantenthums" benannt ist. Aber Pypin fügt seinem Referat über diese beiden und einige andere Schriften Zwetajew's so viel eigene Urtheile und selbständige Betrachtungen ein, daß der Artikel auch seinem Umfange nach weit über den Rahmen eines einfachen Referats hinauswächst. Vor allen Dingen nimmt Pypin in seiner Auffassung von der Bedeutung des Einflusses der Ausländer auf die Entwickelung Rußlands in der vorpetrinischen und petrinischen Zeit eine durchaus andere Stellung ein, als Zwetajew. Während Letzterer vom engherzig moskowitischen Standpunkt alles Fremde perhorrescirt, erblickt Pypin in der Heranziehung fremder Elemente nach Rußland das anfangs unbewußte Bestreben, Rußland die westeuropäische Cultur zugänglich zu machen und die Russen selbst zu europäisiren, ein Bestreben, das erst unter Peter dem Großen ein bewußtes Staatsprincip wurde. Er gesteht zwar zu, daß mitunter in Folge einer natürlichen Reaction gegen die übertriebene Exclusivität moskowitischer Verherrlichung genuin-russischen Wesens und Seins in der Werthschätzung und Vorliebe für das Fremde zu weit gegangen wurde, aber er erklärt zugleich auf das Entschiedenste, daß der Versuch einer absoluten Loslösung der russischen Cultur von der westeuropäischen, von dem manche moderne Heißsporne träumen, geradezu ein nationaler Verrath wäre. Im Uebrigen enthält der Aufsatz im Wesentlichen ein Referat über die wechselvolle Geschichte der protestantischen Gemeinde in Moskau von der Zeit ihres ersten Entstehens an, woran sich auch eine kurze Betrachtung der Geschichte des Katholicismus schließt.

Reval, Ende Januar. Chr. Mickwitz.

Vom Büchertiſch.

Allerhand Leute. Von C. P. Roſegger (A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig).

Wiederum hat uns Roſegger ein reizendes Buch auf den Büchertiſch gelegt, ein friſches, fröhliches Buch. Auch in ihm treten uns die bekannten Vorzüge Roſegger's: poetiſche Anmuth, Humor, lebensvolle Schilderung, in glänzendſter Weiſe entgegen, und wir wiſſen kaum, ob wir den loſen Schwänken oder den halb philoſophiſchen Plaudereien den Vorzug geben ſollen. Wenn wir dennoch aus dem Strauße des Gebotenen die ſchönſten Blüthen nennen ſollen, ſo möge der Hinweis auf „Zwei, die ſich nicht mögen", und „Zwei, die ſich mögen", das luſtige, unſeren Leſern ſchon gewiß bekannte „Der Küſter am Kreuze", „Die heilige Katharina", einige Erinnerungen aus Roſegger's Jugendzeit, die Schwänke, „Wunderliche Leute aus der Sagenwelt" und ſchließlich die anmuthigen, lieblichen Plaudereien über Kinder, aus denen der Schimmer unendlicher Herzensgüte leuchtet, genügen. Aus dieſen herrlichen Kindergeſchichten wollen wir den Leſern zwei kleine Proben geben.

Tiroler Knabe.

„Was Du ſo ernſthaft und treuherzig in die Welt hineinlugſt — in dieſe ſchöne, in dieſe gefährliche Welt! Ein gewagtes Spiel beginnſt Du auf der Erde, aber jetzt weißt Du noch nichts davon, und ſollſt auch nichts wiſſen. Wie heißeſt Du denn, Kleiner?"

„Hans."

„Ein ſchöner Name. Was willſt Du denn werden, Hans, wenn Du einmal groß biſt?"

„Fuhrmann!"

„Fuhrmann willſt Du werden? Iſt kein übles Fürnehmen. Als Fuhrmann bringt man es am eheſten vorwärts."

„Ich will auch die Clara-Muhme aufſitzen laſſen."

„Das wird ihr wohl thun, mein Junge. Wenn ſie bis dahin nicht aufgeſeſſen ſein wird. Sie iſt lange genug zu Fuß gegangen, freilich nur vom Hof auf das Feld und wieder zurück, vom Hauſe in die Kirche und wieder zurück,

aber wenn man ihre Tritte und Schritte zuſammenthäte, ſie könnte damit dreimal um die Weltkugel gegangen ſein. — Da haſt Du einen Apfel, Hans, beiß an.“

Während wir da mit dem herzigen Knaben geſprochen haben, ſprechen Andere über ihn. Sein Vater, der Archſeiter, und der Herr Pfarrer.

„Ja, ja, lieber Archſeiter,“ meint der Herr Pfarrer, „auch der Schulmeiſter lobt ihn. Na, na, das merkt man ſchon in der erſten Klaſſe, ob Einer ein helles Köpferl hat. Der Hans muß auf geiſtlich ſtudiren.“

Ein helles Köpferl haben und auf geiſtlich ſtudiren, das ſagt ein Tiroler Pfarrer nur ſo in einem Athem.

„Wenn's der hochwürdige Herr im Ernſt meint,“ antwortete jetzt der Bauer, „daß mein Hans in die Studie gehen ſoll. Koſten thut's freilich viel.“

„Ein geiſtlicher Herr iſt ſein Geld werth,“ ſagt der Pfarrer.

„Daſſelb' iſt wahr,“ giebt der Bauer zu, „ein Geiſtlicher iſt ſein Geld werth.“

Das junge Dienſtdirndl, die kleine Enkelin der Clara-Muhme, hört's, was da geſprochen wird. „Juch, juch!“ ruft ſie, „der Hans wird ein Geiſtlicher, da kann ich nachher zu ihm beichten gehen.“

„Fürwitziges Ding!“ verweiſt dem Mädchen die alte Clara. „Zu ihm beichten gehen! Du weißt noch nichts. Gar nichts weißt, lautmauliger Gründnigl! Hineinſetzen in die Kutten! Und kein Menſch fragt darnach, wie's ihm drinnen geht. Troll Dich weg, Ziefer!“

Einen ſchier derben Stoß giebt ſie der Kleinen. Aber das harte Wort und der Stoß iſt nicht dem Mädchen gemeint, ſondern wem Anderen. Und wie der Pfarrer davon iſt, geht ſie zum Archſeiter, ihrem Bruder, und ſagt: „Jetzt habt's halt wieder einmal brav Gott geläſtert, allzwei! — Geh' her da, Bruder, ſchau an Dein Bübel. Thut Dir nicht das Herz weh, wenn Du denkſt, der kriegt den ſchwarzen Todtenmantel über ſein warmes Fleiſch und Blut, bis er 24 Jahr alt iſt! Den Todtenmantel ſage ich. Iſt's anders?“

„Ich verſteh's nit, Schweſter, was Du ſagſt.“

„Kannſt es auch nit verſtehen. Du haſt Dir von Deiner Jugend bis heut' nichts abgehen laſſen und biſt desweg auch niemalen auf den Gedanken gekommen, wie es wär', wenn's anders wär'?“

„Haſt was gegen den geiſtlichen Stand?“

„Nichts habe ich dagegen. Iſt ein hoher Stand, aber vor dem fünfzigſten Jahr ſoll Keiner eintreten in die heilige Weih', das iſt meine Meinung.“

„Du biſt halt ſo viel g'ſcheit, Du,“ ſagt der Bauer ſpottend, „iſt ſchad, daß Du nit Biſchof worden biſt, oder gar Papſt.“

„Das iſt auch ſchad!“ ruft die Alte. „Ein Gebot wollt' ich ändern. Eins wollt' ich ändern!“

„Da möchte Dich die Prieſterſchaft gleich davonjagen.“

„Glaubſt?“ ſagt die alte Clara-Muhme, „glaubſt?“ ſagt ſie und lächelt mitleidig. Weiter ſagt ſie nichts mehr.

Der Archſeiter kommt aber jetzt in's Nachdenken.

Das Knäblein läuft einem jungen Vogel nach, der aus dem Neſte verſchreckt worden iſt und noch nicht recht fliegen kann. Das Thierlein flattert in den blühenden Hagebuttenſtrauch, das hat ihm ſein Schutzengel eingegeben, wenn Vögel einen haben; der Strauch hat Dornen, da kann der kleine — für den Vogel eigentlich ungeheuer große — Verfolger nicht nach. Und der Hans ſagt jetzt: „Ich habe Dir ja nichts thun wollen, Vögelein, ich habe Dich nur recht lieb haben wollen.“

Den Bauer ergötzt das Spiel. Dabei denkt er: „Werden es halt noch ſehen, was wird. Ob der Herr Pfarrer Recht hat, oder die alte Clara. Copuliren und Kinder taufen — eine ſchöne Sach'. Und — eine ſchlimme Sach', wenn man's nimmt. Nu, wir wollen ja ſehen.“

Und wir — wir für uns ſollen gar nicht fragen, wenn wir ein liebes Kind betrachten: was wird aus ihm werden? Das bekümmert. Ein Kind muß man halten wie eine Blume — nicht an geſtern denken, nicht an morgen. Ach, wäre es ſchon groß! ſagen die Eltern heute. Ach, wäre es noch klein! ſeufzen ſie nach zehn und zwanzig Jahren. Kleine Kinder, kleines Kreuz, große Kinder, großes Kreuz. — Kleine Kinder ſteigen Einem auf die Zehen, große auf's Herz. — Ein heiteres Kind, eine zitternde Freude! Und wie die Sprüche alle gehen. Ich weiß einen, der gefällt mir am beſten: Sei Kind mit dem Kinde! Hebe es nicht an Dein Haupt; es hat dort nichts zu thun, als — Dich bei der Naſe zu nehmen! Knie zu ihm nieder, daß es ſein Stirnlein an Dein Herz kann legen. Vor Gott muß man niederknien, weil er ſo groß iſt; vor dem Kinde, weil es ſo klein iſt. Die Liebe zu Gott macht heilig, die Liebe zum Weibe macht glücklich, die Liebe zum Kinde macht ſelig. Ich habe einen Mann gekannt, der hatte ſein Weib verlaſſen und er hatte Gott verlaſſen. Jeder ſeiner Blicke war ein Spieß, den er den Mitmenſchen zuſchleuderte, jedes ſeiner Worte war ein Stein, den er Anderen an's Herz warf, und vor dem Kinde habe ich ihn weinen geſehen. Ein anderer Mann war, der hatte in ſeinem zwanzigſten Jahr das erſte Kind, er arbeitete für dasſelbe und darbte für dasſelbe. In ſeinem ſechszigſten Jahr hatte er das zwanzigſte Kind; er hatte für jedes gearbeitet und für jedes gedarbt. Und er war friſch und munter und ſah noch jugendlich aus. Die Mühſal konnte ihn nicht ſo tief beugen, als ihn die Freude an den Kindern gehoben hatte.

Und da ſoll man in unſerem kleinen Hans ſchon einen geweihten Herrn ſehen? Einen Herrn, der die beſeligendſte, die göttlichſte Freude dieſer Welt nicht ſoll haben dürfen? Geht mir weg, ich halte es mit der Clara-Muhme und — mit dem Hans. Ein Fuhrmann, das iſt geſcheiter, daß wir voran kommen. Wir fahren ja auch mit. Aber nicht ſo viele Dirnlein auffitzen laſſen.

Barmherzige Seelen.

Das war ein Pfingſtſonntag!

Wenn Jammer iſt und es ſcheint die Sonne drein! Traurigeres weiß ich nicht zu denken.

Die Großen waren Alle fortgegangen in die Kirche. Die Kleinen waren

eingeſchloſſen im Waldhaus, ſchlichen auf den Zehenſpitzen umher und fürchteten ſich vor Räubern und Mördern. Zu den Fenſtern blaute der Wald herein und in den kleinen Köpfen ſpukte das Märchen von der ſchönen Müllerstochter und den vierzig Räubern. Es vergingen Stunden, ohne daß etwas Unerhörtes geſchah, endlich aber kam etwas. Es kam der Hunger. Agathl, die ältere Schweſter, wollte eben die Vormittagsjauſe kochen, da war draußen im Vorhauſe plötzlich ein Gepolter. Die Kinder verkrochen ſich in einen Winkel. Die Agathl betete.

Im Vorhauſe war ein feines Winſeln und Kreiſchen. Da ſprang der Hanſel, ein kecker Junge, auf, erfaßte das ſpitze Brodmeſſer und wollte in die Vorſtuben. Die Schweſter hielt ihn zurück. „Nur nicht mit dem Meſſer hinaus, um Gottes willen! Eine ſolch' gewaltſame Wehr koſtet Allen das Leben.“

Der Hanſel knirſchte: „Wenn's ein Räuber iſt, ſo ſteche ich ihn ab!“ und ſprang hinaus.

Im finſteren Vorhaus ging es grauenhaft zu. Ein paar Spatzen ſchoſſen kreiſchend hin und her und auf der Erde lag ein zerriſſenes Vogelneſt. Die Katze war eben dran, mit Vorderpfoten und Schnauze ein Junges aus dem Halmgewebe zu zerren. Der Hanſel verſetzte ihr mit dem Meſſerſtiel einen Schlag.

Jetzt waren ſie Alle da, die Kleinen von der Stube. Sie koſeten und herzten das hilfloſe Thierchen, das ſeinem Verderben entriſſen worden war. Ein Vogel ohne Federn, was giebt es Armſeligeres auf der Welt? Den Schnabel that es auf.

Agathl brachte eine Handvoll Broſamen, der Hanſel nahm das Spätzlein ganz geſchickt in die Hand und begann es zu atzen. Der Kleinſte, der Jakobel, ſtand ſchon mit dem alten Vogelbauer daneben, das jahrelang in der Hinterkammer geweſen war, wie eine Vorahnung an dieſen großen Tag. Nun thaten ſie den Vogel in das Haus. Der Jakobel hüpfte vor lauter Freude, als hätte er Fangballen unter den Füßen, aber der Hanſel war beſonnen und ſagte zum Brüderchen: „Dummer Bub! Glaubſt, er bleibt lebig? Sollen einmal Dich von Vater und Mutter weg und in die Vogelſteigen ſperren, wenn Du nicht eſſen und trinken kannſt! Hin wirſt. Das Junge gehört zu den Alten.“

Aber das Neſt war von der Katze zerſtört ganz und gar. So lief der Kleine mit dem Vogelbauer davon und kam mit dem Kopfkiſſen zurück. In das drückten ſie eine Grube, legten das Weſen hinein, und es piepſte vor Dankbarkeit. Die Kinder zogen ſich hierauf zurück, damit die alten Spatzen Muth kriegen ſollten, ihr Junges zu beſuchen. Die Alten flatterten noch immer angſtvoll draußen um den Dachgiebel; herein zu ihrem Kindlein aber kamen ſie nicht.

Der Hanſel ſtrich, das Meſſer in der Hand, durch Haus und Stall. Er ſuchte die Katze. Nicht lange hernach berichtete die Agathl: „Jetzt iſt der Vogel ſchon hin.“

Der kleine Jakobel beweinte den Todesfall, dann legte er den Todten in das Vogelbauer auf die Bahre. Mit Maßliebchen und anderen Blumen deckte er ihn zu und forderte ſeine Geſchwiſter auf, daß ſie mit ihm an der Bahre beten

ſollten wie damals, als die Großmutter geſtorben war. Allein Agathl belehrte den Kleinen, der todte Vogel könne kein Gebet brauchen, denn Vögel hätten keine Seele. Darüber war der Jakobel von Neuem betrübt. „Armes Ding," ſagte er, „haſt Dich unſchuldigerweiſ' von der Katz' todtbeißen laſſen müſſen und kommſt doch nicht in den Himmel."

„Was noch ſchlimmer iſt," verſetzte der Hanſel, der unverrichteterweiſe von der Katzenjagd zurückgekehrt war, „was noch ſchlimmer iſt, die Katz' hat auch keine Seele und kann, wenn ſie todt iſt, auch nicht einmal in die Höll' kommen."

Alsdann ſind ſie daran gegangen, das Vöglein zu begraben. Draußen unter den Fichten haben ſie mit einer Gartenkrane das Grab gemacht. Als ſie das Thierchen hineinlegten, flatterten zwiſchen den Fichten zwei Spatzen und kreiſchten laut.

„Schaut's, Buben," ſagte die Agathl, „das ſind vom todten Vögerl der Vater und die Mutter." P. Peterſen.

Ein Verhältniß. Von Karl v. Perfall (Felix Vagel in Düſſeldorf).

„Ein — Tendenzroman," wird Jeder ſagen, der die übrigens techniſch gut geſchriebene Erzählung des bekannten Verfaſſers zur Hand nimmt. „Vorreden zu ſchöngeiſtigen Werken ſind mir bisher immer bedenklich erſchienen, weil in ihnen entweder eine Selbſtüberhebung ſich kundgiebt, welche dem Leſer einen beſonderen Reſpect vor dem Werke beibringen will, oder aber das Gefühl einer Schwäche, welche der Rechtfertigung oder Entſchuldigung bedarf." Mit dieſen Worten leitet der Verfaſſer die Vorrede zu ſeinem eigenen Werke ein. Weiter aber führt er aus, daß keine der beiden Alternativen auf ihn Bezug habe, da er ſich in der Lage der Nothwehr befinde. Er ſei als Naturaliſt und Schüler von Zola verſchrien und wolle nun in einem Roman, welcher ein erotiſches „Verhältniß" behandele, beweiſen, daß er weder das Eine, noch das Andere ſei. Allerdings bekennt ſich der Verfaſſer als „Realiſt", d. h. als Anhänger der Lehre von der unbedingten Nothwendigkeit der Wahrheit in der Kunſt. Aber Naturalismus iſt ſeiner Anſicht nach nur im Zuſammenhange mit einer peſſimiſtiſch-materialiſtiſchen Anſchauung denkbar; er hingegen bejahe das Daſein und ſeine ethiſchen Grundlagen. Als „ſittlichen Peſſimismus" kann man nun die Tendenz des vorliegenden Romans allerdings auch u. E. nicht bezeichnen. Ob aber das, was der Verfaſſer an ſeine Stelle ſetzt und was ihm als Bejahung der ethiſchen Grundlagen des Daſeins erſcheint, dem von ihm perhorreſcirten Naturalismus vorzuziehen ſei, wollen wir jetzt unterſuchen.

Die ſocialen Schäden unſerer Zeit erzeugen vielfach, namentlich in den großen Städten, ſittliche Anormalitäten der traurigſten Art, welche Vieles, was geſchieht, entſchuldbar und verzeihlich erſcheinen laſſen. Die Statiſtik ſpricht hier eine nur allzu beredte Sprache. In Deutſchland bleibt der fünfte Theil der heirathsfähigen Männer ehelos, und das deutſche Reich weiſt gegenwärtig ungefähr zwei Millionen Mädchen auf, die über 25 Jahre alt und gleichwohl unverheirathet

sind. In Preußen giebt es 700,000 Wittwen, dagegen nur 250,000 Wittwer. In Berlin wird von Clavierlehrerinnen für 25 Pfennige (15 Kopeken) pro Stunde unterrichtet. Für eine vacant gewordene Stelle an einer Berliner Mädchenschule meldeten sich innerhalb acht Tagen nicht weniger als 114 Bewerberinnen. Aus solchen kurzen Daten tritt uns mit ihrer ganzen Dringlichkeit die moderne Frauenfrage vor die Augen. Die stets wachsende Zahl verhältnißmäßig gebildeter unverehelichter weiblicher Wesen, welche gezwungen sind, sich ihren Unterhalt selbständig zu erwerben, während die Rechtsgrundlage unserer Gesellschaftsordnung gebildeten Frauen nur die beschränktesten Gebiete für die Bethätigung ihrer Arbeitskraft offen läßt, hat vielfach mit zwingender Nothwendigkeit ein Sinken der sittlichen Anschauung der Gesellschaft zur Folge. Alle diese Verhältnisse drängen einerseits zu gesetzgeberischen Maßregeln, zur Eröffnung weiterer Gebiete für die Bethätigung der weiblichen Arbeitskraft, damit also zu einer wenigstens theilweisen Lösung der Frauenfrage; andererseits involviren diese Verhältnisse eine solche Fülle ethischer und ästhetischer Conflicte, daß sie gewiß einen geeigneten und würdigen Vorwurf für eine große Romandichtung bilden könnten. Man braucht darum noch nicht Naturalist zu sein und die ethischen Grundlagen unserer Existenz zu verneinen. Man könnte sich bei alle dem einen gesunden Optimismus bewahren und sich darauf beschränken, nicht eine gänzliche Umgestaltung unserer Gesellschaftsordnung, sondern lediglich die Durchführung gewisser Reformen zu verlangen. Die Sünde bleibt Sünde überall und immer. Aber je größer die Verführung und je schutzloser das sündigende Wesen ist, desto entschuldbarer und verzeihlicher erscheint sein Fehltritt und desto mehr Anspruch hat dasselbe auf unsere Theilnahme.

Nach Durchlesung der Vorrede des Verfassers glaubten wir in unserem Roman der Schilderung eines der hier flüchtig angedeuteten ethischen Conflicte zu begegnen. Aber nichts von alle dem. Die Heldin der Erzählung ist ein vermögendes junges Mädchen aus anständiger Familie. Sie lebt bei ihrer Mutter in gesicherten Verhältnissen. Sie wird gern gelitten in liebenswürdigen und gebildeten Familien. Sie hat treue Freunde und Freundinnen von gleicher Bildung, welche mit ihr dieselben sittlichen und ästhetischen Anschauungen der guten Gesellschaft theilen. Und doch strauchelt und fällt sie. Es versteht sich von selbst, daß hierdurch eine strengere Beurtheilung ihres Vergehens herausgefordert wird.

Um also seiner Heldin die Theilnahme der Leser, deren sie doch bedarf, zu sichern, muß der Verfasser zu rein psychologischen Motiven greifen. Es müßte ein Wesen von besonderer Gefühlstiefe und Leidenschaftlichkeit geschildert werden oder es müßte einer besonders geschickten und überlegenen Verführungskunst gelingen, ein reines und edles Wesen zu Fall zu bringen. Aber auch dieses Motivs bedient der Verfasser sich nicht. In einem Kaufladen, in welchem das junge Mädchen seine regelmäßigen Einkäufe macht, lernt es einen sympathischen alternden Junggesellen kennen, welcher ihr u. A. durch seinen „athletischen Körperbau" auffällt. Während sie sonst gewiß nicht gewohnt war, in den Läden, in welchen sie ihre Einkäufe machte, mit fremden Herren zu sprechen, gelingt es hier dem Verführer

in ganz kurzer Zeit, ſie zur Gewährung eines Stelldicheins zu bewegen. Noch ehe Karoline (der Name der Heldin) ſchuldig wird, findet eine Begegnung zwiſchen Bertram und ihrer Mutter ſtatt, welche dem Erſteren offenbar höchſt peinlich iſt. Dieſer Umſtand enthält für Karoline eine von ihr augenſcheinlich verſtandene Warnung. Dennoch ſchreitet ſie auf dem verhängnißvollen Pfade fort. Auch die näheren Umſtände, welche den Fehltritt begleiten, ſind der Art, daß jeder derſelben eine Warnung für ſie hätte enthalten ſollen. Es konnte der Phantaſie des Dichters nicht ſchwer fallen, die äußere Umgebung und Lage des ſündigenden Paares ſo ſinnbethörend und verführeriſch zu geſtalten, daß wenigſtens ein Theil der Leſer hierin eine gewiſſe Erklärung des Fehltritts finden könnte. Aber auch auf dieſes Hilfsmittel verzichtet der Verfaſſer durchaus. Bertram ſchleppt das ihrer entwürdigenden Lage vollkommen bewußte Mädchen in irgend ein Local. Eine nebenan ſtattfindende wüſte Orgie belehrt Karoline darüber, wo ſie ſich befindet. Auch Jugend und Unerfahrenheit kann nicht als Entſchuldigung des Fehltritts gelten. Denn Karoline iſt ein reifes Mädchen gegen Ende der 20er Jahre. Sie kennt die Welt und die großſtädtiſchen Verhältniſſe. Gleich am Anfang des Romans verlangt ſie von ihrer Hauswirthin, daß einer im ſelben Hauſe wohnenden Dame von zweifelhaftem Rufe die Wohnung gekündigt werde. Alſo nichts von überſchäumender Jugendluſt, nichts von jugendlicher Unerfahrenheit und Unſchuld. Dazu kommt noch, daß der Geliebte Karolinens, Bertram, ein ganz gewöhnlicher, durch und durch ſelbſtſüchtiger Lebemann iſt, welcher jedenfalls an Feinheit des Gefühls und der Sitten tief unter ihr ſteht. Eine epiſodenhafte Figur des Romans iſt ein anderes gleichfalls gefallenes weibliches Weſen, welches der Heldin der Erzählung offenbar als Folie dienen ſoll. Aber der Unterſchied zwiſchen beiden iſt graduell, nicht generell. Aus allen dieſen Umſtänden geht mit zwingender Nothwendigkeit hervor, daß weder Bertram, noch Karoline den geringſten Anſpruch auf unſere Theilnahme erheben könnten. Wäre das der Fall, ſo müßte man jeden von einem Mädchen begangenen Fehltritt für entſchuldbar erklären.

Noch weniger befriedigend als der ethiſche Conflict ſelbſt erſcheint ſeine Löſung. Nachdem Bertram ſeiner Geliebten überdrüſſig geworden iſt, verläßt er ſie in der roheſten und rückſichtsloſeſten Weiſe. Falſche Freunde thun das Ihrige, um die Trennung zu beſchleunigen. Später macht Bertram den Verſuch, einem dieſer Freunde ſeine Geliebte abſpenſtig zu machen. Hierbei bemerkt er, wie viel höher Karoline ſteht, als dieſes verworfene Weſen. Es erfolgt ein häßlicher Streit zwiſchen Bertram und ſeinem Freunde. Alle Scenen ſind wüſt und roh. Die Discretion, welche auf dieſem Gebiete von allen gebildeten, wenn auch ſittenloſen Männern beobachtet wird, fehlt vollſtändig. Schließlich wird Bertram bei einem Eiſenbahnunglück ein Bein abgeriſſen. Auf ſchwerem Siechenlager erkennt er ſein Unrecht. In verzeihender Liebe nähert ſich ihm Karoline. Es erfolgt die Verſöhnung und endlich eine eheliche Verbindung. Mit dem Augenblick, in welchem ſich Karoline Mutter fühlt, erklärt ſie, daß ſie völlig „gereinigt“ ſei. „Und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch heute,“ ſo könnte man die Erzählung ſchließen.

Wir wollen dem Verfasser übrigens nicht Unrecht thun. Ohne Strafe bleibt die Schuld Karolinens nicht. Die Verachtung der Menschen bleibt ihr während der weiteren Entwickelung ihres Verhältnisses nicht erspart, ihre Freunde ziehen sich von ihr zurück. Tief schmerzt es sie, daß edle Frauen sie verlassen, noch mehr quält sie die beleidigende Vertraulichkeit anderer bereits gefallener weiblicher Wesen. Erschütternd und von packender tragischer Kraft ist die wilde Verzweiflung Karolinens, als sie sich allein sieht mit ihrer Schande. Dieser Theil des Romans ist der einzige, welcher einigermaßen sympathisch berührt. Im Uebrigen aber erscheint die Schuld der Heldin durch nichts gemildert und die Verzeihung vollkommen unverdient. Die mildeste Strafe der Sünde aber ist die Entsagung. Das fordert die poetische und sittliche Gerechtigkeit. Vorübergehende Demüthigungen und die Schmerzen getäuschter Liebe können nicht als Sühne so schwerer sittlicher Verirrung gelten. Ein volles Maß ehelichen Glückes und der Vollgenuß der Achtung der Menschen durften keinenfalls das Loos derjenigen werden, welche sich so schwer und unentschuldbar gegen die sittlichen Grundlagen der Gesellschaft vergangen hatte.

Noch eins. Der Verfasser wendet bei seinen erotischen Schilderungen eine widerlich berührende Detailmalerei an, welche, wie sehr er auch sich dagegen sträuben mag, dennoch entschieden an Zola erinnert. In der Vorrede zu unserem Roman heißt es, daß der Verfasser den Standpunkt der sogenannten Familienlectüre als Ausgangspunkt des Urtheils über ein mit künstlerischer Absicht geschaffenes Werk nicht für berechtigt halte. Wir geben ihm gern zu, daß es bedeutende schöngeistige Werke geben kann, welche sich nicht als Familienlectüre eignen. Man kann viele der schönsten dieser Werke allen denjenigen Familiengliedern nicht in die Hand geben, deren ethische und geistige Erziehung noch nicht vollendet ist. Das Alter der weiblichen Familienglieder, deren Erziehung für vollendet gelten kann, muß aber, so weit es sich um junge Mädchen handelt, bei unseren einmal bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ziemlich hoch gegriffen werden. Von dem vorliegenden Romane aber muß leider gesagt werden, daß man Bedenken tragen wird, denselben irgend einer gebildeten und reinen, wenn auch vollkommen reifen Frau in die Hand zu geben. Ein schöngeistiges Werk aber, das die Empfindungen einer solchen verletzt, wäre unter allen Umständen besser ungeschrieben geblieben.

Falck.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Annalen des physikalischen Central-Observatoriums. Hrsg. von H. Wild. Jahrgang 1886. 2. Thl. Meteorolog. Beobachtungen der Stationen 2. und 3. Ordnungen in Russland nach dem internationalen Schema. 4°. (LIII, 427 S.) St. Petersburg. Mk. 15,40.

Bleibtreu, K., die Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18 . . I. Die Schlacht bei Bochnia. 64 S. mit 1 Karte. Leipzig, Friedrich. Mk. 1,50

Campagnes des Français en Italie, en Egypte, en Hollande, en Allemagne, en Prusse, en Pologne, en Espagne, en Russie, en Saxe, histoire complète des guerres de la France pendant la révolution et l'empire, de 1792 à 1815. 239 p. Limoges, Ardant & Co.

Causes, les, célèbres de la Russie. (Le procès du colonel Kostroubo-Karitzky et de Mme. Dmitriéva: l'assassinat de Sarah Becker, les deux procès.) XV, 327 p. Paris, Savine. 88.

Chantre, E., recherches anthropologiques dans le Caucase. T. 4. Populations actuelles. 4°. 284 p. av. fig. Lyon, Georg.

Crawford, F. M., Paul Patoff. 2 vols. à 303 p. Leipzig, Tauchnitz. Mk. 3,20.

Danilewsky, G. P., die Fürstin Tarakonow. Historische Novelle. Uebersetzt von L. Stein und S. Markós. 2. Aufl. 170 S. Berlin, Deubner. Mk. 1,80.

Delines, M., nos amis les Russes. Ed. ill. Livr. 1. p. 1 à 8. Paris, Boulanger. à 10 c. — Tourgueneff inconnu. Paris, Librairie illustrée fr. 3,50.

Dostoievsky, Th., la femme d'un autre. Trad. du russe p. E. Halpérine-Kaminsky. Paris, Plon. fr. 3,50.

Garschin, W., Nadeshda Nikolajewna. Eine Künstlernovelle. Deutsch von M. v. Bröndsted. 124 S. Berlin, Deubner. Mk. 1.

Gortschakoff-Ouvaroff, princesse Nathalie, juifs et chrétiens. Paris, Ghio. fr. 1.

Heerführer, russische und türkische, im Kriege 1877/78. Eine kritische Beleuchtung der „Rückblicke auf die strategischen Verhältnisse des Krieges von T. v. T.“ 42 S. Berlin, Wilhelmi. 1888.

Hertwaburg in Livland. Erzählung von A. K. 88 S. Riga, Kymmel. 87. 90 Kop.

Hirschfeld, G., zweites deutsches Lesebuch nach methodischen Grundsätzen geordnet und bearbeitet für mittlere russische Lehranstalten. 78. cart. Riga, Kymmel. 87.

Kablukow. die ländliche Arbeiterfrage. Nach dem Russischen. 195 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. Mk. 1.

Kalender, livländischer, für 1888. 112 S. Riga, Müller.

Korolénko, V., the vagrant, and other tales. Transl. by Mrs. Aline Delano. 12mo. Newyork. 6 s.

Krieg, der, in Galizien im Frühjahr 1888. Eine kritische Studie von O. v. D. 44 S. mit 1 Plan. Minden, Bruns. Mk. 1,50.

Lezius, J., de Alexandri Magni expeditione Indica quaestiones. 100 S. Dorpat, Karow. Mk 2.

Lubomirski, J., Tatiana Paris, Calmann Levy. fr 3,50.

Manssúrov, B., russische Ausgrabungen in Jerusalem. Zwei Briefe an Herrn Professor Dr. H. Guthe in Leipzig. 2. Aufl. Heidelberg, Roester. Mk. 1.

Meschtschersky, Fürst W., Einer von unsern Bismarcks. Satirischer Roman. Aus dem Russischen von G. Keuchel. 3. Aufl. 375 S. Berlin, Deubner. Mk. 3.

Monin, E., l'hygiène dans la Pologne russe. Rapport sur l'exposition d'hygiène de Varsovie 1887. 39 p. Paris, Chaix.

Mourier, J., contes et légendes du Caucase. 112 p. Paris, Maisonneuve & Leclerc. 88. fr. 3,50.

Orloffsky, R., Nadia; or, out of the beaten track. Transl. from the russian by Baroness Langenau. 3 vols. London, Sonnenschein. 31 s. 6 d.

Polanski, P., karpathische Novellen. In kleinrussischer Sprache. 2 Bde. 236 und 265 S. Leipzig, Gerhard. Mk. 6.

Reiff et **Leger,** grammaire russe. 5me éd. XI, 287 p. Paris, Maisonneuve & Ch. Leclerc. 5 fr.

Setchénoff, J., études psychologiques. Traduites du russe p. V. Derely. Av. une introduction de G. Wyrouboff. XVI, 279 p. Paris, Reinwald. 84.

Stern, E. v., Xenophons Hellenika u. die böotische Geschichts-Ueberlieferung. Eine historische Quellenstudie. 71 S. Dorpat, Karow. 87. 1 Rbl.

Tolstoï, L., la guerre et la paix, roman historique. Trad. p. une Russe. 3 vol. 466, 391 et 391 p. Paris, Hachette. 9 fr.

Tolstoi, Count L. N., a russian proprietor, and other stories. Transl. by. N. H. Dole. 12mo. Newyork. 7 s. 6 d.

Tolstoï, L., l'école de Yasnaia Poliana. Trad. p. B. Tseytline et E. Jaubert. Préface d'Emile Bergerat. Paris, Savine. fr. 3,50.

Topchi, à travers l'orient et l'occident. Récit de huit années de voyages en Espagne etc. Russie, Finlande etc. 183 p. St. Pétersbourg, Engestrom. 88. 2 r.

Tsakni, N., la Russie sectaire. Sectes religieuses. Paris, Plon. fr. 3,50.

Turgenjew, J. S., vermischte Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. Steineck. 2. Aufl. VI, 183 S. Berlin, Deubner. Mk. 1,80.

Wierzbowski, Th., Vincent Laureo, évêque de Mondovi, nonce apostolique en Pologne 1574—1578, et ses dépêches inédites au cardinal de Côme, ministre-secrétaire d'état du pape Grégoire XIII, éclaircissant la politique du saint-siège dans les années susdites relativement à la Pologne, la France, l'Autriche et la Russie. 757 p. Varsovie, Gebethner & Wolff. 87. 8 Rbl.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 8-го Февраля 1888.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Neue Felder.

Roman von G. P. Danilewſky.

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von J. Barde in St. Petersburg.

Dreizehntes Capitel: Die Strafe.

Durch die blühende Steppe ſchritt ein luſtiger Soldat, der ſich ſorglos ſeines Urlaubs „auf unbeſtimmte Zeit“ erfreute. Er wanderte durch's Feld, er wanderte durch den Wald und wollte ſich hier in einem ſchattigen Hohlweg zur Raſt niederlaſſen, als er dort ſchon zwei andere Schläfer fand. Es waren augenſcheinlich Vagabunden, Männer von verwildertem, gefährlichem Ausſehen. Er ſah dieſelben näher an und erſchrak. Dann machte er ſich eilig auf den Weg und zeigte im nächſten Bezirksamt an, daß er die Deſerteure Molodiſchka und „Vaterunſer“ gefunden habe. Es war ein Feiertag. Der Amtmann, ein Verwandter des von den Räubern beſtohlenen Kornhändlers Iwan Iwanowitſch, hatte in einem Nu an hundert Bauern verſammelt, verſprach ihnen, ſie zu tractiren, umgab die Waldſchlucht von allen Seiten und überraſchte die beiden Flüchtlinge, die bald bewältigt und gebunden waren. Sie wollten ſich zwar anfangs wild zur Wehr ſetzen und riſſen ihre Meſſer aus den Scheiden. Doch die nicht zu durchbrechende Maſſe der wüthenden, mit Heu- und Miſtgabeln, Senſen und Beilen auf ſie eindringenden Bauern bemerkend, ergaben ſie ſich mit den Worten: „Nur zu, Brüder, bindet uns und führt uns fort! mag's d'rum ſein! Es iſt lange her, daß wir keinen guten Schtſchi*) und kein Fleiſch zu unſerem Brod gegeſſen haben, und auch der Grützbrei mit Schweinefett ſchmeckt nicht übel. Jetzt füttert man die Zuchthäusler ſo prächtig, Ihr guten Leute, wie Ihr ſchwarzpfotigen Buchweizen-Dreſcher in Euren ſchiefen Hütten es Euch ſelbſt an Feſttagen nicht träumen laßt! Wir werden gemüthlich ſitzen und ausruhen. Umſonſt giebt's heut zu Tage doch kein Quartier! Was wir in guten Nächten verdient hatten, iſt verzehrt und verzecht. Aber zu Mariä Fürbitte oder zu Mariä Opferung gehen wir ganz beſtimmt wieder fort, in welches Zuchthaus man uns auch ſperrt, und wenn auch hundert Schlöſſer und

*) Kohlſuppe.

Riegel davor sind. Wir blasen d'rauf, spucken d'runter, und die Schlösser gehen von selber auf!"

Die Deserteure wurden an Händen und Füßen gebunden, mit großer Feierlichkeit und unter starker Bedeckung zuerst in's Kreisgefängniß und dann in dasjenige der Gouvernementsstadt abgeliefert, wo man sie erst einzeln in dem unterirdischen Stockwerk, in besonderen Sackzellen*) unterbrachte; dann aber, als sie den Raub von Tschulkow's Geldschrank und ihre sonstigen Verbrechen eingestanden, führte man sie wegen Ueberfüllung des Gefängnisses als Schuldiggesprochene bis zur endgiltigen Fällung ihres Urtheils in eine der allgemeinen Zellen in einem oberen Stockwerk. Das Tschernosemsker Stadtgefängniß war auf 200 Insassen berechnet. Doch seit seiner Fertigstellung waren noch nie weniger als 500 Gefangene daselbst internirt gewesen. Die Deserteure fanden in ihrer gemeinsamen Zelle noch ungefähr zehn Kameraden. In der Badstube des Gefängnisses trafen sie mit Eugen Rasnozwetow zusammen, winkten ihm, abseits zu kommen und sagten dann zu ihm: „Gnädiger Herr! Schau Einer, was Du für weiße, zarte Hände hast! und doch verachtest Du es nicht, Deine weißen Glieder mit unseren Bauerleibern zusammen zu baden. Verabscheue es auch nicht, unsere Zelle und unsere Lebensweise mit uns zu theilen! Es wird zu Deinem Besten sein. — Hör' auf ein gutes Wort! Es kommt auf eins heraus, Euer Wohlgeboren, für die Geschichte mit der Rentei kommst Du doch in's Zuchthaus; bitte also, daß man Dich in dem Fall in unsere Zelle überführt — Du wirst sehen, welchen Spaß wir treiben!"

Rasnozwetow wurde wirklich in die Zelle Nummer IX übergeführt. Dort erfuhr er von den anderen Gefangenen in der ersten unbelauschten Stunde alle Details des Raubanfalls bei Tschulkow, obgleich die Deserteure selbst ihm kein Wort davon sagten. Er erfuhr auf diese Weise, daß die Verbrecher, von Jeny's Schilderung verlockt, mit Hilfe einiger Juden den Diebstahl ausführten; wie dann dieselben Juden Jedem von ihnen ein Päckchen Banknoten einhändigten, sie dann in eine ziemlich weit entlegene Schenke führten, dort betrunken machten und dann verließen, während sie selber mit allem übrigen Gelde und allen Werthsachen vor Tagesanbruch ohne Spur verschwanden. Wie sittlich gesunken Rasnozwetow auch war, so erschien ihm doch dieses brüderliche Anerbieten der dunklen Mordgesellen, mit ihm einen Freundschaftsbund zu schließen, empörend. Er dachte: „Also haben sie wirklich die Meinung von mir, daß ich schon so ein Erzschuft bin, wie sie selber und bereit, jede Schurkerei mit ihnen zusammen auszuführen. Und am Ende bieten sie mir diese Brüderschaft noch aus Dankbarkeit an — für das gute Geschäft bei der Opalicha — das ist ja zum Davonlaufen! Ich lasse mich wieder zurückführen!"

Und er war in der That vollkommen entschlossen, die Aufseher zu bitten, ihn wieder in seiner früheren Zelle unterzubringen. Doch noch an demselben Abend

*) Sackzellen gleich Casematten, unterirdische, gemauerte Einzelzellen für Verbrecher der gefährlichsten Art.

umringte ihn die ganze Schaar und theilte ihm unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß alle Insassen der Nummer IX überein gekommen waren, zusammen zu entfliehen. „Dir, gnädiger Herr, kann es ja einerlei sein!“ sprachen sie zu Eugen, „Du kommst nach Sibirien, das ist sicher; Dein Proceß geht bald zu Ende, dann legt man Dir gerade so eine Kette an wie uns und treibt Dich auch zusammen mit uns in's schöne Land da hinten. Komm lieber so mit uns, Herr! Wir setzen uns in ein Boot und fahren damit bis zu einer größeren Barke oder auch einem Schooner. Man führt uns hinaus und setzt uns jenseit der Grenze an's sichere Ufer, entweder in Anatolien oder auch in der Dobrudscha. Für einen Schiffer, dem man vertrauen kann, ist schon gesorgt. Auch Freunde haben wir, die auf uns außerhalb dieser Mauern warten, und nicht etwa mit leeren Händen, wie wir Nachts von hier in die Freiheit entlaufen.“ — Eugen dachte nach und fand, es sei für ihn besser, zu bleiben. Doch da erklärten ihm die Anderen, daß es jetzt zum Wählen schon zu spät sei, und daß, wenn er sich weigere, mitzugehen oder gar bitten würde, in einer anderen Zelle placirt zu werden, sie glauben müßten, daß er sie verrathen wolle und mit ihm „abschließen“ würden, d. h., ihn entweder mit Sublimat im Brod tractiren oder, noch einfacher, ihn im Schlafe ersticken wollten.

„Sei es denn, wie Ihr wollt!“ sagte Eugen mit einem Seufzer und blieb. — Seit der Zeit begannen die Gefangenen von Nummer IX regelmäßig ihre Arbeit zu betreiben. Ihr Zimmer lag im zweiten Stockwerk. Nachts eingeschlossen, durchfeilten sie mit einem auf einem Wasserkrug gewetzten Nagel eine Bohle des Fußbodens unter den Pritschen, auf denen sie schliefen, hoben die Planke aus und stellten durch die Oeffnung einen Weg zwischen dem Fußboden der oberen und der Decke der unteren Etage her. Indem sie Alles, was ihnen dabei von Kalk und Steinen aufstieß, seitwärts unter der Thürschwelle versteckten, schlüpften Molodischka und „Vaterunser“ in dieses Loch bis unter den Fußboden des Corridors, welcher die obere Etage in zwei Hälften theilte, und gelangten auf diesem Wege bis zu einer Außenwand, wo der Corridor an einen besonderen Anbau stieß. In diesem Anbau befand sich unten die Gefängnißkirche, oben war ein Raum zum Trocknen der Gefangenenwäsche im Winter oder bei ungünstigem Wetter. In diesen oberen Trockenraum führte von unten aus eine hölzerne Wendeltreppe. Die Verbrecher erwogen, daß zur Sommerszeit der Gang auf diese Treppe geschlossen sein würde und daß, wenn sie unter dem Fußboden des Corridors die Ziegelsteine der an den Anbau sich schließenden Wand herausschlagen würden, dieser Zwischengang höchst wahrscheinlich auf eine der Stufen der Anbautreppe hinausführen würde. Diese Voraussetzung erwies sich als richtig. In einigen Nächten brachen die Gefangenen mit dem Nagel und einem von den Ofenheizern gestohlenen, abgebrochenen Stück einer Ofengabel, als einzigen Werkzeugen, eine Oeffnung in die Außenwand und legten einen Theil derselben nieder, indem sie die Steine und den Schutt unter dem Fußboden verbargen. Sie gelangten bis zur Treppe, brachen eins der senkrechten Bretter der nächsten Treppenstufe heraus und waren im Anbau. Dort im dunklen

Keller der Kirche wurde sofort ein unterirdischer Gang zu graben begonnen, welcher unter dem ganzen Gefängnißhof durchführte. Schon früher hatten sie einmal das Schwein eines Aufsehers eingefangen, es heimlich geschlachtet und in einem Kessel in der Badstube des Gefängnisses gekocht. Das Fleisch hatten sie verzehrt, die Knochen aber sorgfältig verwahrt und diese dienten ihnen nun statt der Schaufeln im Graben des unterirdischen Ganges. Eugen, welcher bei seinen Nachgrabungen nach den Schätzen der Rentei große Gewandtheit erlangt hatte, zeigte hier Wunder der Erfahrung. Der Reihe nach entkleideten sich die Gefangenen bis auf die Haut, krochen aus der Zelle bis in den Anbau, trugen die im Gang ausgegrabene Erde in ihren Hemden vorsichtig zurück und schütteten sie oben unter der Diele hin. Einer von ihnen hatte in der Küche Holz gestohlen und mit diesem stützten sie, um vor einem Nachsturz sicher zu sein, von unten bis oben die Decke ihrer Mine. Es war noch kein Monat vergangen, als der Gang die Länge von einigen Faden erreicht hatte und nur noch ein nicht sehr großer Erdkloß zu durchstechen übrig blieb, nach dessen Durchbohrung sie nach ihrer Berechnung sich außerhalb der Gefängnißmauern befinden mußten. Molodischka und „Vaterunser" riethen indessen den Gefährten zur größten Vorsicht, drangen darauf, sich nicht zu beeilen und zu warten, bis die Nächte dunkler und länger sein würden. Rasnozwetow zitterte jede Minute, daß man diesen ihren Gang entdecken könnte und verlebte daher qualvolle Stunden. „Wohin werden sie mich führen?" dachte er, „und wo und wie und mit welchen Mitteln werde ich dort im fremden Lande leben?" Ein ganz neues Gefühl, bitter und eigenthümlich das Herz beklemmend, begann sich in Rasnozwetow zu regen. Doch es war zu spät zum Schwanken und zur Umkehr, und Eugen beschloß, mit dorthin zu gehen, wohin ihn die neuen waghalsigen Gefährten so lockend riefen; immer besser, als zu Fuß mehrere tausend Werst mit Ketten belastet und in dem grauen Arrestantenkittel nach Sibirien verschickt zu werden.

* * *

Die verhängnißvolle Nacht brach an. Alle Gefangenen von Nummer IX, mit alleiniger Ausnahme eines armen dicken Kaufmanns, welcher wegen Wechselfälschung verurtheilt worden und erst unlängst in ihre Zelle gebracht worden war, stiegen unter den Fußboden hinunter, schlichen mit der größten Anstrengung und mit der Vorsicht von Raubthieren auf die Treppe des Anbaues hinaus und schlüpften von dort in ihren unterirdischen Gang hinab. Schon früher von der Flucht verständigte Genossen zogen sie mittelst Handtüchern aus diesem Gang heraus. Die Flüchtigen setzten sich auf schon bereit gehaltene Gefährte und jagten zur Stadt hinaus. — Der dicke Kaufmann, von allen Gefährten verlassen, war allein mit seinen Gedanken geblieben, die durchaus nicht angenehmer Natur waren. Er suchte nach einem Mittel, wie er seine Mitwisserschaft bei dem Fluchtplan seiner Gefährten erfolgreich leugnen könnte. Endlich beschloß er, sich zu stellen, als ob er von nichts wisse, und erhob ein verzweifeltes Geschrei, sich den Anschein gebend, daß er eben erst erwacht und erschreckt sei, seine Gefährten nicht zu sehen. Die Schildwache hörte sein Schreien; Lärm erhob sich; Soldaten liefen hin und her. Man

öffnete die Thür der Zelle — tableau — Laternen wurden herbeigeholt, man durchſuchte die Zelle, kroch durch die Oeffnung im Fußboden in den Zwiſchengang, in den Anbau, den Keller der Kirche. Aber als die Männer dort den unterirdiſchen Gang ſahen, kehrten ſie eilig zurück und ſuchten außerhalb der Mauer nach weiteren Spuren. Mit dem Kaufmann machte man wenig Federleſens. Man drohte ihm mit Einzelhaft in einer Caſematte und einem tüchtigen Bündel Ruthen. Er bat erſchreckt um Gnade und verrieth den Weg, den die Flüchtlinge genommen hatten. Der Polizeimeiſter, welcher wußte, daß Kapkanczikow ſich gerade in er Stadt befand und daß derſelbe zwar in Ungnade gefallen, aber dafür nicht umſonſt den Ruf eines vortrefflichen Detectivs erworben hatte, ſetzte den Iſprawnik von allem Vorgefallenen in Kenntniß, und Beide ſchritten an die Verfolgung der Entflohenen. Dieſe Letzteren hatten, von undurchdringlicher Finſterniß geſchützt, glücklich das Ufer erreicht. Dort beſtiegen ſie einen Kahn, der ſofort abſtieß und ſie bis zu einer großen Barke brachte. Von der Barke aus kamen ſie an Bord eines Handelsſchooners, welcher, ſchon früher mit Weizen beladen, noch vor Tagesanbruch in's offene Meer hinausſegelte. Die Gefangenen forderten Wein, ſetzten ſich auf das Verdeck, tranken und ſangen luſtige Lieder. Doch noch war keine Stunde vergangen, als im Rücken des Schooners bei den bleichen Strahlen des jungen Tages auf der Meeresfläche der weiße Schornſtein eines Kriegsdampfers auftauchte. Der Schooner wurde eingeholt, zum Halten gezwungen, die Flüchtlinge ergriffen, umgeſetzt, zurückgebracht und unter Bedeckung am Ufer gelandet.

„Stricke her! Schlagt die Hunde in Ketten, Robert Romanowitſch!“ ſchrie der kleine Kapkanczikow dem Polizeimeiſter zu.

„Nur ſachte, Polizeimenſch!“ knurrte Molodiſchka, „verbrenn' Dich nicht und laß das Spotten ſein, oder wir hauen Dich durch, und wenn wir das nächſte Mal ausreißen, ſo erwürgen wir alle Deine elf Kinder wie die Ferkel, und mit Dir und Deinem Weibe fackeln wir erſt recht nicht lang!“

„Handſchellen und Fußfeſſeln für die Kerle!“ ſchrie der Iſprawnik außer ſich dem anweſenden Feldwebel zu, welcher die Handſchellen bereit hielt.

„Verſuch's nur!“ ſagte jetzt auch ein anderer Arreſtant.

Kapkanczikow trat näher an ihn heran. „Wer biſt Du?“ fragte er, bleich vor Entrüſtung, im Dämmerlicht des trüben Morgens nicht gleich das jetzt von einem Barte geſchmückte Geſicht des Verwegenen erkennend.

„Der Edelmann Rasnozwetow!“ antwortete auch ſeinerſeits erbleichend Eugen, der ſich auf dem fremden Schooner ſtark bezecht hatte. „Haben Sie mich nicht erkannt, Herr Kapkanczikow?“

„Der die Million aus unſerer Rentei ſtehlen wollte!“ rief der Iſprawnik mit krampfhaftem Lachen; „durch ſeinen Patron, Robert Romanowitſch, bin ich aus der Commiſſion hinausgeworfen worden. He da, Feldwebel, zuerſt von Allen leg' dieſem jungen Herrn die Handſchellen an, aber feſt, hörſt Du? Da er auf den Parquets und im Frack ſo gut zu tanzen verſtand, ſo ſoll er mir 'mal jetzt im Steppenſchmutz und in eiſernen Armbändern tanzen!“ . . .

Ein Polizeisoldat, welcher dem Feldwebel half, hatte sein Gewehr mit aufgepflanztem Bajonnet bei Seite gestellt und begann mit den Anderen, dem Befehl des Isprawniks wörtlich gehorchend, für Rasnozwetow festere und zuverlässigere Handschellen auszusuchen. — Es wurde dunkel vor Rasnozwetow's von Wein und Wuth getrübtem Auge. Er senkte den Blick zu Boden und stand wie in Gedanken, doch seine Mundwinkel zitterten und schnell und unbewußt fuhr er mit der Hand an's Kinn. Dann warf er plötzlich den Kopf zurück, riß sich mit Blitzesschnelle los, ergriff das Gewehr des Soldaten und stürzte sich mit vorgebeugtem Oberkörper und gesenktem Bajonnet auf Kapkanczikow; mit einer einzigen Bewegung schlug er dessen zur Abwehr ausgestreckten Arm zur Seite und führte einen heftigen Stoß erst nach dem Halse, dann einen zweiten in den Magen mit den Worten: „Nimm das zum Andenken!" Mit einem Satz seitwärts an das abschüssige Ufer springend, kehrte er das Gewehr mit dem Kolben aufwärts und wehrte sich wie ein Rasender gegen die anstürmenden Soldaten, die auf den Aufschrei des Feldwebels sich auf ihn stürzten, um ihn zu entwaffnen. Kapkanczikow sagte heiser: „Es thut nichts — unschädliches Gewürm, Du bist verrückt!" Bleich wie der Tod, machte er noch einen Schritt vorwärts, wollte, ohne die Schwere der Wunde zu fühlen, schnell den Soldaten noch ein Commando ertheilen, schwankte und stürzte zu Boden. Am Abend des nämlichen Tages war er todt.

Eugen erwachte später wie aus einem bösen Traum und vermochte selbst kaum zu glauben, daß er ein Mörder geworden sei. — Alle trauerten um den pflichttreuen, tüchtigen Beamten, den armen Kapkanczikow. Da hatte er sich abgemüht und angestrengt und eine solche Affaire, wie die Uljanowkaer, aufgedeckt, und nun mußte er ohne Anerkennung und Belohnung sterben. Seine Wittwe und die armen Kinder wurden bettelarm. Empört über diese Ungerechtigkeit des Schicksals und unfähig, die unschlüssige Schwäche der Civil-Behörden ruhig mit anzusehen, entschloß sich endlich der Commandant der im Tschernosemsker Gouvernement stationirten Truppen, seine Stimme zu erheben. Er schickte nach Petersburg eine Depesche, worin er Alles, was sich in Tschernosemsk ereignet hatte, meldete, und bald kam als Antwort folgender Befehl:

„Rasnozwetow ist, allen Anderen zur Warnung, wegen des Anschlags auf die Rentei, wegen der Flucht aus dem Gefängniß und endlich wegen der Ermordung des Isprawniks Kapkanczikow vor ein Kriegsgericht zu stellen und standrechtlich zu richten."

Das Kriegsgericht wurde versammelt, und der alten Gewohnheit treu, beendigte es die Berathungen im Laufe von vierundzwanzig Stunden. Eugen fühlte in seinem Herzen, daß jetzt endlich ihm eine strenge Rechnungs-Ablegung bevorstand, die fürchterlich ernste Entscheidung zwischen Leben und Tod. Alle Beweise, alle Aussagen waren gegen ihn und überzeugend. Jede Möglichkeit des Ableugnens war ausgeschlossen. Drei Tage und drei Nächte wälzte er sich auf dem Boden der geheimen Zelle der Hauptwache, nahe am Stadtgefängniß. Zweimal versuchte er, sich den Kopf an der Wand zu zerschmettern. Endlich hatte er sich müde getobt, wurde matt und entkräftet und eine Zeit lang still. —

Früh an einem klaren, ſonnigen Morgen trat der Auditor in voller Uniform bei ihm ein, gefolgt von einem huſtenden, erzürnt ausſehenden, rothwangigen General, deſſen ergrautes Haar kurz abgeſchoren war und der beim Kriegsgericht als Präſes fungirt hatte. Der Auditor kündigte Eugen den Spruch des Kriegsgerichts an. Rasnozwetow wurde, als der Theilnahme bei der Beraubung des Edelmannes Tſchulkow verdächtig, als beim Einbruch in die Gouvernements-Rentei in flagranti ergriffen, für die Flucht aus dem Gefängniß und wegen tödtlicher Verwundung des zu ſeiner Arretirung commandirten Iſprawniks Kapkanzikow zur Todesſtrafe durch Erſchießen verurtheilt.

Die ſchwerwiegenden Worte ſchienen Rasnozwetow buchſtäblich in ein Ohr hinein und zum anderen wieder hinaus zu gehen, ohne in ſeinen Gedanken dem Anſchein nach auch nur den geringſten tieferen Eindruck zu hinterlaſſen. „Was für ein verſtockter Menſch!“ ſagte in Gedanken der unzufriedene und ſogar empörte General, nachdem er faſt neugierig in das umſchleierte, aber kalt und ruhig blickende Auge des Verurtheilten geſchaut hatte.

„Zum Erſchießen alſo! Was ſoll das heißen? Iſt das nur ein Scherz? eine eitle Drohung, oder — ſchreckliche Wahrheit?“ dachte Eugen, als Alle ſich entfernt hatten. „Nein! ſie wollen mich nur ſchrecken, werden mich wahrſcheinlich mit großer Feierlichkeit bis auf den Platz führen und auch heran bis zu jenem ſchauerlichen ſchwarzen Pfahl; dann leſen ſie mir die Beſtätigung des Todesurtheils vor, verbinden mir auch wohl noch die Augen und dann — natürlich erfolgt dann die Begnadigung. Das alles iſt, wie ich gar wohl verſtehe, zur Einſchüchterung und Warnung der Anderen!“

Es war Abend geworden und Jeny's Gedanken begannen, eigentlich ihm ſelbſt unerwartet, zu wandern. Die traurige, zweifelvolle Gegenwart entſchwand und er befand ſich im Norden in einem kleinen Häuschen auf dem ſtillen und breiten Petersburger Proſpect. An den Fenſtern blühten farbenprächtige Geranien, von den blüthenweißen Gardinen halb verhüllt. Hinter dem runden Tiſch ſaß ein grauhaariges Mütterchen in einer Pelzjacke und mit einem ſchwarzen Tüchlein auf dem Kopf und legte Patience. Das war ſeine Großmutter, welche jeden Tag in die Kirche ging und regelmäßig einmal in der Woche ihn in der Schule beſuchte. Dort in dieſes Häuschen kam auch manches Mal eine ſehr beſcheiden gekleidete, ſchlanke, bleiche Frau, die Wittwe eines Beamten, die Tochter der Alten und Rasnozwetow's Mutter, welche als Wirthſchafterin bei einem engliſchen Banquier auf Waſſili-Oſtrow, dem rothhaarigen und wohlgenährten, gutmüthigen Mr. Jones lebte. Eugen erinnerte ſich jetzt deutlich, was dieſe bleiche ſchlanke Frau, an welche er im Laufe von mehreren, unter Verirrungen verfloſſenen Jahren faſt gar nicht gedacht, für ſchöne, große, braune Augen hatte, was für ein ernſter Zug um ihren ſchmerzlich zuſammengepreßten Mund lag. Er erinnerte ſich deutlich ihrer biegſamen, leichten Geſtalt, des ſtillen Lächelns und der weichen, traurigen Stimme. Klar zeigte ihm ſein Gedächtniß, wie dieſe beiden Frauen, die Großmutter und die Mutter, ihn, das wilde, ausgelaſſene Kind, liebkoſten, wie er ſpäter als vierzehn-

jähriger junger Mensch, im Begriff zu seiner Cousine nach dem Süden zu reisen, vor der blassen, mageren Frau auf den Knien lag, wie ihn die Mutter segnete und wie er selber, klar in ihre sich röthenden Augen sehend, ihr zuschwor, sie zu lieben und ihrer zu gedenken, sich ehrlich und brav zu führen und seine Studien gut zu beenden. Dann, dann wollte er nach Petersburg zurückkehren und dort einen Dienst antreten. „Ich werde zu der Zeit schon im Grabe sein!" sagte mit einem Seufzer die Großmutter, „aber die Mama nimmst Du dann von dem Engländer fort in Dein eigenes Haus, und während Du in's Departement gehst, wird sie Dir die Wirthschaft führen, und meine lieben Kinder werden glücklich und in Frieden leben." Die Großmutter war wirklich bald darauf gestorben. Doch die Mutter Rasnozwetow's lebte noch und wartete mit jedem Jahre auf seine Rückkehr, während sie immer noch auf derselben Stelle bei dem englischen Banquier Mr. Jones lebte und nur manches Mal seufzte, daß ihr Jeny jetzt so selten schreibe. „Nun, wenn auch," dachte sie, „er hat es dort gut! Babette ist jetzt ein abgetrennter Zweig, eine reiche, gnädige Frau! Wahrscheinlich ist er ihr gehorsam und folgsam und hilft ihr bei der Leitung des Gutes; und daß er aus der Universität ausgetreten ist, ist augenscheinlich zum Guten; Alle sagen heut zu Tage, daß ein Stück sicheren Brodes besser ist, als Wissenschaft und Poesie!" Eugen's arme Mutter wußte nicht, daß ihr Sohn nicht einmal das Recht hatte, sich einen Studenten zu nennen, da er schon in der ersten Woche seines Aufenthaltes an einer südlichen Universität von den Kameraden genöthigt worden war, dieselbe zu verlassen.

* * *

Tschernosemsk, wo Alle den wilden und ausschweifenden Jüngling kannten und wußten, daß er der Cousin von Frau von Tschemodarow war, Tschernosemsk, welches den Eugen Rasnozwetow so gut kannte, wurde anfangs durch die Nachricht von seiner bevorstehenden Hinrichtung wohl in Aufregung versetzt, dann aber, als die erste Ueberraschung vorüber war, beruhigten sich die Leute und bereiteten sich sogar gewissermaßen auf das seltene Schauspiel vor.

„Mittermeier heißt die Todesstrafe nicht gut, wie ich hörte!" sagte im Club beim Kartenspiel sitzend Musikantow, indem er seinem Freunde zuwinkte. Er war unzufrieden damit, daß die Hinrichtung in ihrem Gouvernement nicht von der Civil-Behörde veranlaßt worden war, sondern, wie er sich ausdrückte, durch den Militarismus.

„Es ist schade um einen Edelmann! Ein unerhörter Vorfall! Obwohl des Beispiels wegen. — Und außerdem, wo wäre in der That ohne dergleichen die Garantie füe unsere Ruhe? — Sie spielen den Buben? Eh, das genügt nicht, der Stich ist mein!"

„Wie geht es denn seiner armen Cousine, der Tschemodaricha?" fragten in ihren strohgedeckten Häuschen oder Lehmhütten die dürftigeren Bewohner von Tschernosemsk, „selbst ist sie schon so eine betrübte Frau, die ohne ihren Gatten hier in fremder Gegend ihr Leben vertrauern muß, und nun passirt ihr noch mit ihrem Vetter, der ihr doch so gut wie ein Bruder ist, solch ein schrecklicher Kummer!"

„Ja, wer iſt denn eigentlich dieſer Rasnozwetow, von wo kommt er; wer ſind ſeine anderen Verwandten?“ fragten einander die ſtädtiſchen Klatſchbaſen.

„Manche ſagen, daß er ein Finne aus Petersburg iſt; die Tſchemodaricha ſelbſt iſt ja auch nicht von Weitem her. Wie man ſagt, iſt ſie in einer Penſion geweſen, wo ſie für einen halben Rubel den ganzen Tag lang unterrichtet hat! Sie war ſchon ganz bereit, irgend einen Kanzleiſchreiber zum Manne zu nehmen, als, wie der Prinz im Märchen, der Herr von Tſchemodarow kam und ſie aus dem Dunkel der Armuth wie ein Goldfiſchchen an's Licht herauszog!“

Wie wir ſehen, wußten die Tſchernoſemſker Gevattern ſogar das, was Barbara Tſchemodarow ſelbſt unbekannt war.

Auf der Straße begegneten ſich zwei frühere Freunde Eugen's, der auch uns wohlbekannte Bartol Muſikantow und der Junker von Czabanenko. „Es herrſcht Unglück in den Reihen der Unſrigen!“ ſagte Bartol, indem er ſich an der Cigarette ſeines Freundes die ſeinige anrauchte, „der Dummkopf von Struiſky kam wegen der dummen Geſchichte mit ein paar lumpigen Leuchtern in die Patſche; und da hat der leibhaftige Böſe den Rasnozwetow verführt, am Meeresſtrande eine Scene aus den kaukaſiſchen Bergen zu ſpielen und dieſen Lump, den Kapkanczikow, zu erſtechen. Ich will nicht ſagen, daß Kapkanczikow etwas Beſſeres verdient hat, aber wozu ſolch ein Ueberfluß? Es iſt nur gut, daß wir beide, dank unſeren Vertheidigern, glücklich von dieſer albernen Renteigeſchichte los ſind!“

„Nun, Bruder, ſo gar albern wäre es nun gerade nicht geweſen, wenn wir das Milliönchen herausgeholt hätten! Uebrigens, Bartol, biſt Du recht mager geworden!“

„Ja — und Du, mein Engel, biſt auch nicht fett geworden!“

„Es iſt überhaupt Alles verblaßt! Eine tödtliche Langeweile! Die Anderen ſind gar nicht ſo luſtig, und ſind doch auch jung. Ach — ſie verſtehen nicht zu leben! Weißt Du, Sſytow hat wirklich ſein Haus verkauft und richtet eine Buchdruckerei ein — —“

„Nun, und dieſe Ceremonie mit Eugen werden wir uns anſehen?“

„Gewiß! unbedingt!“ erwiderte der Junker, „es muß intereſſant ſein, zu ſehen, was für ein Geſicht der Narr ſchneiden wird, ob er Furcht haben wird und, weißt Du, — wie — wie die Compagnie Soldaten die Kugeln pfeifen läßt, als wären es nur Erbſen, ſit—ſit, piff—paff! Und er, er ſenkt den Brauſekopf bis auf den Leib herunter und ſinkt zu Boden wie eine gemähte Garbe, der arme Kerl!“

Die Freunde ſchwiegen eine Weile. Ob Eugen, während er im Thurme ſaß, wohl dachte, daß ſeine beſten Freunde auf ſolche Weiſe von ihm reden würden?

„Weißt Du, Bruder, ich dachte früher, daß es ſchrecklich ſei zu ſterben; aber ich finde, es iſt durchaus nicht ſchrecklich!“ ſagte Bartol nach einer Pauſe, „es iſt gerade ſo wie mit den Hühnern; nur, daß man die in die Suppe thut und uns in die Erde; das iſt der ganze Unterſchied. Siehſt Du, mein Vater iſt kein Dummkopf, das muß man ihm laſſen. Schon daß er mit Deinem Papa ſolch

eine, wenn auch gefährliche, so doch kühne That unternahm, wie ihre Uljanowkaer Fabrik, spricht dafür. Obgleich sie es jetzt steif und fest ableugnen, möchte ich doch darauf schwören, daß sie es gethan haben."

Die beiden jungen Leute sahen einander in die Augen, fingen leise an zu lachen und lachten lange Zeit, an der Straßenecke stehend und vom Trottoir lustig auf die Vorübergehenden blickend.

„Und trotzdem könnte man wüthend werden!" begann der Junker wieder, „wie dürfen sie es wagen, Rasnozwetow hinzurichten! Was hat er denn so Besonderes gethan! Wollte die Rentei berauben und hat sie nicht beraubt. Und Andere stehlen doch und bleiben am Leben! . . . Das ist ein Gewaltact, eine Gemeinheit und weiter nichts!" —

Am dritten Tage zeigte Eugen Rasnozwetow vom frühen Morgen an eine gewisse Unruhe und Aufregung. Er bat um Papier und Feder, setzte sich an den Tisch, wollte anfangen zu schreiben und hielt plötzlich inne. In der Thür hatte der Schlüssel geklirrt.

Der Aufseher trat heran und sagte: „Ihre Verwandte ist zu Ihnen gekommen, um Sie zu besuchen!"

In tiefe Trauer gekleidet trat Frau von Tschemodarow zur Thür herein, und mit ihr Tschulkow. Rasnozwetow blickte auf das schwarze Kleid seiner Cousine, zuckte zusammen und wandte sich ab. „Wozu bist Du in Trauerkleidung?" fragte er rauh, ohne das Auge aufzuschlagen, „noch bin ich ja am Leben, was beweinst Du mich denn schon!"

Thränen erstickten die Stimme der jungen Frau. „O Jeny, Jeny! Du kannst auch hier — auch in diesem Augenblicke — — ich bin in Trauer, weil vor einer Woche meine Tante, Aglaja Fedorowna, gestorben ist. Sie muß vom Schlage getroffen worden sein, die Arme. Am Abend hatte sie noch Clavier gespielt, dann legte sie sich ruhig schlafen und — erwachte nicht mehr!"

„Ein sanfter Tod!" sagte Rasnozwetow leichthin. „Doch sind solche Leute auch nicht besonders zu bedauern; leben sie da in Rußland, werden reich und sind dann immer bei der Hand, das hier Erworbene im fremden Lande zu verzehren." . . . Er wandte sich plötzlich um und nahm beide Hände seiner Cousine fest in die seinen. „Und wozu ist e r hierher gekommen?" fragte er, schroff mit dem Finger auf Tschulkow zeigend, der noch an der Thür stand. „Will er mich verhöhnen?"

„Ach Jeny, sündige nicht! Werde versöhnlich und bereue — wenn auch erst jetzt in den letzten Stunden! Wer könnte fähig sein, Deiner zu spotten! Es ist mein Bräutigam, Jeny, und ich stelle ihn Dir hiermit vor. Wir haben uns verlobt und er ist gekommen, um gleichfalls von Dir Abschied zu nehmen."

Rasnozwetow stand in tiefem Nachdenken, endlich streckte er, jedoch noch immer gesenkten Blickes, Tschulkow die Hand entgegen und sagte: „Ich gratulire Ihnen. Mir kann man, wie Sie sehen, zu etwas besonders Gutem nicht gratuliren. Jedenfalls bekunden Sie einen guten Geschmack. Meine Babette ist mehr werth,

als Ihre — nun, Sie erinnern ſich wohl, Ihre Dunja da. Nun, und auch Du, Babette, fürchteſt Dich nicht mehr vor dem Schatten Deines verſtorbenen erſten Mannes, wie ich ſehe. Ihr werdet ausgezeichnet zuſammenleben! Gedenkt meiner manchmal — — — Wenn ich wenigſtens eine Dunja für jene Welt bekommen könnte! Ha--ha--ha!" fügte er, plötzlich in ein trauriges Lachen übergehend, hinzu.

Frau von Tſchemodarow ſank kraftlos auf die Bank.

„Jeny! hör' auf, Dich zu verſtellen! Komm, ſetz Dich, laß uns von Anderem ſprechen — Gedachteſt Du in dieſer Zeit — wenn auch nur ein einziges Mal — Deiner Mutter? — Was wünſcheſt Du, daß man ihr ſagen, ihr übergeben ſolle? Sprich, ſage — ich will Alles thun, Alles ausführen — denk nach; ſiehſt Du — bald wird der Tod — — —"

Am Himmel zog über der Hauptwache eine Wolke dahin und es ſchien, als wäre ſie durch's Fenſter geflogen und hätte das Antlitz Rasnozwetow's beſchattet; ſo finſter wurde dasſelbe. Er ſchwieg eine Weile, wollte zu lachen anfangen, warf aber nur mit einer kecken Bewegung den Kopf zurück.

„Das iſt ja Alles Unſinn, liebe Freunde! Ich habe nie etwas gefürchtet und will jetzt noch das Zittern lernen? Fang nicht an zu weinen, und Babette, liebe Babette, laß mich, laß mich dieſe letzten Tage fröhlich verbringen. Wie ſie Einen hier ſchlecht füttern; ſchick mir etwas zu ſchmauſen von Deinem Tiſch oder aus dem Gaſthaus — — vielleicht Maccaroni mit gedämpftem Fleiſch, weißt Du, auf griechiſche Manier (von dieſer Seite liebte ich ſehr Dein altes Tantchen), auch eine Flaſche Wein wär' nicht übel — — Und noch etwas: ſchick' mir perſiſches Inſectenpulver her, die verwünſchten Flöhe laſſen Einen gar nicht ſchlafen — — —"

„Ach Jeny, Jeny!" Die junge Frau beugte ſich über den Tiſch und ſchluchzte laut. Tſchulkow trat an den Gefangenen heran.

„Eugen Andrejewitſch," ſagte er mit leiſer, vor Aufregung vibrirender Stimme, Jeny bei der Hand faſſend, „augenſcheinlich hoffen Sie auf Begnadigung. Ich ſchwöre es Ihnen, Sie irren ſich. Es iſt keine Begnadigung zu erwarten. Wir waren überall — im Militärſtab, beim Truppencommandanten, beim Gouverneur — Ihre Couſine hat ſich all' den höchſten Vorgeſetzten zu Füßen geworfen — es giebt keine Rettung für Sie — — —"

„Ei, ſo macht, daß Ihr fortkommt, Ihr Memmen!" ſchrie Rasnozwetow wild auf, indem er ſich den Händen Tſchulkow's entriß, „ich weiß es beſſer als Ihr! Sie, die Behörden, ſind klüger, als Ihr meint. Bin ich denn ein Landesverräther oder ein politiſcher Agitator? Ich bin ein Verſchwender, ein Faullenzer, ein wilder Burſch, welcher aus Unbedachtſamkeit in berauſchtem Zuſtande den Iſprawnik erſtach — und weiter nichts. Sie werden doch nicht mit mir, dem Kleinen, ſo große Herren, wie etwa Muſikantow, einſchüchtern wollen — — — Das kann nicht ſein!"

„O denke an die Mutter, Jeny, an die Mutter!"

Rasnozwetow ſtand auf und hob auch ſeine Couſine von der Bank empor. „Laß mich, Babette!" ſagte er, ſie bis zur Thür begleitend. „Gehen auch Sie,

Herr von Tschulkow! Es ist ganz überflüssig, Sie anzuhören, Sie müssen doch sehen, wie unerträglich es mir ist."

Die Besucher entfernten sich. „Diese Farce treibt er wohl noch einen oder zwei Tage," flüsterte ihnen der Aufseher im Weggehen zu, „und dann hört es von selber auf. Er wird schon nachgeben, und wie! Bis zur Erniedrigung wird er um's Leben betteln, bei Allen, bei mir sogar und bei den Soldaten. Ich kenne das Alles nur zu genau."

Die Vorhersagung des Aufsehers sollte eintreffen. Am Tage, welcher der Urtheilsvollstreckung vorausging, ging mit Rasnozwetow eine bedeutende Veränderung vor. Er war nicht wieder zu erkennen. Er bat selbst um einen Priester. Nachdem er ihm tief in die Augen geschaut, fiel er vor ihm auf die Knie nieder, schlug sich die Brust, betete heiß und raufte sich Haare und Kleider. „Bereue und beichte, mein Sohn; bekenne Gott Alles und reinige Deine Seele — und der Herr wird Dir dort im anderen Leben verzeihen!" — „Dort? im anderen? Hier will ich leben, hier und nicht dort!" jammerte der Verurtheilte; „ich will ja bereuen, doch bitten Sie dann auch, daß man mich begnadigt und nicht erschießen läßt. Ich will ein Tagelöhner werden, ich will mein ganzes Leben lang als gemeiner Soldat dienen. Mögen sie mich nach dem Kaukasus, an den Amur verschicken! Nur das Leben, nur das Leben sollen sie mir lassen! Ich kann vielleicht noch ein tüchtiger, guter Staatsbürger werden!"

Der Priester las mit ihm die Gebete, segnete ihn und ging, nachdem er ihm noch anempfohlen, sich für morgen zur Beichte und zum Empfang des Abendmahls vor dem Tode vorzubereiten. Eugen gerieth in immer stärkere Aufregung. Durch die Gefangenenwärter ließ er sich ein Räucherfaß, Weihrauch und geweihte Wachslichte kaufen. Er entzündete sie und brannte den Weihrauch an, die ganze Nacht hindurch betete er ohne Aufhören, unzählige Male sich beugend und auf die Knie fallend, während er laut klagte und flehte.

„Herr, Herr Gott! Zeige Deine Macht! Rette mich, wenn Du wirklich so groß und allmächtig bist! Laß mich nicht so gesund und jung und lebensfrisch umkommen, wie ein Thier! Beraube sie der Mittel, mich zu tödten! Mögen sie mich doch weit, weit wegschicken, wenn ich ihnen hier gefährlich scheine! Halte sie auf, Herr! Rette mich!"

„Was mag er da nur immer brummen?" flüsterten unter sich die Wachtsoldaten, durch das Spähfensterchen zu Eugen hineinsehend. „Er ist vor Angst irrsinnig geworden! Bald schilt er Jemanden, bald unterhält er sich mit Gott, hört doch!" — „Nun — mit Gott läßt sich nicht feilschen!" — „Morgen erfährt er Alles, wie es damit bestellt ist und wie es da droben im Himmel aussieht! Morgen, da weiß er's gewiß!"

Lange vor Anbruch des Morgens, zu Tode ermattet und von Fieberfrost geschüttelt, sank Rasnozwetow auf sein Lager und schlief ein. Da strich eine weiche Hand leise über sein Gesicht. Er öffnete die Augen. Das erste Morgenroth schaute eben rosig in das Fenster. An seinem Bette standen wieder Frau von Tschemo-

darow und Tſchulkow. Ihr Ausſehen war heute ein gefaßteres, oder ſie bemühten ſich wenigſtens, ruhig und freundlich zu ſcheinen.

Wortlos und ſanft umarmte Babette ihren Vetter zum letzten Male. Sie ſchaute ihn lange liebevoll an und ſagte dann: „Leb' wohl, Jeny! wir werden für Dich beten! Ein Einziges haben wir für Dich auswirken können. Man wird Dich nicht auf einem Karren, ſondern in einer geſchloſſenen Equipage hinausführen.“ — Sie wandte ſich ab, der Thür zu, wo bereits im ſchwarzen Ornat, mit Kreuz und Gebetbuch in den Händen, der Prieſter ſtand.

„Bleib', Babette!“ ſchrie Rasnozwetow verzweifelnd auf, indem er zu ihr ſtürzte und ihr in's Auge ſah. „Alſo — es iſt Alles aus? ganz aus? Auch gut! Da liegen auf dem Tiſch zwei Briefe: den einen ſchrieb ich für Dich, der andere iſt an die Mutter. — Schick' ihn ihr noch heute zu; ſie muß noch immer bei jenem Engländer leben, Theodor Waſſiljewitſch, heißt er, wie ich glaube — — — Babette, weißt Du noch, wie wir zuſammen in ſeinen Garten gingen, um dort auf dem Teich Schlittſchuh zu laufen? — Du fielſt einmal — erinnerſt Du Dich? Ach, Babette, was geht mit mir vor! Mir ſcheint, als ob mein Herz jetzt hunderttauſend Mal in der Minute ſchlägt, mein armes Herz, dieſer bange, klagende Vogel im Käfig.“

Der Aufſeher lief eilig herein. Eugen fiel auf ſein Bett zurück. „Es iſt Zeit, meine Herrſchaften, es iſt Zeit! Es iſt Befehl gekommen, ſofort mit den Vorbereitungen zu beginnen. Geruhen Sie ſich zu verabſchieden und dann zu entfernen!“

„Iſt das Alles, Jeny?“ fragte die junge Frau, ſich zur Thür wendend.

„Alles — nein, warte, bleib' noch!“ Rasnozwetow wollte aufſpringen, wollte die ihm Schweſter geweſene Couſine heiß umarmen und heftig und innig küſſen — er wollte laut bei ihr und den Anderen um Verzeihung bitten — aber bald ſchämte er ſich dieſer ſchönen Bewegung. „Wie, wenn nachher Alle dieſe Schwachheit erfahren?“ dachte er, „da werden ſie ſagen, er hat den Muth verloren, darum hat man ihn auch begnadigt — Schmach für's ganze Leben! Lieber will ich mich aufraffen!“ Er ſtand auf, bat Tſchulkow um eine Cigarette, zündete ſie an, lobte den Tabak, ſetzte ſich wieder auf ſein Bett und begann mit erkünſtelter Heiterkeit, wenngleich mit zitternder Stimme, angeſichts des Prieſters im ſchwarzen Meßgewand, ein kleines Liedchen zu ſingen.

Tſchulkow führte die ſchwankende Babette hinaus und in ein Hotel. Dort laſen ſie die Briefe. In dem an ſeine Mutter gerichteten Blatt bat Eugen, daß ſie ſich nicht beunruhigen möge. Denn obgleich er zum Erſchießen verurtheilt *geweſen*, weil er aus Verſehen dem Iſprawnik Kapkanzikow eine tödtliche Wunde beigebracht, ſo *hoffe* er doch feſt darauf, begnadigt zu werden. Er verſprach, darauf in den Militärdienſt zu treten, alle Jugendthorheiten gut zu machen, ſeine Lebensweiſe zu regeln und dann mit ihr zuſammen zu wohnen. — Weiter wußte er nicht was zu ſchreiben, da ſich in dieſen ſieben Jahren ſeine Gedanken faſt vollſtändig entwöhnt hatten, bei der Mutter zu weilen.

Der Brief an Frau von Tſchemodarow war umfangreicher. Er gab ihr

viele süße, zärtliche Namen, sagte ihr für jeden Fall ein liebevolles Lebewohl und fügte zum Schlusse hinzu: „Gedenke meiner nicht in Groll, Babette. Ich bin ein verlorener Mensch. Doch für Dich habe ich Mitgefühl und statt jedes Glückwunsches zu Deiner Verlobung will ich Dir eine Nachricht geben, die zugleich Dein und mein Gewissen erleichtern wird: Du hast recht und gut gehandelt, daß Du Tschulkow zum Gatten wähltest. Dein erster Mann ist lange schon todt, das ist positive Wahrheit! Musikantow, welchen meine Denunciation aus dem Gefängniß nicht zu stürzen vermochte, empfing schon vor vier Jahren darüber sichere Kunde. Ich habe leider vergessen, von welcher ausländischen officiellen Behörde. Die Nachricht war über England hierher gelangt und auf Deinen Namen adressirt; doch er theilte Dir nichts mit, wie ich annehme, damit Du nicht in Folge einer zweiten Heirath die Verwaltung Deines Vermögens seinen Händen entzögest. Dieses Schriftstück nun habe ich einmal in einem unverschlossenen Schreibtischfach bei ihm gefunden und durchlesen, und mit feierlichem Eide bestätige ich Dir die Wahrheit dieser Mittheilung. Der Deinige für ewig. E. Rasnozwetow."

Nicht ohne Mühe überredete der Priester den Gefangenen, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Auf dem Gefängnißhofe wirbelten schon unterdessen die Trommeln. Aus dem Fenster der Zelle konnte man schon die Bewegungen der Truppen beobachten, welche zum Hinrichtungsplatze marschirten. Zur Thür blickten schon die stumpf-erstaunten Gesichter der zur Bedeckung commandirten Soldaten. Auf dem Hofe der Hauptwache machte sich ein Aufseher an der Equipage zu schaffen. Ganze Schaaren Volkes strömten auf den sandigen und staubigen Straßen und Stadtplätzen dahin, an den langen hölzernen Zäunen, an den schmutzigen, theerigen Buden vorbei, vorüber an dunklen unförmigen Kaufmannshäusern, an schweren, wie mit der Hand platt gedrückten öffentlichen Kronsgebäuden und an den schon vom frühen Morgen an überfüllten Schenken. Und dieser ganze Menschenstrom ergoß sich auf den ungeheuren, außerhalb der Stadt gelegenen Exercirplatz. — Die Sonne war aufgegangen. Doch ihre Strahlen waren wie am Begräbnißtage von Gußlew sanft umwölkt und nicht blendend. Der Priester gab ein Zeichen und zum letzten, zum allerletzten Mal blieb er mit dem Verurtheilten allein.

„Noch einmal, mein Sohn," begann er mit inniger und unendlich erregtem Tone, „bitte ich Dich, Dich im Geiste über allen Kummer zu erheben und im Gebete mir Alles zu sagen, was noch auf Deiner Seele lastet! Nicht Gott bedarf dessen; er kennt Dein innerstes Herz! Du selbst bedarfst dessen, um Deiner Seligkeit willen!"

„Das heißt: es ist Alles, Alles aus! Hoffnung auf Begnadigung ist nicht mehr? Ist auch nicht in Aussicht?" fragte dumpf und mit fast erstickter Stimme der Gefangene.

„Nichts in Aussicht, mein Sohn, nichts zu hoffen. Wenn es von mir abhinge, wie gern wollte ich Dir verzeihen!"

Rasnozwetow sprang auf und begann, mit den zitternden eiskalten Händen

den Reſt ſeiner Kleider ergreifend, ſich ſchweigend völlig anzukleiden. Seine Zähne klapperten leiſe. „O bereue, mein Sohn, bereue, ſo lange es noch Zeit iſt. . . .“ — „Ach, all' Eure drolligen Erzählungen, Vater, an die ich nicht glaube, ſind Unſinn, wenn nicht noch jetzt ein Wunder erſcheint, um mich zu retten! Ich habe gebeten, nichts wird mir gegeben! Das heißt, es iſt Niemand da, den man bitten kann!“ ſtieß er höhnend mit verwegenem Hochmuth hervor. — „O bete noch, Unſinniger, bete! Was ſprichſt Du da!“ — „Dummes Zeug! Wollen wir gehen! Warum mich ſo nutzlos quälen! Entweder gewonnen oder — le jeu ne va plus!“

Sie beſtiegen den Wagen, der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Aufregung Nasnozwetow's erreichte die äußerſten Grenzen. Er drehte ſich hin und her, ſah zum Wagenfenſter hinaus, buchſtabirte die unorthographiſchen Ladenſchilder, ſchaute auf die Bäuerinnen, welche Nüſſe und Arbuſenkerne knackten, auf eine Gruppe ſich zankender, betrunkener Tagelöhner und auf die Menge Fußgänger jeglichen Standes, Alters und Geſchlechts, welche im vollen Lauf den Wagen überholten und mit dumm-neugierigem Geſichtsausdruck das jugendliche, von Angſt und Verzweiflung entſtellte Antlitz des Verurtheilten betrachteten. „O, ſeine Augen, ſeine Augen!“ ſagte laut zu ihrer Freundin eine dicke Kaufmannsfrau, welche bei einer Straßenbiegung unbarmherzig von der dichten Volksmaſſe gedrängt wurde, „o, meine Liebe, was für ein Entſetzen in ſeinen Augen iſt!“ — „Er hat Furcht bekommen, der Tod iſt kein Spaß!“ — „Er bereut jetzt, das ſieht man!“ Solche Ausrufe ertönten rings um ihn her; Eugen hörte das Alles. Eins ſeiner Knie begann plötzlich von ſelbſt dergeſtalt zu zittern, daß er es krampfhaft mit der Hand umklammerte. Gern hätte er Waſſer trinken mögen, oder noch lieber Wein oder einen Schluck Rum. Ihm wollte es ſcheinen, als könnte er den Inhalt mehrerer Flaſchen hinunterſtürzen, um nur das eigene Selbſt vergeſſen zu können. Und dann wünſchte er einer lieben bleichen Geſtalt zärtliche liebkoſende Worte zuzuflüſtern, zwei magere, o, ſo unendlich liebe Hände mit unzähligen heißen Küſſen zu bedecken — — „Doch wozu?“ dachte er dann, halb erſtorben in den Wagenkiſſen lehnend, „wozu? jetzt iſt Alles einerlei und in einer halben Stunde wird Alles vorüber ſein. Nutzlos ſind jetzt Waſſer und Wein, und Liebeswort und Abſchiedskuß. Mein armer Leib wird in die Grube geworfen und verſcharrt! — und dieſe Schilder, dieſe Bauerweiber mit ihren Nüſſen, all dieſer bunte Schwarm wird ruhig, als ob nichts vorgefallen, dieſe halbe Stunde überleben, heute und morgen und ganze Jahre, ebenſo als wäre ich niemals geboren worden! Und wem nützt denn mein Tod, wem nützt denn dieſe fürchterliche Abrechnung mit meinem Körper?“ —

„Jämmerliche Komödie,“ ſagte er laut und ſcharf, „übrigens — ſo hätte ich den heutigen Abend im Theater verbracht; wo werde ich nun, falls ich nicht begnadigt werde, dann ſein? Rathen Sie doch, mein Vater, wo? Hier oder dort in Ihrem Himmel?“ — „Läſtere nicht, irriger und verſtockter Sohn der Sünde! Komm' zur Beſinnung! Noch haſt Du Zeit. Warum verſchwendeſt Du ſo Deine ſeeliſchen Kräfte? Ich ſehe ja, daß Du ſolche Kräfte beſitzeſt.“ . . . . „Das Alles weiß ich ſelbſt, hab' es oft gehört und lange ſchon nach ſeinem richtigen

Werthe geschätzt. Aber das Leben, das Leben könnt Ihr mir nicht mehr zurückgeben, wenn Ihr es mir einmal genommen habt, das ist's! Dann bin ich einmal mausetodt und Alles ist vorbei!"

Und Eugen fing an zu pfeifen.

Der greise Priester gerieth außer sich, während er sich vergebens bemühte, die rasenden Aufwallungen, die Verwünschungen und Schmähreden des Verurtheilten zu beschwichtigen. Endlich gelangte man an das Ende der breiten sandigen, jetzt verödeten Straßen. Man konnte bereits den weiten Exercirplatz in der Ferne sehen und auf ihm an der einen Seite das Menschenmeer, die harrende Menge, Kopf an Kopf gedrängt; auf der anderen befand sich — ein hölzerner Pfahl und die schwarze Oeffnung eines frischen auf seinen Bewohner wartenden Grabes. „O, welche Gemeinheit, welche schmachvolle, gewaltsame That! Ich bin ja an Allem unschuldig, an Allem!" rief Rasnozwetow, während er mit unbeschreiblichem Entsetzen sich in den Wagenkissen aufrichtete und den verglasten, leblosen Blick auf diesen schwarzen Pfahl und die frische Gruft heftete. — „Es ist Alles Verleumdung! Ich machte nie einen Raubversuch auf die Rentei, habe den Isprawnik nicht einmal verwundet! Und wenn man mich nicht begnadigt, nicht in Freiheit setzt, so wird das ehrlos sein, hören Sie wohl! Eine ehrlose und grenzenlos gemeine That — — — Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen. Ich habe Alles gesagt, die Welt wird es erfahren" . . .

Er setzte sich wieder und hielt sich erschöpft am Kissen. Der Wagen hielt. Die Deckungsmannschaft umringte ihn augenblicklich.

„Sollte er wohl — ist er vielleicht in der That unschuldig?" dachte der greise Priester.

„Vertheidigen, beschützen Sie mich! Welche unredliche und niedrige Handlung gegen ein Mitglied der höheren Kreise!" schrie Eugen einem ihm vollkommen fremden Offizier zu, der, ein Monocle im Auge, sich durch die Soldatenreihen drängte. Trommelwirbel erschallte dumpf vor der ganzen Front der Truppen, welche von drei Seiten den Platz einschlossen.

„Schrei doch nicht so! Was willst Du!" sagte der Scharfrichter zu ihm. „Vielleicht kommt noch ein Manifest! Du thu nur, was sich gebührt! Und laß der Obrigkeit ihren Willen!"

Rasnozwetow wurde augenblicklich still, wurde gehorsam wie ein kleines Kind, und die erschreckten Blicke rings umher, rings über Soldaten, Volk und Wagenreihen gleiten lassend, begann er zu thun, „was sich gebührt", Alles, was ihm der gesunde, doch pockennarbige junge Mensch, welcher die Rolle des Nachrichters übernommen hatte, vorsagte. Weiter verstand der halbtodte Rasnozwetow nichts: nicht, welche Gebete ihm der greise Priester, bevor man ihn mit dem Leichengewand bekleidete, in hastigem Flüstern vorsprach, nicht, was mit lauter und scharfer Fistelstimme ihm der vor ihm stehende hochgewachsene Auditor aus dem Urtheil vorlas. Mit leise bebenden Lippen, mit seinen furchtsamen Augen, die sich so sonderbar, wie aus einem fremden Gesichte heraus, so gierig lechzend in alle Gegenstände rings

umher einbohrten, blickte Eugen unaufhörlich bald hier-, bald dorthin, jetzt auf die ſtaubige, geräuſchvolle, in der Ferne im Sonnenlicht ſchimmernde Stadt mit ihren Thürmen und Kirchenkreuzen, dann auf die ihn rings umwogende Menſchenmenge. Sein Blick ſaugte ſich dürſtend an der Linie der Fahrſtraße feſt, welche aus der Stadt heraus führte. Mit lautem Klopfen des furchtbar erregten Herzens wartete er, ob nicht aus der ſtaubverhüllten, räthſelvollen Ferne der Adjutant des oberſten Truppencommandanten zu Pferde heranſprenge — ſogar der Familienname desſelben fiel ihm in dieſen Minuten ein — Aplexſchejew hieß der ſchlanke hübſche Mann, der blonde Krauskopf, der ein ſo flotter Tänzer war und den er oft genug in Geſellſchaften getroffen. Er wartete, ob nicht aus jener Ferne geräuſchvoll ein ſchäumendes Dreiſpann daherjage, im Wägelchen ein Feldjäger aufrecht ſtehend und von Weitem ſchon winkend und rufend und die Begnadigung in der erhobenen Rechten ſchwenkend.

Doch Keiner zeigte ſich, Keiner ſprengte — auch ohne Begnadigung — heran. Das Bild blieb unverändert. Der Auditor hatte ruhig das Document weiter geleſen, hatte es beendigt. Eine Gruppe von einigen Generalen, Stabsoffizieren und hohen Civilbeamten ſtand, von einem eben über ſie hintanzenden Sonnenſtrahl hell beglänzt, ungefähr dreißig Schritt vom Schaffot, ernſt mit einander flüſternd und von der Seite auf ihn ſchauend.

„Grüße das Volk nach allen vier Seiten!“ commandirte der Scharfrichter jetzt, als der Auditor geendet hatte. „Gut, ich werde nachgeben, werde Alles thun, was ſie wollen!“ blitzte es durch Nasnozwetow's Hirn. „Das iſt nöthig — mögen ſie ihren Willen haben! Sie möchten, daß ich noch verwirrter, noch reuiger erſcheine, dann werden ſie die Verzeihung in Scene ſetzen!“

Infolge dieſer weltklugen Ueberlegung ging er tapfer die Front der Truppen entlang, und erſt, als er ſich ſpäter, der empfangenen Weiſung gemäß, nach vier Richtungen hin tief verbeugte, ſah er, daß zwei Soldaten ihn vorſichtig ſtützten und hielten. „Weshalb wohl?“ — dachte er wieder, „bin ich denn wirklich ſo ſchwach geworden? — Mir ſcheint's, die Füße tragen mich noch!“ . . .

Man band dem Verurtheilten die Hände auf den Rücken. In dieſem Augenblick blieben ſeine Augen auf einer ihm unbekannten, reich mit gelben Bändern geputzten Dame haften, welche inmitten des Volkshaufens einen ungeheuren Sonnenſchirm zum Schutz gegen die jetzt etwas durchbrechende Sonne geöffnet hatte, weshalb ſie von der Menge mit Schimpfwörtern und lauten Spottreden überſchüttet wurde. Das Volk gerieth in ſtarke Bewegung, die hinteren Reihen drängten auf die vorderen. Polizeiagenten, Gensdarmen und Koſaken bemühten ſich vergeblich, die Ordnung aufrecht zu erhalten. An einem Ende des Platzes, wo eine Rauferei zu entſtehen drohte, hörte man eine laute und durchdringende Stimme in gekränktem Tone ausrufen: „Mir kommt es zu, voran zu ſtehen, und nicht Dir; ich bin Staatsrath, und Du — was biſt Du?“ Auf der anderen Seite, unweit von Eugen, hörte man deutlich durch die von Neuem hergeſtellte Stille eine junge Mädchenſtimme, die zu ihrer Freundin ſagte: „Eudoxie, ſieh, ſieh doch, wie bei

ihm Kopf und Hände zittern! Das ist ganz so, wie in dem Romane, weißt Du: ‚Der letzte Tag eines Verurtheilten'!" — „Piroshki, Piroshki*)!" ertönten hinter den letzten Volksreihen die geschäftigen Stimmen der ungeduldigen Verkäufer.

„Auch für meinen Leichenschmaus ist schon gesorgt," zuckte es schmerzlich-bitter durch Eugen's Gedanken, von diesem ganzen rings um ihn sich aufrollenden Bilde unendlich verwirrt und erregt. Es wollte ihm scheinen, als ob irgend wo in der Volksmenge die wohlbekannten Gesichter Bartol's und des Junkers Czabanenko vor ihm aufgetaucht wären. „Könnten sie wohl — wäre es möglich, daß sie das sein könnten?" dachte er.

„Bete! Ich ziehe Dir die Kappe über die Augen!" sagte ernst der Scharfrichter, „von der Erde, von den Menschen nimm Abschied — — schau noch einmal Dich rings um . . . so ist's recht! Und jetzt vergieb auch mir Sünder!"

Er und Eugen küßten sich. — Das Letzte, was Rasnozwetow in dieser Minute sah, war . . . indessen ist es möglich, daß es ein Spiel seiner Phantasie war . . . grausamer Hohn des Schicksals! Kurz bevor ihm der Henker die Kappe über das Gesicht zog und ihm mit einem Tuch noch fest die Augen verband, zeigte ihm sein Blick — hoch über die Menschenmenge hinweg ragend, voll aufgerichtet in der Kalesche stehend, die imponirende, elegante, würdevolle Gestalt von Ardalion Arkadjewitsch Musikantow.

Ein unsäglich bitteres Gefühl regte sich in Jeny's Brust. „Also ist er noch gekommen, um meine Hinrichtung sich anzusehen! Also muß wirklich ich, der Geringe und Arme, verderben, damit er, der Rädelsführer von Allem, wohlauf und unversehrt bliebe? Und warum habe ich ihm nicht noch in letzter Zeit aus dem Gefängniß eine Drohung geschickt, daß ich ihn der Wechselfälschung auf Babette's Namen und anderer Vergehen zeihen wolle? Vielleicht hätte er sich bemüht, mich zu retten!"

Die weiße Gestalt des Verurtheilten, welcher nun nichts mehr sah, ging im langen Linnenhemde, auf einer Seite vom Scharfrichter gestützt und langsam mit den Füßen sich vorwärts tastend, über den Platz bis zum schwarzen Pfahl bei der Grube. Rasnozwetow wurde gegen den Pfahl gelehnt und dann angebunden. Aus den Soldatenreihen sprangen lautlos und gewandt, die Waffen bereit haltend, die schon früher vorbereiteten Schützen hervor und formirten sich in Reih' und Glied. Der Feldwebel stellte sich ihnen zur Seite auf, winkte mit der Hand, einmal, zweimal — das weibliche Element unter den Zuschauern blinzelte mit den Augen — durch Jeny's Sinn flogen eilende Gedanken:

„Naht wirklich jetzt das Ende? Nein, nein, wahrscheinlich fliegt bereits der Feldjäger mit der Begnadigung heran — — und was dann? O dann natürlich, dann will ich mich bessern . . . Aber wenn sie mich nicht begnadigen? Am Ende zielen jetzt schon die Soldaten — —? O, so leb' wohl, Du meine ferne arme Taube, mein liebes Mütterchen . . . und wenn uns in der anderen Welt — — —"

---

*) Kleine Pastetchen.

Der hagere, musculöſe Feldwebel mit ſeinem Vogelgeſicht hatte zum dritten Mal gewinkt. Furchtſam das Auge halb ſchließend und mit Beben ſpannten die Soldaten den kalten eiſernen Hahn am Gewehr mit zitternder Hand — ein ſchnelles und donnernd rollendes Krachen der Salve ertönte — — — Rasnozwetow's Oberkörper beugte ſich wie zerbrochen auf den unteren Theil herab, zitterte noch einmal, und während unter dem weißen Todtenhemd Blut hervorſtrömte, ſank er, wie eine ſchlaffe, zu keinem Signal mehr nöthige Flagge von der Fahnenſtange, zum Fuße des von Kugeln durchſchoſſenen Pfahls nieder. — „Schenke Gott ſeiner Seele Frieden!" ſagte langſam Sſytow, welcher ſich auch unter den Anweſenden befand; „doch wer bedurfte dieſes traurigen, blutigen Spiels?" — Und er verließ den Platz, ſich ſelbſt den Eidſchwur gebend, daß die genaue Beſchreibung des ganzen Uljanowkaer Proceſſes und dieſes Endes in die Reſidenzblätter geſandt werden ſolle.

«Finita la comedia!» ſagte Bartol mit lauter Stimme und ſchlechter Ausſprache des Italieniſchen. „Czabanenko, haſt Du nicht eine Cigarette! Ich möchte fürchterlich gern 'mal rauchen!"

„O, wie ſie drängen und drücken!" quiekte in der Volksmenge eine Dame, dieſelbe, die ihren Schirm nicht ſchließen wollte, „und hinten iſt das Pferd eines Gensdarmen — bitte, Monſieur, ſchützen Sie mich!" — „Haltet den Dieb, den Dieb! Da läuft er noch! Hat mir die Uhr geſtohlen!" ſchrie ein Staatsrath. Eine unaufhaltbare Menſchenwoge wälzte ſich an den Pfahl und die Gruft heran, wo bereits, mit dem Geſicht nach unten, der lebloſe Körper Rasnozwetow's lag.

Die Militärmuſik ſpielte einen Trauermarſch. Das Grab wurde zugeworfen. Die Zuſchauer zerſtreuten ſich allmählich, mit einander plaudernd und ſtreitend, wie „er" gegangen ſei, geſtanden habe, wie „er" zitterte und niederſtürzte.

„Sechs Kugeln!" rief eine Stimme. — „Nein, neun!" — „Nein, es iſt nicht wahr, ſechs!" — „Ach, neun, neun! ich hab' ſie ja ſelbſt am Pfahl gezählt! Dort ſteckte noch ein Büſchelchen Haar."

Doch Allen voraus, die Reihen eleganter Equipagen und Einſpänner überholend, jagte ein Paar grauer Hengſte. In der Kaleſche ſaß mit dem aus Petersburg herbeigeeilten Advocaten Sſamoſwiſtow in halb liegender Stellung Ardalion Arkadjewitſch Muſikantow. Gähnend ſprach er in ſeiner früheren Art und Weiſe, daß die Todesſtrafe in der Idee zwar verwerflich ſei, in der Praxis aber unbedingt nöthig, und beſonders, um den großen Haufen zu ſchrecken und zur Vernunft zu bringen. Uebrigens muß geſagt werden, daß Muſikantow ſich nur den Anſchein der Gleichgiltigkeit gab. Er war ſeeliſch tief erſchreckt, als er Eugen's Ende mit anſah, obgleich er andererſeits erleichtert aufathmete, ihn für ewig losgeworden zu ſein.

* * *

Doch hier müſſen wir uns eine Abſchweifung erlauben. Gleich nach der Hinrichtung Rasnozwetow's waren in Tſchernoſemſk die unglaublichſten Gerüchte aufgetaucht. Der erſte Schatten davon war in der Steppe ſüdlich von der Stadt erſtanden. Dieſer Schatten gewann Geſtalt, formte ſich zu Fleiſch und Blut in

dem Hause der Majorin Anna Romanowna Selodkin, der bittersten Feindin Sſamoſwiſtow's. Anna Romanowna theilte Allen, die da hören wollten, folgende Schauergeſchichte mit: „Muſikantow und ſein Advocat ſpeiſten eilig zu Mittag, forderten auf offene ſchriftliche Ordre ſechs Pferde Vorſpann und verließen am Nachmittag desſelben warmen und trockenen Herbſttages, an welchem Rasnozwetow vom Leben Abſchied genommen, in der heiterſten Gemüthsſtimmung die Stadt, um ſich zuerſt nach Gannowka, dann aber in die nächſtgelegene Kreisſtadt zu begeben.

„So iſt im Norden Alles — hm, Alles eingehändigt worden?" fragte mit ſeinem ſüßeſten Lächeln und dem befreundeten Advocaten mit den Augen zuwinkend Muſikantow. Sie fuhren jetzt durch die ſmaragdgrünen, mit ſproſſenden friſchen Keimen der Winterſaat bedeckten Felder im Süden der Stadt.

„Alles genau eingehändigt, gnädiger Herr!"

„Und verſprochen?" — „Gewiß." — „Daß Alles in der Uljanowkaer Affaire rund und glatt beigelegt wird?" — „Rund und glatt beigelegt."

(Anna Romanowna verſicherte ſpäter, daß ſie nicht nur das Geſpräch der Reiſenden, ſondern ſogar deren Gedanken aus den ſicherſten Quellen erfahren habe.)

„Das Sechsgeſpann ſauſte im Galopp dahin," fuhr die Frau Majorin fort, „Muſikantow und ſein Begleiter rauchten und bliſen vergnügt die Rauchringe ihrer feinen Havannacigarren in die Luft. Zwei Glöckchen und geſtimmte Schellen auf dem Kummet klingelten und läuteten luſtig in allen Weiſen. Kein Wölkchen Staub erhob ſich auf dem unlängſt durch Regen angefeuchteten Wege hinter dem Wagen, die Reiſenden wurden weder durch Hitze noch Unebenheiten des Weges beläſtigt. Etwa 30 Werſt hinter der Stadt beginnt ſich die Opalichinſkiſche Steppe auszubreiten. Weit in der Ferne erblickte man auf Wieſengründen oder an Abhängen weidend unzählige große Schafheerden, dazwiſchen hier und da die Zeltſtangen der nomadiſirenden Hirten und Schaaren gewöhnlicher Schäferhunde, ſowie auch eine große Anzahl gleich Wölfen verwilderter Steppenhunde.

Schon begannen die Reiſenden einzuſchlummern, als ganz unvorhergeſehener Weiſe, wie das ſo zu geſchehen pflegt, an der Kaleſche eine Radachſe brach. Die Pferde ſtürmten weiter und betteten die Wageninſaſſen höchſt unmanierlich auf die Mutter Erde. Mit dem bloßen Schrecken davongekommen, begannen die Gefährten zu lachen. Dann aber, angeſichts des anbrechenden Abends, befahlen ſie den Fuhrleuten, die zerbrochene Kaleſche ſtehen zu laſſen und eiligſt in das zunächſt gelegene Bauerndorf zurück zu reiten und eine Telega zu holen; ſie ſelbſt ſetzten ſich in's Gras, rauchten eine neue Cigarre an und kamen dann überein, des ſchönen Wetters und prachtvollen Sonnenuntergangs wegen ein wenig zu Fuß vorauszugehen. Ueber dies und jenes plaudernd, gingen ſie ſo eine Werſt, eine zweite und dritte. Die Sonne war noch zu ſehen, aber im Untergehen begriffen. Vor ihnen lag ein niedriger Hügelabhang, deſſen Spitze von jungen Eichen beſtanden war.

„Wie — wenn für uns keine Telega aufzutreiben iſt?" fragte der Advocat, „es iſt noch weit bis Gannowka!"

„Und wenn ſie auch keine finden, wer wird uns denn hier was zu Leide

thun," antwortete der Marschall, „es ist kein Kind im ganzen Kreise, das mich nicht kennt!"

Plötzlich hörten die selbstzufriedenen Herren ganz deutlich aus der schon dunkelnden Ferne ein dumpfes, abgerissenes, wie sich ihnen näherndes Hundegebell, das wohlbekannte Gebell einer großen Schaar wilder Steppenhunde.

„Was das wohl bedeuten mag?" fragte Musikantow sich selber; „ich kenne die Gegend hier ganz genau; hier ist nicht Dorf noch Weiler in der Nähe, ja nicht einmal eine vereinzelte Wohnstätte — — —"

„Vielleicht ist Jemand auf der Jagd?" sagte dem Gefährten und sich selber zur Ermuthigung Sſamoſwistow.

„Es mag wohl sein."

Der Adelsmarschall und der Advocat standen still und blickten angestrengt in die Ferne; aber was sie da sahen, machte sie vor Schreck erstarren. Einige hundert Faden von ihnen entfernt, stürmte in breitem Streifen, von dem sich die einzelnen kleinen beweglichen Linien deutlich dunkler abhoben, eine Schaar der wilden und bösartigen tschabanskischen Steppenhunde direct auf sie zu. Der Advocat erkannte sie zuerst. Schnell, wie ein Hase, lief er die Anhöhe hinan, und sich an den Baumzweigen den feinen Rock, die modische Weste und sogar die goldene Uhrkette zerreißend, kletterte er mit der Gewandtheit eines Eichhörnchens an der nächsten Eiche hinauf. („Sie wissen ja," fügte Anna Romanowna giftig hinzu, „was Sſamoſwistow für ein Feigling ist: als er sich einmal meinetwegen schlagen sollte, da ist er aus dem Gouvernement ganz weggereist.") Aber Musikantow ist bekanntlich corpulent und würdig. „Was thun Sie? Wo ist Ihr Revolver, der meinige? Ah, da ist er! Nun, lächerlich, was fürchten Sie denn? Kommen Sie herunter! Sehen Sie, wie ich sie empfange!" schrie er dem davoneilenden Gefährten nach. Darauf soll sich Musikantow niedergesetzt haben. Später hörte man einen Pistolenschuß, ein unarticulirter Schrei Musikantow's erscholl, als ob er um Hilfe rufen wollte — alles Uebrige verschwand in dem tiefen wüthenden Geheul der vorwärts stürzenden zottigen Bestien. Vor Entsetzen sich selbst nicht kennend, bemerkte Sſamoſwistow nur, daß die Hunde augenblicklich auf Musikantow losſprangen, ihn zu Boden zerrten und rissen, ihn rings umgaben und still wurden. — Einige Secunden vergingen so, eine Minute, zwei .... Hatten die Hunde Musikantow liegen gelassen, hatten sie ihn zerrissen? Sſamoſwistow, hoch zwischen den Baumzweigen sitzend, konnte es nicht unterscheiden. Es war unterdessen völlig dunkel geworden. Aus der Ferne tönte jetzt Räderrollen, das Geklingel der kleinen Glöckchen und Schellen. Und als die zurückkehrenden Dorffuhrleute in Begleitung der Aeltesten und des Gemeindevorstehers des nächsten Dorfes in vollem Lauf ihrer Rosse heranjagten und ängstlich nach den Herrschaften riefen, erschien vor ihnen auf der Landstraße Sſamoſwistow allein. Musikantow war nicht zu finden. Auf den dunklen Feldern hörte man bald hier, bald da noch einige Minuten lang das gierige Geheul der Hunde, doch bald lief die Schaar aus einander und rings herrschte wieder Todtenstille.

„Wahrscheinlich gerieth der gnädige Herr in Hitze, hat sich nicht zurückgehalten, geschossen und gewiß eine Hündin getroffen!“ klügelten die Bauern, „und das lieben nun die hiesigen Hunde schon ganz und gar nicht, besonders noch, wenn sie so in Schaaren laufen.“

Am frühen Morgen fanden endlich die Suchenden einige abgenagte menschliche Gebeine. — Ssamoswistow schickte einen berittenen Boten mit der Trauernachricht nach Gannowka, zu Musikantow's Gattin, einen anderen auf's nächste Bezirksamt und in das Bureau des Kreispolizeichefs. Er selbst reiste noch in derselben Nacht in ein weit entferntes Dorf zu einem Verwandten. Dort erkrankte er infolge des übermäßigen Schreckens an einem hitzigen Fieber und war, wie man sich erzählte, dem Tode nahe, was übrigens (fügte die Erzählerin hinzu) Ssamoswistow nicht verhinderte, schnell zu genesen und zu Gunsten der Familie des von Hunden zerrissenen Musikantow eine Wechselklage gegen Frau von Tschemodarow einzureichen. Und in nicht längerer Zeit als einem Monat — Sie werden's sehen — wird es dem glänzenden Advocaten gelingen, auch diesen allbekannt ungerechten und himmelschreienden Proceß zu gewinnen. Tagantschà ist bereits gerichtlich abgeschätzt und wird wohl bald unter dem Hammer verkauft werden!“ — So schloß Anna Romanowna ihre Erzählung. —

„Ein seltsames Zusammentreffen von Umständen!“ sprachen die Bewohner von Tschernosemsk zu einander, Anna Romanowna's wundersame Geschichte in tausend Varianten wiedergebend, „an demselben Tage, als Rasnozwetow erschossen wurde, wird Musikantow von Hunden zerrissen! Was mag das nur bedeuten? Dahinter verbirgt sich etwas — — —“

„Das bedeutet gar nichts und es verbirgt sich auch nichts dahinter!“ antworteten andere, gesetztere Leute. „Lieber spielen wir jetzt einmal Pique an, denn immer Carreau und Carreau wird am Ende langweilig.“

„Aber, entschuldigen Sie, es ist doch schrecklich, zu denken,“ unterbrachen die Ersten wieder, „was Musikantow wohl gefühlt haben mag, als die zähnefletschenden und schaumbedeckten Rachen der Bestien schon seine Wangen und Hände streiften, und seine noch gesunden Ohren das Krachen und Knirschen der eigenen Knochen hören mußten? U—uh! es ist doch eine schreckliche Sache!“

* * *

Eine Woche war vergangen. Wie groß war das Erstaunen in Tschernosemsk, als nach der Erzählung Anna Romanowna Selodkin's von dem schrecklichen Vorgang mit Musikantow derselbe Ardalion Arkadjewitsch Musikantow sich lebendig erwies, lebendig, gesund und unversehrt, in allerhöchsteigener Person zuerst in den Straßen von Tschernosemsk erschien und darauf sogar in der Tschernosemsker Adelsversammlung. Alles lief zusammen, um ihn zu sehen. Wie ein Wunderthier staunte man ihn an. Dann lachte man viel und witzelte über den Stadtklatsch. Und mehr als Alle lachte und witzelte Musikantow selbst, da die tragische Geschichte Anna Romanowna's sich als die reinste Lüge erwies.

„Die tſchabanſkiſchen Steppenhunde, meine lieben Herren, haben nicht nur mich nicht zerriſſen," ſagte Ardalion Arkadjewitſch lachend, „ſondern, als ſich der Zufall mit der Equipage zutrug, was in der That geſchah, und ich mit Sſamoſwiſtow gezwungen war, bis nach Mitternacht in der Steppe zu ſitzen und auf die Telega zu warten, ſo liefen dieſe ausgezeichneten Hunde wirklich herbei, aber um uns bis zur Rückkehr der Fuhrleute getreulich zu bewachen." —

Die Geſchichte mit den Hunden hatte ſich von Seiten Anna Romanowna's ſehr einfach und natürlich gebildet. Während ſie mit einer Gevatterin über den Uljanowkaer Proceß plauderte, kam folgende Phraſe vor:

„Muſikantow wurde geſtern, wie man ſagt, von Hunden angefallen und es iſt ein Wunder, daß ſie ihn nicht aufgefreſſen haben! So hätte das Geſchick ihn doch wenigſtens beſtraft, nachdem alle menſchlichen Gerichte ſich ihm gegenüber machtlos erwieſen haben!"

Die Gevatterin antwortete: „Gewiß, es wäre gut geweſen, wenn die Hunde ſich mehr Mühe gegeben hätten!"

Und Anna Romanowna verlaſſend, ſchnatterte ſie einer anderen Nachbarin, mit der Thür in's Haus fallend, vor, daß das Alles ſchon wirklich geſchehen. Dieſe eilte zu Anna Romanowna.

„Liebe Freundin, wie war es?"

„Ach, das war ſo —" und die Beſchreibung ging los. —

Die Hinrichtung Rasnozwetow's hatte übrigens die verworfenſten Miſſethäter weder erſchreckt, noch zur Vernunft gebracht. An demſelben Abend noch hatte die Stadtpolizei dem neuen Gouverneur die Meldung zu machen, daß mehrere Diebsbanden, die Abweſenheit eines großen Theils der Einwohnerſchaft benutzend, in verſchiedenen Straßen, Häuſern und Magazinen mehr als ein Dutzend der abgefeimteſten Spitzbübereien begangen hatten. Unter dieſen figurirte auch das Factum, daß von der Balcontreppe eines Generals ein Sſamowar mit ſiedendem Waſſer weggeſtohlen wurde!

Und am anderen Morgen raſſelten wieder die Droſchken durch die Stadt, und der beſtürzte Polizeimeiſter meldete, daß dieſelben Gefangenen, Molodiſchka, „Vaterunſer" und Genoſſen, welche wegen des Ausbruchs aus dem Gefängniß zum Zuchthaus verurtheilt worden waren und welche man, um einen heilſamen Schreck auf ſie auszuüben, auf den Richtplatz geführt und ſie der Hinrichtung Rasnozwetow's hatte beiwohnen laſſen, ſammt und ſonders wieder entflohen waren. Sie hatten das Gitter in dem Fenſter ihrer neuen Zelle herausgebrochen, ſich an ihrer zuſammengeknüpften Leibwäſche auf den Hof hinunter gelaſſen, die zwei Schildwachen innerhalb und außerhalb des Hofes unter dem Schutze der dunklen Herbſtnacht mit einem ſogenannten Todtſchläger ermordet und dann das Weite geſucht.

(Schluß folgt.)

Das indiſche Rom und ſeine Campagna.

Vortrag, gehalten in der Aula der Univerſität zu Dorpat am 27. Januar 1888 von Dr. L. v. Schroeder.

Am Ufer des heiligen Dſchamna-Fluſſes, der, im Himâlaya entſpringend, ſeine mächtigen Waſſermaſſen durch die wunderbar reiche und fruchtbare Ebene von Hindoſtan wälzt, liegt Delhi, die alte Kaiſerſtadt, das Rom der indiſchen Welt.

Die Thürme der prachtvollen Moſcheen und Paläſte ſpiegeln ſich in den Fluthen des Stromes, den die alten Inder Jamunâ nannten, d. h. den Zwillingsſtrom, denn er iſt ein Zwilling des Ganges, ihm ebenbürtig an Größe und Heiligkeit, und entſtammt demſelben Gebiet der indiſchen Rieſenalpen, ſtrömt, bald ſich weiter entfernend, bald ſich nähernd, dem Ganges parallel dahin, um endlich ſich bei Allahabad mit ihm zu vereinigen und ſo den gewaltigſten und heiligſten Strom der Inder zu bilden, den ſeine frommen Verehrer bis auf den heutigen Tag in unzähligen Schaaren beſuchen, um durch das Bad in ſeinen Waſſern von ihren Sünden ſich rein zu waſchen*).

Hier in Delhi war es, wo am 1. Januar des Jahres 1876 nach Chriſti Geburt die Fürſten Indiens und Geſandte fremder Völker zuſammenſtrömten, um die feierliche Proclamation der Königin von England als Kaiſerin von Indien zu vernehmen.

Das ferne Großbritannien hatte den Sitz und die Macht der alten Großmogule ſich erobert, und an der Stätte, wo ſich einſt am herrlichſten der Prunk und die Pracht der alten Herrſcher entfaltet, ſollten die Râdſchas und Nabobs aus allen Theilen des weiten Landes den Beginn einer neuen Kaiſerzeit durch ihre Gegenwart ehren.

Wohl mag ſo mancher der Fürſten aus altem Geſchlechte, die heute zu Vaſallen der britiſchen Königin herabgeſunken ſind, mit melancholiſchem Blick der ruhmreichen Kaiſerſtadt ſich genähert haben; denn obſchon noch heute herrliche Bauten dort unverſehrt zum Himmel emporragen, ſo zeugen doch Meilen weit ſich er-

*) Nach Meinung der Inder iſt das Ganges-Waſſer dort am heiligſten, wo Ganges und Dſchamna zuſammenſtrömen.

ſtreckende Felder von Trümmern, Ruinen und Reſten aus den verſchiedenſten Zeiten, wie viel hier einſt geweſen, wie viel für immer in den Staub geſunken.

Hier hatte ſchon ſeit Jahrhunderten eine hohe Cultur geblüht, hier hatten Philoſophen in tiefſinnigem Grübeln die Weltenräthſel zu löſen geſucht, hier war die Entwickelung menſchlichen Denkens, Empfindens und Strebens ſchon durch alle Stadien von der erſten naiven, urſprünglichen Freude an Leben, Beſitz und Nachkommenſchaft bis zur Predigt vom Elend des Daſeins, bis zur mönchiſchen Weltflucht und Entſagung von allen irdiſchen Genüſſen und Gütern hindurch gegangen, als die Bewohner Englands noch ein wildes und rohes Volk waren, das ohne Städte, ohne Cultur ſeine einſame Inſel gegen die Angriffe der Eroberer vertheidigte.

Jetzt aber ſind die Nachkommen jenes rohen Volkes durch die Macht überlegener Cultur und Geſittung als Herrſcher in dem alten Delhi eingezogen!

Ueber ein Gebiet von mehr als 40 engliſchen Quadrat-Meilen breiten ſich, unterbrochen durch weite öde Flächen, die Trümmer vergangener Größe und Herrlichkeit aus, die oft nur noch melancholiſche Gedanken über die Vergänglichkeit irdiſcher Macht erwecken können, oft aber auch trotz ihres verfallenen Zuſtandes den Beſchauer noch heute mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Denn groß und ſchön war es, was hier geplant und gedacht, in mühſamer, Jahrhunderte langer Arbeit ausgeführt und endlich vom Sturme der Zeit zu Boden geworfen wurde.

„Ehre der allmächtigen Zeit — ſo ſagt ein indiſcher Spruch — Ehre der allmächtigen Zeit, durch deren Willen jene reizende Stadt, jener große König, jene Schaar benachbarter Fürſten, jene erfahrene Rathsverſammlung zu ſeiner Seite, jene Frauen mit dem Mondesantlitz, jener ſtolze Prinzenſchwarm, jene Barden, jene Erzählungen, alles Dieſes der Erinnerung anheim gefallen iſt*)!“

Ehre der allmächtigen Zeit!

Das neue Delhi, noch heute eine ſtolze, prächtige Stadt von großartiger Anlage, nimmt doch nur einen kleineren Theil jenes weiten Gebietes ein.

Eroberer kamen ein Mal über das andere und zerſtörten die alte Stadt. Meiſt nahmen ſie dann ſich nicht die Mühe, das Zerſtörte wieder aufzubauen. Sie ſuchten einen geeigneten Ort in der Nähe und ließen dort eine neue Hauptſtadt, ſtolzer und prächtiger noch als die alte, erſtehen. Dort ſaßen ſie und herrſchten und wähnten, ihren Thron für immer feſt gegründet zu haben. Aber wieder andere Eroberer kamen, vertrieben oder mordeten ſie, ſtürzten ihre Mauern und Paläſte und bauten ſich eine neue Stadt auf dem Felde von Delhi, wo ſie ihr Banner wehen ließen, bis auch ihre Herrſchaft zu Grabe ging.

Ein Jeder von ihnen drückte ſeiner Schöpfung den Stempel des eigenen Weſens auf, und das, was dem Zorne der Zeit und der Zerſtörungswuth ſiegreicher Nachfolger widerſtanden, läßt uns noch heute von ſolchem Weſen etwas erkennen oder doch ahnen.

Treten wir dem Schauplatz ſo vieler Thaten und Leiden, wie er heute daliegt, ein wenig näher!

*) Bhartrihari 3, 42 (ſ. Böhtlingk, Indiſche Sprüche 3246).

Hier sieht man zwischen den Resten alter Bauwerke einen spärlich bekleideten Hirten seine Heerde weiden, dort bestellt ein Landmann seinen Acker mit Mais oder Hirse auf einer Fläche, die keine Spur mehr aufweist von der Stadt, die einst hier gestanden. Dort kommen Landleute, buntfarbig gekleidet oder halbnackt, mit großen Fruchtkörben oder Gemüse beladen zur Stadt gezogen oder verlassen dieselbe schon nach beendetem Geschäfte. Dort fahren ein paar andere dunkelfarbige Bewohner der Umgegend, mit hellen Gewändern bekleidet, in der Gari dahin, dem zweiräderigen Wagen, in welchem sich zur Noth drei bis vier Personen zusammendrängen; ein spitzes, von vier Stäben getragenes Ueberdach oder ein weit vorragendes, über den Karren gespanntes Tuch schützt sie vor der brennenden Sonne, während die Luft durch den von keiner abschließenden Wandung beengten Raum frei hindurchstreicht. Muntere Buckelochsen oder Zebu ziehen das kleine holperige Gefährt, und ein barfüßiger brauner Hinduknabe hockt vorne, schon ganz auf der Deichsel, mit Zügel und Peitsche in der Hand. Dort sieht man auf der sich lang hinziehenden, von Baumreihen eingefaßten Straße, die zwischen den Trümmerfeldern hindurch führt, fromme Moslim zur Stadt hinwandern; sie wollen die berühmte Dschama-Moschee besuchen und lauschen ab und zu aufmerksam, ob sie nicht schon von den hohen Minarets herab den Ruf des Muezzin vernehmen können, der die Bekenner des Propheten zum Gebete ladet.

Stille ruht über der weiten, staubigen, vom Sonnenbrande ausgedörrten, melancholischen Trümmerebene, und in der Ferne scheint die Luft in der Gluth zu zittern.

Auch das Rom der indischen Welt hat seine Campagna! Ihre Trümmer reichen in höhere Zeiten hinauf als die des europäischen Rom, und wer sie mit aufmerksam suchendem Geiste durchwandert, dem erzählen sie in ihrer Sprache die Geschichte des indischen Landes.

Hier, wo man heute das Dorf Indrapat und ein Fort gleichen Namens findet, liegen die Ruinen des altberühmten Indrapraſtha*). Sie fallen dem Besucher nicht in die Augen, aber der Blick des Forschers, des Archäologen weilt auf diesen verwüsteten Resten mit besonderem Interesse. Denn dies ist der älteste Theil des Trümmerfeldes von Delhi!

Indrapraſtha! — Das war die Stadt der Pânduſöhne, jener streitbaren fünf Brüder, von welchen die alte Sage des Mahâbhârata meldet, die den Kampf aufnahmen mit dem altberühmten Geschlechte der Bharatiden, der Kuruſöhne, die in Haſtinapur, der „Elephantenſtadt", am Ganges residirten.

Die Pânduſöhne hatten einen harten Kampf zu bestehen. Jahre lang mußten sie verbannt und flüchtig im Wald und in der Wildniß umherirren oder an fremden Fürstenhöfen in unwürdig dienender Stellung sich ihren Unterhalt suchen. Aber sie gingen zuletzt doch als Sieger aus dem langen Kampfe hervor und vernichteten im Verein mit ihren Bundesgenoſſen, den an der Jamunâ wohnenden Völker-

*) Drei Kilometer südöſtlich von dem heutigen Delhi.

ſtämmen der Jâdava, Matsja, Schûraſena und Pantſchâla, die Macht des Kuru-Stammes in der großen Schlacht, der gewaltigſten und berühmteſten, von welcher die indiſche Tradition berichtet*). Nicht allzu weit von Delhi, am oberen Laufe der Dſchamna liegt jenes ſagenberühmte Schlachtfeld.

Den Thaten und Leiden der Pânduſöhne, ihrem endlichen Siege und dem Untergange des ruhmreichen Kuru-Geſchlechts hat das indiſche Volk ein Denkmal geſetzt, das in ſeiner Rieſengröße jedes andere Siegesdenkmal überragt und nicht in Staub zerfallen konnte, wie die Mauern von Indrapraſtha. Es iſt das Mahâbhârata, das größte Epos der Welt, das in ſeinen über 100,000 Doppelverſen jenen großen Kampf beſingt.

Wenn die Forſchung der Neuzeit recht geſehen, ſo war in jene alten Kämpfe mit verwebt der große, culturhiſtoriſch ſo eminent wichtige Streit um die Superiorität des Krieger- und des Prieſterſtandes. Die Pânduſöhne waren den Brahmanen geneigt und ihren Winken gehorſam. Der Prieſterſtand triumphirte über den Stand der Krieger. Was in unſerem Mittelalter der Papſt und die Prieſter erſtrebten — den Vorrang und die Herrſchaft der Geiſtlichkeit über alle anderen Stände — in Indien haben ſie es ganz und voll erreicht. Der Stand der Brahmanen wurde der erſte, der geehrteſte und vornehmſte, und er iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag.

In jener alten Zeit, etwa vom Jahre 1000 vor Chr., blühte nun das religiöſe Cultuswesen, das Opfer und die Wiſſenſchaft vom Opfer in üppigſter Weiſe empor. Aber es artete gefährlich aus. Ein rieſenhaft ausgedehntes und complicirtes Ceremoniell drohte wahre Andacht und Frömmigkeit zu erſticken und rein äußerliche Werkheiligkeit an ihre Stelle zu ſetzen. Da erfolgte die Reaction. Der geſunde Geiſt des Volkes rang ſich zu neuen Gedanken und Anſichten durch, die ihm mehr Befriedigung gaben als Opfer und Opferwerk. Die Philoſophie der Upaniſhaden entſtand, und im 6. Jahrhundert vor Chr. ließ Gântama Buddha, der „Löwe aus dem Geſchlechte der Schâkja", ſeine Predigt erſchallen vom Leiden des Daſeins und von dem Wege, auf welchem der Menſch dieſem Leiden entrinnen und die Erlöſung finden mag.

Dort ſteigt eine hohe Säule aus dem Trümmerfelde von Delhi empor! Faſt 13 Meter hoch erhebt ſich der ſchlanke Schaft des Monolithen, aus röthlichem Sandſtein gemeißelt, glänzend polirt und mit Inſchriften bedeckt. Das iſt eine der Säulen des Königs Aſoka, Dharmaſtambha oder Geſetzesſäulen genannt, auf welchen der ruhmreiche Herrſcher das „gute Geſetz", die Lehre des Buddha preiſt und ſeine Völker ermahnt, in rechtem Wandel zu leben, wohlthätig und liebevoll zu ſein gegen alle lebenden Creaturen, Toleranz zu üben gegen Andersgläubige, das Alter zu ehren, Brahmanen und buddhiſtiſchen Mönchen gleichermaßen Ehrerbietung zu erweiſen.

---

*) Dieſe Ereigniſſe fanden aller Wahrſcheinlichkeit nach noch im zweiten Jahrtauſend vor Chriſto ſtatt.

Es iſt der Glanzpunkt, die Blüthezeit des Buddhismus in Indien, aus welcher dieſes Denkmal ſtammt.

Aſoka, der mächtige König, deſſen Andenken die Buddhiſten feiern, der viel dafür gethan, die Lehre des Buddha auszubreiten, ihr Ehre und Achtung und dauernden Beſtand zu ſchaffen, er lebte im 3. Jahrhundert vor Chriſti Geburt. Er baute Klöſter und Reliquienthürme, Stûpas oder Topen genannt, in großer Anzahl und ließ in allen Theilen ſeines weiten Reiches, vom Kabulſtrom und Gudſcherat im Weſten bis nach Oriſſa im Oſten, in Felſen und auf hohe Säulen Inſchriften meißeln, welche trotz aller Verheerungen, die in mehr als zweitauſend Jahren das Land heimgeſucht haben, doch heute noch an ganz verſchiedenen Orten zu uns ihre lapidare Sprache reden von dem Segen des guten Geſetzes, das Buddha verkündet.

Es ſind die älteſten Inſchriften, die wir in Indien kennen.

Die Aſoka-Säule von Delhi muß einſtmals eben ſo wie die anderen Säulen dieſes Königs ein Capitäl von ſchön geſchwungenen Lotusblättern und darüber eine viereckige Platte mit einem aus Stein gemeißelten Löwen, dem Sinnbilde des Buddha Schâkjaſinha, des „Löwen aus dem Geſchlechte der Schâkja", getragen haben. Aber dies Capitäl iſt ſeit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden. Ein ſpäterer Herrſcher*) ließ einen Aufſatz von Stein mit goldener Spitze auf die Säule von Delhi ſetzen, und heute noch nennt ſie das Volk darum Minar Zarin, die goldene Säule. Auch dieſer Aufſatz iſt heute nicht mehr zu ſehen, aber die Säule ſteht und die Inſchrift redet vernehmlich wie vor zweitauſend Jahren.

In den Jahrhunderten, welche auf Aſoka folgten, brachen wiederholt fremde Völker in Indien ein. Griechiſche Herrſcher, Nachfolger der Feldherren Alexander's des Großen, gründeten ſich von Baktrien aus Reiche im Pendſchab und Gudſcherat. Aus dem inneren Aſien kamen die Völkerhorden der Schaka, der Jneïtſchi hervor, gewöhnlich Indoſkythen genannt, drangen ſiegreich in Indien ein und herrſchten über das Land. Aber es kam die Zeit, wo die indiſchen Fürſten und Völker das Joch der Fremdherrſchaft von ſich abſchüttelten und eine neue Epoche nationaler Größe, eine Zeit der ſchönſten Wiedergeburt anbrach, in welcher die indiſche Literatur ihre höchſte Blüthe erreichte.

Aus dieſer Zeit nationaler Neugeburt, die etwa im zweiten Jahrhundert nach Chriſto ihren Anfang nimmt, entſtammt ein wuchtiges Denkmal, eine andere Säule, die zu den angeſtaunten Wunderdingen des Trümmerfeldes von Delhi gehört.

Das iſt die Eiſenſäule, von den Indern Lohaſtambha, von den Engländern Iron Pillar genannt, ſüdlich von den Ruinen des alten Jndrapraſtha gelegen, ein Wunderwerk der Schmiedekunſt.

Aus gemauertem Steinwerk erhebt ſich 22 Fuß hoch der maſſive Schaft der runden Säule, unten 16 engliſche Zoll im Durchmeſſer, nach oben ſich ein wenig

*) Firoz Schah, im 14. Jahrhundert n. Chr. Man nennt die Säule auch nach dieſem Herrſcher den „Stab des Firoz Schah".

verjüngend und in ein schmuckloses Capitäl auslaufend. Drei Fuß tief reicht der Schaft noch in die Erde hinab und ruht dort unten auf acht schweren, aus einander strebenden Eisenstangen, die in große Steinblöcke eingefügt sind*).

Aus kleinen Eisenstücken und Stangen ist der riesige Block zusammengeschweißt, wie das Auge des Kundigen deutlich wahrnimmt. Aber man glaubt, nicht Arbeit von Menschenhänden vor sich zu sehen; denn wahrhaft cyklopische Kräfte müssen es gewesen sein, die diese gewaltige Eisenmasse im Feuer glühten, hin und her wendeten, zusammen schweißten und hämmerten. Eine cyklopische Esse, wie sie der Glaube der Alten in den feuerspeienden Bergen Italiens annahm, scheint zu solchem Werke gehört zu haben**).

Eine Inschrift von mehreren Zeilen in Sanskritsprache, auf dem Schafte der Säule, meldet uns, wer sich dies Denkmal gesetzt, an dem die Zerstörungswuth späterer Eroberer machtlos abgeprallt ist.

Es war König Dhava, ein indischer Herrscher, der im dritten oder vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die eiserne Säule errichten ließ zum Andenken an den Sieg, den er über das Volk der Balhika, die Bewohner von Balkh, die Baktrer, erfochten; ein gewaltiges Wahrzeichen jener Zeit, wo das indische Volk die Herrschaft der fremden Eroberer brach und erneuerte Angriffe feindlicher Stämme zurückschlug, um noch einmal seiner eigenen Kraft sich voll bewußt zu werden, noch einmal eine große und reiche Zeit, vielleicht die größte und reichste, zu durchleben, die Zeit, in welcher das Gesetzbuch des Manu verfaßt wurde, in welcher Kâlidâsa seine unsterblichen Dramen dichtete, in welcher die Märchen und Fabeln des Pantschatantra erzählt wurden, in welcher Amaru seine reizenden Lieder schuf und noch viele andere Künstler und Gelehrte ihre ruhmreiche Wirksamkeit entfalteten.

Religiöse Spaltung hatte im Inderlande nun schon seit Jahrhunderten Platz gegriffen. Brahmanen und Buddhisten standen in zeitweilig gemildertem, dann wieder schroffer sich gestaltendem Gegensatze zu einander, bis endlich die milderen Jünger des Schâkja-Sohnes ihren Rivalen das Feld räumen mußten, um sich mit ihrer Lehre nach Ceylon und Hinterindien und in das innere Asien zurückzuziehen.

Aber ein schlimmerer Feind sollte jetzt über die Brahmanen kommen, der sie mit Mord und Brand alle Leiden fanatisch-religiöser Verfolgung kennen lehrte.

Es waren mohammedanische Fürsten und Völker, die etwa um das Jahr 1000 nach Chr. ihre Eroberungszüge nach Indien begannen, das Land verwüsteten, unterjochten und Jahrhunderte lang beherrschten.

---

*) Man fabelte früher, daß die Säule noch tiefer in die Erde hinabreiche, als sie über derselben emporragte. Nachgrabungen, die ein Adjutant des durch seine archäologischen Forschungen bekannten englischen Generals Cunningham in neuerer Zeit veranstaltet, haben das obige Resultat ergeben.

**) Ueber die hohe technische Bedeutung dieser Säule vergleiche man einen gewiß competenten Beurtheiler, F. Reulaux in seinem Buche „Quer durch Indien". (Berlin, 1884.) p. 214 ff.

Unglaublich viel hat Indien, vor Allem der nördliche Theil desſelben, von ihnen zu leiden gehabt. Ganze Städte wurden eingeäſchert, die Tempel geplündert, zerſtört oder in Moſcheen umgewandelt, die Einwohner oft zu Tauſenden hingeſchlachtet. Aber mit ſtolzen, prachtvollen Bauwerken ſchmückten die neuen Herrſcher das Land, das ſie ihrem Scepter unterworfen.

Die Erſten waren die Ghasnewiden, die aus ihrer Hauptſtadt Ghasna in Afghaniſtan kamen. Ihnen folgte eine lange Reihe von Dynaſtien verſchiedenen Urſprungs, und jeder Wechſel des Herrſchergeſchlechtes, ja faſt jeder neue Regierungsantritt war durch Kämpfe und Blutbäder bezeichnet.

Dieſe mohammedaniſchen Eroberer ſchlugen zuerſt ihren Sitz in Lahore auf. Kutab ud din, der „Polarſtern des Glaubens", ein Afghane von Geblüt, um das Jahr 1200 nach Chr., verlegte zuerſt die Reſidenz wieder in das alte Delhi; und ſechs Dynaſtien von afghaniſcher Herkunft ſollten jetzt nach einander in Delhi herrſchen.

Nicht allzu weit entfernt von der Eiſenſäule des Königs Dhava erhebt ſich ein Thurm von ſchwindelnder Höhe, einer der höchſten freiſtehenden Thürme der Erde. Es iſt der berühmte Kutab Minar, den jener Sultan Kutab ud din im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu bauen begonnen; das war zu derſelben Zeit, als in Deutſchland Wolfram von Eſchenbach und Walther von der Vogelweide ſangen und das Nibelungenlied gedichtet ward. Kaiſer Altamſch, der Nachfolger Kutab's in Delhi, hat ihn vollendet. Es iſt ein Minaret im Rieſenſtyle, zur Moſchee des Kutab ud din gehörig, von deſſen Höhe herab die Gläubigen zum Gebete gerufen wurden.

In fünf Stockwerken ſteigt der gewaltige Bau bis zur Höhe von 72 Meter hinan, unten 13 Meter im Durchmeſſer, nach oben zu ſich verjüngend, reich geſchmückt mit Koranverſen und Gebeten. Eine Wendeltreppe von 375 ſteinernen Stufen führt im Inneren bis oben hinauf. Jedes der fünf Stockwerke ſchließt mit einer Gallerie ab, die rund um den Bau herumläuft. Ganz oben erhob ſich einſtmals, wie auch ſonſt auf den Minarets, eine ſog. Kulſa, d. h. ein Säulenpavillon. Der Blitz hat ihn herabgeſchleudert, und der Beſucher erblickt ihn heute nicht weit von dem Rieſenthurm auf einem Hügel aufgerichtet; ein zierlicher Bau, aber winzig neben dem hohen Thurme.

Sieben gewaltige Thorbögen, Rieſenportale in ſchön geſchwungenen Linien, mit feiner Ornamentik geziert, ſtehen noch heute dem geöffnet, der die Moſchee Kutab ud din's beſuchen will. Wenn von dem hohen Kutab Minar der Ruf des Muezzin erſcholl, dann ſtrömten die Schaaren der Bekenner des Propheten durch die majeſtätiſchen Bogengänge zur Moſchee. Fünf Reihen fein und reich gearbeiteter Säulen trugen das Dach einer hohen Halle. Die Säulen — man kann es noch heute erkennen — hat der kühne Erbauer aus Hindutempeln geraubt, die er zerſtörte. Es ſollen ihrer 27 Tempel geweſen ſein — und mit dem Raube ſchmückte er ſeine Schöpfung.

Dieſe Säulen, den Göttern der ſanften Hindu entriſſen und verurtheilt, das Dach des islamitiſchen Gotteshauſes zu tragen — ſie ſind redende Zeugen der Stellung, welche den Indern unter mohammedaniſchem Scepter zu Theil wurde.

Hier ſieht man die Trümmer der Moſcheebauten, welche Kaiſer Altamſch, der Nachfolger Kutab's, errichten ließ. Ein ſchöner, ſchlanker Thorbogen hebt ſich empor; Koranſprüche ziehen ſich darüber hin und bedecken nebenan die Wandung. Und dort wiederum liegt das Grabmal des Erbauers, des Kaiſers Altamſch ſelbſt, auf's Reichſte verziert mit den feinſten Arabesken, mit welchen die Bögen, Wände und Säulen bedeckt ſind, wo nicht die Koranworte den Platz beanſprucht haben. Durch den hohen Thorbogen ſieht man den Steinſarkophag des Kaiſers; Arabesken und Inſchriften bedecken auch ihn. Der Sohn des Altamſch und ſeine Tochter Rezia haben dies Grabmal erbaut*). — Dort wiederum der prachtvolle Thorweg ſtammt von Ala ud din, der um 1300 regierte; Steingitterwerk ſchließt die Fenſteröffnungen in den Mauerniſchen, und feine Verzierungen aus weißem Marmor bedecken die Wände.

„Die Pathanen (d. h. die Afghanen) — ſo ſagt ſehr treffend der Biſchof Haber — entwarfen wie Giganten und führten aus wie Goldſchmiede."

Die große Kunſt der Inder in jeder ornamentalen Arbeit kam ihnen ſehr zu Gute und half dazu, den groß entworfenen architektoniſchen Ideen ein ſchönes Gewand zu verleihen.

Wieder einen anderen Theil des Trümmerfeldes von Delhi nennt man Tughlakabad, die Stadt der Tughlak-Sultane**), die im 14. Jahrhundert hier herrſchten.

Da erheben ſich die Ruinen von ungeheuer maſſigen Mauern, die ſchräg empor ſteigen, die Fenſteröffnungen mit Gitterwerk von weißem Marmor geſchloſſen. Da liegt das Grabdenkmal des ſtreitbaren Kaiſers Mohammed ben Tughlak, mehr einer Feſtung ähnlich als einem Grabe, mit ſeinen maſſigen Mauern aus Quaderſteinen und dem umgebenden Waſſergraben. Dort wieder ſieht man die vierſtöckige „Veſte"***) des Kaiſers Firoz Schah, der zu derſelben Dynaſtie gehörte. Die Säule Aſoka's ragt mitten daraus empor. Daneben ſtehen die Mauerreſte des kaiſerlichen Palaſtes. Dies iſt Firozabad, die Stadt des Firoz.

Trotz der Rieſenwälle, mit denen ſie ihre neue Stadt umgaben, ſollten die Tughlak-Sultane doch auch die Geißel eines fremden Eroberers fühlen.

Timur oder Tamerlan, der furchtbare Mongolenherrſcher, brach zu Ende des 14. Jahrhunderts in Indien ein, tränkte die Erde des Landes mit Blut, zerſtörte die Städte und ließ aus den abgehauenen Köpfen der Erſchlagenen hohe Pyramiden aufthürmen.

Er eroberte und zerſtörte Delhi und ließ ſich dort zum Kaiſer von Hindoſtan ausrufen.

Vor Ablauf eines Jahres ſchon kehrte Timur Indien für immer den Rücken. Aber die Macht der afghaniſchen Herrſcher von Delhi war gebrochen, und ein Gebiet des großen Reiches nach dem anderen löſte ſich von demſelben ab.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts erſchien Baber, angeblich ein Nachkomme Timur's, aber demſelben ſehr unähnlich, von türkiſch-tatariſchem Blute, zuerſt Fürſt von Ferghana, in Hindoſtan, das ſein Ahn ſo grauſam behandelt.

*) Um die Mitte des 13. Jahrhunderts.

**) Dieſelbe liegt 7 Kilometer ſüdöſtlich von der Stadt des Kutab entfernt.

***) Kotila genannt.

Auf der Ebene bei Delhi ſchlägt Sultan Baber im Jahre 1526 eine große Schlacht, beſiegt das zehnfach ſtärkere Heer Ibrahim's aus dem Geſchlechte der Lodi, des letzten Kaiſers afghaniſcher Herkunft, und gründet die Herrſchaft der Großmogule*) in Indien.

Sein Sohn Humâyun baute in dem zerſtörten Delhi ein neues Fort, an der Stelle des alten Indrapraſtha. Doch dieſer Fürſt mußte einem kecken afghaniſchen Eroberer weichen und lange Jahre verbannt und flüchtig umherirren. Schir Schah, der Afghane, welcher den Thron des Timuriden eingenommen, baute einen Wall um die neu erſtehende Stadt und heute noch ſieht man dort das von ihm ſtammende, maſſive rothe Thor, Lâl Darwaza genannt.

Kaiſer Humâyun aber erlangte zuletzt doch ſeine Herrſchaft wieder, deren er ſich freilich nur zwei Jahre noch freuen ſollte. Seine irdiſchen Ueberreſte ruhen in einem prachtvollen Denkmal, welches die Wittwe begann und des Kaiſers großer Sohn, der ruhmreiche Akbar, vollendete.

Faſt unverſehrt erhebt ſich der kunſtvolle, großartig ſchöne Kuppelbau mit ſeinen herrlichen Portalen, ſeinen zierlichen Nebenthürmchen auf dem Trümmerfelde von Delhi, ſüdlich von den Bauten des Firoz Schah.

Dort ruhen außer Kaiſer Humâyun noch mehrere Glieder ſeiner Familie. Dort ruht auch der Staub Mohammed Dara Schakohs, eines fürſtlichen Märtyrers der Humanität.

Humâyun's Sohn, der edle Kaiſer Akbar, wohl der größte und erleuchtetſte Regent, der je das Scepter über Indien geführt, ſchlug ſeine Reſidenz in Agra, weiter unterhalb am Dſchamna-Fluß, auf. Sein Enkel, der prachtliebende Kaiſer Schah Dſchehan (1627—1658), verlegte dieſelbe wiederum nach Delhi, nachdem er zuvor noch Agra mit den herrlichſten Bauten geſchmückt. Er war es, der das neue Delhi erbauen ließ, das mit ſeinen prachtvollen Paläſten, Gärten, Moſcheen und Bazars noch heute den Beſucher entzückt und ihm die glanzvolle Zeit der Großmogule vor die Augen führt. Er nannte die neue Stadt nach ſich Dſchehanabad, d. h. die Stadt des Schah Dſchehan.

Sieben engliſche Meilen im Umkreis dehnt ſie ſich aus, von drei Seiten mit einer ſteinernen Mauer umgeben, während an der vierten der Dſchamna-Fluß vorüberrauſcht. Prächtige Thore, von denen das dem Palaſt gegenüber liegende ungewöhnlich groß und majeſtätiſch iſt, führen den friedlichen Beſucher in die Stadt hinein, während zwölf befeſtigte Thürme dem feindlichen Angreifer Abwehr drohen.

Schah Dſchehan hat die Grenzen der Stadt am Weſtufer der Dſchamna ſelbſt gezogen. Um das geplante Werk in möglichſt vollkommener Weiſe auszuführen, ſtellte er die geſchickteſten Künſtler und Baumeiſter an und baute im größten Maßſtabe. Rother Sandſtein von der Farbe und Glätte des Jaspis gab ein vorzügliches Baumaterial.

Und der Erfolg entſprach den Bemühungen des Kaiſers.

*) Großmogul d. h. der große Mogul, der große Mongole.

Hart am Ufer des Dſchamnaflusſes erhebt ſich der prachtvolle Palaſt der Großmogule mit ſeinen hohen Mauern und Baſtionen. Er übertrifft in ſeiner großartigen Anlage und geſchmackvollen Ausführung Alles der Art in dem an Paläſten doch ſo reichen Indien. Seine Mauern umſchließen einen weiten Complex der mannigfaltigſten und prächtigſten Gebäude, Hallen und Höfe. Dort findet ſich der Dewan i Amm, die öffentliche Gerichtshalle, desgleichen auch der berühmte Dewan i Khas, Audienzhalle und vornehmſtes Rathsgemach des Kaiſers, ein Kleinod der Baukunſt, die ſchönſte Halle dieſer Art in Indien, mit mächtigen Säulen aus weißem Marmor, die geſchmackvoll mit buntfarbigem Steinmoſaik geziert ſind. In dieſer Halle ſtand ehemals der berühmte Pfauenthron des Kaiſers Schah Dſchehan. Dieſer Thron führte ſeinen Namen nach zwei goldenen Pfauen, die hinter dem Thronſitz angebracht waren und auf ihren ausgeſpannten Schweifen eine verſchwenderiſche Fülle der köſtlichſten Juwelen trugen. Zwiſchen ihnen befand ſich ein aus Smaragden gebildeter Papagei in Lebensgröße. Der breite Thronſitz ſelbſt, der ein Sitzkiſſen trug, ſoll aus maſſivem Golde beſtanden haben, ebenſo die ſechs Stützen, auf denen er ruhte; Platte und Füße waren mit Rubinen, Smaragden und Diamanten ausgelegt. Ein goldener Baldachin überſpannte den Thron, getragen von 12 Säulen, die reich mit Edelſteinen geſchmückt waren; die Franzen des Baldachins beſtanden aus Perlen. Zu jeder Seite des Thrones befand ſich ein Sonnenſchirm, das uralte Zeichen der Herrſcherwürde bei den Indern. Dieſe Schirme waren aus carmoiſinfarbenem Sammet, mit reicher Stickerei geſchmückt und mit Perlen befranzt. Ihre Stäbe, acht Fuß hoch, beſtanden aus maſſivem Golde und waren mit Diamanten beringt. Der Werth dieſes Thrones allein belief ſich, in unſerem Gelde ausgedrückt, ungefähr auf 50 Millionen Rbl. S.

Die Decke des Dewan i Khas war mit Silber- und Goldfiligranwerk kunſtvoll geſchmückt. An beiden Enden der prachtvollen Halle lieſt man noch heute in einer Niſche in halbverloſchener perſiſcher Schrift die Worte:

Wenn es ein Paradies auf Erden giebt,
Iſt es hier, iſt es hier, iſt es hier.

Auch eine Moſchee, die ſog. Perlmoſchee, aus weißem Marmor erbaut, liegt innerhalb der Mauern des Palaſtes.

Mit dem Mogulpalaſte wetteifert an großartiger Schönheit die berühmte Dſchamamoſchee, die Hauptmoſchee der Kaiſerſtadt, mit ihren hohen, herrlichen Thorbauten, dem von luftigen Colonnaden umſchloſſenen Moſcheenhofe, den weißen Marmorkuppeln und den ſchlanken Minarets.

Ein Garten von faſt unbeſchreiblicher Pracht und entzückender Schönheit, Schahlimar genannt, ſoll des Kaiſers Lieblingsſchöpfung geweſen ſein. Hier fanden ſich kühle Grotten von ungeheurer Tiefe und Ausdehnung, hier ſtrömten Canäle von kryſtallklarem Waſſer, mit Gold- und Silberfiſchen gefüllt; beſtändig plätſchernde Springbrunnen verbreiteten die erfriſchendſte Kühlung, und rings umher ſah man die auserleſenſten Pflanzen und Bäume von ganz Aſien, die mit dem Duft und der Farbe ihrer Blüthen und Früchte die Sinne des Beſuchers entzückten.

Eine große, prächtige Straße zog ſich mitten durch die Stadt, von einem Ende derſelben bis zum anderen, Tſchandni-Tſchauk oder der Mondſtrahl-Markt genannt. Herrlich waren die Bazars und die öffentlichen Plätze mit ihren kunſtvollen Arcaden, die oben Terraſſen bildeten, während in den Läden unten alle Schätze Aſiens zum Verkauf auslagen.

Mit dem Kaiſer ſuchten die Großen des Reiches, die Omrahs, in Errichtung prächtiger Bauten zu wetteifern, und ſo erwuchs in kurzer Zeit eine Stadt, mit welcher an Pracht und Schönheit nur wenige Städte der Erde ſich meſſen können.

Iſt hier auch heut zu Tage Manches zerſtört, Manches beſchädigt oder vernachläſſigt, Vieles iſt doch noch erhalten, — genug, um immer wieder und wieder den Beſchauer mit Bewunderung zu erfüllen.

Die Zeit, in welcher dieſes neue Delhi entſtand, die Regierungszeit Schah Dſchehan's, in der Mitte des 17. Jahrhunderts, es iſt die glänzendſte Zeit der Großmogulherrſchaft in Indien. Gegen dreißig Jahre hatte Schah Dſchehan auf dem Gipfel indiſcher Macht, in Glanz und Herrlichkeit regiert, da brach eine erſchütternde Familientragödie aus, die ihren dunklen Schatten auf die letzten Jahre des Kaiſers warf.

Schah Dſchehan hatte ſeinen älteſten Sohn, den Prinzen Mohammed Daraſchakoh, eine der edelſten Erſcheinungen der indiſchen Geſchichte, ſeinen Lieblingsſohn, der durch treffliche Anlagen eben ſo ſehr wie durch die Erſtgeburt ein Anrecht auf den Thron hatte, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und ſchon bei Lebzeiten zum Mitregenten angenommen. Mohammed Daraſchakoh war ſchön, tapfer, geiſtvoll, gebildet, von edler, humaner Geſinnung beſeelt, gleichermaßen gerecht gegen Hindu und Moslim. Er war dem beſchränkten Mohammedanerthum abhold, ſtudirte mit Entzücken die Schriften der indiſchen Weiſen, ließ eine Ueberſetzung der tiefſinnig-philoſophiſchen Upaniſhaden anfertigen und ſtrebte eine Vereinigung der indiſchen mit der mohammedaniſchen Religion an. Als der Vater von einer ſchweren, anſcheinend tödtlichen Krankheit befallen wurde, ergriff er auf deſſen eigenes Geheiß die Zügel der Regierung. Aber ſein Bruder Aurengzeb, Statthalter im Dekan, ein tapferer, doch überaus herrſchſüchtiger, kluger und verſchlagener Mann und fanatiſcher Mohammedaner, zog ſofort mit bewaffneter Macht gegen ihn zu Felde. Er hatte es verſtanden, auch den jüngſten Bruder, den ſchönen und ritterlichen Murad, Statthalter von Gudſcherat, für den Kampf gegen Mohammed Daraſchakoh zu gewinnen, indem er die heuchleriſche Miene annahm, als erſtrebe er nichts für ſich ſelbſt, als wolle er nur Murad zu der Kaiſerkrone verhelfen, da nur er, nicht aber der dem Islam untreue Mohammed des Thrones von Delhi würdig ſei. In dem Kampfe gegen dieſe beiden Brüder erlag Mohammed Daraſchakoh. Er wurde geſchlagen, verrathen, gefangen und von Aurengzeb ſchimpflich hingerichtet als „Kafir" oder Ungläubiger. Sogleich aber traf dieſer herrſchſüchtige und heuchleriſche Prinz auch ſeine Maßregeln gegen Murad, den jüngeren Bruder, den er bisher als Kaiſer behandelt und mit dem kaiſerlichen Titel angeredet hatte. Bei einem Gelage, wo er Murad durch ſtarke Weine berauſcht hatte, ließ er ihn ohne

Weiteres gefangen nehmen und ſandte ihn in das feſte Gualior. Er ſelbſt aber ließ ſich mit dem Titel Alumgir oder „Eroberer der Welt“ zum Kaiſer ausrufen. Der kranke Vater, der ſich inzwiſchen allmählich zu erholen begann und über das Vorgehen Aurengzeb's und das Schickſal ſeines geliebten Mohammed vor Zorn und Schmerz außer ſich gerieth, wurde in der Citadelle zu Agra eingeſchloſſen und mußte den Reſt ſeines Lebens — er lebte noch mehrere Jahre — als Gefangener des eigenen Sohnes verbringen.

Aurengzeb herrſchte über Indien ein halbes Jahrhundert lang. Aber ſeine Regierung war keine geſegnete. Finſter, herrſchſüchtig, fanatiſch geſinnt, war er ungerecht und hart gegen die Hindus, welche doch die Hauptmaſſe ſeiner Unterthanen bildeten. Während ſeiner Regierung begannen die Mahratten, ein kriegeriſcher Stamm der Inder, das Haupt zu erheben. Nach ſeinem Tode aber fing die Macht der Großmogule raſch zu ſinken, ihre Herrſchaft zu zerfallen an. Schah Nadir, der berühmte perſiſche Fürſt, brach ſiegreich in das Land, eroberte Delhi und führte i. J. 1738 den koſtbaren Pfauenthron als Beute aus der indiſchen Kaiſerſtadt mit ſich fort. Zwanzig Jahre ſpäter riſſen die ſiegreichen Mahratten auch das Silber- und Goldfiligranwerk von der Decke des Dewan i Khas im Großmogulpalaſte zu Delhi.

Inzwiſchen war die Macht der Engländer, von Calcutta ausgehend, beſtändig im Wachſen begriffen. Schon im Jahre 1764 ſucht der Großmogul Schah Alum bei den Engländern Schutz gegen die Mahratten. Später wirft er ſich wiederum dieſen in die Arme, iſt aber ſeit 1771 nur noch ſcheinbar Herrſcher in Delhi, in Wahrheit indeß ein Gefangener der Mahratten. Im Jahre 1803 befreien ihn die Engländer aus dieſer Lage, nehmen aber zugleich Delhi für die oſtindiſche Compagnie in Beſitz. Seit dieſem Jahre ſind die Engländer Herren in Delhi, die Nachkommen der alten Großmogule jedoch friſten als engliſche Staatspenſionäre ein bedeutungsloſes Daſein. Nach dem blutigen indiſchen Aufſtand i. J. 1857 kam das Land von der oſtindiſchen Compagnie unter die Krone von England, und die zu Delhi i. J. 1876 erfolgte Proclamation der Königin von England als Kaiſerin von Indien bildet den Schlußſtein dieſer Entwickelung.

In den Mauern des Großmogulpalaſtes liegt heute die engliſche Garniſon.

Werden die Engländer Herren von Indien bleiben? Wird noch einmal ein indiſcher Fürſt in Delhi gebieten? oder werden wieder neue fremde Eroberer in die Thore der alten Kaiſerſtadt einziehen? Und von welcher Seite werden ſie kommen? — Wer wollte es ſagen! Was das Trümmerfeld von Delhi, was die heute noch ſtehenden Säulen, Thürme, Moſcheen und Paläſte des indiſchen Rom uns zu ſagen wiſſen — ich habe es in kurzen Zügen Ihnen wiederzuerzählen verſucht. Der Fortgang dieſer Geſchichte aber — er gehört dem Ohr der Söhne kommender Jahrhunderte.

Gedichte.

Von **Mia Holm** in Riga.

Draussen und drinnen.

Da draußen Sturm und Dunkel
Und wilder Flockentanz;
Hier drinnen Lichtgefunkel
Und ſtiller Freudenglanz.
Vier Augen und zwei Kerzen,
Die geben hellen Schein,
Vier Hände und zwei Herzen
Gar ſeligen Verein. —
Und Friede füllt und Schweigen
Den lichtdurchſtrahlten Raum:
Die Engel Gottes neigen
Sich unſerm Liebestraum.

Liebessterben.

Ich werde blaß, ich werde roth:
Du ſprichſt von unſ'rer Liebe Tod
In klaren kühlen Lauten.
Die Kerzen laſſen ihren Schein,
Die luft'gen Schlöſſer ſtürzen ein,
Die wir der Minne bauten.
Die Erde wankt, der Himmel bricht
Und häßlich wird Dein Angeſicht;
Zu Schmach wird jede Wonne.
Ich ſteh' an unſ'rer Liebe Grab:
Ich ſtarr' hinab — hinab — hinab —
Und nie mehr auf zur Sonne.

Erlösung.

Sie liegt im Stuhle regungslos,
Nur ihre Lippen beben —
Die Hände ruhen ihr im Schooß
So ſchlaff und ohne Leben.
Verglommen ihrer Augen Strahl,
Der Wangen Roth erblichen:
Von altem Wahn, von alter Qual
Fühlt ſie ſich neu beſchlichen.
In ihrer Seele wieder Nacht
Und ihre Kraft zu Ende —
Da kommt ihr Kind und bettet ſacht
Den Kopf in ihre Hände. —
Da lächelt ſie noch unbewußt,
Da weicht das ſtarre Sinnen,
Da hebt ſich wieder ihre Bruſt
Und ihre Thränen rinnen.

September.

So ſtill wie heute ſah ich nie
Die ſchwanken Baumeswipfel;
Die Luft ſo klar, als ſchwebte ſie
Um hohe Bergesgipfel.
Du milder Herbſt, wie lieb' ich dich
In deiner ſanften Trauer!
Wie wunderſam durchzittern mich,
September, deine Schauer.
Du machſt das Herz vom Leben frei,
Du linderſt alle Leiden,
Du zeigſt, wie ſchön das Sterben ſei
Und lehrſt uns lächelnd ſcheiden.

Feuerlied.

Die dunkelnde Novembernacht
Durchſtrahlt von rothen Flammen!
Die Glocke dröhnt, die Stadt erwacht
Und Alles rennt zuſammen.
Was lärmt ihr wild und ſtürzt durch's Haus
Um eure Siebenſachen!

Ich wollt', ich wäre Sturmgebraus
Und könnt' das Feuer fachen!
Wie ſchürte ich! wie hülf' ich nach
Und jagte auf die Gluthen!
So Fürſtenhaus wie Bettlerdach
Schlüg' ich mit Flammenruthen!
Ich peitſchte zornig jede Stadt,
Ich peitſchte alle Lande:
Ich bin des alten Treibens ſatt,
Der alten Lebensſchande!
O grauſig ſchöne Melodie,
Geheult von Feuerzungen!
Die ganze Weltenharmonie
Wie heißes Glas zerſprungen!
Und auch der Himmel mag vergeh'n
Im großen Weltenfeuer!
Doch aus der Aſche ſoll erſteh'n
In heller'm Glanz ein neuer —
Den Aberglaube nicht entſtellt,
Geſpenſter nicht umgrauen,
Und kommen ſoll die beſſ're Welt,
Die wir in Träumen ſchauen!

Sewaſtopol.

Von Graf Leo Tolſtoi.

Ueberſetzt von W. Stein in St. Petersburg.

Im December.

Die Morgenröthe beginnt eben erſt das Himmelsgewölbe zu färben; die dunkelblaue Meeresfläche hat bereits das Dunkel der Nacht abgeſtreift und wartet nur auf den erſten Sonnenſtrahl, um in heiterem Glanze zu ſchimmern; aus der Bucht wallt ein kalter Nebel herüber; es liegt kein Schnee, Alles iſt ſchwarz, aber der Morgenfroſt kneift Einen in's Geſicht und kniſtert unter den Füßen, und das ferne, hin und wieder von dem Grollen der Geſchütze in Sewaſtopol begleitete unaufhörliche Rauſchen des Meeres unterbricht allein die Stille des Morgens.

Auf der Nordſeite beginnt die Geſchäftigkeit des Tages allmählich die Ruhe der Nacht zu verſcheuchen: hier geht ein neu aufziehender Wachtpoſten klirrend vorüber; dort eilt ein Arzt in's Hoſpital; hier kriecht ein Soldat aus ſeiner Erdhütte hervor, wäſcht ſich das ſonnenverbrannte Geſicht mit eiskaltem Waſſer und verrichtet, die Augen auf den ſich röthenden Oſten geheftet und ſich haſtig bekreuzend, ſein Morgengebet; weiter hin zieht eine hohe, ſchwere, mit Kameelen beſpannte Madjara (tatariſcher Leiterwagen) knarrend mit ihrer Laſt zum Kirchhof, wo die blutüberſtrömten Leichen, mit denen ſie faſt bis oben zu beladen iſt, beerdigt werden ſollen. Ihr kommt zum Landungsplatz — ein eigenthümlicher Geruch von Steinkohlen, Dünger, Feuchtigkeit und rohem Fleiſch ſchlägt Euch entgegen; tauſende der verſchiedenartigſten Dinge: Holz, Fleiſch, Schanzkörbe, Mehl, Eiſen u. ſ. w. liegen in Haufen um den Landungsplatz herum; Soldaten der verſchiedenſten Regimenter, mit Säcken und Flinten, oder ohne dieſelben, drängen ſich da zuſammen, rauchen, ſchelten, ſchleppen ſchwere Laſten auf's Dampfſchiff, das rauchend, zur Abfahrt bereit, an der Landungsbrücke liegt. Freie Jaliken (kleine Böte), mit allem möglichen Volke angefüllt — Soldaten, Matroſen, Kaufleute, Weiber — landen und ſtoßen wieder ab.

„Zum Grafenplatz (ein Landungsplatz in Sewaſtopol), Ew. Wohlgeboren, wenn's gefällig iſt," — bieten Euch zwei oder drei Matroſen von ihren Böten aus ihre Dienſte an.

Ihr wählt den, der Euch am nächſten iſt, tretet über den halb verweſten Leichnam eines braunen Pferdes, das dort im Schmutz neben dem Boote liegt, und ſetzt Euch an's Steuer. Ihr ſtoßt vom Ufer ab: rund um Euch herum das weite in der Morgenſonne glänzende Meer, vor Euch — ein alter Matroſe in einem Paletot aus Kameelfell und ein junger, weißköpfiger Knabe, die beide eifrig, aber ſchweigend rudern. Ihr ſchaut auf die Ungeheuer von Linienſchiffen, die nah und fern über die Bucht zerſtreut liegen, auf die kleinen ſchwarzen Punkte von Schaluppen, die über die glitzernde Lazurfläche gleiten, auf die ſchönen weißen, von den roſigen Strahlen der Morgenſonne beleuchteten Gebäude der Stadt, die von jener Seite herüberſchimmern, auf die weißſchäumende Linie am Damm und über den verſenkten Schiffen, von denen hier und da einzelne ſchwarze Enden der Maſte traurig hervorſtehen, auf die feindliche Flotte, die ſich fern auf dem kryſtallklaren Horizont ſchaukelt, auf die ſchäumenden Streifen mit den Tauſenden hüpfender Salzbläschen, welche die Ruder hinterlaſſen; Ihr hört das monotone Geräuſch von Stimmen, die über das Waſſer zu Euch herüber ſchallen, und das majeſtätiſche Knattern und Grollen der Schüſſe, die, wie es Euch vorkommt, häufiger und heftiger in Sewaſtopol werden.

Es iſt unmöglich, daß bei dem Gedanken: auch Ihr ſeid jetzt in Sewaſtopol! Eure Seele nicht von Muth und Stolz geſchwellt werde, daß Euer Blut nicht raſcher durch die Adern fließen ſollte.

„Ew. Wohlgeboren! Halten Sie gerade auf den „Konſtantin" los," ſagt der alte Matroſe, indem er den Kopf zurückwendet, um die Richtung, die Ihr dem Boote gebt, zu controliren, — „nach rechts das Steuer."

„Der hat doch noch all' ſeine Kanonen," bemerkt der weißhaarige Burſche, der das Schiff aufmerkſam muſtert, während wir vorüberfahren.

„Wie denn nicht? Er iſt ja noch ganz neu. Kornilow wohnte doch darauf," entgegnet der Alte, das Schiff gleichfalls betrachtend.

„Sieh', wo es eingeſchlagen hat," ſagt der Knabe nach einem längeren Schweigen, den Blick auf ein ſich zertheilendes Wölkchen Rauch gerichtet, das plötzlich hoch über der ſüdlichen Bucht auftaucht und von dem lauten Knattern einer platzenden Bombe begleitet iſt.

„Das iſt „er" (der Feind), der jetzt aus ſeiner neuen Batterie feuert," erklärt der Alte und ſpuckt gleichmüthig in ſeine Hände. „Nun faſſe tüchtig an, Miſchka, wir wollen 'mal die Barkaſſe einholen!" — Und unſer Nachen überholt wirklich die ſchwere mit Säcken beladene Barkaſſe, welche von ungeſchickten Soldaten gerudert wird, und legt unter einer Menge dort angebundener Böte der verſchiedenſten Gattung am Grafenplatz an.

Auf dem Quai drängen ſich geräuſchvoll Haufen grau gekleideter Soldaten, ſchwarzbrauner Matroſen und buntröckiger Frauen. Weiber verkaufen Weißbrod, Bauern mit Theemaſchinen rufen: „Sbiten, heißen Sbiten!" aus. Gleich auf der erſten Landungsſtufe liegen verroſtete Stückkugeln, Bomben, Kartätſchen und gußeiſerne Kanonen verſchiedenen Kalibers umher; etwas weiter iſt ein großer Platz,

auf welchem ungeheure viereckige Balken, Kanonenlafetten und ſchlafende Soldaten bunt durch einander liegen, Pferde, Fuhren, grüne Munitionskaſten und verſchiedene Geſchützſtücke umher ſtehen, Soldaten, Matroſen, Offiziere, Weiber, Kinder und Kaufleute ſich umher treiben, Wagen mit Heu, mit Säcken oder Tonnen beladen hin und her fahren; dazwiſchen erblickt man einen Offizier oder Koſaken zu Pferde oder es fährt ein General in einer Droſchke vorüber. Rechts iſt die Straße durch eine Barrikade verſperrt, in deren Schießſcharten beſonders kleine Kanonen ſtehen, welche ein Matroſe, ſein Pfeifchen rauchend, bewacht. Links iſt ein großes Haus, vor welchem Soldaten mit blutigen Tragbahren ſtehen, — überall ſeht Ihr die traurigen und widerwärtigen Spuren eines Kriegslagers. Der erſte Eindruck, den Ihr empfangt, iſt ein entſchieden unangenehmer: eine eigenthümliche Miſchung von Lagerleben und ſtädtiſchem Zuſchnitt; es ſcheint Euch ſogar, als ſähen alle Menſchen erſchrocken, aufgeregt aus und wüßten nicht, was ſie thun ſollen. Aber ſeht Euch nur genauer die Geſichter dieſer um Euch ſich tummelnden Leute an und Ihr werdet einen ganz anderen Eindruck erhalten; z. B. dieſen Soldaten, der ſein braunes Dreigeſpann zur Tränke führt und ſo ruhig etwas vor ſich hinſummt, daß man gleich merkt, er werde ſich in dieſem bunten Menſchengewimmel gewiß nicht verlieren, das überhaupt für ihn gar nicht exiſtirt, ſondern gehe ſeinem Geſchäfte nach, welcher Art es auch ſei, Pferde zu tränken oder Geſchütze zu führen, eben ſo ruhig, ſicher und gleichmüthig, als geſchähe das Alles in Tula. Eben denſelben Ausdruck leſt Ihr auch auf dem Geſichte jenes Offiziers, der in weißen Handſchuhen an Euch vorübergeht, oder des Matroſen, der auf den Barrikaden ſitzt und raucht, oder in den Geſichtern der Arbeitsſoldaten, die mit den Tragbahren vor der Thür des Caſinos warten, und im Geſichte jenes jungen Mädchens, das aus Furcht, ihr roſa Kleid zu beſchmutzen, zierlich längs den Steinen über die ſchmutzige Straße trippelt.

Wenn Ihr zum erſten Mal nach Sewaſtopol kommt, werdet Ihr vergebens, wenn auch nur auf einem einzigen Geſicht, die Spuren der Unruhe, der Aufgeregtheit oder gar der Entſchloſſenheit und Todesbereitſchaft ſuchen, — nichts dergleichen iſt zu merken: Ihr ſeht Leute, die ruhig ihren täglichen Beſchäftigungen nachgehen. Aber ſteigt 'mal auf die Baſtionen, ſeht die Vertheidiger Sewaſtopols auf den Vertheidigungspunkten ſelbſt, oder bei der Arbeit, oder noch beſſer, tretet geradezu gegenüber in jenes Haus, das frühere Sewaſtopoler Caſino, vor deſſen Thür die Soldaten mit den Tragbahren ſtehen, — dort auch ſeht Ihr die Vertheidiger Sewaſtopols, dort werdet Ihr ſchreckliche, traurige, großartige, ſtaunenswerthe, die Seele erhebende Scenen ſehen.

Ihr gelangt zuerſt in den großen Caſinoſaal. Kaum habt Ihr die Thür geöffnet, ſo weicht Ihr beim Anblick und der Ausdünſtung von 40 bis 50 ſchwerverwundeten Kranken betroffen zurück. Laßt Euch aber nicht von dem Gefühl, das Euch an der Schwelle des Saales zurückhalten will, beherrſchen: es iſt kein richtiges Gefühl. Geht vorwärts, ſchämt Euch nicht, daß es ausſieht, als ſeid Ihr gekommen, die Leidenden anzuſehen, — ſeid nicht blöde, näher zu treten und mit

ihnen zu sprechen: Die Unglücklichen sehen gern ein mitfühlendes menschliches Gesicht, erzählen gern von ihren Leiden und hören Worte der Liebe und Theilnahme. Ihr geht mitten zwischen den Betten durch und sucht ein weniger strenges, leidendes Antlitz, auf das Ihr zuzutreten Euch getrauet, um ein wenig zu sprechen.

„Wo bist Du verwundet?" fragt Ihr unentschlossen und ängstlich einen alten, abgemagerten Soldaten, der, auf seiner Schlafbank sitzend, Euch mit seinen gutmüthigen Blicken folgt, als forderte er Euch auf, zu ihm zu kommen. Ich sage: „Ihr fragt ängstlich," weil der Anblick so vieler Leiden, neben dem tiefsten Mitgefühl auch die Furcht in Euch erweckt, durch Fragen zu verletzen, und Euch die höchste Achtung für den Leidenden einflößt.

„Am Fuße," antwortet der Soldat. In demselben Augenblick bemerkt Ihr selbst an den Falten der Decke, daß ihm ein Bein vom Knie ab fehlt. „Gott sei Dank, jetzt geht's schon," fügt er hinzu, „ich muß mich nur ausschreiben lassen."

„Bist Du schon lange verwundet?"

„Ja, ein sechs Wochen ist es schon her, Ew. Wohlgeboren."

„Und schmerzt es Dir jetzt noch?"

„Nein, jetzt nicht mehr . . . es geht schon. Es nagt nur so in dem Oberschenkel, wenn das Wetter schlecht ist; sonst geht's."

„Wie wurdest Du denn verwundet?"

„Auf der fünften Bastion, Ew. Wohlgeboren, beim ersten Bombardement; ich hatte die Kanone gerichtet und trat dann zurück, so, ganz einfach, zu einer anderen Schießscharte, als „er" mich plötzlich in den Fuß traf; ich fiel wie in eine Grube, sehe hin, mein Fuß ist fort."

„Hat es denn wirklich im ersten Augenblick gar nicht geschmerzt?"

„Nein, es ging an; nur als hätte man mir mit etwas Heißem einen Stoß an den Fuß gegeben."

„Nun, und später?"

„Und später auch nicht besonders; nur als man die Haut überzog, da riß es und brannte stark. Die Hauptsache, Ew. Wohlgeboren, ist: man muß nicht daran denken; sobald man nicht daran denkt, schadet's nichts. Es kommt meistens davon, daß der Mensch zu viel denkt."

Da tritt eine Frau in einem graugestreiften Kleide, mit einem schwarzen Tuche um die Schultern, auf Euch zu; sie mischt sich in Euer Gespräch mit dem alten Soldaten und erzählt Euch von ihm, von seinen Leiden, von seiner verzweifelten Lage vor vier Wochen, — erzählt Euch, wie er, schon verwundet, die Träger anhielt, um einer Salve aus unserer Batterie zuzusehen, erzählt, wie die Großfürsten mit ihm gesprochen und ihm 25 Rubel zu geben geruht hätten, und wie er ihnen gesagt, er wolle wieder auf die Bastion gehen, um die jungen Leute zu lehren, wenn er selbst nicht mehr arbeiten könne. Während sie alles das in einem Athem erzählt, sieht die Frau bald Euch, bald den Soldaten an, der, den Kopf von Euch abgewandt, als höre er nicht, was sie spricht, auf seinem Ohrkissen Charpie zupft, — und ihre Augen glänzen in einer gewissen Begeisterung.

„Das iſt meine Wirthin, Ew. Wohlgeboren," erklärt Euch der Soldat mit einem Ausdruck, als wollte er ſagen: „Entſchuldigt ſie, ich bitte. Das kennt man ja, Weiberſache iſt es, dummes Zeug zu ſprechen."

„Nun, Gott gebe Dir baldige Beſſerung!" ſagt Ihr ihm und bleibt vor einem anderen Kranken ſtehen, der auf der Diele liegt und, wie es ſcheint, in unerträglichen Qualen den Tod erwartet.

Dies iſt ein blonder Menſch, mit einem aufgedunſenen, bleichen Geſicht. Er liegt auf dem Rücken, den linken Arm von ſich geſtreckt, in einer Stellung, die das bitterſte Leid ausdrückt. Aus dem trockenen, halb offenen Munde ſtrömt mühſam ein röchelnder Athem; die blauen, ſchon verglaſten Augen ſind verdreht und unter der zurückgeſchlagenen Decke ſchaut der Stummel der rechten Hand, ganz mit Binden umwickelt, heraus. Der athembeengende Geruch eines todten Körpers ſchlägt Euch entgegen, und die verzehrende innere Hitze, die in allen Gliedern des Leidenden brennt, ſcheint auch Euch zu durchdringen.

„Iſt er bewußtlos?" fragt Ihr die Frau, die Euch gefolgt iſt und Euch mit freundlichen Augen, wie einem Verwandten, in's Geſicht ſieht.

„Noch nicht, er hört, aber es ſteht ſehr ſchlecht mit ihm," antwortet ſie flüſternd. „Vorhin brachte ich ihm Thee: wenn auch ein Fremder, ſo hat man doch Mitleid mit ihm — da konnte er kaum noch ſchlucken."

„Wie fühlt Ihr Euch?"

Der Verwundete verdreht die Pupillen beim Tone Eurer Stimme, aber ſieht und verſteht Euch nicht.

„Im Herzen brennt es."

Etwas weiter ſeht Ihr einen alten Soldaten, der Wäſche wechſelt. Sein Geſicht und ſein Körper ſind von dunkelbrauner Farbe und mager wie bei einem Skelett. Ein Arm fehlt ihm ganz; er iſt von der Schulter an ausgehoben. Aber der Soldat ſitzt ſchon ganz wacker — er iſt Reconvalescent.

Von der anderen Seite ſeht Ihr auf einer Schlafbank das leidende, bleiche, zarte Geſicht einer Frau, auf deren Wangen glühende Fieberröthe brennt.

„Dieſe unſere Matroſenfrau wurde am 5. von einer Bombe in's Bein getroffen," erzählt Euch Eure Führerin, „ſie brachte dem Manne das Mittageſſen auf die Baſtion."

„Und iſt es ihr abgenommen worden?"

„Ueber dem Knie abgenommen."

Jetzt geht durch die Thür links: in jenem Zimmer werden die Verbände angelegt und die Operationen gemacht. Ihr ſeht Aerzte mit bis über dem Ellenbogen blutigen Armen und bleichen, finſteren Geſichtern um eine Schlafbank beſchäftigt, auf welcher mit offenen Augen und wie im Fieberwahn unzuſammenhängende, zuweilen einfache, rührende Worte redend, ein Verwundeter liegt. Die Doctoren ſind bei einer widerlichen und doch ſo ſegenbringenden Beſchäftigung. Ihr ſeht, wie ein ſpitzes krummes Meſſer in den weißen geſunden Körper dringt, — ſeht, wie mit einem ſchrecklichen, markerſchütternden Schrei der Verwundete plötzlich

zum Bewußtſein kommt, — ſeht, wie der Feldſcherer die abgeſchnittene Hand in eine Ecke wirft, — ſeht, wie in demſelben Zimmer von einer Tragbahre aus ein anderer Verwundeter der Operation des Kameraden zuſieht und dabei ſtöhnt und ſich krümmt, nicht ſowohl in augenblicklichem Schmerz als in Erwartung der kommenden Leiden, — Ihr ſeht entſetzliche, herzzerreißende Scenen.

Wenn Ihr dieſes Haus der Leiden verlaßt, wird Euch gewiß ein beſeligendes Gefühl der Befreiung überkommen, Ihr athmet dann mit volleren Lungen die friſche, reine Luft ein, Ihr werdet Euch mit Freuden Eurer eigenen Geſundheit bewußt; aber aus der Anſchauung ſolcher Qualen ſchöpft Ihr zu gleicher Zeit das Bewußtſein Eurer eigenen Nichtigkeit und begebt Euch ruhig, ohne Schwanken auf die Baſtion.

„Was bedeutet das Leiden und der Tod eines ſo armſeligen Wurmes wie ich im Vergleich zu den Leiden und dem Tode ſo vieler Tauſende? . . .“

Ihr begegnet vielleicht dem Leichenbegängniß irgend eines Offiziers im roſa Sarge mit Muſik und wehenden Fahnen; bis zu Eurem Ohre tönt vielleicht das Dröhnen der Schüſſe von den Baſtionen.

Wenn Ihr bei der Kirche und den Barrikaden vorüber gegangen ſeid, gelangt Ihr in den lebhafteſten inneren Theil der Stadt. Von beiden Seiten hängen Laden- und Wirthshausſchilder aus. Kaufleute, Frauen mit Hüten oder Tüchern auf dem Kopfe, fein gekleidete Offiziere — Alles ſpricht Euch von dem guten Muthe, dem Selbſtvertrauen und der Furchtloſigkeit der Einwohner.

Tretet jetzt in jenes Wirthshaus rechts, wenn Ihr die Reden der Seeleute und Offiziere erlauſchen wollt. Dort wird gewiß von der vergangenen Nacht, von Fenka, von der Affaire des 24. geſprochen, davon, wie theuer und ſchlecht jetzt die Coteletten ſind, und wie dieſer oder jener Kamerad gefallen iſt.

„Zum Henker auch, wie ſchlecht es jetzt bei uns iſt!“ ſagt im Baß ein hochblonder, bartloſer junger Flottoffizier mit einem grünen, geſtrickten Shawl um den Hals.

„Wo — bei uns?“ fragt ein anderer.

„Auf der 4. Baſtion,“ antwortet der junge Offizier, und Ihr blickt gewiß mit großer Aufmerkſamkeit und einer gewiſſen Achtung ſogar auf den blondköpfigen Offizier bei den Worten: „auf der 4. Baſtion“ (einer der gefährlichſten Punkte); Ihr denkt, er werde jetzt erzählen, wie ſchlecht es auf der 4. Baſtion vor lauter Bomben und Kugeln ſei. Bewahre, durchaus nicht, es iſt ſchlecht, weil es ſo ſchmutzig iſt. „Auf die Batterie zu kommen, iſt faſt unmöglich,“ ſagt er und zeigt auf ſeine Stiefel, deren Schäfte über und über mit Schmutz bedeckt ſind. — „Und mein beſter Geſchützcommandeur iſt geſtern gefallen; es traf ihn gerade in die Stirn!“ ſagt ein Anderer. — „Wen das? . . . Mitjuchin?“ — „Nein . . . Nun, werde ich endlich mein Kalbfleiſch bekommen? . . . Dieſe Canaillen!“ fügt er, die Wirthshausbedienung meinend, hinzu. „Nicht Mitjuchin, aber Abroßimow. Ein ſo fixer Kerl, war in ſechs Ausfällen dabei.“

Jetzt wollt Ihr ſo raſch als möglich auf die Baſtionen gehen, und namentlich auf die 4., von der Ihr ſo viel und ſo Verſchiedenes gehört habt. Ihr

wendet Euch von der Wirthshausthür rechts und ſteigt eine große Straße hinan. Die Häuſer zu beiden Seiten dieſer Straße ſind unbewohnt, keine Schilder daran, die Thüren mit Brettern vernagelt, die Fenſter eingeſchlagen, hier fehlt ein Stück von der Mauer, dort vom Dach. Die Gebäude ſehen aus, als hätten ſie viel Kummer und Noth erlebt, und ſchauen wie ehrwürdige Veteranen ſtolz und einigermaßen verächtlich auf Euch herab. Auf dem Wege ſtolpert Ihr über Stückkugeln und tretet in Waſſerlöcher, welche die Bomben in den ſteinigen Grund gegraben haben. Ihr begegnet oder überholt ein Commando Soldaten, Koſakenkundſchafter, Offiziere; hin und wieder ſeht Ihr eine Frau mit einem Kinde, aber die Frau trägt ſchon keinen Hut mehr, es iſt eine Matroſenfrau, in einem alten Pelze und Soldatenſtiefeln. Wenn Ihr die Straße weiter verfolgt und einen kleinen Bergabhang hinuntergeſtiegen ſeid, erblickt Ihr um Euch herum ſchon keine Häuſer mehr, ſondern merkwürdige Ruinenhaufen: Steine, Bretter, Lehm, Balken; vor Euch auf einem ſteilen Berge ſeht Ihr eine ſchwarze ſchmutzige, von Gräben durchfurchte Fläche, und dieſes „vor Euch" iſt eben die 4. Baſtion. . . . Hier trifft man noch weniger Menſchen, Frauen gar nicht mehr, die Soldaten gehen raſch; auf dem Wege ſieht man Blutſpuren und begegnet ſicherlich vier Soldaten mit einer Tragbahre, auf welcher ein gelblich blaſſes Geſicht und ein blutiger Mantel Euren Blick feſſeln. Fragt Ihr dann: „Wo verwundet?", ſo antworten Euch die Träger ungeduldig und ohne Euch anzuſehen: „an der Hand oder an dem Fuß," wenn die Wunde leicht iſt; oder ſchweigen finſter, wenn der Kopf des Verwundeten nicht zu ſehen und die Wunde ſchwer iſt oder er nicht mehr lebt.

Das nahe Pfeifen einer Kugel oder einer Bombe, während Ihr auf den Berg ſteigt, überraſcht Euch unangenehm; kaum ſeid Ihr einigermaßen oben angelangt, ſauſen Stutzerkugeln rechts und links um Euch herum, und Ihr überlegt vielleicht, ob Ihr nicht lieber durch die Tranchee gehen ſollt; aber dieſe Tranchee iſt mit einem ſo gelben, ſtinkenden, flüſſigen Schlamm angefüllt, der bis über die Knie reicht, daß Ihr doch den Weg über den Berg wählt, um ſo mehr, als Alle dieſen Weg gehen. Nach zweihundert Schritten gelangt Ihr auf eine zerwühlte, ſchmutzige Plattform, die rundum von Schanzkörben, Erdaufſchüttungen mit Pulverkellern und Erdhütten umgeben iſt, auf denen große gußeiſerne Geſchütze ſtehen und in regelrechten Haufen Kugeln liegen. Alles das ſcheint Euch ohne Zweck, Ziel und Ordnung aufgethürmt; hier, auf der Batterie, ſitzt ein Häuflein Matroſen; dort, in der Mitte des Platzes, halb im Schmutze vergraben, liegt eine zerborſtene Kanone, noch weiter geht ein Infanteriſt mit einer Flinte über die Batterie und zieht mit Mühe ſeine Füße aus dem klebrigen Schmutz. Ueberall, auf allen Seiten, an allen Orten liegen Scherben, Splitter, nicht geplatzte Bomben, Stückkugeln, findet Ihr Spuren des Lagers, und das Alles halb verſunken in dem flüſſigen, zähen Schlamm; überall hört Ihr das Einſchlagen von Kanonenkugeln, die Laute der verſchiedenen Schußwaffen: ein Summen, wie von Bienen, ein Pfeifen, ein Dröhnen, Schwirren, wie von Saiten, — hört ein entſetzliches Getöſe von herüber- und hinüberfliegenden Geſchoſſen, das Euch durch und durch erſchüttert.

„Das iſt ſie alſo, die 4. Baſtion, das iſt ſie, — dieſer ſchreckliche, wahrhaft grauenerregende Ort!“ denkt Ihr bei Euch. Aber nein, das iſt noch nicht die 4. Baſtion. Das iſt die Jaſon'ſche Redoute, ein verhältnißmäßig gefahrloſer und gar nicht ſchrecklicher Ort. Um auf die 4. Baſtion zu gelangen, müßt Ihr Euch rechts wenden, in jene enge Tranchee, die ſoeben der Infanterieſoldat ganz gebückt betreten hat. In dieſer Tranchee begegnet Ihr vielleicht wieder Tragbahren mit Verwundeten, Matroſen, Soldaten mit Schaufeln, — ſeht Minenarbeiter, Erdhütten, in deren Schmutz höchſtens zwei Mann zuſammengekauert Platz haben, ſeht die Koſakenkundſchafter des Tſchernomorſkiſchen Bataillons, die in dieſen Erdhöhlen leben, und wieder überall den ſtinkenden Schlamm, die Spuren des Lagers und umhergeſtreutes Gußeiſen in allen möglichen Geſtalten. Nach ungefähr dreihundert Schritten kommt Ihr wieder auf eine Batterie hinaus, ein kleines Plateau voller eingewühlter Löcher, von Geſchützen auf Plattformen, mit Erde gefüllten Schanzkörben und Erdwällen umgeben. Hier trefft Ihr vielleicht fünf Matroſen, die unter der Bruſtwehr Karten ſpielen, und einen Flottoffizier, der, einen neugierigen Fremden in Euch erkennend, Euch mit Vergnügen ſein Revier und Alles, was Euch darin intereſſiren kann, zeigt. Dieſer Offizier dreht, auf einem Geſchützſtücke ſitzend, ſo ruhig eine Cigarette aus gelbem Papier, geht ſo ruhig von einer Schießſcharte zur anderen, ſpricht ſo ruhig mit Euch, daß Ihr trotz der Kugeln, die dichter als früher um Euch herum ſauſen, ſelbſt kaltblütig werdet und ihn aufmerkſam ausfragt und ſeinen Erklärungen lauſcht. Dieſer Offizier erzählt Euch, aber nur, wenn Ihr ihn fragt, vom Bombardement des 5.; erzählt, wie auf ſeiner Batterie nur ein Geſchütz operiren konnte und von der ganzen Bedienungsmannſchaft nur acht Mann am Leben blieben, und wie er doch am anderen Morgen, den 6., aus allen Geſchützen feuern ließ; erzählt Euch, wie am 5. eine Bombe in eine Matroſenhütte einſchlug und elf Mann hinſtreckte; zeigt Euch durch die Schießſcharte die feindlichen Batterien und Trancheen, die hier nicht weiter als 30—40 Faden entfernt ſind. — Ich fürchte nur, daß Ihr unter dem Einfluß des Schwirrens der Kugeln, wenn Ihr den Kopf zur Schießſcharte hinausſteckt, um den Feind zu ſehen, nichts ſehen werdet, oder wenn Ihr etwas ſeht, Euch ſehr wundern werdet, daß dieſer weiße Steinwall, der ſo nah vor Euch liegt und auf welchem weiße Rauchwölkchen aufſteigen, — daß dieſer weiße Wall „Er“ iſt, wie die Soldaten und Matroſen ſagen.

Es iſt ſogar ſehr möglich, daß der Flottoffizier vor Euch ein wenig ſein Geſchütz will ſpielen laſſen. „Den Commandeur herſchicken und die Mannſchaft zur Kanone!“ ruft er, und vierzehn Mann Matroſen machen ſich friſch und munter, der eine ſeine Pfeife in die Taſche ſteckend, der andere ein Stück Zwieback zu Ende kauend, mit ihren ſchwerbeſchlagenen Stiefeln auf der Plattform ſtampfend, an's Werk und laden die Kanone.

Plötzlich erſchrickt Euch ein ſchreckliches, Euer ganzes Weſen erſchütterndes Getöſe dermaßen, daß Ihr am ganzen Körper bebt. Ihr hört das Pfeifen eines vorüberfliegenden Geſchoſſes und ein dichter Pulverdampf umhüllt Euch und die

dienſtthuenden Matroſen. Ueber dieſen Schuß hört Ihr verſchiedenes Gerede von den Matroſen: „Es traf gerade in die Schießſcharte; ſcheint wohl Zwei erſchlagen zu haben, ſieh, da trägt man ſie!“ hört Ihr munter rufen. „Er ärgert ſich, wird jetzt gleich hierher zielen,“ ſagt Jemand, und wahrhaftig, bald darnach ſeht Ihr vor Euch einen Blitz und Rauch. Die Schildwache, die auf der Bruſtwehr ſteht, ruft: „Kano—o—ne!“ und dicht an Euch vorüber ſauſt eine Kugel, ſchlägt in die Erde ein und ſprüht trichterförmig Steine und Schutt um ſich. Der Batteriecommandeur ärgert ſich über dieſe Kugel und befiehlt ein zweites und drittes Geſchütz zu laden, — der Feind bleibt die Antwort nicht ſchuldig. Die Schildwache ſchreit wieder: „Kano—o—ne!“ und Ihr hört denſelben dröhnenden Schlag, ſeht dasſelbe Sprühen; oder ſie ruft auch: „Mörſer!“ und dann hört Ihr das Heranſauſen einer Bombe, ein immer näher kommendes, immer raſcher werdendes Pfeifen, ſeht eine ſchwarze Kugel vorüberfliegen, auf die Erde ſchlagen und hört das dröhnende, faſt ſinnlich fühlbare Platzen der Bombe. Pfeifend und ſchwirrend fliegen dann Splitter umher, ſauſen Steine durch die Luft und beſpritzen Euch mit Schmutz. Wieder ruft die Schildwache mit lauter, tiefer Stimme: „Mörſer!“ Noch einmal hört Ihr das Heranſauſen, Einſchlagen und Platzen einer Bombe, aber zu gleicher Zeit das Stöhnen eines Menſchen. Ihr nähert Euch dem Verwundeten, der, mit Blut und Schmutz beſpritzt, ein eigenthümliches, kaum mehr menſchliches Ausſehen hat; im ſelben Augenblicke ſind auch die Träger da. Dem Matroſen iſt die Bruſt aufgeriſſen. Man hebt ihn auf; er wehrt den Trägern, und mühſam, mit zitternder Stimme ſpricht er zu den Kameraden: „Lebt wohl, Brüder!“ und noch einmal: „Lebt wohl, Brüder!“ Da tritt einer ſeiner Gefährten zu ihm, ſetzt die Mütze, die ihm der Verwundete reicht, wieder auf den Kopf desſelben und kehrt ruhig, gleichmüthig mit den Armen ſchlenkernd, zu ſeinem Geſchütz zurück. „So geht's alle Tage — einige ſieben bis acht Mann fallen ſtets,“ ſagt Euch der Flottoffizier. — — —

ließen, ſondern im Gegentheil mit Begeiſterung und Freudigkeit dem Tode entgegengingen — nicht für die Stadt, ſondern für das Vaterland.

Es dämmert bereits. Die Sonne iſt kurz vor dem Untergange aus grauen Wolken, die den Himmel bedecken, hervorgebrochen und hat plötzlich die violetten Wolken, das grünliche, mit Schiffen und Böten bedeckte Meer, das in gleichmäßigen, breiten Wogen ſich hebt, die weißen Gebäude der Stadt und das in den Straßen ſich tummelnde Volk mit purpurnem Lichte übergoſſen. Ueber das Waſſer ſchweben die Töne der Militärmuſik vom Boulevard und das Dröhnen der Schüſſe von den Baſtionen herüber, welche eine eigenthümliche Begleitung zur Muſik bilden.

Im Mai.

I.

Sechs Monate ſind bereits verfloſſen, ſeitdem die erſte Kugel von den Baſtionen Sewaſtopols hinunter pfiff und die Erde auf den feindlichen Feſtungswerken aufwühlte, und ſeit der Zeit ſind unaufhörlich Tauſende von Bomben, Stückkugeln und Flintenkugeln von den Baſtionen in die Trancheen und von dieſen wieder zurück in die Baſtionen geflogen. Immer dasſelbe Geſchützdonnern ertönt herüber und hinüber, nach wie vor ſehen mit unwillkürlicher Furcht und mit Zittern die Franzoſen an klaren Abenden von ihrem Lager aus auf die röthlich-gelben zerwühlten Erdwälle der Baſtionen Sewaſtopols, auf die ſchwarzen auf denſelben ſich bewegenden Figuren unſerer Matroſen und zählen die Schießſcharten, aus denen die Mündungen der gußeiſernen Kanonen ingrimmig hervorſchauen; immer noch beobachtet durch's Fernrohr von einem Telegraphenhügel aus ein Unteroffizier die bunten Geſtalten der Franzoſen, ihre Batterien, Zelte, die auf dem grünen Bergabhange marſchirenden Heerſchaaren, die Rauchwölkchen, die von den Trancheen aufſteigen.

In der belagerten Stadt Sewaſtopol, neben dem Pavillon auf dem Boulevard, ſpielte die Militärmuſik, und Haufen von Militärs und Frauen ſpazierten auf den Wegen umher.

Ein großer, etwas gebückt ſchreitender Infanterie-Offizier, Namens Michailow, trat aus dem Gartenpförtchen eines der kleinen Matroſenhäuschen und ſchlug, den Blick nachdenklich zur Erde gerichtet, den Weg hinauf zum Boulevard ein. Er trug eine noch wenig getragene Mütze auf dem Kopf, einen dünnen, etwas verblaßten Mantel, der, vorn offen, eine goldene Uhrkette ſehen ließ, Beinkleider mit Strippen und reine glänzende kalbslederne Stiefel.

Er ging anfangs zum Pavillon, neben dem die Muſikanten ſtanden, denen andere Soldaten desſelben Regiments die aufgeſchlagenen Notenhefte hielten und um welche, mehr zuſehend als zuhörend, Schreiber, Junker, Wärterinnen und Kinder einen Kreis gebildet hatten. Um den Pavillon herum ſtanden, ſaßen oder gingen größtentheils Seeleute, Adjutanten und andere Offiziere in weißen Hand-

ſchuhen. Nachdem Michailow dort eine Weile geſtanden, näherte er ſich einer aus vier Perſonen beſtehenden Gruppe von Offizieren. Es waren das der Adjutant Kalugin, ein Bekannter Michailow's, der Adjutant Fürſt Galzyn, der Oberſt Neferdow und der Rittmeiſter Praſkuchin.

„Nun, Capitän," ſagte Kalugin, „wann geht's wieder auf die Baſtion? Erinnern Sie ſich, wie wir uns auf der Schwarz'ſchen Redoute begegneten? Heiß ging's damals her, wie?"

„Ja, heiß," entgegnete Michailow, indem er daran dachte, wie er in jener Nacht, als er ſich durch die Tranchée auf die Baſtion begab, Kalugin begegnet war, der ſo tapfer mit dem Säbel klirrend einher ſchritt.

„Ich muß eigentlich morgen wieder hin," ſagte Michailow; „bei uns iſt ein Offizier krank, ſo daß . . ."

Er wollte ſagen, daß eigentlich die Reihe nicht an ihm ſei, daß aber, weil der Commandeur der 8. Compagnie unwohl ſei und nur noch ein Fähnrich in der Compagnie übrig bliebe, er es für ſeine Pflicht gehalten habe, ſich an Stelle des Fähnrichs Nepſchiſſetzky zur Uebernahme des Commandos zu erbieten, und deshalb heute auf die Baſtion müſſe.

„Ich fühle, daß es bald etwas geben wird," ſagte Kalugin zum Fürſten Galzyn.

„Glauben Sie, daß es heute noch etwas geben wird?" fragte Michailow etwas ſchüchtern, indem er abwechſelnd bald Kalugin, bald Galzyn anſah.

Niemand antwortete ihm.

Der Stabscapitän Michailow fühlte ſich ſo wohl in dieſer Geſellſchaft, daß er ſeinen bevorſtehenden Gang auf die Baſtion ganz vergaß.

II.

Aber kaum hatte der Stabscapitän die Schwelle ſeiner Wohnung überſchritten, als ganz andere Gedanken in ihm auftauchten. Er ſah wieder ſein kleines Stübchen mit dem unegalen lehmigen Fußboden, den ſchiefen, mit Papier verklebten Fenſtern, ſein altes Bett mit dem an der Wand darüber angeſchlagenen Teppich, auf welchem zwei Tulaer Piſtolen hingen, das ſchmutzige, mit einer Kattundecke bedeckte Lager des Junkers, der ſein Zimmer theilte, ſah ſeinen Nikita, der, ſich den Kopf kratzend, mit unordentlichen, fettigen Haaren von der Diele aufſtand; ſah ſeinen alten Mantel, ſeine Waſſerſtiefel und ein Bündelchen, welches er auf die Baſtion mitnehmen ſollte und aus welchem ein Stück Käſe und der Hals einer Branntweinflaſche herausſahen, und plötzlich fiel ihm ein, daß er noch heute Nacht mit der Compagnie den Schützengraben beziehen ſollte.

„Mich wird gewiß in dieſer Nacht eine Kugel hinſtrecken," dachte er; „ich fühle es. Und eigentlich brauchte ich ja gar nicht zu gehen; ich habe mich ſelbſt angeboten, und der, der ſich freiwillig in eine Gefahr begiebt, den trifft es immer. Ich gehe ja heute ſchon zum 13. Mal auf die Baſtion. Oh, 13 — das iſt eine ſchlechte Zahl. Aber Jemand mußte doch d'ran, unmöglich konnte man die Com-

pagnie mit dem Fähnrich allein gehen laſſen. Und wäre dann etwas geſchehen? — die Ehre des Regiments, die Ehre der Armee ſteht doch dabei auf dem Spiele. Es war meine Pflicht, das Commando zu übernehmen, ja, meine heilige Pflicht." Und nachdem er ſich mit der Ueberzeugung, ſeine Pflicht gethan zu haben, getröſtet hatte, ſetzte er ſich an den Tiſch und ſchrieb einen Abſchiedsbrief an ſeinen Vater. Als er nach zehn Minuten fertig war, ſtand er mit von Thränen feuchten Augen auf, und, indem er in Gedanken alle Gebete, die er kannte, herſagte, begann er ſich anzukleiden. Der etwas angetrunkene, flegelhafte Burſche reichte ihm träge den neuen Ueberrock (der alte, den der Stabscapitän gewöhnlich anzog, wenn er auf die Baſtion ging, war nicht ausgebeſſert).

„Warum iſt mein Rock nicht geflickt? Wenn Du nur immer ſchlafen kannſt, Du Faulpelz!" ſagte Michailow ärgerlich.

„Was, ſchlafen?" brummte Nikita: „den ganzen langen Tag läuft man herum wie ein Hund, rackert ſich ab, daß es eine Art hat, und dann nicht einmal ſchlafen zu ſollen."

„Du biſt wieder beſoffen, wie ich ſehe!"

„Jedenfalls habe ich nicht für Ihr Geld getrunken; was werfen Sie mir denn vor?"

„Schweig, Tölpel!" ſchrie Michailow, betrübt durch Nikita's Grobheit, den er liebte, ſogar verwöhnte und mit dem er nun ſchon 12 Jahre zuſammen lebte.

„Tölpel? Tölpel?" wiederholte der Burſche, „warum ſchimpfen Sie mich Tölpel, Herr? Sie wiſſen doch, was für ſchwere Zeiten jetzt ſind, das iſt nicht recht, zu ſchelten."

Michailow erinnerte ſich, was für ein Gang ihm bevorſtand und ſchämte ſich.

„Mit Dir kann aber auch wirklich ein Jeder die Geduld verlieren . . . Nikita," ſagte er mit ſanfter Stimme. „Hier dieſen Brief an meinen Vater laß auf dem Tiſche liegen, rühr' ihn nicht an," fügte er erröthend hinzu.

„Zu Befehl," antwortete Nikita gerührt und blinzelte, um die aufſteigenden Thränen zu verbergen, heftig mit den Augen.

Als dann der Stabscapitän, ſchon in der Thür, ſagte: „Adieu, Nikita!" brach Nikita plötzlich in lautes Weinen aus und faßte die Hände ſeines Herrn, die er mit Küſſen bedeckte. „Adieu, Herr!" ſprach er ſchluchzend. Eine alte Matroſenfrau, die vor der Hausthür ſtand, trocknete ſich die Augen mit ihrem ſchmutzigen Aermel und begann etwas dabei zu murmeln, wie: das ſeien doch Herrſchaften, und auch dieſe müßten ſolche Qualen durchmachen; ſie, eine arme Frau, ſei zwar Wittwe geworden, und dann erzählte ſie zum hundertſten Mal dem beſoffenen Nikita ihren Kummer: wie ihr Mann ſchon beim erſten Bombardement gefallen, und ihr Haus zertrümmert worden ſei, denn dasjenige, in welchem ſie jetzt lebte, ſei nicht ihr eigenes u. ſ. w.

„Vielleicht werde ich aber auch nur verwundet," ſagte der Stabscapitän zu ſich ſelbſt, als er ſchon in tiefer Dämmerung mit der Compagnie auf die Baſtion gelangte. — „Aber wo, wie? Hierher oder dorthin?" dachte er, auf den Magen

und auf die Bruſt zeigend. „Wenn hierher (er meinte den oberen Theil des Beines), ſo würde ſie ſo herumgehen. . . . Nun aber, wenn hierher, und noch dazu mit einem Splitter . . . dann iſt's aus."

Der Stabscapitän gelangte wohlbehalten längs der Tranchée in den Schützengraben, ſtellte bei völliger Finſterniß ſeine Leute an ihre Poſten und ſetzte ſich in eine kleine Vertiefung unter der Bruſtwehr. Das Feuer war augenblicklich gering; von Zeit zu Zeit nur leuchteten bald bei uns, bald bei „ihm" Blitze auf, und die leuchtende Zündröhre einer Bombe zeichnete einen feurigen Bogen über den dunklen Sternenhimmel. Aber alle Bomben fielen weit hinter oder rechts von dem Schützengraben nieder, in welchem in einer Vertiefung der Stabscapitän ſaß, ein Gläschen Schnaps trank, ein Stückchen Käſe dazu aß, ſich eine Papyros anſteckte und, nachdem er gebetet hatte, etwas ſchlafen wollte.

III.

Der Fürſt Galzyn, der Obriſtlieutenant Neferdow und Praſkuchin begaben ſich alle zuſammen vom Boulevard aus zum Thee zu Kalugin.

Fürſt Galzyn ſetzte ſich an's Clavier und ſang wirklich ganz ausgezeichnet eins der bekannten Zigeunerlieder. Praſkuchin, den Niemand darum gebeten hatte, begleitete ihn, und zwar ſo vortrefflich, daß man ihn jetzt bat, die zweite Stimme zu ſingen, worüber er ſehr erfreut war.

Der Burſche brachte den Thee mit Sahne und Gebäck auf einem ſilbernen Theebrett herein.

„Reich' dem Fürſten!" ſagte Kalugin.

„Es iſt doch eigenthümlich, wenn man denkt," ſprach Galzyn, nachdem er ſein Glas genommen und zum Fenſter getreten war, „daß wir hier, in einer belagerten Stadt, über ein Clavier, Thee mit Sahne und eine Wohnung verfügen können, wie ich ſie wahrhaftig in Petersburg zu haben wünſchte."

„Ja, wenn das nicht einmal wäre," ſagte der mit Allem unzufriedene alte Obriſtlieutenant, „dann wäre es ja wahrhaftig nicht zum Aushalten, dieſes fortwährende Warten auf etwas, das geſchehen ſoll, — dieſes Sehen, wie jeden Tag gekämpft wird, gekämpft . . . und wie es doch kein Ende nimmt. . . . Das wäre doch zu arg, wenn man dabei noch im Schmutz leben und keine Bequemlichkeiten haben ſollte."

„Aber wie machen es denn unſere Infanterie-Offiziere, die auf den Baſtionen mit den Soldaten leben und Soldatenſuppe eſſen? Wie mag es ihnen wohl gehen?"

„Wie es ihnen gehen mag? Sie wechſeln allerdings oft zehn Tage lang nicht die Wäſche; das ſind wahre Helden, erſtaunliche Leute."

In dieſem Augenblicke trat ein Infanterie-Offizier in's Zimmer.

„Ich . . . mir iſt befohlen . . . könnte ich wohl Seine Excellenz ſprechen im Auftrage des General Panfilow?" fragte er ſchüchtern, indem er ſich verbeugte. — „Es iſt in einer ſehr wichtigen Angelegenheit," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

„Ach, dann, wenn ich bitten darf," ſagte Kalugin, indem er ſeinen Mantel über die Schultern warf und ihn bis zur Thür begleitete. —

„Nun, meine Herren, ich glaube, heute Nacht wird's heiß hergehen," ſagte Kalugin, als er vom General zurück kam.

„Was denn? . . . Ein Ausfall?" fragten Alle.

„Ich weiß nicht, — Ihr werdet's ſchon ſehen . . ." antwortete Kalugin mit geheimnißvollem Lächeln.

„Mein Vorgeſetzter iſt auf der Baſtion, — alſo muß auch ich hin," ſagte Praſkuchin, indem er ſeinen Säbel umſchnallte.

Niemand antwortete ihm: er mußte ſelbſt wiſſen, ob er hin ſollte oder nicht.

Praſkuchin und Neferdow gingen hinaus, um ſich Jeder auf ſeinen Poſten zu begeben. — „Leben Sie wohl, meine Herren! — Auf Wiederſehen, meine Herren! Heute Nacht noch ſehen wir uns!" rief ihnen Kalugin aus dem Fenſter nach, als Praſkuchin und Neferdow über ihre Koſakenſättel gebeugt auf dem Wege zur Baſtion dahinjagten. Der Hufſchlag ihrer Pferde verhallte bald auf der dunklen Straße.

„Nein, wahrhaftig, ſage, wird heute Nacht etwas los ſein?" fragte Galzyn, der mit Kalugin im offenen Fenſter lag und auf die Bomben ſah, die über den Baſtionen aufſtiegen.

„Dir kann ich's ſchon ſagen: ſiehſt Du . . . Du warſt ja doch auf den Baſtionen? Uns gegenüber befand ſich eine Tranchée," . . . und Kalugin begann, ein wenig verworren, die Lage unſerer und der feindlichen Befeſtigungen und den Plan des bevorſtehenden Gefechtes auseinanderzuſetzen.

„Der Tauſend auch! Jetzt fängt es ſchon an bei den Schützengräben zu knallen. Oho! War das unſere oder ſeine?" — „Da iſt ſie geplatzt," ſprachen Beide, auf das Fenſter gelehnt, indem ſie auf die feurigen Linien der Bomben, die ſich in der Luft kreuzten, auf die Blitze der Schüſſe, die für einen Augenblick den dunkelblauen Himmel erleuchteten, und den weißen Pulverdampf ſchauten und auf das immer ſtärker werdende Schießen horchten.

„Was für ein prachtvoller Anblick, wie?" ſagte Kalugin, die Aufmerkſamkeit ſeines Gaſtes auf das wirklich ſchöne Schauſpiel lenkend. — „Weißt Du, man kann zuweilen die Bomben nicht von den Sternen unterſcheiden."

„Ja, ich dachte auch eben, daß das ein Stern ſei; aber er fiel herunter . . . da . . . geplatzt. Und dieſer große Stern . . . wie heißt er? Er ſieht aus wie eine Bombe."

„Weißt Du, ich habe mich ſo an dieſe Bomben gewöhnt, daß ich überzeugt bin, in Rußland, in ſternklaren Nächten, wird's mir immer vorkommen, als ſeien das Alles Bomben — ſo kann man ſich an einen Anblick gewöhnen."

„Aber ſollte ich nicht lieber dieſen Ausfall mitmachen?" ſagte der Fürſt Galzyn nach einem kurzen Schweigen.

„Ei, geh' doch, Brüderchen, nicht daran zu denken; ich laß Dich gar nicht hin," antwortete Kalugin. „Du wirſt noch Zeit genug haben, Bruderherz."

„Im Ernſt? Du glaubſt alſo, daß es nicht nöthig iſt, wie?“

Da erſcholl gerade aus der Richtung, in welche dieſe Herren blickten, das Artilleriefeuer übertönend, ein ſchreckliches Flintengeknatter, und Tauſende kleiner Feuer, fortwährend auflodernd, blitzten längs der ganzen Linie auf.

„Da . . . jetzt geht's wirklich los!“ ſagte Kalugin. „Ich kann dieſes Flintenfeuer nicht ruhig anhören: es ſchnürt mir gleichſam das Herz zuſammen. Da iſt auch das Hurrah!“ fügte er hinzu, auf das ferne, langgezogene a—a—a aus Hunderten von Kehlen horchend, das von der Baſtion herüberſcholl.

„Weſſen Hurrah iſt es? Ihres oder unſeres?“

„Ich weiß nicht; aber jetzt kämpfen ſie ſchon Mann an Mann, denn das Schießen hat aufgehört.“

In dieſem Augenblicke ſprengte unter dem Fenſter vorüber ein Offizier mit einem Koſaken und ſprang vor der Thür vom Pferde.

„Woher?“

„Von der Baſtion. Man braucht den General!“

„Kommen Sie. Nun, was?“

„Die Schützengräben angegriffen . . . beſetzt . . . die Franzoſen führten ungeheure Reſervetruppen herbei . . . griffen die Unſrigen an . . . es waren nur zwei Bataillone,“ erzählte abgebrochen und mit Mühe Athem holend derſelbe Offizier, der am Abend dageweſen war, indem er auf die Thür zuſchritt.

„Nun, und was? Haben wir uns retirirt?“ fragte Galzyn.

„Nein,“ antwortete gereizt der Offizier, — „ein Bataillon kam glücklich zur Hilfe, — der Feind iſt geſchlagen; aber der Regimentscommandeur iſt gefallen und viele Offiziere, es wird um Verſtärkung gebeten . . .“

Und mit dieſen Worten trat er in Begleitung Kalugin's beim General ein.

Fünf Minuten ſpäter ſaß Kalugin bereits im Sattel und ritt in ſcharfem Trabe nach der Baſtion, um einige Befehle dahin zu überbringen und Nachrichten über das endgiltige Reſultat des Kampfes abzuwarten, und der Fürſt Galzyn trat auf die Straße und begann ohne Zweck und Ziel immer auf und ab zu gehen.

IV.

Soldaten trugen auf Tragbahren Verwundete herbei und ſtützten unter dem Arme ſolche, die noch gehen konnten. Auf der Straße war es vollſtändig dunkel. Selten nur leuchtete ein Licht hier und da an einem Fenſter des Hoſpitals oder bei einem Offizier, bei dem ſich die Kameraden verſpätet hatten. Auf den Baſtionen erſcholl immer dasſelbe Knattern der Gewehre und Donnern der Geſchütze, leuchteten immer noch Feuer am ſchwarzen Himmel auf. Von Zeit zu Zeit hörte man den Hufſchlag des Pferdes einer vorüberſprengenden Ordonnanz, das Stöhnen eines Verwundeten, die Schritte und Stimmen der Träger oder das ängſtliche Flüſtern der erſchrockenen weiblichen Einwohner, die vor die Thür getreten waren, um ſich die Kanonade anzuſehen.

Unter dieſen letzteren befanden ſich auch der uns bekannte Nikita, die alte Matroſenfrau und ihre zehnjährige Tochter.

„Herr Gott und heilige Mutter Gottes!“ ſprach ſeufzend die Alte vor ſich hin, indem ſie auf die Bomben ſah, die wie feurige Bälle unaufhörlich herüber und hinüber flogen; — „wie ſchrecklich, nein, wie ſchrecklich! J—i—chi—chi! So ging's nicht 'mal beim erſten Bombardement her! Sieh', wo es platzte, das verfluchte Ding! gerade über unſerem Hauſe in der Vorſtadt.“

„Nein, das iſt weiter, — ſie fallen alle zu Tante Arnika in den Garten,“ ſagte das kleine Mädchen.

„Und wo, wo iſt jetzt mein Herr?“ ſagte Nikita mit ſingendem Tonfall und in noch nicht ganz nüchternem Zuſtande. „Wie ich dieſen meinen Herrn liebe, das kann ich gar nicht ſagen, — ich liebe ihn ſo, daß, wenn, was Gott verhüten wolle, er unverſehens fallen ſollte, ſo, glauben Sie mir, Tantchen, darnach weiß ich ſelbſt nicht, was ich mir anthun könnte, — bei Gott! Solch' ein Herr, daß . . . kurz, mit einem Wort . . . Kann man ihn wohl mit denen vergleichen, die dort Karten ſpielen? . . . Was ſind das für Kerle? Pfui, mit einem Wort!“ ſchloß Nikita.

„Die Sterne, nein, wie die Sterne fliegen!“ unterbrach das kleine Mädchen das Schweigen, das nach Nikita's Worten eingetreten war, indem ſie zum Himmel aufſah: „Da, da, wieder flog einer! Weshalb iſt das ſo, Mütterchen, eh?“

„Unſer Häuschen wird ganz zerſchlagen werden,“ ſagte die Alte ſeufzend und ohne auf die Frage des kleinen Mädchens zu antworten.

„Aber als wir vorhin mit Onkel dahin gingen, Mütterchen,“ fuhr mit ſingender Stimme das redſelig gewordene kleine Mädchen fort; „lag im Zimmer ſelbſt, neben dem Schrank eine ſchrecklich große Kugel: ſie war gewiß durch's Vorzimmer in die Stube hineingeflogen . . . Eine furchtbar große, ſo daß man ſie nicht aufheben konnte.“

„Wer Bedienung und Geld hatte, der iſt weggefahren,“ ſprach die Alte — „und hier unſer letztes Häuschen und auch das zertrümmert. Sieh', ſieh', wie er feuert, der Böſewicht! Herrgott! Herrgott!“

„Und kaum traten wir aus der Thür heraus, ſo flog eine Bombe herbei und platzte und ſpritzte Erde rund herum, ſo daß uns mit dem Onkel faſt ein Splitter traf,“ fuhr das kleine Mädchen fort zu erzählen.

V.

Immer mehr Verwundete auf Tragbahren und zu Fuß, ſich gegenſeitig ſtützend und laut mit einander ſprechend, kamen dem Fürſten Galzyn entgegen.

„Wie ſie heranſtürmten, ach du meine Güte,“ ſagt in tiefem Baß ein großer Soldat, der zwei Flinten auf der Schulter trägt, — „wie ſie heranſtürmten und dabei ſchrien: Allah, Allah! — und kletterten faſt Einer über den Anderen! Die Einen ſchlägt man, die Anderen ſind gleich wieder da, — nichts dagegen zu machen. Unabſehbar viele.“

„Du kommſt von der Baſtion?"

„Zu Befehl, Ew. Wohlgeboren."

„Nun, was war da, erzähle."

„Was da war? Sie kommen auf uns los, Ew. Wohlgeboren, ein ganzes Heer, klettern auf den Wall, und Profit Mahlzeit! Sie haben uns ganz geſchlagen, Ew. Wohlgeboren."

„Wie geſchlagen? . . . Ihr habt ſie doch zurückgeſchlagen?"

„Wo da zurückſchlagen, wenn „ſeine" ganze Macht einem über den Rücken kommt? Er hat uns Alle niedergemetzelt, und „Siccurs" kam nicht."

Der Soldat irrte ſich; die Tranchée war in unſeren Händen geblieben; aber das iſt eine Eigenthümlichkeit, die Jeder bemerken kann: ein im Kampfe verwundeter Soldat hält das Gefecht immer für verloren und außerordentlich blutig.

„Wie hat man mir denn geſagt, Ihr hättet ſie zurückgeſchlagen?" ſprach Galzyn ärgerlich. „Vielleicht iſt es nach Dir noch geſchehen? . . . Biſt Du ſchon lange fort?"

„Eben den Augenblick, Ew. Wohlgeboren," antwortete der Soldat. „Wohl kaum, die Tranchée haben ſie gewiß behalten. . . . Er hat uns ganz beſiegt."

„Aber wie ſchämt Ihr Euch nicht, die Tranchée zu übergeben . . . das iſt ja ſchrecklich!" ſagte Galzyn ganz betrübt über die Gleichgiltigkeit des Soldaten.

„Was denn, wenn „er" die Macht hatte?" brummte der Soldat.

„Und dann, Ew. Wohlgeboren," fiel hier ein Soldat von einer Tragbahre aus ein, die bis zu ihnen herangekommen war, — „wie denn nicht übergeben, wenn wir faſt bis auf den letzten Mann gefallen waren? Hätten wir die Macht gehabt, ſo hätten wir die Tranchée im Leben nicht übergeben. Aber ſo, was war dabei zu machen? Einen ſtech' ich nieder, und da trifft es mich, und wie! . . . A—ch, ſachte, Brüderchen, gleichmäßiger, gleichmäßiger. O—o—o—oh!" ſtöhnte der Verwundete.

„Ich glaube wahrhaftig, es geht viel unnützes Volk mit," ſagte Galzyn und hielt wieder den großen Soldaten mit den beiden Flinten an. — „Warum gehſt Du mit? He, Du, bleib' ſtehen!"

Der Soldat blieb ſtehen und nahm mit der linken Hand ſeine Mütze ab.

„Wohin gehſt Du und weshalb?" ſchrie er ihn ſtreng an.

Aber ſchon im ſelben Augenblick, ganz nah auf den Soldaten zutretend, bemerkte er, daß deſſen rechte Hand unter dem Aermelaufſchlag nicht zu ſehen und der Arm bis über den Ellenbogen mit Blut überſtrömt war.

„Verwundet, Ew. Wohlgeboren."

„Wo verwundet?"

„Hierher, wahrſcheinlich durch eine Kugel," ſagte der Soldat, indem er auf ſeine Hand zeigte, — „aber was mich am Kopf getroffen hat, das kann ich ſchon nicht mehr wiſſen," er bückte den Kopf und wies auf die am Nacken angeklebten blutigen Haare.

„Und weſſen iſt die andere Flinte?"

„Ein franzöſiſcher Stutzer, Ew. Wohlgeboren, ich habe ihn erobert. Ich wäre ja auch gar nicht mitgegangen, wenn nicht um dieſen Soldaten zu begleiten, denn ſonſt könnte er doch am Ende herunterfallen," fügte er hinzu, indem er auf einen Soldaten zeigte, der, auf ſeine Flinte geſtützt, etwas voraus ging und hinkend mit Mühe ſeinen linken Fuß nachſchleppte.

Fürſt Galzyn ſchämte ſich plötzlich ſehr ſeines ungerechten Verdachtes. Er fühlte, daß er erröthete, wandte ſich ab und ging, ohne weiter die Verwundeten auszufragen, noch ſie zu überwachen, zum Verbandplatze.

Mit Mühe ſich durch die Thür drängend, zwiſchen zu Fuß gehenden Verwundeten und Krankenträgern durch, die Verwundete hinein und Todte wieder heraus trugen, gelangte Galzyn in's erſte Zimmer, wandte ſich aber unwillkürlich, nachdem er einen Blick hineingeworfen, wieder ab und lief auf die Straße hinaus: das war zu entſetzlich!

VI.

Der große, hohe, dunkle Saal, nur von vier oder fünf Lichtern erhellt, bei deren Scheine die Doctoren die Verwundeten beſichtigten, war gedrängt voll. Die Träger brachten fortwährend Verwundete herein, legten ſie einen neben den anderen auf die Diele nieder, wo es ſchon ſo eng war, daß die Unglücklichen ſich ſtießen und einer im Blute des anderen lag. Die Blutlachen auf den noch unbeſetzten Stellen der Diele, der heiße Athem einiger hundert Menſchen und die Ausdünſtung der arbeitenden Träger brachten eine beſondere, ſchwere, dicke, ſtinkende Atmoſphäre hervor, in der die Lichter an den verſchiedenen Enden des Saales nur dunkel brannten. Ein Gemiſch von Stöhnen, Seufzen, Röcheln, zuweilen von einem durchdringenden Schrei unterbrochen, erfüllte das ganze Zimmer. Die barmherzigen Schweſtern glitten lautlos, ruhigen Antlitzes zwiſchen den Verwundeten umher und tauchten überall mit Arznei, Waſſer, Binden und Charpie zwiſchen den blutigen Mänteln und Hemden auf, die Doctoren knieten mit aufgeſtreiften Aermeln vor den Verwundeten und beſahen und betaſteten die Wunden beim Scheine der von den Feldſcherern gehaltenen Lichter trotz des ſchrecklichen Stöhnens und Flehens der Leidenden. Einer der Doctoren ſaß bei der Thür an einem kleinen Tiſch und ſchrieb im Augenblick, wo Galzyn hereintrat, ſchon den 532. Verwundeten an.

„Iwan Bogajew, Gemeiner der dritten Compagnie des Sſelenginſky'ſchen Regiments! . . . Complicirter Bruch des Oberſchenkels," ſchrie ein anderer vom Ende des Saales, den gebrochenen Fuß betaſtend. — „Kehr' ihn 'mal um."

„Oi, oi, Herrgott, du mein himmliſcher Vater!" ſchrie der Soldat und flehte, daß man ihn in Ruhe laſſen möchte.

„Durchbruch des Schädels!"

„Sſemeon Neferdow, Obriſtlieutenant des Minſk'ſchen Infanterieregiments!.. Halten Sie ein wenig aus, Obriſt, ſo geht es nicht: oder ich laſſ' es ſein," ſprach ein dritter, mit irgend einem krummen Haken im Kopfe des unglücklichen Obriſten herumſtochernd.

„Oi, laſſen Sie! Oi, um Gottes willen, raſch, raſcher, um Gottes . . . A—a—a—a!“

„Zertrümmerung des Bruſtkaſtens! . . . Sebaſtian Sſereda, Gemeiner . . . welches Regiments? . . . Uebrigens, ſchreiben Sie nicht — er ſtirbt. Tragt ihn hinaus,“ ſagte der Doctor, indem er vom Soldaten zurücktrat, der mit gebrochenen Augen ſchon röchelte.

Einige vierzig Mann Soldaten, Träger, die auf Arbeit warteten, die Verbundenen in's Hoſpital, die Todten in die Capelle zu tragen, ſtanden in der Thür und ſahen ſchweigend, nur von Zeit zu Zeit ſchwer ſeufzend, dieſem Schauſpiel zu.

VII.

Auf dem Wege zur Baſtion kamen Kalugin viele Verwundete entgegen; aber da er aus Erfahrung wußte, einen wie ſchlechten Einfluß ein ſolcher Anblick vor dem Kampfe auf den Muth des Menſchen ausübt, ſo hielt er ſie nicht nur nicht an, um ſie auszufragen, ſondern gab ſich im Gegentheil Mühe, ſie gar nicht zu ſehen. Am Fuße des Berges begegnete ihm eine Ordonnanz, die im Galopp von der Baſtion herunterſprengte.

„Sobkin! Sobkin! Halten Sie einen Augenblick ſtill!“

„Nun, was?“

„Von wo kommen Sie?“

„Aus den Schützengräben.“

„Nun, wie geht's da her — heiß?“

„Ach, ſchrecklich!“

Und die Ordonnanz ſprengte weiter.

Und wahrhaftig, wenn auch das Flintenfeuer nur gering war, ſo begann doch die Kanonade mit erneuerter Erbitterung.

„Ei, das iſt ſchlimm!“ dachte Kalugin, den ein unangenehmes Gefühl überkam und deſſen ſich auch die Ahnung, d. h. der ſehr gewöhnliche Gedanke an den Tod, bemächtigte. Aber Kalugin war ehrgeizig und tapfer und ritt daher ganz brav bis an den Ort, wo man vom Pferde ſteigen mußte. Hier traf er vier Soldaten, die auf umherliegenden Steinen ſaßen und ihre Pfeifen rauchten.

„Was macht Ihr hier?“ ſchrie er ſie an.

„Wir haben einen Verwundeten fortgebracht, Ew. Wohlgeboren, und ruhen uns nun aus,“ antwortete Einer von ihnen, indem er die Pfeife hinter dem Rücken verſteckte und die Mütze abnahm.

„Was noch . . . ausruhen . . . Marſch, an Eure Poſten!“

Und er ſtieg mit ihnen zuſammen längs der Tranchée den Berg hinan, wo ihm auf jedem Schritte Verwundete begegneten. Oben angelangt, wandte er ſich links, und nachdem er einige Schritte in dieſer Richtung gegangen war, ſah er ſich ganz allein. In nächſter Nähe von ihm ſchwirrte ein Bombenſplitter vorüber und ſchlug in die Tranchée ein. Eine andere Bombe ſtieg vor ihm auf und

ſchien gerade auf ihn zuzufliegen. Eine plötzliche Furcht überfiel ihn: er lief, ſo raſch er konnte, fünf bis ſechs Schritte und legte ſich dann platt auf die Erde nieder. Als die Bombe geplatzt war, und zwar ganz weit von ihm, ſchämte und ärgerte er ſich über ſich ſelbſt; er ſtand auf und ſah ſich um, ob nicht irgend Jemand ſein Herunterducken bemerkt hätte; aber es war Niemand weit und breit zu ſehen.

Wenn die Furcht einmal Eingang in's Herz gefunden hat, ſo weicht ſie nicht ſo bald einem anderen Gefühl. Er, der ſich immer gerühmt hatte, daß er nie den Kopf beugte, ging jetzt mit beſchleunigtem Schritte und faſt kriechend längs der Tranchée hin.

„Ach, wie ſchlimm!" dachte er, während er ſtolpernd weiter eilte, — „ich werde gewiß getroffen werden," und als er fühlte, wie ſchwer ihm das Athmen wurde und wie der Angſtſchweiß ihm aus allen Poren brach, wunderte er ſich wohl über ſich ſelbſt, aber verſuchte nicht mehr, Herr über dieſes Gefühl zu werden.

Plötzlich hörte er Schritte vor ſich. Er richtete ſich raſch auf, hob den Kopf in die Höhe und ging, tapfer mit dem Säbel klirrend, ſchon viel langſamer als bisher weiter. Er erkannte ſich ſelbſt nicht wieder. Als er mit den ihm Entgegenkommenden, einem Sappeuroffizier und einem Matroſen, zuſammentraf und der Erſtere ihm zurief: „Herunter!", indem er auf eine leuchtende Bombe zeigte, die immer heller, immer raſcher heranſauſte und in der Nähe der Tranchée auf die Erde niederſchlug, beugte er nur ein wenig den Kopf, und das auch nur unwillkürlich in Folge des erſchreckten Zurufes, und ging ruhig weiter.

„Sieh', was für ein tapferer Mann!" ſagte der Matroſe, der mit der größten Gemüthsruhe die fallende Bombe angeſehen und mit geübtem Auge gleich berechnet hatte, daß deren Splitter nicht bis in die Tranchée fliegen könnten, „er will ſich nicht 'mal legen."

Nur noch wenige Schritte hatte Kalugin über ein kleines Plateau zu machen, um in die Blindage des Bataillonscommandeurs zu gelangen, als wieder dieſe dumme Furcht ihn überfiel; das Herz klopfte ihm heftig, das Blut ſtieg ihm zu Kopfe, und er mußte ſich Gewalt anthun, um nicht bis zur Blindage zu laufen.

„Wodurch ſind Sie ſo außer Athem?" fragte der General, dem er den Befehl überbrachte.

„Ich bin ſehr ſchnell gegangen, Excellenz."

„Wollen Sie nicht ein Glas Wein trinken?"

Kalugin trank ein Glas Wein und ſteckte ſich eine Papyros an. Das Gefecht ging bereits ſeinem Ende entgegen, ein ſtarkes Kanonenfeuer ward nur von beiden Seiten fortgeſetzt. In der Blindage ſaßen der General Panfilow, der Commandeur der Baſtion, und noch etwa ſechs Offiziere, unter anderen auch Praſkuchin, und ſprachen von den verſchiedenen Details des Gefechts. Als er in dieſem gemüthlichen Zimmer ſaß, das, mit einer blauen Tapete bekleidet, einen Divan, ein Bett, einen Tiſch enthielt, auf welchem Papiere umherlagen, eine Wanduhr und ein Heiligenbild, vor welchem ein Lämpchen brannte, als er dieſe Attribute

einer wohleingerichteten Häuslichkeit ſah und die dicken, wohl eine Arſchin breiten Balken der Decke, und die in der Blindage nur ſchwach klingenden Schüſſe hörte, konnte Kalugin durchaus nicht begreifen, wie er zweimal eine ſo unverzeihliche Schwäche hatte Herr über ſich werden laſſen können. Er war wüthend über ſich ſelbſt und wünſchte jetzt eine Gefahr herbei, um ſich noch einmal zu prüfen.

„Ah, das freut mich, daß ich Sie hier treffe, Capitän," ſagte er zu einem Flottoffizier mit einem großen Schnurrbart und dem Georgskreuz auf der Bruſt, der im Mantel eines Stabsoffiziers eben in die Blindage trat und den General bat, er möchte ihm Arbeiter geben, um zwei Schießſcharten auf ſeiner Batterie, die verſchüttet worden wären, wieder auszubeſſern. — „Der General hat mir den Auftrag gegeben, mich zu erkundigen," fuhr Kalugin fort, als der Batteriecommandeur nicht mehr mit dem General Panfilow ſprach, „ob Ihre Geſchütze in den Tranchéen mit Kartätſchen ſchießen können?"

„Nur eine einzige Kanone kann functioniren," antwortete finſter der Capitän.

„Einerlei, kommen Sie doch, laſſen Sie uns nachſehen."

Der Capitän machte ein finſteres Geſicht und räuſperte ſich unwillig.

„Ich habe ſchon die ganze Nacht da geſtanden, kam jetzt her, um mich ein wenig auszuruhen," ſagte er, „wollen Sie nicht allein hingehen? Mein Gehilfe, der Lieutenant Karp, wird Ihnen Alles zeigen."

Der Capitän befehligte bereits ſechs Monate lang dieſe Batterie, eine der gefährlichſten, und ſo lange die Blindage nicht exiſtirte, war er ſogar, vom Anfang der Belagerung an, nicht herausgekommen, hatte mit den Soldaten gelebt und von den Seeleuten den Beinamen des Tapferen erhalten. Daher war Kalugin beſonders erſtaunt über ſeine Weigerung.

„Nun, ſo will ich allein gehen, wenn Sie's erlauben," antwortete er mit etwas ironiſchem Tone dem Capitän, der übrigens ſeinen Worten nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Kalugin aber bedachte nicht, daß er zu verſchiedenen Malen Alles in Allem vielleicht fünfzig Stunden auf den Baſtionen zugebracht hatte, während der Capitän ein halbes Jahr ganz da gelebt hatte und nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalte daſelbſt ſich ohne Nothwendigkeit nicht mehr in die Gefahr begeben wollte, ſo daß der junge Lieutenant, der erſt ſeit einer Woche auf der Baſtion war und ſie jetzt Kalugin zeigte, wobei ſie beide ganz unnützerweiſe die Köpfe aus den Schießſcharten hinausſteckten und auf die Banquette kletterten, zehnmal tapferer zu ſein ſchien als der Capitän.

Nachdem er die Batterie beſichtigt und bereits auf dem Rückwege in die Blindage war, ſtieß Kalugin in der Dunkelheit auf den General, der mit ſeinen Ordonnanzen ſich auf den Beobachtungspoſten begab. „Rittmeiſter Praſkuchin!" ſagte der General, „gehen Sie, ich bitte, in den rechten Schützengraben und ſagen Sie dem zweiten Bataillon des Minſk'ſchen Regiments, das dort in Arbeit iſt, es möchte das Feuern einſtellen, ſich leiſe zurückziehen und zu ſeinem Regiment

ſtoßen, das unten am Berge in Reſerve ſteht. . . . Haben Sie verſtanden? Führen Sie das Bataillon ſelbſt dem Regiment zu!"

„Zu Befehl!" Und Praſkuchin lief im Trabe zum Schützengraben.

Das Schießen wurde immer ſchwächer.

VIII.

„Iſt das das 2. Bataillon des Minſk'ſchen Regiments?" fragte Praſkuchin, als er, am Platze angelangt, Soldaten traf, die Erde in Säcken trugen.

„Zu Befehl."

„Wo iſt der Commandant?"

Michailow, der glaubte, daß man nach dem Commandanten der Batterie fragte, kroch aus ſeinem Loch heraus und trat, die Hand ſalutirend an die Mütze haltend, auf Praſkuchin zu, den er für einen ſeiner Vorgeſetzten hielt.

„Der General läßt Ihnen ſagen . . . Sie möchten raſch . . . namentlich aber leiſe . . . zurück gehen . . . nicht zurück, aber zur Reſerve," ſprach Praſkuchin, in die Richtung des feindlichen Feuers ſchielend.

Als Michailow Praſkuchin erkannte, ließ er ſeine Hand ſinken, und nachdem er verſtanden, was geſchehen ſollte, gab er den Befehl weiter; das Bataillon kam in Bewegung, nahm die Flinten auf, die Mäntel um und machte ſich auf den Weg.

Wer es nicht erfahren hat, der kann ſich's nicht vorſtellen, welche Wonne der Menſch empfindet, wenn er nach dreiſtündigem Bombardement einen ſo gefährlichen Poſten wie die Schützengräben verlaſſen kann. Michailow, der in dieſen drei Stunden mehr als einmal, und nicht ohne Grund, ſein letztes Stündchen herangekommen wähnte, hatte ſich vollſtändig in die Ueberzeugung eingelebt, daß er heute beſtimmt fallen würde und eigentlich nicht mehr zu dieſer Welt gehörte. Trotzdem koſtete es ihm Mühe, ſeine Füße im Zaum zu halten, daß ſie nicht liefen, als er an der Spitze der Compagnie neben Praſkuchin den Schützengraben verließ.

„Auf Wiederſehen!" rief ihm der Major, der Commandeur eines anderen Bataillons, das in den Schützengräben zurück blieb, zu. Die beiden Offiziere hatten zuſammen ihren Abendimbiß, in der Vertiefung unter der Bruſtwehr ſitzend, verzehrt, „glücklichen Marſch!"

„Und Ihnen wünſche ich glücklich die Baſtion zu behaupten. Das Feuer ſcheint jetzt nachzulaſſen."

Aber kaum hatte er das geſagt, als der Feind, der die Bewegung in den Schützengräben wahrſcheinlich bemerkt hatte, wieder ſtärker zu feuern anfing. Die Unſerigen antworteten und wieder erhob ſich eine heftige Kanonade. Die Sterne glänzten hoch, aber matt am Himmel. Es war eine ſo dunkle Nacht, daß man die Hand vor den Augen nicht ſah. Das Feuer der Schüſſe und der platzenden Bomben erhellte allein auf Augenblicke die Gegenſtände. Die Soldaten marſchirten raſch, ſchweigend und verſuchten unwillkürlich einer den anderen zu überholen. Man hörte nur, neben dem unaufhörlichen Donnern der Schüſſe, das gleichmäßige Schallen ihrer Schritte auf dem trockenen Wege, das Klirren der Bajonnete oder

einen Seufzer und das Gebet irgend eines Soldaten: „Herrgott! Herrgott! Was iſt denn das?“ Zuweilen ertönte das Stöhnen eines Verwundeten und der Ruf nach einer Tragbahre. (In der von Michailow befehligten Compagnie waren allein durch's Artilleriefeuer in dieſer Nacht 36 Mann gefallen.) Ein Blitz leuchtete fern am düſteren Horizont auf, die Wache von der Baſtion rief: „Kano—o—ne!“ und eine Kugel ſauſte über die Compagnie hinweg, riß die Erde auf und warf Steine um ſich her.

„Hol' der Teufel, wie ſie langſam gehen!“ dachte Praſkuchin, der, fortwährend ſich umſehend, neben Michailow einherſchritt, „ich werde wahrhaftig lieber voraus-laufen, den Befehl habe ich ja überbracht. . . . Und doch, nein: man kann nachher ſagen, daß ich ein Feigling bin. Mag da kommen, was da wolle — ich bleibe hier.“

„Weshalb geht er mir nach?“ dachte ſeinerſeits Michailow, „ſo viel ich bemerkt habe, hat er immer Unglück gebracht. Da kommt ſie geflogen, gerade hierher, glaube ich.“

Nachdem ſie einige hundert Schritt gegangen waren, ſtießen ſie auf Kalugin, der, tapfer mit dem Säbel klirrend, in die Schützengräben ging, um ſich dem Be-fehle des Generals zufolge zu erkundigen, wie die Sachen dort ſtänden. Aber, als er Michailow begegnete, dachte er, daß, anſtatt ſelbſt unter dieſem ſchrecklichen Feuer dahin zu gehen, was ihm gar nicht befohlen war, er eben ſo gut Alles aus-führlich von dem Offizier erfahren könnte, der von da kam. Michailow berichtete ihm wirklich ausführlich von den Arbeiten auf der Baſtion. Nachdem er noch ein Stückchen mit ihnen gegangen war, wandte ſich Kalugin nach rechts in die Tranchée, die zur Blindage führte.

„Nun, was giebt's Neues?“ fragte ein Offizier, der allein beim Abendeſſen im Zimmer ſaß.

„Nichts Beſonderes; es ſcheint, daß heute Nacht nichts mehr ſein wird.“

„Wie, nichts ſein? . . . Der General iſt im Gegentheil ſoeben wieder auf den Beobachtungspoſten gegangen. Es iſt noch ein Regiment zugekommen. Da geht's wieder los . . . hören Sie? — wieder das Flintengeknatter. Gehen Sie nicht. Warum wollen Sie's thun?“ ſchloß der Offizier in Antwort auf eine Bewegung zur Thür hin, die er Kalugin machen ſah.

„Eigentlich müßte ich wohl da ſein,“ dachte Kalugin, „aber ich habe mich heute ſchon genug Gefahren ausgeſetzt, und es iſt ein entſetzliches Feuer. Ich werde ſie wirklich lieber hier erwarten,“ ſagte er laut.

Nach ungefähr 20 Minuten kehrte der General mit den Offizieren, die ihn begleitet hatten, zurück; unter der Zahl der letzteren befand ſich auch der Junker, Baron Peſt, Praſkuchin aber fehlte. Die Schützengräben waren behauptet und von uns beſetzt worden.

Nachdem Kalugin ausführliche Nachrichten über das Gefecht erhalten hatte, verließ er mit Peſt die Blindage.

„Ihr Mantel iſt ganz blutig: haben Sie wirklich Mann an Mann mit dem Feinde gekämpft?“ fragte ihn Kalugin.

„Ach, es war ſchrecklich! Können ſich's vorſtellen.“ Und Peſt erzählte:

Das Bataillon, dem der Junker für den projectirten Ausfall zucommandirt worden war, hatte zwei Stunden unter'm Feuer vor irgend einer Mauer geſtanden; darauf hatte der Bataillons-Commandeur vorn etwas geſagt, die Compagnie-Commandeure waren in Bewegung gerathen, das Bataillon hatte ſich in Bewegung geſetzt, war hinter der Bruſtwehr herausgetreten und hatte, nach etwa hundert Schritten ſtehen bleibend, ſich in Compagnie-Colonnen aufgeſtellt. Peſt ward befohlen, auf der rechten Flanke der zweiten Compagnie zu ſtehen.

Ohne ſich Rechenſchaft davon zu geben, wo und weshalb er da war, hatte ſich der Junker an ſeinen Platz geſtellt und unwillkürlich den Athem anhaltend, während ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief, gedankenlos geradeaus in die dunkle Ferne geſchaut, als müſſe von da etwas Schreckliches kommen. Es war übrigens nicht ſo ſehr Furcht, die ihn übermannte — denn das Schießen hatte aufgehört — als der Gedanke, wie ſonderbar, wie merkwürdig es ſei, daß er ſich jetzt außerhalb der Feſtung im freien Felde befände. Wieder hatte der Bataillons-Commandeur an der Spitze des Bataillons etwas geſagt, wieder die Offiziere den Befehl flüſternd weiter gegeben, und die ſchwarze Wand der erſten Compagnie war gleichſam in die Erde geſunken, — es war befohlen worden, ſich niederzulegen. Die zweite Compagnie folgte, und Peſt war, als er ſich niederlegte, mit der Hand auf etwas Spitzes geſtoßen. Der Commandeur der zweiten Compagnie allein legte ſich nicht hin. Seine mittelgroße Figur mit dem gezogenen Säbel, den er in der Hand ſchwenkte, während er fortwährend dabei ſprach, bewegte ſich unaufhörlich vor der Compagnie auf und ab.

„Kinder! Aufgepaßt, haltet Euch brav! Nicht ſchießen, ſondern mit den Bajonneten d'rauf auf die Canaillen. Wenn ich ſchreie: „Hurrah!“ mir nach und nicht zurückbleiben! Haltet zuſammen, das iſt die Hauptſache. . . . Wir wollen zeigen, was wir können, uns nicht blamiren. Was meint Ihr, Kinder? Für unſeren Vater, den Kaiſer!“

„Wie heißt unſer Compagnie-Commandeur?“ fragte Peſt den Junker, der neben ihm lag, „wie tapfer er iſt!“

„Ja, wenn's in den Kampf geht, immer . . .,“ verſetzte der Junker. „Liſſinkowſky iſt ſein Name.“

In dem Augenblicke blitzte dicht vor der Colonne eine Flamme auf, ertönte ein Praſſeln, das die Compagnie faſt betäubte; hoch in die Luft ſauſten Steine und Splitter (ein Stein flog wenigſtens 50 Secunden von oben herab, bis er fiel und einem Soldaten das Bein zerſchmetterte). Es war eine Bombe geweſen, und daß ſie mitten in die Compagnie hinein fiel, bewies, daß die Franzoſen die Aufſtellung der Colonnen bemerkt hatten.

„Mit Bomben zu ſchießen! . . . Na, wart 'mal, laß uns nur herankommen, da ſollſt Du ein dreikantiges ruſſiſches Bajonnet ſchmecken, verdammter Kerl!“ ſagte der Commandeur der Compagnie ſo laut, daß der Bataillons-Commandeur ihm befehlen mußte, zu ſchweigen und nicht ſo viel Lärm zu machen.

Kurz darauf erhob ſich die erſte Compagnie wieder, ihr nach die zweite. Es ward der Befehl ertheilt, die Flinten über die Schulter zu hängen und ſich in Marſch zu ſetzen. Peſt war in einer ſolchen Angſt, daß er ſich durchaus nicht erinnern konnte, ob der Marſch lange gedauert habe, wohin man gegangen ſei und weshalb. Er war dahin gegangen wie ein Trunkener. Plötzlich waren von allen Seiten Millionen kleiner Feuer aufgeblitzt, es praſſelte, es pfiff rundum. Er hatte aufgeſchrien und war vorwärts gelaufen, weil Alle liefen und ſchrien. Dann war er geſtolpert und über irgend einen Gegenſtand gefallen, der am Boden lag. Es war der Commandeur der Compagnie, der an der Spitze derſelben verwundet worden war und jetzt den Junker, den er für einen Franzoſen hielt, am Beine feſthielt. Als er ſich losgeriſſen hatte und aufgeſtanden war, war Jemand mit dem Rücken auf ihn angerannt, ſo daß er faſt wieder gefallen wäre; ein Anderer hatte geſchrien: „ſtich ihn nieder, was warteſt Du noch!“ Er hatte die Flinte genommen und das Bajonnet in etwas Weiches geſtoßen. „Ach, mein Gott!“ hatte Jemand auf franzöſiſch mit einer entſetzlichen, herzzerreißenden Stimme geſchrien, und dann erſt war es Peſt klar geworden, daß er einen Franzoſen erſtochen. Kalter Schweiß brach ihm am ganzen Körper aus, er ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt und warf die Flinte weit von ſich. Aber dieſes Entſetzen hatte nur einen Augenblick gedauert; es war ihm gleich zum Bewußtſein gekommen, daß er eigentlich eine Heldenthat vollbracht. Er hatte die Flinte wieder aufgenommen und war mit dem ganzen Haufen: „Hurrah!“ ſchreiend vom gefallenen Franzoſen fortgelaufen. Nach einigen zwanzig Schritten war er in die Tranchée gelangt. Die Unſerigen und der Bataillons-Commandeur befanden ſich bereits dort.

„Einen habe ich erſtochen!“ hatte er dem Commandeur geſagt.

„Das iſt brav, Baron.“

IX.

„Wiſſen Sie auch, daß Praſkuchin gefallen iſt?“ ſagte Peſt, indem er Kalugin begleitete, der ihm einen Beſuch gemacht hatte.

„Nicht möglich!“

„Wie denn! Ich habe ihn ſelbſt geſehen.“

„Nun denn, leben Sie wohl! Ich habe Eile.“

„Wie froh ich bin,“ dachte Kalugin, als er nach Hauſe ging: „Zum erſten Mal habe ich Glück bei meiner Dejour gehabt. Ausgezeichnet, wahrhaftig! Am Leben und geſund geblieben!“

Nachdem er dem Gencral den nöthigen Bericht erſtattet, begab er ſich in ſein Zimmer, wo Galzyn, der ſchon lange zurückgekehrt war, auf ihn wartete.

Mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen ſah ſich Kalugin bei ſich zu Hauſe, außer aller Gefahr, und nachdem er ſeine Nachttoilette gemacht und bereits im Bette lag, erzählte er Galzyn alle Einzelheiten der Affaire.

Kaum hatte ſich Praſkuchin, der neben Michailow ging, von Kalugin getrennt und, an eine weniger gefährliche Stelle gelangt, angefangen freier aufzuathmen, als

er einen hinter ſeinem Rücken hell aufleuchtenden Blitz gewahrte, die Schildwache „Mörſer!“ rufen und einen hinter ihm gehenden Soldaten ſagen hörte: „Die fliegt gerade auf die Baſtion los.“

Michailow ſah ſich um: die hell leuchtende Bombe ſchien in einer Lage ſtill zu ſtehen, in der es unmöglich war, die Richtung, die ſie nehmen würde, zu beſtimmen. Aber das dauerte nur einen Moment. Bald ſauſte ſie immer raſcher, immer näher heran; man ſah ſchon die Funken der Zündröhre, hörte das ſo verhängnißvolle Pfeifen, und dann fiel ſie, mitten in das Bataillon hinein.

„Herunter!“ rief eine Stimme.

Michailow und Praſkuchin warfen ſich auf die Erde. Praſkuchin hörte nur noch, während er die Augen zudrückte, wie die Bombe ganz nah von ihm auf den harten Boden ſchlag. Es verging eine Secunde, die ihm eine Stunde zu währen ſchien, — die Bombe platzte nicht. Praſkuchin erſchrak: war er nicht am Ende umſonſt bange geworden; die Bombe war vielleicht ganz weit gefallen und es ſchien ihm nur ſo, als höre er die Zündröhre dicht neben ſich ziſchen. Er öffnete die Augen und ſah mit Vergnügen dicht vor ſeinen Füßen Michailow unbeweglich auf der Erde liegen. Aber da begegneten ſeine Augen einen Moment der brennenden Zündröhre der in der Entfernung einer Arſchin vor ihm ſich drehenden Bombe.

Entſetzen erfaßte ſein ganzes Weſen. Er bedeckte das Geſicht mit den Händen.

Es verging noch eine Secunde — eine Secunde, in der eine ganze Welt von Gefühlen, Gedanken, Hoffnungen, Erinnerungen an ſeinem inneren Auge vorüberſchwebte.

„Wen wird's treffen, Michailow oder mich, oder uns beide? Und wenn mich, wohin dann? Wenn an den Kopf, ſo iſt's aus; aber wenn an den Fuß, ſo nimmt man ihn mir ab und ich kann noch am Leben bleiben. Vielleicht wird's aber auch nur Michailow treffen: dann werde ich erzählen, wie wir neben einander gingen, wie er geſchlagen wurde und mich mit ſeinem Blute beſpritzte. Nein, ſie iſt näher zu mir ... mich wird ſie treffen! Aber vielleicht platzt ſie gar nicht,“ dachte er und wollte mit einem verzweifelten Entſchluß die Augen öffnen. In demſelben Moment jedoch traf ſeine Augen noch durch die geſchloſſenen Lider ein rothes Feuer und mit entſetzlichem Geknatter ſtieß ihn etwas mitten in die Bruſt; er ſprang auf und lief einige Schritte, ſtolperte aber über ſeinen Säbel, der ſich ihm quer vor die Füße legte und fiel auf die Seite.

„Gott ſei Dank! Es iſt nur eine Contuſion,“ war ſein erſter Gedanke, und er wollte ſich an die Bruſt fühlen, aber die Arme waren ihm wie gelähmt und der Kopf wie in einen Schraubſtock gepreßt. Er wollte rufen, daß er eine Contuſion erhalten habe, aber der Mund war ihm ſo trocken, daß die Zunge ihm am Gaumen anklebte, und ein furchtbarer Durſt quälte ihn. Er fühlte, wie ihm die Bruſt feucht war. „Ich habe mich gewiß blutig geſchlagen beim Herunterfallen,“ dachte er, und immer mehr von Angſt übermannt, raffte er ſeine ganze Kraft zuſammen und wollte ſchreien: „Nehmt mich mit!“, anſtatt deſſen aber ſtöhnte er ſo entſetzlich auf, daß ihm ſelbſt angſt dabei wurde. Er machte eine

Kraftanſtrengung, ſtreckte ſich aus und dann ſah, hörte, dachte und fühlte er nichts mehr. Er war auf dem Platze geblieben, von einem Bombenſplitter mitten in die Bruſt getroffen.

Michailaw hatte ſich, als er die Bombe ſah, gleichfalls auf die Erde geworfen und eben ſo wie Praſkuchin mancherlei während der zwei Secunden, wo die Bombe ungeſprengt neben ihm lag, gedacht und gefühlt. Er hatte in Gedanken gebetet und immer wiederholt: „Dein Wille geſchehe!“ . . . „Alles iſt jetzt aus: ich bin todt!“ dachte er, als die Bombe platzte und er einen Schlag an den Kopf und darnach einen heftigen Schmerz fühlte. „Mein Gott! Vergieb mir meine Sünden!“ ſprach er, indem er die Hände zuſammenſchlug, ſich etwas erhob und rücklings wieder zurückfiel.

Die erſte Empfindung, als er wieder zu ſich kam, war, daß er Blut längs ſeiner Naſe fließen und einen Schmerz im Kopfe fühlte, der übrigens ſchon viel ſchwächer wurde. „Das iſt, weil meine Seele entflieht,“ dachte er. — „Was wird d o r t ſein? Herr Gott! Nimm meinen Geiſt in Frieden auf. Eins nur iſt merkwürdig,“ meinte er bei ſich ſelbſt, „daß ich ſterbend ſo deutlich die Schritte der Soldaten und das Donnern der Schüſſe höre.“

„Gieb eine Tragbahre her . . . eh . . . der Compagniechef iſt verwundet!“ rief über ſeinem Kopfe eine Stimme, die er als die des Trommelſchlägers Ignatjew erkannte. Jemand faßte ihn an den Schultern. Er verſuchte die Augen zu öffnen und ſah über ſich den dunkelblauen Himmel, die Gruppen der Sterne und zwei Bomben, die, eine der anderen nachjagend, über ihm hinflogen, ſah Ignatjew, Soldaten mit Tragbahren und Flinten, die Böſchung der Tranchee, und da glaubte er, daß er noch nicht auf jener Welt ſei. Er war nur leicht am Kopfe verwundet. Der Trommelſchläger verband ſeinem Vorgeſetzten mit einem Tuche vorläufig die Wunde, nahm ihn unter den Arm und führte ihn zum Verbandplatze.

„Wohin gehe ich eigentlich und weshalb?“ dachte der Stabscapitän, als er wieder ein wenig zur Beſinnung kam. „Meine Pflicht iſt es, bei der Compagnie zu bleiben und nicht voraus zu gehen, um ſo mehr, als die Compagnie doch bald aus dem Feuer heraus iſt,“ flüſterte ihm eine innere Stimme zu.

„Nicht nöthig, Bruder,“ ſagte er, indem er ſeinen Arm aus dem des dienſtfertigen Trommelſchlägers herauszog, „ich gehe nicht auf den Verbandplatz, ich bleibe bei der Compagnie.“

„Sie ſollten ſich doch lieber ordentlich verbinden laſſen, Ew. Wohlgeboren,“ meinte Ignatjew: „es ſcheint nur ſo in der erſten Hitze, als wenn es nichts wäre; wenn es nachher nur nicht ſchlimmer wird; ſehen Sie nur das ſchreckliche Feuer . . . wahrhaftig, Ew. Wohlgeboren.“

Michailow blieb einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen und wäre wahrſcheinlich dem Rathe Ignatjew's gefolgt, wenn ihm nicht plötzlich eingefallen wäre, daß ſich ja ſo viele ſchwer Verwundete auf dem Verbandplatze befänden. „Die Doctoren werden vielleicht nur mitleidig über meine Schramme lächeln,“ dachte er und kehrte dann entſchloſſen, trotz der Ueberredungen des Trommelſchlägers, zur Compagnie zurück.

„Wo iſt der Ordonnanzoffizier Praſkuchin, der mit mir ging?“ fragte er den Fähnrich, der die Compagnie führte, als er mit ihm zuſammentraf.

„Ich weiß nicht . . . todt, glaube ich,“ entgegnete widerſtrebend der Fähnrich.

„Todt oder verwundet, wie können Sie das nicht wiſſen? . . . Er ging ja mit uns. Weshalb nahmen Sie ihn denn nicht mit?“

„Wo denn ihn mitnehmen, bei einem ſolchen Feuer!“

„Ach, aber wie konnten Sie nur, Michail Iwanowitſch,“ ſagte Michailow ärgerlich; — „wie konnten Sie ihn zurücklaſſen, wenn er noch lebte, und wenn er todt war, ſo hätten Sie ihn doch mitnehmen müſſen.“

„Warum nicht gar: lebte; wenn ich Ihnen ſage, ich war ſelbſt da und ſah ihn!“ entgegnete der Fähnrich. „Ich bitte Sie, man hat genug zu thun, nur ſeine eigenen Leute fortzuſchaffen. Ach, die Canaillen, jetzt ſchießen ſie ſchon mit Stückkugeln!“ fügte er hinzu.

Michailow ſetzte ſich und griff mit der Hand nach ſeinem Kopfe, der ihm von der Bewegung wieder heftig zu ſchmerzen anfing.

„Nein, wir müſſen doch hin, ihn nehmen: vielleicht lebt er noch,“ ſagte Michailow. „Es iſt unſere „Pflicht“, Michail Iwanowitſch!“

Michail Iwanowitſch antwortete nicht.

„Das kommt davon, er nahm ihn nicht gleich, und jetzt muß man eigens Soldaten dazu hinſchicken, und wie ſchicken? Unter dieſem ſchrecklichen Feuer können ſie Alle umſonſt erſchlagen werden,“ dachte Michailow.

„Kinder, wir müſſen zurück — den Offizier nehmen, der dort im Graben verwundet wurde,“ ſagte er nicht ſehr laut und befehlend, da er fühlte, wie unangenehm es den Soldaten ſein würde, dieſem Befehle nachzukommen; und wirklich, da er ſich an Niemanden im Beſonderen gewandt hatte, ſo trat auch Niemand vor, um den Befehl zu erfüllen.

„Vielleicht iſt er wirklich ſchon todt und es lohnt ſich nicht, ſo viel Menſchenleben einer unnützen Gefahr auszuſetzen; ich allein bin ſchuld, daß ich mich nicht früher darum kümmerte. Ich will ſelbſt hingehen, ſehen, ob er noch lebt. Das iſt meine „Pflicht“,“ ſagte Michailow zu ſich ſelbſt.

„Michail Iwanowitſch, führen Sie die Compagnie, ich hole ſie ſchon ein,“ ſprach er, und mit der einen Hand ſeinen Mantel zuſammenhaltend, mit der anderen fortwährend das Bild des heil. Mitrophanes des Gerechten berührend, zu dem er ein beſonderes Zutrauen hatte, lief er im Trab die Tranchée hinauf.

Als er ſich überzeugt hatte, daß Praſkuchin wirklich todt war, ſchleppte er ſich keuchend und den losgegangenen Verband feſt an den heftig ſchmerzenden Kopf drückend, zurück zu den Seinigen. Das Bataillon war ſchon unter dem Berge, am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt und faſt außer Schußweite, als Michailow es erreichte. Ich ſage: faſt außer Schußweite, weil doch noch ſelbſt hierher eine oder die andere Streifbombe flog.

„Ich werde aber doch morgen auf den Verbandplatz gehen müſſen, um mich einſchreiben zu laſſen,“ dachte der Stabscapitän, während der inzwiſchen herbeigerufene Feldſcherer ihm einen regelrechten Verband anlegte.

X.

Hunderte friſcher, blutüberſtrömter Menſchenkörper mit im Tode erſtarrten Gliedern lagen in dem thauigen, blühenden Thale, das die Baſtion von der Tranchée trennt, und auf dem glatten Boden der Todtencapelle in Sewaſtopol. Hunderte von Menſchen mit Verwünſchungen und Gebeten auf den vertrockneten Lippen kriechen, wälzen ſich, ſtöhnen, die Einen unter den Leichen im blühenden Thal, die Anderen auf Tragbahren, Schlafbänken oder der blutüberſtrömten Diele des Verbandplatzes liegend, und immer eben ſo wie in den vorhergehenden Tagen leuchtet das Blitzen der Geſchütze auf, die blitzenden Sterne erbleichen, ein weißer Nebel zieht vom rauſchenden dunklen Meere herüber, das leuchtende Morgenroth ſteigt im Oſten auf, purpurfarbene, längliche Wolkenſtreifen ziehen über den hellblauen Horizont, und eben ſo wie an den vorhergehenden Tagen Freude, Liebe und Glück der ganzen neu erwachenden Welt verſprechend, ſteigt das mächtige, ſchöne Tagesgeſtirn am Himmel auf.

Am anderen Tage Abends ſpielt wieder die Jägermuſik auf dem Boulevard, und Offiziere, Junker, Soldaten und junge Frauen ſpazieren wieder in der Nähe des Pavillons oder in den tiefer gelegenen Alleen von blühenden, duftenden weißen Akazien umher.

Kalugin, der Fürſt Galzyn und ein Obriſt ergingen ſich Arm in Arm beim Pavillon und ſprachen von der geſtrigen Affaire.

„Aber die Verluſte, die wir gehabt, das iſt ſchrecklich!“ ſprach der Obriſt. „In meinem Regiment ſind allein vierhundert Mann gefallen. Es iſt wunderbar, wie ich mit heiler Haut davon gekommen bin!“

In dieſem Augenblick zeigte ſich am anderen Ende des Boulevards, ihnen entgegen ſchreitend, die Geſtalt Michailow's mit verbundenem Kopfe.

„Was, ſind Sie verwundet, Capitän?“ fragte Kalugin.

„Ein wenig, von einem Stein,“ antwortete Michailow.

„Dauert der Waffenſtillſtand wirklich noch fort?“ fragte Galzyn.

Baron Peſt kam auch auf den Boulevard. Er erzählte, daß er beim Abſchluß des Waffenſtillſtandes zugegen geweſen ſei und mit den franzöſiſchen Offizieren geſprochen habe.

Es fehlten nur Praſkuchin, Neferdow und noch einige Andere, an die hier wohl kaum Jemand noch dachte, während ihre Leichen noch nicht einmal gewaſchen, gekleidet und in die Erde gebettet waren.

XI.

Auf unſerer Baſtion, ſowie auf der feindlichen Tranchée ſind weiße Flaggen aufgezogen, und zwiſchen ihnen, im blühenden Thale, liegen in Haufen, ohne Stiefel, in grauen oder blauen Röcken, die verſtümmelten Leichen der Gefallenen, die von Arbeitern auf Fuhren geladen werden. Ein Verweſungsgeruch erfüllt die Luft. Aus Sewaſtopol und aus dem franzöſiſchen Lager ſind Schaaren Volkes herausgeſtrömt,

um ſich dieſes Schauſpiel anzuſehen, und drängen ſich mit lebhafter und doch mitleidsvoller Neugier einer an den anderen.

Horchen wir ein wenig hin, was dieſe Leute unter einander ſprechen.

Dort in jenem Kreiſe verſammelter Ruſſen und Franzoſen beſieht ein junger ruſſiſcher Offizier, der, wenn auch ſchlecht, ſo doch genügend gut franzöſiſch ſpricht, um verſtanden zu werden, eine franzöſiſche Patronentaſche.

„Aber warum iſt hier ein Vogel abgebildet?“ fragt er.

„Weil das die Patronentaſche eines Gardebataillons iſt, das ſich von den anderen durch den kaiſerlichen Adler unterſcheidet,“ erklärt der Franzoſe.

„Gehören Sie zur Garde?“

„Nein, zum ſechsten Linien-Bataillon.“

„Wo iſt das gekauft?“ fragt der Offizier, auf eine Cigarrenſpitze aus gelbem Holz zeigend, aus der der Franzoſe eine Papyros raucht.

„In Balaklava. Es iſt ein ganz einfaches Ding aus Palmenholz,“ antwortet der Franzoſe.

„Ein hübſches kleines Ding,“ ſagt der Offizier.

„Wenn Sie dieſe Kleinigkeit als Erinnerung an unſer Zuſammentreffen von mir annehmen wollten, ſo würden Sie mich ſehr verbinden.“

Und der höfliche Franzoſe bläſt die Papyros hinaus und reicht dem Offizier die Cigarrenſpitze mit einer leichten Verbeugung. Der Offizier giebt ihm die ſeinige und alle in der Gruppe Anweſenden, ſowohl Franzoſen wie Ruſſen, ſcheinen ſehr zufrieden und lächeln dazu.

Dort weiterhin iſt ein ſehr kecker Infanterieſoldat im roſa Hemde, den Mantel über die Schulter geworfen, in Begleitung anderer Soldaten, die, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, mit neugierigen Geſichtern hinter ihm ſtehen, auf einen Franzoſen zugetreten und hat ihn um Feuer für ſeine Pfeife gebeten. Der Franzoſe thut einen Zug, kratzt den Pfeifenkopf aus und ſchüttet dem Ruſſen den brennenden Tabak auf.

„Tabak bun,“ ſagt der Soldat im roſa Hemde, und die Zuſchauer lächeln.

„Ja, bon Tabak, Tabak turk; aber ruß Tabak bon?“ fragt der Franzoſe.

„Ruß bun,“ antwortet der Soldat im roſa Hemde, wobei die Umſtehenden ſich vor Lachen krümmen.

„Franße nicht bun, bonſchur, Meßje!“ ſagt der Soldat im roſa Hemde, mit einem Male ſeinen ganzen Vorrath an Sprachwiſſenſchaft herauskramend, trommelt dem Franzoſen mit dem Finger auf dem Magen und lacht dazu. Die Franzoſen lachen auch.

„Worüber wird hier gelacht?“ fragt ein anderer Franzoſe, indem er auf die Unſerigen zutritt.

„Kaftan bun,“ ſpricht wieder der kecke Soldat, indem er die einzelnen Theile der franzöſiſchen Uniform aufmerkſam beſieht, und wieder wird gelacht.

„Nicht über die Linie getreten, zurück auf Eure Plätze!“ ruft ein franzöſiſcher Corporal, und die Soldaten gehen mit ſichtlichem Mißvergnügen aus einander.

Aber genug.

Laßt uns lieber dieſen zehnjährigen Knaben betrachten, der in einer alten, wahrſcheinlich väterlichen Mütze, mit Schuhen an den bloßen Füßen und Nankinghoſen, die nur von einem Tragband gehalten werden, gleich nach Beginn des Waffenſtillſtandes hinter dem Walle herausgekommen und immer längs dem Hohlwege gegangen war, mit ſtumpfer Neugier bald auf die Franzoſen, bald auf die an der Erde liegenden Leichen blickend und blaue Feldblumen pflückend, mit denen das Thal beſäet war. Als er mit einem großen Bouquet den Rückweg antrat, blieb er, die Naſe zuhaltend vor dem Geruche, den ihm der Wind zutrug, bei einem Haufen zuſammengetragener Leichen ſtehen und beſah ſich lange einen ſchrecklichen Körper ohne Kopf, der ihm am nächſten lag. Nachdem er eine ziemliche Weile ſo geſtanden, rückte er etwas näher und berührte mit dem Fuß den ausgeſtreckten ſtarren Arm der Leiche, — der Arm bewegte ſich ein wenig. Er berührte ihn noch einmal und ſtärker, — der Arm ſchaukelte etwas und blieb dann wieder ſtehen. Der Knabe ſchrie plötzlich auf, verſteckte ſein Geſicht in die Blumen und lief, was ihn ſeine Füße trugen, fort in die Feſtung.

Ja, auf der Baſtion und in der Tranchée wehen weiße Flaggen, das blühende Thal iſt von todten Körpern angefüllt, die herrliche Sonne ſteigt zum blauen Meere hinab und das blaue Meer glitzert in wogendem Athem in den goldenen Sonnenſtrahlen. Tauſende von Menſchen ſtrömen zuſammen, ſchauen zu, ſprechen mit einander und lächeln ſich zu. Und dieſe Menſchen — Chriſten, die doch das große Geſetz der Liebe und Selbſtaufopferung bekennen — beim Anblick deſſen, was ſie gethan haben, fallen nicht reuevoll auf die Knie nieder vor Demjenigen, der, als er ihnen das Leben ſchenkte, zu gleicher Zeit in eines Jeden Seele neben der Furcht vor dem Tode die Liebe zum Guten legte, umarmen ſich nicht mit Thränen der Freude und des Glückes wie Brüder? Nein! ... Tröſtlich iſt wenigſtens der Gedanke, daß nicht wir dieſen Krieg angefangen haben, daß wir nur unſer Heimathland vertheidigten ... Die weißen Flaggen ſind abgenommen, wieder pfeifen die tod- und verderbenbringenden Geſchoſſe, wieder fließt unſchuldiges Blut, wieder erſchallen Verwünſchungen und Stöhnen.

Unſer Heim.

Plauderei von **Arwor Waldberg.**

„Der Luxus ſtellt große Anforderungen an die äſthetiſche Bildung Derer, denen er dient.“

Das oft gehörte Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich werde Dir ſagen, wer Du biſt,“ könnte man auch auf folgende Art variiren: „Zeige mir Deinen Schreibtiſch, Dein Zimmer, und ich werde auch wiſſen, wer Du biſt.“ — Ich glaube, man wird ſich im zweiten Fall weniger irren, als im erſten.

Ich ſpreche hier von Denjenigen, die ihre Einrichtungen ſelbſt beſorgen. Wer das dem Decorateur überläßt, um nur ja recht „ſtylvoll“ zu wohnen, kann nicht erwarten, daß ſich dem Beſchauer aus den ihn umgebenden Gegenſtänden der individuelle Geſchmack des Beſitzers ausſpricht. Da iſt Alles Schablone. Der reiche Kaufmann X. in Riga hat dieſelben getäfelten Wände, Ledertapeten und rieſigen Makart-Bouquets wie der Baron Y. in Deutſchland und Fürſt Z. in Petersburg.

An letzterem Ort habe ich viele Wohnungen reicher Ariſtokraten geſehen, die einen ganz verſchiedenen Eindruck hervorbrachten.

In manchen drängte ſich Einem die Wahrnehmung auf: hier hat eine feinſinnige Frau das letzte Wort geſprochen, Manches nach eigenem Geſchmack zuſammengeſtellt, verändert, dem Ganzen Geiſt und Leben eingehaucht, — während man in anderen Häuſern beim erſten Blick ſah, daß ſich Hausherr und Hausherrin willenlos bis auf die kleinſte Kleinigkeit dem Despotismus des Decorateurs gebeugt hatten, theils aus mangelndem Verſtändniß und daraus entſpringender Intereſſeloſigkeit, theils weil der gute Ton es verlangt, daß man die ganze Einrichtung einem bewährten Wohnungskünſtler, der gerade Mode iſt, übergiebt. Man hat nicht nöthig, ſeine Phantaſie anzuſtrengen und kann doch ſicher ſein, daß Alles Chic haben wird.

Aber ſo ſehr man namentlich in den großen Städten der Mode huldigt, ſo conſervativ iſt man doch vielfach in Bezug auf ſeine Möbel. Auf dem Lande ſieht man oft, trotz der „altdeutſchen“ Richtung, das größte Zimmer, den ſogenannten

„Saal", in einer Einrichtung prangen, die vor 20 Jahren das Ideal eines Salonschmucks war und den Stolz jeder Hausfrau bildete. Vor allen Dingen herrscht strenge Symmetrie. Wie das eine Fenster decorirt ist, genau so muß auch das andere aussehen. Zwischen beiden steht der Pfeilerspiegel, ihm gegenüber, hübsch in der Mitte der Längswand, das rothbezogene Sopha nebst Stühlen, dann das Clavier, der glänzend weiße Kachelofen ꝛc. — Jeder kennt aus eigener Anschauung diese Einrichtung und kann die Beschreibung derselben fortsetzen. Ein Haupterforderniß bildete die Einheit der Farbe. Abgesehen von der hellgrauen Tapete, war die ganze übrige Einrichtung in roth oder grün getaucht, oder auch in grau, wie die Wandbekleidung. Grau, diese Verlegenheitsfarbe, wie Hirth sie nennt. — Letztere Farbenzusammenstellung galt übrigens als das non plus ultra der Eleganz. — Man kann hier eigentlich nicht von Farben sprechen, denn es herrschte ja nur eine, aber diese leider oft in verschiedenen Tönen. Der Teppich hatte einen rosenrothen Ton neben dem kirschrothen Sopha, und das Lambrequin glänzte beinahe ziegelfarben in seiner dunklen Ecke, in der nächsten Nachbarschaft der Bordeaux-Vorhänge. Letztere fehlten übrigens meistentheils, — man begnügte sich mit weißen Tüll- oder Filet-Gardinen. Und diese Mannigfaltigkeit in der Einheit, die auf die Nerven eines Malers unerträglich gewirkt haben muß, galt für „fein".

Ich weiß übrigens nicht, was schlimmer ist, die eben beschriebene Einrichtung oder das Zusammenstellen von zwei, drei grellen, von einander ganz abweichenden Farben, welches man ja auch als letzte Neuheit in manchen Häusern sieht.

Meine Tante, die mir eben über die Schulter sieht, behauptet, daß man in den grautapezirten, rothmöblirten Zimmern fröhlicher gelebt und lustiger getanzt hat, als in den jetzigen à la dernière mode eingerichteten Sälen. — Ich gebe es zu — denn bei welchem modernen jeu d'esprit wird dieselbe harmlose, manchmal unbändige Lustigkeit entfaltet, wie sie fast immer bei „Namenverwechselung" oder „Thalerwandern" hervorbrach!

Doch das liegt am Zeitgeist. Die damalige Fröhlichkeit und die jetzige Blasirtheit waren Eigenschaften, die sich aus verschiedenen Ursachen entwickelten, die nichts mit der Zimmereinrichtung zu thun haben — wenn auch ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden nicht zu verkennen ist. Der moderne Mensch, ohne Ideale, pessimistisch angehaucht, auf seinen Schopenhauer schwörend, sieht harmlos fröhliche Menschen an wie Wesen aus einer anderen Welt, ohne Verständniß für ihr Thun und Treiben, sie verwundert, manchmal mit geheimem Neid betrachtend. — Naturgemäß fühlt er sich da am wohlsten, wo er, seinen Träumen und philosophischen Reflexionen nachhängend, nichts von der unverstandenen Fröhlichkeit der Anderen sieht — hinter gemalten Fensterscheiben und doppelten Vorhängen.

Auch hier, wie überall, ist die goldene Mittelstraße die beste. Das starre Festhalten an der alten Einrichtung ist nur dann erlaubt, wenn man durch Pietätsgründe dazu veranlaßt wird, und diese wird Jeder ehren. Anderenfalls müssen kleine Geschmacklosigkeiten entfernt werden. Man findet in der reichen Fülle der Gegenstände, die das heutige Kunstgewerbe bietet, bald den gewünschten Ersatz.

Zweckmäßig muß Alles ſein und der Geſammteindruck behaglich.

Richtet man ſich zu ſtreng nach irgend einem erwählten Styl — Renaiſſance, Roccoco, bric-à-brac — ſo gewinnt das Ganze leicht einen Beigeſchmack von Pedanterie und man fühlt ſich in ſeiner modernen ſtylvollen Wohnung fremd und unbehaglich. Welch entzückendes, gemüthliches Heim kann man ſich ſchaffen, wenn man von allen Nationen und Zeiten das Beſte nimmt!

Obgleich ein altdeutſches Zimmer mit den geſchnitzten Stühlen, den Butzenſcheiben und — dem Spinnrad einladend und traulich ausſieht, ſo werden wir uns doch auf die Dauer in demſelben nicht wohl fühlen, es wird mehr als ein Zierrath des Hauſes betrachtet werden, man wird es gern anſehen, aber ſich nicht lange in demſelben aufhalten.

Wo bleibt da die Zweckmäßigkeit?

Wollen wir es doch verſuchen, uns ein Stündchen in ſolch einem Grethchen-Zimmer zu beſchäftigen. Wir Kinder des 19. Jahrhunderts ſind zu bequem erzogen, um das Sitzen auf ſteiflehnigen Holzſchemeln angenehm zu finden, wir begeben uns daher zum Ofen, dort iſt ein ſo gemüthliches Eckchen, eine geſchnitzte Truhe, auf der ein reichgeſticktes weiches Kiſſen liegt; — wir laſſen uns nieder, um unſere Lectüre fortzuſetzen, — doch nach einiger Zeit flimmert es Einem vor den Augen. In der netten Ecke herrſcht ein Dämmerlicht, in dem man nur träumen, aber nicht arbeiten kann. Man wechſelt alſo wieder ſeinen Platz und begiebt ſich an's Fenſter, um nach alter Gewohnheit die Vorhänge bei Seite zu ſchieben und noch die letzten Strahlen der niedergehenden Sonne zu benutzen, -- doch der erhobene Arm ſinkt nieder, denn da ſind gar keine Vorhänge und die Dämmerung iſt auch nur eine künſtliche, hervorgebracht durch Glasmalereien. — Sie ſind allerdings köſtlich anzuſchauen, dieſe farbenprächtigen Gebilde auf goldig glänzendem Grund. Es ſind die vier Jahreszeiten, jede auf einer Scheibe dargeſtellt und dieſelben unter einander durch Butzenſcheibchen verbunden.

Mit Vergnügen betrachten wir die warmen, intenſiven und doch gar nicht grellen Farben, die graziöſe Ausführung der Zeichnung und die ſtaunenerregende Körperlichkeit der gemalten allegoriſchen Figuren.

Wir ſind entzückt, — doch nach einiger Zeit bewundernden Anſchauens fällt uns unſere angefangene Lectüre ein, wir werfen noch einen letzten Blick auf die ſchön geſchnitzte Truhe in der gemüthlichen Ecke und — verlaſſen das Zimmer!

Ich bin ſelbſt eine wohl zu große Verehrerin der Kunſt und des Kunſtgewerbes, um nicht an gemalten Fenſterſcheiben Gefallen zu finden, — doch paſſen ſie nicht für jedes Zimmer. Es müßte ein beſonderer capellenartiger Raum für dieſelben geſchaffen werden, den man am beſten mit Gemälden decorirt, vorausgeſetzt, daß man das Geld für dieſen Luxus hat.

Viele haben die Mittel, aber kein Verſtändniß für die Sache. Sie verdunkeln ihr Arbeitszimmer durch gemalte Fenſter und hängen ein Oelgemälde in den Salon, dem grell hereinfallenden Tageslicht gegenüber. Man will ſich dasſelbe anſehen, doch es breitet ſich vor den Blicken eine gleichmäßig glänzende Oelfarbenfläche aus,

auf welcher sich nichts erkennen läßt; wir stellen uns rechts, dann links von dem Bilde auf, — doch gewinnt man keinen richtigen Eindruck, weil die Beleuchtung falsch ist. Und es kommt doch gerade darauf so viel an.

Ich habe in Petersburg die Judith von Makart gesehen. Sie war im runden Saal der Akademie der Künste ausgestellt, welcher sein Licht nur durch prachtvolle alte Glasgemälde empfängt.

Wie lebensvoll trat die schöne hohe Gestalt aus dem Rahmen! Bei dem unsicheren, beweglichen Licht schien es, als erweiterte sich die Pupille der dunklen Augen, die gedankenverloren, starr in die Ferne blickten, die Lippen schlossen sich fester, das bleiche Gesicht wurde noch farbloser, in leisem Schauer erbebte die ganze Gestalt. . . .

Solche Effecte lassen sich bei richtiger Beleuchtung erzielen!

Doch ich sehe es, daß jetzt manche Leserin das Blatt mißmuthig fortlegt und bei sich denkt: so reich bin ich nicht, um mir kostbare Originalgemälde anzuschaffen, und dann muß auch alles Uebrige darnach sein!

Das allerdings, — doch wenn man von den Gemälden absieht, bleiben da noch hundert andere Dinge, bei deren Einkauf oft gegen den guten Geschmack gesündigt wird.

Die liebenswürdige Leserin wird zugeben, daß der schöne persische Teppich mit seinen gedämpften Farben, den sie sich vor Kurzem angeschafft hat, nicht theurer ist, als das grellbunte Blumenfeld, an dessen Stelle er tritt; ebenso sind geschmackvolle Tapeten durchaus nicht kostspieliger als die unschönen, mit vielfarbigen, geometrischen Figuren bedeckten, welche Jahr aus, Jahr ein unsere Wände verunzieren.

Beim Einkauf von Decorationsgegenständen muß man sich vor einem „Zuviel" hüten.

Manche denken: „ich habe es ja dazu!" und nehmen sich gleich ein ganzes Dutzend von gleichartigen altdeutschen Krügen oder anderen Sachen vom Kaufmann mit, und wenn sie dieselben dann in Reih' und Glied aufstellen, werden sie nie einen anderen Eindruck erzielen, als den, daß man sich in einem Magazin zu befinden glaubt.

Wir könnten uns in mancher Beziehung die Engländer zum Vorbild nehmen. Einer englischen Hausfrau ist beim Einrichten eines Zimmers die erste Bedingung die, daß es behaglich sei, daß sie und ihre Hausgenossen es wohnlich finden, dem Besuch wird es dann ebenso ergehen. Doch an diesen denkt sie weniger. Sie hat weder einen nüchtern farblosen „Saal" noch eine deutsche „gute Stube". Sie wird nicht den Versuch machen, durch den Ankauf von unnützen Luxusgegenständen die Bewunderung ihrer Gäste oder den Neid ihrer Nachbarn erregen zu wollen. Der Gedanke kommt ihr gar nicht, sich eine kostbare Bronze-Standuhr anzuschaffen, wenn sie nicht die Mittel dazu hat, den ganzen Fußboden mit Teppichstoff zu beziehen — im Winter eine Einrichtung von unschätzbarem Werth!

Am zweckmäßigsten ist eine Wohnung, die sich genau den Einflüssen des Klimas und den Launen der Witterung anpaßt.

Die Engländer verwahren sich vor dem Eindringen der feuchten Luft durch Teppiche, Vorhänge, solid gebaute Wohnungen. Der schöne große Kamin ist ein lieber Hausfreund.

Der Südländer hat seine luftig gebaute Villa. Der um das ganze Haus gehende Vorbau wird von schlanken Säulen getragen, die fast verschwinden unter den wuchernden Schlinggewächsen. Aus der grünen Pracht leuchten die schönsten Blüthen hervor, zarter Oleander, Jasmin, Orangen, die im Sonnenlicht sich senkenden schweren, sammetblättrigen Rosen und weiße Akazien, deren Duft berauschend ist.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Südländer weniger auf die innere behagliche Einrichtung seiner Wohnung giebt. Er schmückt seine Wände und Decke mit mehr oder weniger guter Malerei, begnügt sich mit einigen leichten Möbeln, und damit ist die ganze Einrichtung besorgt. Es fröstelt ihn nicht beim Gedanken an den Winter, — die zwei Monate kälterer Jahreszeit lassen sich schon ertragen. — Es ist so angenehm, sich leise im Schaukelstuhl wiegend, durch die grüne blüthenreiche Wildniß den blauen Himmel anzusehen und zu denken, daß es mit kleinen Unterbrechungen immer so bleiben wird.

In unserem Klima kann man sich auch bei der weitgehendsten Phantasie nicht einmal im Juli solchen Illusionen hingeben.

Die erste Bedingung ist, wie schon oben gesagt, die Zweckmäßigkeit der Wohnung; die zweite, daß jedes Zimmer, um den richtigen harmonischen Eindruck hervorzubringen, eine Idee haben muß. Es kann der verkörperte Gedanke eines ästhetisch empfindenden Menschen sein.

Warum verursacht uns das Betrachten der Gemächer in einem Palais kein Behagen, kein Wohlgefühl, — man kommt zu keiner anderen Empfindung, als der des Staunens über so viel Verschwendung von Gold und Seide. Wir denken nicht: hier möchte ich bleiben! sondern nur: wie ist es möglich, daß man sein ganzes Leben in diesen Sälen verbringt, umgeben von kalter Pracht. — Man kann doch nicht immer auf dieser durch Spiegel in's Endlose erweiterten Perspective promeniren, denn dazu allein scheint sie aufzufordern, oder an den Wänden auf den weißen Atlasfauteuils sitzen und die allerdings manchmal wundervollen Deckengemälde ansehen. Es erhebt sich z. B. über uns eine hohe, das Himmelsgewölbe darstellende Kuppel, aus dem lichten Blau schweben, scheinbar aus weiter Ferne kommend, Amoretten und ätherische Genien herab, manche verschwinden hinter rosigen Wolken, über dem Ganzen liegt ein warmer Sonnenglanz.

Es ist sehr schön, doch bald thut uns vom Hinaufschauen der Nacken weh und wir blicken uns nach etwas Näherliegendem um.

Die leere Empfindung bleibt immer: da sehen wir keinen verschobenen Stuhl, keine angefangene Arbeit, kein weggelegtes Buch, — man hat hier nicht das Gefühl, als wären die Bewohner dieses Schlosses verreist oder hätten zeitweilig ein anderes Domicil aufgesucht, man denkt nur, sie wären alle vor vielen Jahren gestorben.

Ich will hier die Beſchreibung zweier Zimmer folgen laſſen, die ich in einem hübſchen Landhauſe vorfand. Ohne daß die Einrichtung beſonders koſtſpielig geweſen wäre, machten ſie doch einen äußerſt behaglichen vornehmen Eindruck.

Das erſte gehört einem jungen Mädchen, es iſt ſo einfach, friſch und anmuthig wie die Bewohnerin ſelbſt. Die blaue Tapete, ein dessin capitonné zeigend, bringt den Eindruck hervor, als befände man ſich in einem mit lichtblauem Stoff gefütterten Neſtchen. Die anmuthig gruppirten zierlichen Polſtermöbel bilden die denkbar harmoniſchſte Zuſammenſtellung mit derſelben. Den in der Mitte des Zimmers ſtehenden runden Tiſch ſchmückt eine hübſche Decke, ein wahres Kunſtwerk, das Fleiß und Geſchicklichkeit zu Stande gebracht haben. Es iſt altdeutſche Leinenſtickerei in roth und blau auf crêmefarbenem Grunde. Vom Sims des reichgeſchnitzten Büchergeſtells lächelt Klytia herab. Den Schreibtiſch zieren einige Photographien, Reiſeerinnerungen ꝛc. Zwei niedliche Terracottafiguren blicken uns an, halb verborgen hinter einem reizenden Feldblumenſtrauß. Von den Wänden grüßen uns liebe Bekannte, die wir immer gern wiederſehen: Thumannſche ideale Frauengeſtalten, die Madonna von Defregger, dort zwei bibliſche Landſchaften von Schirmer. Letztere mit ihren prachtvollen Baumgruppen erhöhen den Eindruck des Lauſchigen im Gemach.

Die Fenſterniſche bildet einen zwei Stufen höher liegenden Erker.

Wir betreten ihn. Zwei niedrige Seſſel, ein Arbeitstiſchchen und eine Menge Blumen füllen den Raum aus. Ueber blühende Roſen, Myrthen, Goldlack und Reſeda hinweg ſchweift der Blick hinaus und verſinkt in der grünen Dämmerung. Vor dem Fenſter, vom Winde leiſe bewegt, ſchwanken die Wipfel alter Ulmen und Linden; zwiſchen den dichtbelaubten Zweigen hindurch erblicken wir in der Ferne ſilberglänzende Fluthen und dunkle Wälder.

Auf dem Dach gurren die Tauben, ein Flug Schwalben ſchwirrt vorbei — es iſt Alles ſo ſtill, dämmerig und märchenhaft um uns, als hätten wir ein altes Kinderbuch aufgeſchlagen und läſen die halbvergeſſene Geſchichte vom Dornröschen.

Da fällt unſer Blick auf den an den Tiſch geſchraubten Handwebeapparat und bringt uns damit in die Wirklichkeit zurück. Die hübſche, faſt vollendete Weberei zeigt uns, daß hier nicht nur geträumt, ſondern auch fleißig gearbeitet wird.

Doch die Zeit drängt und wir begeben uns wieder nach unten. Es iſt ein verhältnißmäßig langer Weg. Wer bei den Schwalben leben will, muß hoch ſteigen.

Wir betreten das Privatgemach der Hausfrau. Zeigte das blaue Erkerzimmer oben in ſeiner hellen hübſchen, dabei einfachen Ausſtattung unverkennbar die Beſtimmung, von einem jungen Mädchen bewohnt zu werden, ſo empfangen wir hier einen durchaus verſchiedenen Eindruck. Es ſpricht ſich hier die Eigenart der Beſitzerin aus, die, ohne ſich an ſtrenge Stylregeln zu halten, nach eigenem Geſchmack, manchmal einer Caprice nachgebend, dabei mit feinſtem Formen- und Farbenſinn begabt, ein reizvolles Enſemble geſchaffen hat.

Decke, Wände und Fußboden entſprechen ihrer Beſtimmung am beſten, wenn ſie nicht auffallen.

Feſtſäle, bei denen die Wände decorativ wirken müſſen, machen natürlich eine Ausnahme.

Wir ſehen hier mattfarbigen Teppichſtoff und eine dunkelrothe Sammettapete. Sie iſt am aufnahmefähigſten und bildet den beſten Hintergrund für Gemälde und Sculpturen.

Die Möbel ſind ebenfalls dunkel, ſchön und ſolid gearbeitet und tragen durch ihre türkiſch gemuſterte Stoffbekleidung dem Farbenbedürfniß Rechnung.

Bei der Auswahl der Statuen, Bilder, Blumen, Nippes läßt man ſeine Phantaſie frei walten, Alles iſt erlaubt, was gefällt!

Da hat man zur Auswahl die wunderſchönen Kannen und Schalen aus cuivre poli, die aus Steppen- und Urwaldpflanzen zuſammengeſtellten Makartbouquets, deren eintöniges Grau belebt wird durch einen metalliſch glänzenden Colibri, durch japaniſche Federfächer oder flatternde Schmetterlinge, da ſind die mannigfaltigſten Gegenſtände aus Bronze, Majolica, Porzellan, letztere bemalt oder mit in den zarteſten Farben ſchimmernden, ebenfalls aus Porzellan gebildeten Blüthen bedeckt.

Wer zählt all' die verſchiedenen Bilder auf, die dazu beſtimmt ſind, unſere Wohnung zu ſchmücken, viele davon den beſcheidenſten Verhältniſſen erreichbar, und dann die Blumen, Blattpflanzen! — dieſer köſtliche Schmuck, den die Natur uns ſelbſt darreicht. Wie verhältnißmäßig klein iſt die Mühe, die die Pflege derſelben macht, und wie groß der Lohn!

Wir ſehen hier in der Mitte des Gemachs eine Blattpflanzengruppe ſich erheben. Um den Kern von Philodendron, Gummibaum und Muſa gruppiren ſich Calladien, Palmen und Farrenkräuter, deren zartgefiederte Wedel ſich über die Lehne des kreisrunden ſchwellenden Divans beugen, der das ganze Arrangement umgiebt. Auch vor den Spiegeln ſind Blumen, meiſtentheils blühende, aufgeſtellt.

Die eine Ecke am Fenſter hat ein etwas exotiſches Ausſehen. Hier hat ſich die Dame ein Stückchen Orient geſchaffen, ohne ſich gerade ſtreng an dieſe Bezeichnung zu halten, denn wir ſehen da auch Sachen aus anderen Gegenden, — Erinnerungen an Reiſen, die ſie ſelbſt gemacht, oder Geſchenke von Freunden, die der Wandertrieb in die Ferne geführt hat.

Niedrige türkiſche Divans und Kiſſen gruppiren ſich an den Wänden. Auf dem Smyrnateppich ſteht ſeitwärts ein Tiſchchen, deſſen Platte von vergoldeten Bambusſtäben getragen wird. Hier ſehen wir glänzende Muſcheln, Imatraſteine, venetianiſche gewundene Kelchgläſer, eingelegte Arbeiten, da einen chineſiſchen Götzen, einige koſtbare Porzellantaſſen, große indiſche Federfächer, eine japaneſiſche Vaſe mit dem bekannten einzelnen Blüthenzweig und verſchiedene andere Erzeugniſſe fremdländiſcher Induſtrie.

Das Ganze erhält ſeinen charakteriſtiſchen Ausdruck durch ein Gemälde, das, beſchattet und halbverdeckt von einer Palmengruppe, uns eine in Sonnenglanz gebadete Landſchaft zeigt. Im Vordergrunde ſehen wir eine Karawane daherkommen, beſtehend aus prächtig gezäumten Kameelen, welche in weiße Schleier gehüllte Frauen tragen. Nebenher ſchreiten dunkle Geſtalten, deren bunte Gewänder und

feine Geſichtszüge die Orientalen verrathen. Im Hintergrunde dehnt ſich die weite gelbe Sandfläche aus, belebt durch einzelne Palmen und ſtachelige rothblühende Cacteen.

An der den Fenſtern ſich gegenüber befindenden Wand feſſelt unſere Aufmerkſamkeit unter anderen geſchmackvoll gruppirten Möbeln ein ſchöner Schrank im Renaiſſanceſtyl mit Säulen und geſchnitzten Thüren. „Ein Schrank müßte eigentlich in jedem Zimmer ſein," ſagt Haushofer, „man ſoll, wie beim einzelnen Menſchen, ſo auch in jedem Zimmer noch irgend einen verborgenen Reichthum ahnen können."

Zum beſonderen Schmuck gereicht der Wand das ſculptirte, mit Metallbeſchlägen verſehene Paneelbrett, das zur Aufnahme der mannigfaltigſten Decorationsgegenſtände dient.

Die Ecke, die der Kaminofen ausfüllt, iſt ganz beſonders behaglich. Wie wohl fühlt man ſich da, wenn's draußen ſtürmt und tobt, der Wind heulend durch den Schornſtein herabfährt und die Flammen höher flackern.

Mit Recht wird dieſes Plätzchen ganz beſonders gern mit allen Gegenſtänden, die zur Verſchönerung und Bequemlichkeit beitragen, geſchmückt. Weiche niedrige Seſſel, Tabourets, ein Tiſchchen mit Lectüre, der Ofenſchirm, zu deſſen Füllung man hier anſtatt der gebräuchlichen Stickerei rubinrothes Glas verwandt hat, bilden ein Ganzes, das viel zur wohlthuenden Geſammtwirkung des Zimmers beiträgt.

Das hereinfallende Tageslicht wird gedämpft durch crême vitrages und darüber drapirte dunkle Vorhänge. Zum Zuſammenfaſſen derſelben dienen mit Kugeln und Sternen verzierte Metallketten.

Dieſes mit ſo viel Cachet ausgeſtattete Gemach, das weder ein Boudoir noch einen Salon vorſtellt, welches noch weniger, trotz der vielen Bücher und Kunſtgegenſtände, Bibliothek oder Muſeum genannt werden kann und das doch die von allen vier Räumen für Damen geeignete „Eſſenz" in ſich vereinigt, wird mit Vorliebe von jeder Frau bewohnt werden, die noch nicht in Toilettenangelegenheiten und Alltagsſorgen untergegangen iſt, ſondern ſich Empfänglichkeit und ein offenes Auge für die Schönheit der Natur und Kunſt bewahrt hat.

Zum Schluß wünſche ich allen Denjenigen, die ein harmoniſch eingerichtetes Heim haben, daß es ihnen auch an der inneren Harmonie nicht fehlen möge, denn wenn auch das Boudoir ein Bijou und der Salon die glanzvoll in's Leben getretene Idee eines Künſtlerkopfes iſt — was hilft es, wenn die Penaten: Ruhe Frieden und Glück das Haus verlaſſen haben! Dieſen wollen wir opfern und hoffen, daß auch ſie ſich immer an unſerem Herd heimiſch fühlen werden.

Revue ruſſiſcher Journale.

Вѣстникъ Европы (Der europäiſche Bote). Journal für Geſchichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Staſſjulewitſch. Petersburg. Februar-Heft 1888.

Von verſchiedenen belletriſtiſchen Beiträgen abgeſehen, enthält das uns vorliegende Heft des „Weſtnik Jewropy“ an erſter Stelle einen kleinen Aufſatz von W. P. Gajewſki über „den Ring Puſchkin's“, welchen derſelbe ſtets zu tragen und als eine Art Talisman zu verehren pflegte, wie er demſelben auch ein beſonderes Gedicht unter dem Namen „Der Talisman“ gewidmet hat. Der Verfaſſer des Artikels giebt zunächſt einige Daten über die Gräfin Woronzow, geb. Branitzki, welche den Ring, den ſie im Jahre 1823 oder 1824 irgend wo gekauft, ihrem Freunde und Verehrer Puſchkin geſchenkt hätte und conſtatirt alsdann im Verlaufe ſeiner weiteren Unterſuchung, daß der Ring von Puſchkin auf ſeinem Sterbelager dem Dichter Shukowſki geſchenkt wurde, von dieſem ſpäter Turgenew übergeben und von letzterem mit der geſammten übrigen Hinterlaſſenſchaft des großen ruſſiſchen Romanciers Pauline Viardot vermacht wurde, die ihn ihrerſeits dem „Puſchkin-Muſeum“ abgetreten hat. Verfaſſer weiſt an der Hand verſchiedener Belege nach, daß dies und kein anderer der Ring iſt, welcher von Puſchkin als Talisman betrachtet wurde. Was übrigens die letztere Qualität desſelben anlangt, ſo ergiebt ſich aus der Inſchrift auf dem Ringe, daß derſelbe keineswegs einen Talisman vorſtellen ſollte, wie der Gräfin Woronzow vorgeſpiegelt worden, als ſie ihn kaufte, ſondern daß es ein einfacher zum Siegeln beſtimmter Ring war und zwar, wie die Entzifferung der Inſchrift auf demſelben bezeugt, der Ring eines jüdiſchen Rabbiners „Simha, des Sohnes Rabbi Joſeph's, deſſen Andenken geſegnet ſei“. Bis zu dieſer Ermittelung hatte man nach dem Vorgange der Gräfin und Puſchkin's allgemein angenommen, die Inſchrift auf dem Ringe enthalte irgend einen zauberkräftigen morgenländiſchen Spruch, wie denn auch Puſchkin in jenem oben citirten Gedicht die Spenderin des Ringes ſagen läßt:

. . . Und liebkoſend ſprach ſie: wahre
Sorgſam meinen Talisman!
Kräfte birgt er, wunderbare,
D'rum aus Liebe nimm ihn an:

Zwar von Krankheit und vom Grabe,
Vor Gewitter und Orkan
Deinen Kopf und Deine Habe
Rettet nicht mein Talisman!
. . . . Aber wenn von ſchönen, ſchlauen
Augen zu bezaubert biſt
Oder wenn im nächt'gen Grauen
Liebelos ein Mund Dich küßt:
Vor Vergeſſen, vor Vergehen,
Vor Verrath und Sünde dann
Und vor neuen Herzenswehen
Schütz' Dich, Freund, mein Talisman!

Der nächſtfolgende Artikel „Zwei Jahre auf der Helſingforsſchen Univerſität" (aus den Erinnerungen eines weiblichen Arztes) giebt ein recht gefälliges Bild der Eindrücke und Erfahrungen, welche eine junge Ruſſin während ihres zweijährigen Aufenthalts als Studentin der Medicin in Helſingfors geſammelt. Eine tiefere Bedeutung mangelt dieſen Aufzeichnungen freilich, indem ſich die Verfaſſerin darauf beſchränkt, ihre perſönlichen Erlebniſſe an der Univerſität und ihre Beziehungen zu den Profeſſoren und anderen Perſonen eingehend und auch ganz anſprechend zu ſchildern, ohne indeß in ihrer Erzählung auch weitere, allgemeinere Geſichtspunkte zur Geltung zu bringen. Uebrigens iſt die Thatſache nicht ohne Intereſſe, daß die Schreiberin dieſes Artikels die erſte Studentin an der Univerſität Helſingfors war und erſt mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ehe ihr der Zutritt zu den Collegien geöffnet wurde. Die größte derſelben lag dabei in dem Umſtande, daß die jugendliche Jüngerin Aesculap's kein Wort Schwediſch verſtand, als ſie ihr Studium begann, und es trotzdem möglich machte, neben ihren ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Arbeiten auch noch zur Erlernung dieſer für ihr Studium unbedingt erforderlichen fremden Sprache Zeit zu finden. Die Schilderung der Helſingforſer Univerſitätsverhältniſſe iſt von einem ſehr angenehm berührenden Gefühl warmer Verehrung und herzlicher Dankbarkeit für alles daſelbſt Empfangene getragen und läßt Menſchen und Zuſtände in einem ſehr freundlichen Licht erſcheinen.

Weiter folgt ein Aufſatz über „Das Gefängnißweſen in den ſechsziger Jahren" aus der Feder eines erfahrenen Gefängnißbeamten. Derſelbe entrollt ein recht feſſelndes Bild von dem eigenartigen Leben und Treiben in dem St. Petersburger Strafgefängniß, von den Schwierigkeiten, welche die richtige Behandlung der Arreſtanten mit ſich bringt und von den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Gruppen von Strafgefangenen. Durch die Einflechtung mannigfacher Epiſoden gewinnt das Bild eine beſonders lebhafte Färbung. Der Schluß des Artikels, der bereits im Januar-Heft begann, ſteht noch aus.

Einen ſehr intereſſanten Beitrag liefert ferner der Hiſtoriker Wladimir Sſolowjew in einer Betrachtung über „Rußland und Europa", welche einige Arbeiten von Danilewſki und Strachow als Ausgangspunkt nimmt, um ſich über das viel beſprochene Axiom der Slavophilen, daß die ſlaviſche Nation das

Heft der Zukunft in Händen halte und schon jetzt dem westlichen Europa durch seine eigenartige Cultur überlegen sei, zu verbreiten. Es verlohnt sich wohl, bei diesen bemerkenswerthen Ausführungen des nüchternen und verständigen Autors etwas länger zu verweilen. Ssolowjew faßt zunächst in der Einleitung zu seiner Untersuchung über die in Rede stehende Frage die wesentlichsten Schlagworte der Danilewski'schen Auffassung der slavophilen Nationalitäts-Theorie folgendermaßen zusammen: „Eine Vielheit selbständiger culturhistorischer Typen statt einer einzigen Menschheit; eine unabhängige und separate Entwickelung dieser Typen statt einer allgemeinen Weltgeschichte; Rußland (das Slaventhum mit einbegriffen) als besonderer culturhistorischer Typus, der von Europa völlig verschieden sei und dabei einen höheren, den besten und vollkommensten Typus repräsentire." Zur Kritik dieser Theorie übergehend, erklärt Ssolowjew zunächst, dieselbe nicht vom Standpunkt der Humanität aus beleuchten und zurückweisen, sondern nur die Frage in's Auge fassen zu wollen, in wie weit dieselbe begründet ist. Zu dem Zweck gelte es zwei Fragen zu prüfen: 1) ob irgend welche factische Gründe vorhanden seien, um Rußland (incl. das Slaventhum) die Bedeutung eines geschlossenen culturhistorischen Typus zuzuschreiben, der von Europa nicht nur völlig gesondert, sondern in dieser Gesondertheit auch höherstehend sei und 2) in wie weit die Theilung der Menschheit in Culturtypen im Sinne Danilewski's der historischen Wirklichkeit entspreche.

Als ersten Punkt seiner Untersuchung zieht Ssolowjew die Behauptung Danilewski's hervor, daß sich in der Dorfgemeinde und in der bäuerlichen Landtheilung „eine ökonomische Agrarorganisation" zeige, welche „die Volksmassen in gerechter Weise sicher stelle" und daß darin der „Grundzug des russisch-slavischen culturhistorischen Typus und das wichtigste Pfand der slavischen Zukunft" liege. Dieser Behauptung gegenüber macht Ssolowjew dagegen geltend, daß die Institution der Dorfgemeinde, wie die vergleichende Geschichtsforschung längst erwiesen habe, durchaus keine ausschließliche Besonderheit des slavischen Culturtypus bilde, sondern nur eine der allerelementarsten Stufen der allgemein social-ökonomischen Entwickelung repräsentire, welche die verschiedensten Völker durchgemacht hätten. Die Institution der Dorfgemeinde lasse sich daher keineswegs als Angeld einer specifisch russischen Zukunft, sondern nur als Ueberbleibsel einer entlegenen allgemein-menschlichen Vergangenheit ansehen. Dazu komme noch, daß sich auch in Rußland selbst längst die Neigung geltend mache, sich von der veralteten Institution des angeblich specifisch-russischen Gemeindebesitzes loszusagen, der, wie die Erfahrung zeige, einer erfolgreichen Betreibung der Landwirthschaft keineswegs förderlich sei. Zu einer thatsächlichen Sicherstellung des Volkswohlstandes sei vor Allem die Verbesserung und reguläre Entwickelung der Landwirthschaft erforderlich und dazu bedürfe das Volk der verständigen und thätigen Hilfe der gebildeten Klasse. Davon sei indeß in Rußland nichts zu bemerken und dazu biete auch das Princip der gegenwärtigen vielgerühmten russischen Agrarverfassung in sich selbst keinerlei Handhabe. Nach dieser Seite hin lasse sich also die höhere Cultur Rußlands gegenüber Europa nicht erweisen und auch das Vorhandensein verschiedener Schwächen und Mängel

in den socialpolitischen und agraren Verhältnissen des letzteren ergebe noch nicht die Superiorität des ersteren.

Aber, fragt Ssolowjew weiter, vielleicht ist Rußland zu umfassendem und selbständigem Schaffen vorwiegend auf dem Gebiet der höheren geistigen Cultur berufen? Vielleicht besitzt es eine eigene, selbständige Wissenschaft, Philosophie, Literatur oder Kunst? Fasse man zunächst die russische Wissenschaft in's Auge. Hier müsse man wohl unbedingt zugeben, daß von einer selbständigen Bedeutung derselben keine Rede sein könne. Die moderne russische Wissenschaft fuße voll und ganz auf den Errungenschaften des Westens, sie habe nur die bereits von den letzteren vorgezeichneten Wege zu gehen gehabt und stehe zu der Wissenschaft des Westens etwa in dem Verhältniß, wie derjenige, der ein fertiges Alphabet erlernt, zu dem Erfinder der Schrift. Unzweifelhaft seien die Russen für alle Wissenschaften sehr befähigt. „Diese Fähigkeit" — um Ssolowjew's eigene Worte anzuführen — „in Verbindung mit der ausgezeichneten Schule, welche wir durchzumachen in der Lage waren, ließ hoffen, daß der Wunsch des Begründers der russischen Wissenschaft, Lomonossow's, in Erfüllung gehen und daß unsere Nation — bei dem außerordentlich schnellen geistigen Fortschritt der Neuzeit — im Laufe eines Jahrhunderts auf dem Gebiet der Wissenschaften Wunder wirken werde. Aber die Wirklichkeit hat diese Hoffnungen nicht realisirt. Die unter den glücklichsten Conjuncturen geborene russische Wissenschaft hat die Welt nicht mit neuem Licht erleuchtet. In der Mathematik, der Chemie ꝛc. können wir einige Gelehrte namhaft machen, die einen hervorragenden und ehrenvollen Platz in der europäischen Wissenschaft einnehmen. Aber eine besondere russische Wissenschaft repräsentiren die Arbeiten dieser Gelehrten nicht: dazu sind sie zu wenig zahlreich und zu widersprechend, und was die Hauptsache ist, dazu besitzen sie Nichts von einem klar ausgesprochenen nationalen Charakter. Was dabei die Resultate der Arbeiten unserer Gelehrten erster Klasse anlangt, so haben sie, trotz aller ihrer Verdienste, doch keine tief und weit genug gehende Bedeutung, um in bestimmender Weise auf den allgemeinen Gang der wissenschaftlichen Entwickelung einzuwirken oder eine Epoche in der Geschichte auch nur irgend eines Wissenszweiges zu bilden." Wenn Danilewski u. A. Kopernikus als einen solchen bahnbrechenden slavischen Vertreter der Wissenschaft in's Feld führt, so beweise das für diesen Fall gar nichts, da Kopernikus, obwohl als Pole slavischen Ursprungs, doch voll und ganz auf dem Boden der europäischen oder romanisch-deutschen Wissenschaft stehe. Ueberhaupt sei es — beiläufig bemerkt — sehr charakteristisch, daß die Slavophilen, wo es sich um einen großen polnischen Namen handelt, die Polen als erste Slaven gelten lassen unter dem Gesichtspunkt: „ihr Ruhm ist auch unser Ruhm", sonst aber Nichts von ihnen wissen und sie einfach aus der slavischen Familie als Verräther am Slaventhum, die in das romanisch-deutsche Lager übergegangen seien, ausstoßen wollen. Wie in den exacten Wissenschaften, habe sich auch auf dem Gebiet der Philosophie die russische Begabung nur als receptive Fähigkeit, nicht als positive Schöpferkraft bewährt: „So geschickt wir sind, fremde philosophische Ideen zu verstehen und uns anzueignen

— äußert sich hier der Verfasser — so haben wir doch auf diesem Gebiete keine einzige bedeutende Geistesschöpfung aufzuweisen, indem wir einerseits nur abgerissene Aphorismen zu Tage förderten und andererseits nur diese oder jene Excentricitäten und Einseitigkeiten des europäischen Gedankenlebens in carrikirter und vergröberter Gestalt reproducirten." Mehr Grund zu nationalem Stolz gebe die russische Literatur und es sei unfraglich, daß ihr eine gewisse Eigenart innewohne, die auch im Westen das allgemeine Interesse aller Gebildeten und selbst der Halbgebildeten auf sich gezogen habe. Aber gerade auf diesem Gebiet mache sich leider seit einiger Zeit kein Fortschritt, sondern eher ein Rückschritt bemerkbar; die großen Schriftsteller, denen die russische Literatur ihren hauptsächlichsten Ruhm zu danken habe, seien entweder bereits todt oder ständen doch schon am Ende ihrer literarischen Productionskraft und die heranreifende Generation habe bisher einen verheißungsvollen Nachwuchs als Ersatz für dieselben nicht zu stellen vermocht. So scheine denn auch die russische Literatur — von den übrigen schönen Künsten ganz zu schweigen — trotz aller ihrer Originalität, nicht der Boden zu sein, auf welchem sich die superiore Cultur des Slaventhums und ihre die Zukunft beherrschende Eigenart nachweisbar entwickelt. Aus alledem ergebe sich, daß man keinen Grund zu der Aufstellung jenes Axioms habe, welches Danilewski vertrete und daß auch Rußland, bei allen seinen Besonderheiten, nur ein Zweig an dem großen Baume des europäischen Culturlebens, nicht aber ein besonderer Baum von typischer Eigenart mit apparten Wurzeln und specifischen Früchten sei.

Von den übrigen Aufsätzen des Februar-Hefts seien noch kurz erwähnt eine ethnographische Abhandlung von G. Potanin unter dem Titel: „Drei Völkerschaften im östlichen Asien" (Chinesen, Mongolen, Tunguseu), eine socialpolitische Studie von J. Janshul über den „Fabrikarbeiter im mittleren Rußland und im Zarthum Polen" und die verschiedenen stehenden Rubriken der inneren, äußeren, literarischen und communalen Rundschau, in welch letzterer sich u. A. ein Circulair des Gouverneurs von Tschernigow an die Stadthäupter seines Gouvernements wiedergegeben und besprochen findet, das allerdings eine etwas seltsame Probe des Tones giebt, den sich der Vertreter jenes Gouvernements den Repräsentanten der Stadtverwaltungen gegenüber anzuschlagen erlaubt.

Русская Старина (Russisches Alterthum). Historische Monatsschrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Ssemewski in St. Petersburg. Februar-Heft 1888.

Auch dieses Heft bietet wiederum eine reiche Fundgrube für den Historiker, der sich mit der Geschichte Rußlands beschäftigt. Diesmal ist es jedoch nur die Geschichte dieses Jahrhunderts, aus welcher verschiedene Specialgebiete in längeren oder kürzeren Monographien zur Behandlung kommen. Die Frage der Beziehungen zwischen Rußland und Europa, die in letzter Zeit in Rußland selbst mit be-

sonderem Eifer studirt wird, freilich meist mit der unverhüllten Tendenz, die Schädlichkeit des Einflusses jeglicher westeuropäischen Elemente auf die Entwickelung Rußlands nachzuweisen, sie ist der Gegenstand des ersten Artikels, welcher N. K. Schilder zum Verfasser hat und den Titel führt: „Rußland in seinen Beziehungen zu Europa während der Regierung Kaiser Alexander's I. 1806—1815". An diese Arbeit, von der uns bisher nur die vier ersten Capitel vorliegen, schließt sich der Schluß der historischen Skizze von M. D. Stepanow über das „Rustschukſche Detachement in den Jahren 1877 u. 1878". Da in den Monat Februar der 10jährige Gedenktag des Vertrages von San Stefano fiel, so ist es kein Wunder, daß in dem Februar-Heft der „Russkaja Starina" neben der Erörterung von Detailfragen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege auch der Vertrag selbst Gegenstand der Besprechung ist. So finden wir daselbst den ersten Theil eines Essays von Dabiche unter dem Titel „San Stefano und Konstantinopel" und einen Rückblick der Redaction auf den „Vertrag von San Stefano" anläßlich seines 10. Jahrestages. In dem letzteren Artikel wird die Vorgeschichte des letzten russisch-türkischen Krieges kurz resumirt, alsdann der Abschluß des Vertrages von San Stefano besprochen, der für das siegreiche Rußland so ehrenvoll ausfiel und bis auf den heutigen Tag bei allen Russen als ein Meisterwerk der russischen Diplomatie und insbesondere des Grafen Ignatjew gefeiert wird, und endlich der Berliner Congreß beleuchtet, auf welchem die im Präliminar-Frieden von San Stefano stipulirten russischen Vertragsmomente jene leidigen Einschränkungen erfuhren, die noch immer nicht verwunden sind und dem „ehrlichen Makler" Fürst Bismarck so unverdientermaßen den wüthenden Haß aller derjenigen Russen eintrugen, die in ihm mit so wenig Recht den verantwortlichen Urheber derselben und den vermeintlichen Intriguanten gegen die russischen Interessen erblicken. — Die beiden nächsten Aufsätze bringen den Abschluß zweier Artikel aus früheren Heften über „Die Verschickten und Verbannten des Solowetzki-Klosters" von M. A. Koltschin und über „Die Hungersnoth im Norden Rußlands" von Dobrolenski. Eine Reihe biographischer Skizzen und kleiner Notizen füllen den übrigen Theil des gediegenen Heftes.

Reval, Ende Februar. Chr. Mickwitz.

Vom Büchertiſch.

Die Wildente. Drama von Henrik Ibſen. (Kjöbenhavn. Gyldendanſke Boghandel.) Deutſche Ausgabe von Al. v. Borch. S. Fiſcher, Berlin. (Eine deutſche Ueberſetzung aus der Feder des Unterzeichneten iſt inzwiſchen bei Philipp Reclam jun. in Leipzig erſchienen.)

Welch' großen Einfluß die Verhältniſſe, unter denen ein Dichter ſeine früheſte Jugend verlebt hat, auf ſein ſpäteres Schaffen ausüben können, ſieht man ſo recht bei Henrik Ibſen. Wie bei dem deutſchen Dichter Friedrich Hebbel, ſank auch bei ihm durch das unſäglich Traurige und Niederbeugende, das ihn gerade in jenen Jahren betroffen hat, in denen das Herz für jeden Eindruck von außen am empfänglichſten iſt, über alles Fühlen und Denken ein düſterer Nebel. Menſchenſcheue Erbitterung erfüllte ſeine Seele und ſpiegelte ſich in ſeinem Schaffen wieder, die Erbitterung über den Druck, den Menſchen und Verhältniſſe auf ihn ausgeübt hatten. Das iſt das Herbe, ja Abſtoßende, das uns aus Ibſen's Werken entgegentritt, darum fehlt überall das verklärende Ideal. Wie Hebbel könnte auch er ſagen: „Ich bin auch nicht als ein borſtiger Igel zur Welt gekommen, aber ich bin nach und nach einer geworden. Erſt waren alle Stacheln bei mir nach innen gerichtet, da kniffen und drückten ſie alle zu ihrem Spaß auf meiner glatten, nachgiebigen Haut herum und freuten ſich, wenn ich zuſammenfuhr, weil die Spitzen mir in Herz und Eingeweide drangen. Aber das Ding gefiel mir nicht, ich kehrte meine Haut um, nun fuhren ihnen die Borſten in die Finger, und ich hatte Frieden." Es ſcheint ihm eine heimliche Freude zu bereiten, der Welt, die ihn einſt demüthigte, ſchmähte, verfolgte, ein Spiegelbild ihrer Erbärmlichkeit entgegenzuhalten. Immer tiefer und tiefer ſteigt er in dieſen Schlamm hinab und wühlt ihn, gleich einem Taucher, der nach Perlen ſucht, nach allen Richtungen um, aber er findet nichts als Schlamm und Sumpfgewächſe. Die Lüge, ſie leuchtet ihm bei ſeiner Taucherarbeit überall aus dem Leben und Herzen dieſer Ebenbilder Gottes entgegen. Die Lüge und Feigheit, die Selbſtſucht und Niedertracht. Und immer furchtbarer ſchwingt er die Geißel, mit der er ſie verfolgt, immer höher, unerreichbarer erſcheint das Ideal: die Wahrheit. Im „Bunde der Jugend" erſcheint die Lüge als Naivität eines Menſchen. Es iſt die Lüge in ihrer Kindheit, und der Dichter

verbreitet über ſie den köſtlichen Schimmer des Humors. Schon in den „Stützen der Geſellſchaft“ hat die Lüge die ganze vornehme Geſellſchaft überfluthet, aber das Lügengewebe wird durch die Wahrheit zertrümmert und es ſtrahlt die Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Die Geißel iſt nicht mehr feiner Spott, ſondern bitterer Ernſt. Im „Volksfeind“ iſt das ganze Volk der Lüge verfallen und die Wahrheit erſcheint *materiell* als eine Unmöglichkeit, ſie wird zur tragiſchen Idee. Noch weiter geht der Dichter in der „Wildente“. Die Wahrheit erſcheint hier geradezu als ein Unglück für die Alltagsmenſchen, da ſie nicht nur die materiellen Intereſſen, ſondern ſelbſt die „eingebildeten Ideale“ derſelben vernichtet. Dieſen nur auf das Nächſtliegende bedachten Menſchen ſchwebt in ihrer Einbildung oft ein „Ideal“ als Lebensziel vor, ohne daß ſie indeſſen wirklich darnach ſtrebten. Die Wahrheit zerſtört aber dieſes eingebildete Ideal, „dieſe Lebenslüge“ und vernichtet ſo das Glück dieſer Menſchen, da dieſelben *wirkliche* Ideale nicht haben können.

Ein ſolcher Menſch iſt Photograph Hjalmar Ekdal. Von Jugend auf galt er in allen Bekanntenkreiſen für einen ſelten begabten Menſchen, weil er ungewöhnlich hübſch war und allerhand Talente und Fähigkeiten beſaß, und vor Allem, weil er es verſtand den Mund immer recht voll zu nehmen. Da er ein gewiſſes Declamationstalent beſitzt, hat er ſich daran gewöhnt auch im Leben zu declamiren, anſtatt zu handeln. Anfangs hatte er ſtudirt, war aber durch das Mißgeſchick ſeines Vaters, des früheren Lieutenant Ekdal, aus ſeiner Carrière herausgeriſſen. Dieſer hatte ſich nämlich mit dem Großhändler Werle zuſammen in Speculationen eingelaſſen und war dann wegen Abholzung eines Waldes des unerlaubten Holzſchlages auf Staatsgrund angeklagt und zum Zuchthaus verurtheilt worden, während Großhändler Werle ſich als der Schlauere aus der Affaire zu ziehen wußte. Auf Anrathen Werle's, der Hjalmar dazu die Mittel gab, war derſelbe dann Photograph geworden und hatte ſich, wieder auf Werle's Rath, mit einer gewiſſen Gina Hanſen verheirathet, die einige Zeit die Wirthſchaft in dem Hauſe des Großhändlers geführt hatte. Sein Beruf befriedigt ihn nicht und er überläßt die Leitung des Geſchäftes ſeiner Frau. Dafür hat er ſein „Ideal“. Er will nämlich eine Erfindung machen, „die ſein Handwerk nicht nur zu einer Kunſt, ſondern ſogar zu einer Wiſſenſchaft erhebt“. Obwohl er von derſelben fortwährend redet, thut er nicht das Geringſte für ihre Verwirklichung. Zwar ſchließt er ſich jeden Nachmittag einige Stunden ein, um über die „merkwürdige Erfindung“ nachzugrübeln, allein Gina belehrt uns über dieſe „Thätigkeit“ beſſer, wenn ſie von Hjalmar's „Mittagsſchlaf“ ſpricht. Ihn beglückt eine ferne, ruhmvolle Zukunft und ſein Bewußtſein als „Familienverſorger“. — Er hat eine Tochter Hedwig und auch ſein Vater lebt ſeit ſeiner Freilaſſung bei ihm, wird aber von Werle ſo gut wie unterhalten, wovon Hjalmar allerdings nichts weiß. — Da kehrt ſein Jugendfreund und Schulkamerad Gregor Werle, der Sohn des Großhändlers Werle, der lange auf einer Fabrik ſeines Vaters in der Einſamkeit zugebracht hat, zurück. Gemäß ſeines von der Mutter ererbten Charakters iſt er dort ein Menſch geworden, der die Wahrheit für das höchſte Gut hält und bemüht iſt dieſelbe überall hin zu verbreiten. Mit Schrecken gewahrt

dieſer, in welchen Verhältniſſen Hjalmar, den er ſtets verehrt und bewundert hatte, lebt, daß derſelbe ganz in Lüge und Selbſttäuſchung verſunken iſt, und da er die Schuld hierfür nicht in Hjalmar's Charakter finden zu können glaubt, nimmt er an, daß die Ehe ſeines Freundes ihn ſo vernichtet hat. Jene Gina Hanſen iſt nämlich, wie er weiß, eine geweſene Geliebte ſeines Vaters. Sie war ſeiner Zeit mit die Urſache dafür geweſen, daß er das Vaterhaus verließ.

Von alledem hat Hjalmar keine Ahnung. Gregor aber weiß wohl, daß ſein Vater einſt die Hauptſchuld an dem Unglück des Lieutenant Ekdal trug und durchſchaut daher ſofort, daß der Großhändler auch Hjalmar in ſeine troſtloſe Lage gebracht hat. Deshalb ſagt er ſich von ihm völlig los und beſchließt Hjalmar zu retten, indem er ihm die Wahrheit enthüllt. Er iſt überzeugt, wenn erſt die Ehe ſeines Freundes ſich auf Wahrheit gründet, werden wieder alle edlen Kräfte in dieſem „bedeutenden" Menſchen erwachen und emporblühen. Derſelbe erſcheint ihm wie eine Wildente, die angeſchoſſen iſt und auf den Grund des Meeres taucht, um im Dunkel zu ſterben; aber gleich einem flinken Hunde will er ihn wieder an's Tageslicht heraufbringen. So erzählt er Hjalmar, was er von Gina weiß, und kommt dann freudeſtrahlend zu ihnen hin, da er annimmt, daß ſie ſich nun ausgeſprochen haben und ein neues Leben beginnen werden. Er hat ſie ja nicht trennen wollen, da er geſehen hat, daß Gina eine tüchtige Frau iſt und Hjalmar wahrhaft liebt. Da er aber Hjalmar's Charakter völlig verkennt, erreicht er das gerade Gegentheil von dem, was er wollte. Das zu werden, was Gregor von ihm hoffte, iſt Hjalmar überhaupt nicht im Stande. Die Enthüllungen aber zerſtören auch ſein eingebildetes Glück, und mit der Erkenntniß, daß ihn Gina getäuſcht, dringt der Zweifel an Alles, ſelbſt an die Liebe ſeiner Tochter Hedwig in ſeine Seele. Wer weiß, ob ſie nach dem, was er ſoeben gehört, überhaupt *ſein* Kind iſt? Und ſo will er ſein Haus verlaſſen. Iſt es ja doch, wie er jetzt weiß, gar nicht ſein, ſondern Werle's Haus! Wo ſoll er nun auch die nöthige Spannkraft für ſeine „Erfindung" hernehmen! Ueberhaupt macht ihm dieſe gar keine Freude mehr, da ihn nur der Glaube Hedwig's an ſeine Erfinder-Miſſion beglückt hatte, er jetzt aber nicht wiſſen kann, ob das nicht auch nur Heuchelei war. Gregor verſucht ihm das Vertrauen zurückzugeben, aber vergebens; er räth deshalb Hedwig, durch eine That ihre Liebe zu ihrem Vater zu erweiſen. Sie ſoll das Liebſte, was ſie hat, eine Wildente, opfern. Sie iſt dazu bereit. Als ſie ſich aber in dem Raum bei der Wildente befindet, wird ſie Zuhörerin einer Scene zwiſchen Hjalmar und Gregor, in der der Erſtere ausruft: „Wenn ich fragen würde: Hedwig, biſt Du bereit für mich das Leben zu laſſen? Was glaubſt Du, daß ſie erwidern würde?" — Da kracht ein Schuß. Hedwig giebt *die* Antwort, die er verlangt; nicht, wie Gregor glaubt, die Wildente, ſondern ſie ſelbſt liegt todt am Boden. Jetzt iſt Gregor überzeugt, daß wenigſtens über dieſer Leiche eine neue, wahre Ehe Hjalmar's emporblühen werde. Da belehrt ihn Doctor Relling, ein Hausfreund Hjalmar's, daß das nicht der Fall ſei. Schon in dreiviertel Jahren werde jener den Tod ſeines Kindes nur als ein ſchönes Declamationsthema benutzen und in Selbſt-

bewunderung und Selbſtmitleid aufgehen. Unter dieſen Umſtänden bleibt für Gregor nur der Troſt, daß er zum Unglück geboren ſei, da er die Wahrheit ſeinem Freunde nur zu deſſen Unheil gebracht habe.

Dieſer Troſt iſt natürlich nichts als eine banale Redensart. In Wahrheit hat er das Unheil verſchuldet, wenn auch ohne eine directe Abſicht. Solche Charaktere pflegen ſich häufig mit einer Redensart über das Schuldbewußtſein, das in ihnen aufdämmert, hinwegzutröſten. Ich will hier nur an den Ausſpruch des Meiſter Anton in Hebbel's „Maria Magdalena" erinnern: „Ich verſtehe die Welt nicht mehr." Es iſt dasſelbe Streben, die Urſache für das angerichtete Unheil irgend anderswo zu ſuchen, als in der eigenen Handlungsweiſe.

Wie vielleicht ſchon meine obige Inhaltsangabe zeigt, kann Gregor und ſeine „ideale Forderung" nur von der tragiſchen Seite erfaßt werden. Die „tragiſche Schuld" iſt nämlich keineswegs mit der moraliſchen identiſch; ſie braucht nicht ein Ueberſchreiten der geſetzlichen oder ſittlichen Vorſchriften in ſich zu ſchließen. Auch ein durchaus edles Streben kann zur tragiſchen Schuld werden. Sie beſteht häufig nur in einem Irrthum, das heißt in einem Verkennen der realen Thatſachen, in einem Sehen und nicht ſehen Wollen; kurz darin, daß man ſeine „ideale Forderung" auf Dinge und Perſonen ausdehnt, auf die ſie nicht gerichtet werden darf. So liegt die Sache auch bei Gregor, und müßten wir ihn den tragiſchen Helden des Stückes nennen. Aber auf der anderen Seite Hjalmar, die Hauptfigur des Stückes, ſie, um die ſich die ganze Handlung dreht! Nicht nur, daß dieſer Charakter in ſeinem Grundzuge ein luſtſpielmäßiger iſt, ſondern der Dichter hat ihm auch noch ſo viel des Komiſchen, ja geradezu Lächerlichen in den Details beigelegt, daß man ganze Acte hindurch glaubt es mit einem Luſtſpiel zu thun zu haben. So iſt „Die Wildente" ein Zwitterding zwiſchen Tragödie und Luſtſpiel, je nachdem man Gregor oder Hjalmar als den Helden betrachtet. In dieſer Zwitterhaftigkeit, in dieſer Zerſplitterung des Intereſſes auf zwei Geſtalten, auf den „Helden der Idee" und auf den „Helden der Handlung", liegt der Hauptfehler des Stückes.

Uebrigens hat die „ideale Forderung" Gregor's ihre bedenkliche Seite. Er will, daß Hjalmar, nachdem er die Vergangenheit ſeiner Gattin erfahren, ein neues, glückliches Leben mit ihr beginnen ſoll. Namentlich in Deutſchland möchte in Folge deſſen gegen die Dichtung leicht der Vorwurf der Unſittlichkeit oder Unmoralität erhoben werden. Hat doch ſelbſt der ſonſt in ſolchen Dingen gerade nicht ſpröde Hebbel ſeinem Secretär*) die Worte in den Mund gelegt: „darüber kann kein Mann hinweg." Auch läßt er denſelben eine Ehe mit Clara nur für möglich halten, nachdem der Verführer getödtet worden iſt. Und in der That iſt es nicht recht glaublich, daß es für einen edlen Mann, wofür Gregor doch den Hjalmar hält, erträglich ſein ſoll, mit einer Frau verbunden zu ſein und in der Nähe des Mannes zu leben, dem ſie eine Zeit lang zur Befriedigung ſeiner Luſt gedient hat. So bringen wir Gregor's idealer Forderung von vorn herein keine

*) „Maria Magdalena".

warme Sympathie entgegen, er verliert dieſelbe aber nach und nach völlig durch die abſolute Rückſichtsloſigkeit und Mißachtung jedes Gefühls, die ſich in allen ſeinen Handlungen offenbart. Es iſt aber eine berechtigte äſthetiſche Forderung, daß dem Helden die Sympathie des Publicums bewahrt bleiben muß, ſelbſt da, wo uns ſeine Handlungsweiſe falſch oder gar ſchrecklich erſcheint. Welch klägliches Experiment iſt es z. B., wenn er Hedwig überredet die Wildente zu erſchießen, von der er weiß, daß ſie das ganze Glück, die einzige Freude des alten Ekdal bildet.

In mehr als einer Beziehung erinnert dieſes Drama an Ibſen's „Nora". Hjalmar iſt der weiter ausgeführte Helmer, und Gregor ein Seitenſtück zu Frau Linden. Beide fordern die Wahrheit als Grundlage der Ehe, und Helmer hat mit Hjalmar auch das gemein, daß man ſie für etwas Anderes hält, als ſie in Wahrheit ſind. In beiden Dramen baut ſich der Conflict auf dieſem Irrthum auf.

Nicht mit Unrecht iſt von der ſkandinaviſchen Kritik hervorgehoben worden, daß die bedeutungsvolle Scene im erſten Acte zwiſchen Großhändler Werle und Gregor, in welcher der Gegenſatz zwiſchen Vater und Sohn in grandioſen Zügen gezeichnet iſt, zu ſehr im Sande verlaufe. Am Schluß des erſten Actes wird Jeder erwarten, daß dieſer Gegenſatz den Stoff des Dramas bilden wird, und es hebt mit dem zweiten Act eigentlich ein ganz neues Drama an, ja es bedürfte keiner allzu großen Mühe, den erſten Act zu ſtreichen und das aus ihm Nothwendige in die anderen hinüber zu nehmen.

Warum der Dichter Hedwig zu einem vierzehnjährigen Kinde gemacht hat, iſt völlig unerfindlich. Ihre Handlungsweiſe wäre viel bedeutungsvoller, wenn ſie ſiebenzehn oder achtzehn Jahre alt wäre. Auch erſcheint ſie einerſeits zu verſtändig, nicht überſchwenglich genug für eine That, wie es ihr Selbſtmord iſt, auf der anderen Seite iſt ihr für ihr Alter zu viel „Kinderei", nicht Kindlichkeit, beigelegt. Und an welcher Bühne ſoll ſich eine Darſtellerin für eine ſo ſchwierige und umfangreiche „Backfiſchrolle" finden?

Trotz aller dieſer Fehler gehört „Die Wildente" zu Ibſen's intereſſanteſten Werken. Der dramatiſche Aufbau vom zweiten Acte ab — der des erſten Actes *für ſich* betrachtet ebenfalls — iſt meiſterhaft. Und die Charakterzeichnung von ſeltener Vollendung.

Hjalmar gehört zu den gelungenſten Geſtalten des Dichters. Nicht ein Zug, der in den Charakter nicht hineinpaßte. Häufig erſchließt er ſich durch wenige Worte, eine kleine Bemerkung in geradezu ſtaunenerregender Klarheit. Ich will nur den einen hervorheben, wo Hjalmar die Geſchichte erzählt, welche ſeine Piſtole in der „Tragödie des Ekdal'ſchen Geſchlechts" geſpielt hat. Wie ſein Vater ſie einſt, als das Unglück über ihn hereinbrach, in der Hand hielt, aber nicht den Muth beſaß, ſie abzudrücken, „denn ſo verkommen, ſo feige war er bereits geworden"; und wie dann ſpäter, als ſein Vater verurtheilt war, er ſelbſt die Piſtole in der Hand hielt, aber auch nicht ſchoß, denn: „er gewann den Sieg über ſich ſelbſt." „Aber," ſo fährt er fort, „es gehört Muth dazu, unter ſolchen Umſtänden das Leben zu wählen."

Ich denke mir den Charakter Hjalmar's auf der Bühne von hervorragend komiſcher Wirkung. Scenen wie die, wo Hjalmar keine Stunde mehr unter ſeinem Dache zubringen will, ſich aber ruhig von Gina die Sachen packen läßt und ſich ſelbſt an den Kaffeetiſch ſetzt und behaglich ißt und trinkt, oder wenn er von ſeiner anſtrengenden, aufreibenden Thätigkeit ſpricht und dabei nicht zwei Minuten ſtill am Tiſche ſitzen und arbeiten kann, dürften ihre Wirkung nicht verfehlen. Ich könnte von ſolchen kleinen, köſtlichen Zügen noch eine ganze Reihe anführen. So meint er immer Alles abgethan zu haben, wenn er nur davon geredet hat. Wenn er z. B. erfahren hat, wie ſchändlich Werle gegen ihn gehandelt, und Gregor es ihm klar macht, daß es unter dieſen Umſtänden für ihn ſchimpflich ſei, dem Großhändler etwas ſchuldig zu ſein und ſo viel zu verdanken, läßt er Gregor's Vater mit hochtrabenden Worten ankündigen, daß er demnächſt ſeine Rechnung fordern und Alles mit fünf Procent Zinſen abzahlen werde und wendet ſich dann zu Gregor mit den Worten: „Jetzt wäre ich doch dieſe drückende Schuld los;“ obwohl er thatſächlich gar nicht über die Mittel verfügt, jene Schuld zu bezahlen. — Aeußerſt drollig iſt auch ſein Verfahren mit einer Schenkungsurkunde Werle's für Hedwig. Im erſten Feuereifer der Entrüſtung und in Gregor's Gegenwart reißt er das Papier gravitätiſch mitten durch und erklärt: „das ſei ſeine Antwort.“ Hernach aber klebt er die Stücke ſelbſt wieder zuſammen, damit ſie nicht verloren gehen, „da er ſich an fremdem Eigenthume nicht vergreifen wolle“. Es iſt nicht verwunderlich, daß einem ſolch' komiſchen Charakter gegenüber das Publicum bei der Aufführung des Stückes in Kopenhagen nicht aus dem Lachen herauskam. Die Sache geht ſo weit, daß ſelbſt vor der Leiche Hedwig's Hjalmar Ausſprüche thut, die offenbar Gelächter erregen ſollen, und auch die Einführung des Candidaten der Theologie Molvig, „der ſelten nüchtern iſt“, in dieſe Scene ſpricht dafür, daß es die Abſicht des Dichters war, Trauriges und Heiteres zu vermiſchen.

Ueber die künſtleriſche Berechtigung dieſer Vereinigung iſt von Realiſten und Idealiſten ſchon gelegentlich des Erſcheinens von Schiller's „Macbeth“-Bearbeitung betreffs der Pförtnerſcene ein heftiger Streit ausgefochten worden. Es iſt keine Frage, daß *im Leben*, in der *Wirklichkeit* ſich täglich und ſtündlich die ſchreiendſten Contraſte finden, und demgemäß heißen die Realiſten das auch auf der Bühne, „dem Spiegel des Lebens“, gut. Für mich aber heben die Idealiſten mit Recht hervor, daß das Drama auch ein *Kunſtwerk* ſein und demgemäß eine *einheitliche* Wirkung erzielen müſſe. Uebrigens liegt im „Macbeth“ die Sache auch noch etwas anders. Duncan's Tod ſoll nicht rühren, ſondern nur Schauder und Mitleid erregen; jener wird aber durch die der Ermordung folgende derbkomiſche Pförtnerſcene noch erhöht. Hier dagegen, Hedwig's Tod wirkt in der Mitte all' dieſer luſtigen oder wenigſtens komiſchen Scenen entweder nur verblüffend oder, wenn wir uns tiefer in den Seelenzuſtand des Mädchens hineindenken, unendlich rührend, und dann iſt die beigemiſchte Komik widerlich. Ich wenigſtens weiß nicht, wie man zugleich weinen und lachen ſoll.

Unleugbar iſt aber, daß es dem Dichter gelungen iſt, in Hjalmar eine Ge-

ſtalt von Fleiſch und Blut auf die Bühne zu bringen und in ihr die Hauptkrankheit unſerer Zeit mit glänzenden Farben und wahrhaft ſatyriſchem Humor darzuſtellen: Größenwahn, Selbſtüberſchätzung, Eitelkeit, gepaart mit Egoismus. Wer möchte wohl behaupten, daß nicht Tauſende ſolcher Hjalmar Ekdals überall herumlaufen, und darin zeigt ſich ja der wahre Dichter, daß er die Fehler ſeiner Zeit in ganzer Schärfe zu erfaſſen und darzuſtellen vermag.

Der zum Trunkenbold herabgekommene und gegen Alles abgeſtumpfte Mann der feinen Geſellſchaft, deſſen Leidenſchaft es einſt war, in Wald und Feld umherzuſchweifen und ſich an freier Wald- und Jagdluft zu ergötzen, iſt in dem alten Ekdal in tragiſcher Weiſe charakteriſirt.

Die nüchterne, praktiſche, zwar ungebildete, aber herzliche Gina mit ihrem verſtändigen Sinn und unermüdlichen Fleiß, ſowie die Figur des Doctor Relling, des Sanguinikers der Gegenwart, welcher die Welt nimmt, wie ſie nun einmal iſt, und ſich bemüht, das Leben, gegen deſſen Schattenſeiten er keineswegs blind iſt, zu verſchönern und ſich der Erhaltung ſolcher Perſonen wie Hjalmar und Molvig zu widmen, indem er für ſie „die Lebenslüge" erfindet, ſind von erſtaunlicher Lebenswahrheit.

Ernſt Brauſewetter.

Arme Mädchen. Von Paul Lindau. (Stuttgart, W. Spemann.)

Soeben erſchien der zweite Theil des von Paul Lindau unter dem Titel „Arme Mädchen" herausgegebenen Romancyclus, ein Buch, welches ſich unzweifelhaft einen großen Leſerkreis und viele Freunde erwerben wird. Es iſt kein erfreuliches Bild, das uns der Dichter von dem Leben der „armen Mädchen" entrollt. In dieſem zweiten Theile hat er es unternommen, den hervortretenden „Zug nach dem Weſten" der Stadt zu ſchildern; doch tritt in demſelben die Grundidee nicht ſo ſcharf geprägt hervor, wird wenigſtens nicht, wie es im erſten Theile geſchah, ſo beſonders vom Dichter betont. Allerdings handelt es ſich auch diesmal um ſpecifiſch Berliner Zuſtände, und zwar bilden die Verhältniſſe jener bedauernswerthen Klaſſe von armen Mädchen, denen ihre mühſame Arbeit nicht den nöthigen Lebensunterhalt gewährt und die daher nur gar zu leicht der Sittenverderbniß anheimfallen, die Grundlage der Erzählung. Es möge uns vergönnt ſein, dem Leſer hier einen kurzen Ueberblick über den zweiten Theil des Buches zu geben, indem wir ſogleich dabei den Wunſch zu äußern nicht unterlaſſen, daß das Werk eine recht weitgehende Verbreitung finden möge.

Im Mittelpunkt der Handlung ſteht Margarethe Laſſen, eine Tochter aus dem Volke. Ihr Verdienſt als Maſchinennähterin iſt nur ein geringer. Ihre Mutter iſt ſehr hart gegen ſie und ihr Vater iſt ein verwilderter Trunkenbold, der wegen Säuferwahnſinns ſchon einmal im Irrenhauſe untergebracht war. Ihre Schweſtern haben beim Ballet und auf der Bühne ein Unterkommen gefunden. Da ſie ſich durch moraliſche Grundſätze nicht beengen laſſen, ſo geht es ihnen, wie die Welt es nennt, gut. Julie, die eine, wird auf Koſten eines Kunſtfreundes für die Bühne vorgebildet, und Franzi, die andere, ſteht einem reichen Hamburger,

Otto Böſſow, nah. Margaretha aber will dieſen Weg nicht verfolgen, um ſich eine geſicherte Exiſtenz zu verſchaffen, obgleich ſie von den eigennützigen, gewiſſenloſen Eltern immer eindringlicher dazu angehalten wird. Es entſpricht das einmal nicht ihrem Temperament. Vielmehr läßt ſie geduldig die Mißhandlungen und Brutalitäten des Vaters und die unnatürliche Härte der Mutter über ſich ergehen, ſo lange es eben gehen will, d. h. bis ſie von den verblendeten Eltern aus dem Hauſe gejagt wird. Nun muß ſie ſelbſtändig ihr Fortkommen ſuchen. Durch Vermittelung einer Freundin wird ſie zuerſt Verkäuferin in einem Blumenladen; doch bleibt ſie hier nicht lange. Ihre ſeltene Schönheit und jungfräuliche Friſche lenkt die Augen eines Offiziers, des Grafen von Perſall auf ſie, und dieſer beſchließt, mit ihr ein Verhältniß anzuknüpfen. Durch Margarethens Weſen wird er jedoch umgeſtimmt. Er giebt ſeine leichtfertigen Abſichten auf und faßt den edlen Plan, für ihr Fortkommen zu ſorgen. Er bringt ſie daher in Penſion zu einer Offizierswittwe, der Frau von Sellnitz, die mit ihrer Tochter Regine von ihrer mäßigen Penſion ziemlich kümmerlich lebt. Zudem läßt er ſie eine Fortbildungsſchule beſuchen, wo ſie in kaufmänniſchen Fächern unterrichtet wird; denn ſie ſelbſt glaubt, wenn ſie nur etwas Tüchtiges gelernt hätte, in dieſem Fache wohl ihr Fortkommen finden zu können.

Margarethe rechtfertigt in vollem Maße das Vertrauen, das ihr Beſchützer in ſie geſetzt hat. Sie gewinnt die Zuneigung und Achtung der Damen und macht auf der Schule die glänzendſten Fortſchritte. So kann Graf Perſall daran denken, ihr in ſeinem elterlichen Hauſe als Vorleſerin ſeiner erblindeten Mutter eine Stelle zu verſchaffen. Zu Margarethens Unheil kommt dieſer Plan nicht zur Ausführung. Die Eltern haben ihre Adreſſe erfahren. Ihr betrunkener Vater dringt gerade in dem Augenblicke in ihre Wohnung, als der alte Graf ſie engagiren will, und vertreibt dieſen durch ſein rohes Auftreten. An Margarethens Stelle wird Regine angenommen. Auch für dieſe iſt das Engagement eine Erlöſung; denn auch ſie iſt in ihrer Art ein armes Mädchen, da ſie in beſchränkten Verhältniſſen eine kümmerliche Jugend verlebt hat. Sie glaubt Anſprüche auf Lebensgenuß zu haben, ohne dieſelben befriedigen zu können. Dadurch iſt ihr Gemüth verſtimmt, ihr Charakter verbittert. Einmal hat ſie ſich in einem Anfall von Leichtſinn aus ihrer Wohnung entfernt und mit dem Hamburger Otto Böſſow einen tollen Abend verlebt. Bittere Reue über ihren Fehltritt hat ihre Seelenſtimmung nur noch mehr verdüſtert.

Von jetzt an nimmt die Erzählung einen doppelten Gang. Auf der einen Seite wird gezeigt, wie Regine in dem Hauſe des Grafen beſonders unter dem Einfluß der mildherzigen Mutter zu neuem Leben erwacht, die Liebe des jungen Grafen gewinnt und trotz Allem, was vorhergegangen iſt, ſeine Gattin wird. Auf der anderen Seite wird geſchildert, wie Margarethe auf der neu gewonnenen Grundlage vergeblich verſucht, ſich eine Exiſtenz zu gründen. Ueberall, wohin ſie kommt, wird ſie zurückgewieſen, oder man bietet ihr einen Lohn, der nicht für den Lebensunterhalt genügt, oder man verweiſt ſie auf andere Hilfsmittel, die anzuwenden ihr

unmöglich ist. Sie versucht es jetzt als Wärterin im Irrenhause, doch auch hier ist ihr Bleiben nicht länger, als ihr Vater wieder aufgenommen wird. Noch bietet sich ihr eine Aussicht auf bescheidene Versorgung, als ein Jugendfreund um ihr Herz wirbt; doch vermag sie nicht an der Seite eines ungeliebten Mannes zu leben, zumal sie eine stille Neigung zu dem jungen Grafen in ihrem Herzen trägt und nährt. Ihr ganzes Lebensglück ist zerstört und so sucht sie im Selbstmord ihre Erlösung. In den Wellen der Spree findet sie ihren Tod.

Es ist in Wirklichkeit kein erfreuliches Bild, das uns der Dichter hier von dem Leben der „armen Mädchen" in Berlin entrollt. Bedenke man nur, daß von allen jungen Mädchen, die in der Erzählung auftreten, Margarethe allein bestrebt ist ihre Sittenreinheit zu erhalten, und daß sie dies nur erreichen kann, indem sie den Tod der Schande vorzieht. War dieser Schritt nothwendig? fragen wir uns. Jedenfalls hinterläßt die Erzählung einen höchst peinlichen Eindruck. Aber P. Lindau ist ein zu genauer Kenner des Berliner Lebens und vermag dasselbe daher auch genau zu beurtheilen. Auch gegen die Heirath des Grafen mit Regine wird man ganz erhebliche Einwendungen machen können; man wird es z. B. unwahrscheinlich finden, daß eine Mutter die Verbindung ihres Sohnes mit einem jungen Mädchen befördert, von dem sie weiß, daß es einen schweren Fehltritt begangen hat. Nichts desto weniger wird man das Buch höchst interessant finden. Liefert es doch den vortrefflichsten Beweis von dem seltenen Erzählertalent, über das P. Lindau verfügt. Die Charaktere sind klar und scharf gezeichnet, die Bilder des Berliner Lebens von einer unübertroffenen plastischen Klarheit. Das Buch verdient gelesen zu werden und es wird nicht verfehlen, sich viele Freunde und warme Verehrer zu erwerben. P. Petersen.

Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. (Leipzig. Verlag von Veit u. Comp. 1888. Preis 8 Mk.)

Alfred Biese sagt in dem Vorworte zu dem vorliegenden Werke: „Nachdem ich es vor einigen Jahren unternommen hatte, die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern darzulegen, reifte erst allmählich auf Grund freundlicher Aufmunterung meiner Recensenten in mir der Entschluß, die Darstellung bis auf die neueste Zeit hinzuführen. So lockend die Aufgabe war, so verhehlte ich mir die großen Schwierigkeiten einer eben so weit- wie tiefgreifenden Untersuchung durchaus nicht." Und fürwahr, es ist keine leichte Aufgabe, welche sich hier der Verfasser gestellt hat. Zunächst schreibt er für die Genossen seiner Fachbildung, aber er hat sich zugleich die Aufgabe so gestellt und mit vielem Geschick durchgeführt, für das Verständniß aller Gebildeten zu schreiben. So alt das Dasein des Naturgefühls ist, so neu ist eine zusammenhängende Darstellung seiner Aeußerung bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten, wie sie uns der Verfasser bietet. Wohl konnte bei Darstellungen von Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichten auf dieses ästhetische Verhältniß eines einzelnen Volkes zu der es umgeben-

den Natur kurz eingegangen werden, aber ſeine Erwähnung diente nur zur beiläufigen Erläuterung des einen oder anderen Werkes der Kunſt und Literatur. Wohl hat auch ein Alexander v. Humboldt in geiſtreichen, knappen Strichen das Naturgefühl nach Verſchiedenheit der Zeiten und Volksſtämme ſkizzirt; wohl haben auch Andere denſelben Begriff bei den Dichtungen einzelner Völker und einzelner Männer dargeſtellt: aber eine zuſammenhängende Geſchichte dieſes äſthetiſchen Moments zu ſchreiben iſt zum erſten Male Alfred Bieſe gelungen.

Die Hoffnungen auf eine intereſſante Lectüre werden nicht nur voll befriedigt, ſondern wir erhalten beim Leſen auch zugleich den unmittelbaren Eindruck, daß der Verfaſſer ſeinen Stoff beherrſcht und geſchickt zu gruppiren verſtanden hat. Jetzt, wo wir das Werk in ſeiner anſpruchsloſen Einfachheit, in der fließenden Aufeinanderfolge der einzelnen Darſtellungen vor uns liegen haben, ahnen wir kaum, welch' ein immenſes Material zu bewältigen war. Am reichſten und mächtigſten ſtrömt dem Verfaſſer das Material aus der ewig ſprudelnden Quelle der Dichtkunſt, namentlich der Lyrik zu. Indem der Verfaſſer dieſes weite Gebiet durchwandert, ſehen wir ihn das Material nicht blos in der gebundenen Rede ſuchen, ſondern auch in der ungebundenen, überall, wo er lyriſche Gedanken vermuthen durfte, in Briefen, Reiſe- und Länderbeſchreibungen u. ſ. w. Indem er das Gefundene vom Geſichtspunkt des Naturgefühls aus ſondirt, bietet er uns in ſeinem Werke einen höchſt intereſſanten Abriß der Literaturerzeugniſſe aller civiliſirten Völker und Zeiten. Die Summe des großen Quellenmaterials bildet eine Ueberſicht über die Welt-Naturlyrik, welche von der Höhe des äſthetiſch-culturellen Standpunktes des in den einzelnen hiſtoriſchen Epochen in den Vordergrund tretenden Volkes Zeugniß ablegt.

Der Entwickelungsgang des Naturgefühls iſt in der Geſchichte der Aeſthetik kein gerader, auf ein beſtimmtes Ziel direct hinführender. Da treten in der Culturentwickelung nach den Fortſchritten oft wieder Rückſchritte ein. Ebenſo iſt es mit dem mit der Cultur Hand in Hand gehenden Naturgefühl. Da ſchlängelt ſich der Weg rechts und links, bergauf und -ab. Aber wir folgen dem Verfaſſer gerne auf dieſem verſchlungenen Wege; führt er uns doch bei jeder Wendung, hinter jeder Ecke wieder Neues und Intereſſantes in dem ſchönſten Rahmen vor. Eine andere Schwierigkeit, die zu überwinden war, beſtand darin, das Material in beſtimmte Grenzen zu bannen. Denn während in gewiſſen Perioden das Material ganz zu fehlen ſcheint, häuft es ſich in anderen, beſonders je näher wir der Gegenwart kommen, ſo ſehr, daß die Gefahr nahe lag, daß der Umfang des Werkes in Bezug auf die letzten Epochen gegenüber den erſten Theilen unverhältnißmäßig anwachſen müſſe. Doch auch in dieſer Hinſicht hat ſich Bieſe ſeiner Aufgabe vollkommen gewachſen gezeigt, ſo daß wir das Werk in jeder Weiſe ein wahrhaft äſthetiſch anmuthendes nennen dürfen.

Betrachten wir nun noch das Werk in aller Kürze, damit uns der Aufbau desſelben deutlich wird. In der Einleitung ſchickt der Verfaſſer, nachdem er über die Vorausſetzungen, unter denen die Entſtehung des Naturgefühls erfolgt, geſprochen, eine kurze Skizze über den Charakter des Naturgefühls bei den alten Cultur-

völkern voraus. Kurz, aber mit Wärme tritt er dann für das Naturgefühl der klassischen Culturvölker ein. Der Hellenismus ist die Renaissance des Alterthums. Er zeigt, wie darin eine Bewegung zum Modernen hin klar zu Tage liegt.

Im ersten Capitel zeigt uns Biese, wie sich die beiden Factoren Christenthum und Heidenthum gegenüberstehen. Das Christenthum in der ernsten, strengen Form der ersten Jahrhunderte, ein Ausfluß des Judenthums, ist naturfeindlich, es mußte somit eine Fessel werden für das dem Germanen tief eingepflanzte, von Klima und Landschaft bedingte Naturgefühl, wie es uns die nordisch-germanische Mythologie kennen lehrt. Die schmerzliche Sehnsucht nach dem Frühling und die Freude über die endlich eintretende Wiederbelebung der Natur nach dem alles Leben ertödtenden Winter bilden den Grundaccord in der Naturanschauung der nordischen Völker von den ältesten Zeiten an. Allmählich aber durchbrach das Christenthum die Schranken des Nationalen, des Stammes und Standes und erweiterte mehr und mehr die Kluft zwischen Geist und Natur. Alles ward auf theoretische Weltanschauung begründet und in der sittlichen Tiefe der Innerlichkeit ward das Wort des Individuums gefunden. Individualismus wird die Stütze in der Entwickelung des ästhetischen Lebens. So zeigt Biese, daß das anfangs hinderliche Christenthum zu einem Förderungsmittel für das germanische Naturgefühl wird.

Sehr interessant ist die Entwickelung im zweiten Capitel: „Das christlich theologische und das heidnisch sympathetische Naturgefühl der ersten zehn Jahrhunderte." Das Interesse ist nur gering, das Naturgefühl ist religiös, wenngleich sich aus den Schriften ein schwermüthiges Gefallenfinden an der Natur ausspricht. Der letzte Schein der strahlenden Leuchte hellenischer Anschauung erlischt immer mehr, und bei der mönchisch-asketischen Weltanschauung und der völligen Weltverachtung geht auch der letzte Rest des Naturgefühls durch lange Zeiträume gänzlich verloren. Die aus dem Heidenthum herüberragende Naturpoesie stirbt immer mehr ab, sie hat nur noch einen Vertreter in Ausonius gefunden. Auf Fortunatus aber, dem gefeierten Dichter des 6. Jahrhunderts, „liegt wie der Abendschein der scheidenden Sonne der letzte Abglanz einer untergehenden Literatur".

In dem dritten Capitel behandelt der Verfasser das Zeitalter der Kreuzzüge. Diese Zeit hat für die innere Entwickelung des Einzelnen durch die Berührung mit anderen Nationen große Bedeutung, doch war der Eindruck des Neuen zu gewaltig, um gleich innerlich erfaßt und verarbeitet zu werden; denn während in der Prosa sich die Auffassung der Natur zu trockenen Reisebeschreibungen verflacht, bleibt sie in der Poesie zunächst eine naive. Biese schildert das sentimentale Naturgefühl in der Renaissance; die Naturbegeisterung der Entdeckungsreisenden und der katholischen Naturmystik; das sympathetische Naturgefühl Shakespeare's u. s. w. Wir wollen die weitere Betrachtung hier abbrechen und empfehlen jedem Gebildeten, das in jeder Hinsicht meisterhaft ausgearbeitete Werk selbst zu lesen. Wer das Buch liest, und wenn er auch die weitgehendsten Anforderungen stellt, er wird es wohlbefriedigt aus der Hand legen. P. Petersen.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von F. v. Szczepanski in St. Petersburg.

Adversaires, les, naturels de l'Allemagne, Russie et France par un diplomate russe. 3ième éd. avec une préface nouvelle. Paris, Ghio. 88. fr. 3,50.

Alexejew, W., neues Lehrbuch der russischen Sprache mit beigefügten Sprechübungen und Lesestücken. 1. Kurs. 4. Aufl. VIII, 151 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. Mk. 2.

Almanach, Rigascher, für 1888. 219 S. Riga, Kymmel. Mk. 2,25.

Arbeiten des pharmakologischen Institutes zu Dorpat. Hrsg. von R. Kobert. I. VIII, 145 S. Stuttgart, Enke. 88. Mk. 5.

Barines et **Moiyiks.** Moeurs russes. Trad. du russe p. N. A. Kolbert. 277 p. Paris, Plon. 88. fr. 3,50.

Bedeutung, die, Rumäniens in dem bevorstehenden österreichisch- (deutsch-) russischen Kriege. Eine zeitgemäße Studie von einem deutschen Soldaten. 28 S. mit 2 Skizzen. Minden, Bruns. Mk. —,80.

Beobachtungen, magnetische, des Tifliser physikalischen Observatoriums in den Jahren 1884—1885. Hrsg. von J. Mielberg. LX, 160 S. St. Petersburg, Eggers. Mk. 3.

Brönsted, M. von, die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. und ihr Einfluss auf die protestantische Bevölkerung. Ein culturhistorisches Essay. Berlin, Nagel. 88. 40 Pfg.

Delines, M, Tourguéneff inconnu; Ivan Tourguéneff raconté par lui-même; T. et les nihilistes; les faux amis de T.; la mère d'Ivan T. 251 p. Paris, Librairie illustrée. fr. 3,50.

Dinitch, K., le képhir, ou champagne lacté du Caucase, origine, morphologie du champignon, action physiologique et importance thérapeutique. Thèse. 72 p. Paris, Imp. Davy. 88.

Dislocationskarte der russischen Armee im europäischen Reichstheile nebst tabell. Uebersicht der Armeeverhältnisse im Frieden, i. d. Mobilisirung u. i. Kriege, bearb. von E. S. M. 1 : 4,500,000. Wien, Artaria. Mk. 4,80.

Dostojewski, F. M., ein schwaches Herz. In's Deutsche übertragen von H. Roskoschny. 92 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 1.

Eisenbahnen, die, des europäischen Russland mit Theilen der angrenzenden Länder und Kleinasiens. 1888. Chromolith Fol. Wien, Artaria & Co. Mk. 1,50.

Freytag, G., General- und Strassenkarte von West-Russland und den angrenzenden Ländern bis Wien und Budapest. 1:1,500,000. Neue Aufl. Chromolith. Fol. Wien, Artaria. 88. Mk. 2,60.

Fridrich, F., kurze Anleitung, die russischen, bulgarischen und serbischen Druck- und Schreibbuchstaben auf mnemonischem Wege binnen einem Tage lesen und schreiben zu lernen. 32 S. Prag, Neugebauer. Mk. —,50.

Grigórowitsch, D. W., ein verlorenes Leben. Deutsch von H. Roskoschny. 171 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 1.

Hisinger, Ed., recherches sur les tubercules du ruppia rostellata et du Zanichellia Polycarpa, provoqués par le tetramyxa parasitica. I. Notice préliminaire. Av. 10 pl. Helsingfors, Edlund. 87. Mk. 3.

Kalender, landwirthſchaftlicher, für Liv-, Est- und Kurland auf das Jahr 1888. Hrsg. von W. v. Knieriem. 16°. IV, 171 u. 197 S. geb. Riga, Kymmel. Mk. 3.

Kinglake, A. W., the invasion of the Crimea: its origin, and an account of its progress down to the death of Lord Raglan. Vol. VII. From the Morrow of Inkerman to the fall of Canrobert. 375 p. with maps. Vol. VIII. From the opening of Pélissier's command to the death of Lord Raglan. 383 p. w. 7 maps. bound. End. London, Blackwood. 1887. 28 sh.

Koehler's, K. F., Antiquarium. Leipzig. Nr. 460. Slavica. Archäologie, Ethnographie, Geographie und Geſchichte der ſlaviſchen Völker, der unteren Donauländer und der Levante. 996 NNrn. — Nr. 461. Sprachen und Literatur der ſlaviſchen Völker. 999 NNrn.

Kügelgen, H. v., Andenken aus der Vergangenheit. Lieder eines früh verewigten Eſtländers. 12°. 47 S. Mitau, Behre. 80 Pfg.

Lenz, J., Läßt ſich das Daſein Gottes aus der Natur beweiſen? Vortrag. 24 S. Reval, Kluge. 88. Mk. —,60.

Maſſalſki, K. P., zwei Lieutenants. Dem Ruſſiſchen nacherzählt von F. O. Makſimow. 2 Bde. 136 und 98 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 2.

Mieskowſki's Lehrbuch zur praktiſch-theoretiſchen Erlernung der ruſſiſchen Sprache. 2. Aufl. 8—10. Lfg. S. 225—344. St. Petersburg, Hoenniger. 88. à 30 Kop.

Moſer, Hans, neue prakt.-theoret. Grammatik d. ruſſ. Sprache. Hannover, Hahn. Mk. 3,60.

Nekrassow, N. A., sämmtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übersetzt von H. J. v. Köcker. II. Bd. Leipzig, Friedrich. Mk. 6.

Olivier, H., la princesse Tarakanoff. Roman historique. Trad. du russe p. H. O. av. une préface d'Arsène Houssaye. Paris, Dupret. fr. 3,50.

Paſuchin, A., das heutige Rußland und die Frage der ſtändiſchen Entwickelung. Aus dem Ruſſiſchen von R. Arnſtadt. Berlin, Deubner. 88. Mk. 1.

Pingaud, L., les français en Russie et les russes en France: l'ancien régime, l'émigration, les invasions. XX, 482 p. Paris, Perrin. 88.

Poelchau, A., die livländiſche Geſchichtsliteratur im Jahre 1886. 100 S. Riga, Kymmel. Mk. 1.

Puſyrewſki, die ruſſiſche Garde im Kriege 1877—78. Ihre Organiſation, Bewaffnung, Ausbildung, Mobilmachung und Waffenthaten. Deutſch von A. Regenauer. Mit 2 Ueberſichtskarten und 2 Gefechtsplänen. Berlin, Mittler.

Réchetnikoff, ceux de Podlipnaia. Paris, Savine. 88. fr. 3,50.

Recueil de dessins pour l'art et l'industrie. 2-me livr. Fol. 10 feuilles en chromolith. St. Pétersbourg. Société impériale d'encouragement des arts. 87. Rbl. 5.

Rosny, L. de, le pays des dix mille lacs. Voyage en Finlande. La légende de l'ours et les gardes finnois. Paris, Jorel. fr. 3,50.

Rothan, G., la Prusse et son roi pendant la guerre de Crimée. Souvenirs diplomatiques 400 p. Paris, Calmann Lévy. fr. 7,50.

Russia's Hope; or, Britannia no longer rules the waves. Showing how the Muscovite bear got at the British whale. Transl. from the Russian by Ch. J. Cooke, with a preface by Wm. Beatly-Kingston. 172 p. London, Chapman. 1 sh.

Schmidt, J. A. E., neues ruſſiſch-deutſches und deutſch-ruſſiſches Taſchenwörterbuch. N. Abdruck. 16°. 754 S. Leipzig, Holtze. Mk. 3,50.

Schnurmann, Ivan Nestor, aid to russian composition. Containing exercises, vocabulaires, syntacticarules &c. London, Allen. 7 s. 6 d.

Schroeder, Leopold von, die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntniss der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Berlin, Asher & Co. 88. Mk. 5.

Sologhub, W. A., bitteres Glück. Roman. Aus dem Ruſſiſchen von Walfriede Stein. Breslau, Schottländer. Mk. 5.

Taïroff, B., note sur la culture de la vigne et les vins du Caucase. 8 p. Montpellier. Progrès agricole et viticole. 87. fr. 1.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 4-го Марта 1888.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Der Sträfling.

Novelle von **Andreas Alcharin** in Riga.

Doctor Maſchkow, Oberarzt am Militär-Hoſpital einer ruſſiſchen Gouvernementsſtadt, war ſpät Abends von einem Krankenbeſuche heimgekehrt und hatte eben ſein Abendbrod eingenommen, als an ſeiner Thür heftig geſchellt wurde.

„Sieh doch, Matrjona," ſagte der Doctor zu ſeiner alten Haushälterin, welche mit dem Abräumen der Ueberreſte des Mahles beſchäftigt war, „ſieh doch, wer der ungeſtüme Gaſt iſt und was er zu dieſer nachtſchlafenden Zeit von mir will."

Die Alte öffnete und ein Krankenwärter des Hoſpitals trat ein, welcher den Doctor erſuchte, unverzüglich mit ihm zu gehen. Im Hoſpital liege ein Schwerverwundeter, der ſeines Beiſtandes bedürfe.

Der Doctor hüllte ſich in ſeinen Mantel und verließ mit dem Boten das Haus.

Unterwegs wußte dieſer zu erzählen, der Kranke ſei ein aus Sibirien entſprungener Sträfling, der ſich bei ſeiner Verhaftung auf's Verzweifeltſte gewehrt habe. Durch einen Schlag mit dem Gewehrkolben ſei er endlich niedergeſtreckt worden.

Einige Minuten ſpäter ſtand Dr. Maſchkow vor dem blutbefleckten Lager, auf welchem der Verwundete, noch immer beſinnungslos, lag. Es war eine große, kraftvolle Geſtalt. Trotz der entſtellenden Blutflecke ließen ſich regelmäßige, noch jugendliche Züge erkennen.

Nachdem Dr. Maſchkow den rohen Nothverband entfernt hatte, machte er ſich an die Unterſuchung der Kopfwunde. Die Pelzmütze, welche der Verwundete getragen, hatte die Gewalt des Schlages gebrochen. Aber auch jetzt drohte die äußerſte Gefahr und angeſichts der ſchrecklichen Verletzung zweifelte der Arzt ſelbſt an einem glücklichen Ausgang.

Lange und hartnäckig war das Ringen dieſes jungen kraftſtrotzenden Lebens mit dem Tode; aber mit der ſtillen Befriedigung eines Arztes, der ſich, neben der allwaltenden Naturkraft, ein beſcheidenes Verdienſt um die Heilung des Kranken zuſprechen darf, konnte Dr. Maſchkow endlich ausrufen: Gerettet!

In dieſes freudige Gefühl getreuer Pflichterfüllung miſchte ſich unbewußt etwas wie Sympathie für den Patienten. Wenn der menſchenfreundliche Arzt an

dem Lager desſelben ſaß und in das ſtille, bleiche Antlitz blickte, ſo mußte er ſich mit einem Seufzer des Mitleids fragen, was der Unglückliche verbrochen haben möge, um, bei ſeiner augenſcheinlichen Jugend, zu einer ſo furchtbaren Strafe, wie die Zwangsarbeit in Sibirien, verdammt zu werden. In ſeinen Fieberphantaſien hörte man ihn oft, bald zärtlich, bald klagend, den Namen „Anjuta" rufen. Und als er, nach glücklich überſtandener Kriſis, aus einem langen, todesähnlichen Schlafe erwachte, war ſeine erſte Frage nach Anjuta.

Wer war Anjuta und welchen Antheil hatte ſie an ſeinem Schickſal? —

Dieſe Frage beſchäftigte den Doctor in dem Maße, als ſein Intereſſe an dem Kranken wuchs. Wie ſeine Geneſung langſam, aber ſicher fortſchritt, hatte der gute Doctor die Genugthuung, wahrzunehmen, daß die ſorgfältige Pflege und freundliche Behandlung, welche er dem Kranken angedeihen ließ, auf ihn nicht ohne Eindruck geblieben waren. Der dankbare Blick ſeiner dunklen Augen beſagte es beſſer, als Worte es vermocht hätten.

Während ſeine Züge für gewöhnlich einen düſteren, hoffnungsloſen Ausdruck trugen, hellten ſie ſich auf, wenn ihn Dr. Maſchkow beſuchte. Es war, als wenn die Eiſesrinde, welche Elend und Verzweiflung um das Herz des Unglücklichen gelegt hatten, unter dem warmen, theilnehmenden Blicke des Arztes geſchmolzen wäre und eine im Grunde unverdorbene Natur nach langem Winterſchlafe die erſten ſchüchternen Blüthen triebe.

Indeſſen je ſchnellere Fortſchritte die Geneſung des Kranken machte, um ſo näher rückte der Zeitpunkt, da ſein Aufenthalt im Hoſpital zu Ende ging. Schon ſtreckte das Gefängniß nach ihm die ſteinernen Arme aus, welche ihn erſt dann freigeben ſollten, wenn er den Weg dahin antrat, woher er unlängſt mit Gefahr ſeines Lebens geflohen war.

* * *

An einem Nachmittage machte Dr. Maſchkow wie gewöhnlich ſeinen Beſuch im Hoſpital. Als er in die Zelle Grigori's trat — das war der Name des Sträflings — ſah er ihn am Fenſter ſitzen und durch die eiſernen Gitterſtangen in's Freie ſtarren. Das Geräuſch, welches das Oeffnen der Thür verurſachte, ſchreckte ihn aus ſeinem Brüten. Er wandte ſich um und begrüßte den Eintretenden mit einem Lächeln, das wie ein Sonnenſtrahl über ſein düſteres Antlitz glitt.

„Ach, Ihr ſeid es, Herr!" rief er freudig aus, „Gott ſei Dank, daß ich Euch noch einmal ſehe, um Euch für alle die Liebe und Güte zu danken, mit der Ihr Euch eines armen Sträflings angenommen habt."

„Ei, Grigori, Du redeſt ja, als ob wir uns heute zum letzten Mal ſähen?"

„Das könnte wohl ſein, Herr, wenn Ihr mich nicht im Gefängniß aufſuchen wollt. Der alte Petruſcha, mein Wärter, theilte mir mit, daß der Herr Major meine Entlaſſung aus dem Hoſpital zu morgen befohlen habe."

„Ich habe allerdings Deinen Namen auf die Liſte der Geneſenen geſetzt. Du biſt ſo weit hergeſtellt, daß Du Anderen Platz machen kannſt, die der Pflege nothwendiger bedürfen."

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort:

„Sprich, Grigori, kann ich nicht etwas für Dich thun?“

„Nichts, Herr!“ erwiderte der Sträfling, traurig den Kopf ſchüttelnd. „Mein Loos iſt geworfen und Niemand vermag es zu ändern.“

„Haſt Du kein Weſen, das Deinem Herzen theuer iſt, an das Du einen Gruß ſenden möchteſt?“

Eine jähe Röthe färbte das blaſſe Geſicht des jungen Sträflings.

„Ich bin eine vater- und mutterloſe Waiſe, ohne Verwandte, ohne Freunde . . . und doch . . .“

Er ſtockte und in ſeinem Antlitz ſpiegelte ſich eine tiefe Erregung ab.

„Und doch,“ ergänzte der Doctor, „und doch kennſt Du einen Menſchen, der Dir nicht gleichgiltig iſt?“

„Ihr habt Recht, Herr!“ ſagte Grigori; und er fuhr mit halblauter Stimme, wie zu ſich ſelbſt redend, fort:

„Nur einmal laßt mich ihr ſüßes Antlitz ſchauen, und getroſten Muthes will ich gehen und mich in den fürchterlichen Bergwerken lebendig begraben laſſen!“

„Kann ich auch nur wenig für Dich thun, ſo dürfte ich doch im Stande ſein, Dir das Wiederſehen mit dem Weſen zu ermöglichen, nach dem ſich Dein Herz ſehnt.“

„O Herr, wenn Ihr das vermöchtet!“ rief Grigori, ſeine Hände wie zur Beſchwörung faltend.

„Darauf kann ich Dir erſt dann antworten, wenn ich weiß, wer der Gegenſtand Deiner Sehnſucht iſt und wo ich ihn finde.“

„Wer es iſt? . . . Anjuta iſt es, meine Schweſter, mein Leben, mein Alles! Sie noch einmal zu ſehen, ihren Odem noch einmal zu trinken, bin ich aus Sibiriens Schneewüſten geflohen, habe ich tauſendfachem Tode getrotzt!“ . . .

„O Herr,“ fuhr er mit einem tiefen Athemzuge fort: „Ihr möget mich einen Thoren ſchelten, aber Ihr kennt Anjuta nicht!“

„Grigori,“ ſagte der Arzt, von der Leidenſchaft des Burſchen ergriffen, „Du weißt, daß ich es gut mit Dir meine. Man hat mir geſagt, Du ſeieſt der Mörder Deines Gutsherrn. Ich kann es nicht glauben, daß Du kalten Blutes ein ſo verabſcheuungswürdiges Verbrechen auf Deine Seele geladen. Schenke mir Dein Vertrauen und erzähle mir, wie Du dazu gekommen, ein Ausgeſtoßener der menſchlichen Geſellſchaft zu ſein.“

„Herr!“ ſagte Grigori, und ſeine Stimme zitterte vor innerer Bewegung, „während der zwei Jahre im Zwangshauſe zu Tobolſk, als mein einziger menſchlicher Umgang Räuber und Mörder waren, hätte ich vergeſſen, daß ich ein Menſch mit menſchlichem Denken und Fühlen ſei, wäre nicht der Gedanke an Anjuta geweſen. Wohl war ich nahe daran, wahnſinnig oder ſchlimmer als meine Genoſſen zu werden. . . . Ihr, Herr, habt Erbarmen mit mir gehabt und ſtatt, wie die Anderen, vor der Berührung mit dem Sträfling, wie vor einem Peſtkranken, zurückzuſchrecken, nicht nur die Wunden des Körpers mit ſanfter Hand geheilt, ſon-

dern auch meinem kranken Herzen von Neuem Troſt und Hoffnung eingeflößt. So vernehmt denn die Geſchichte eines Unglücklichen."

Und nach einem tiefen Athemzuge, der wie ein Seufzer klang, begann der Sträfling:

„Mein Vater war der leibeigene Förſter des Grafen Roganow. Unſer Häuschen lag mitten im Walde. Dunkle Tannen, breitäſtige Buchen und ſilberſtämmige Birken ſchloſſen es von allen Seiten ein, wie ein Vogelneſt. O wie liebte ich den Wald! Halbe Tage lang konnte ich unter ſeinem grünen Dache umherſtreifen, jetzt den Lockton eines Vogels nachahmend, jetzt aus laubigem Verſteck ein ſchlankes Reh, einen ſtolzen Hirſch belauſchend. Und wenn ich mit der kleinen Ziegenheerde, die ich zu hüten hatte, auf einer der üppigen Wieſen, tief im Walde, angekommen war, ließ ich meine Pflegebefohlenen ruhig weiden, ich ſelbſt aber ſuchte Beeren, ſchwarze und rothe. Wie köſtlich mundete dazu das Stück Schwarzbrod! . . . War ich ſatt, ſo ſtreckte ich mich in's weiche Gras und blickte durch den Wipfel des Baumes, darunter ich lag, zum Himmel empor. Die weißen Wölkchen kamen mir dann vor wie Schwäne, die ſich in der blauen Fluth mühſam einen Weg durch das Gewirr von Waſſerpflanzen bahnen. Ringsum aber zirpte, zwitſcherte und flötete es. Grüngoldige Sonnenſtrahlen hüpften mir über das Geſicht, ein leiſer Windhauch wehte mir koſend über die Wangen, wie eine weiche liebende Mutterhand. Ehe ich mich verſah, ſanken mir die Augen zu und ich verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem mich erſt der Abendwind oder die kalte Schnauze einer Ziege erweckte. — Ich hatte ſo mein achtes Jahr erreicht, als unſere Hausgenoſſenſchaft, welche aus dem Vater und mir, nebſt einer alten Magd beſtand, um eine Perſon vermehrt wurde. An einem kalten regneriſchen Herbſtabend wurde an unſere Thür gepocht. Der Vater öffnete und fand, an den Thürpfoſten gelehnt, ein fremdes Weib, welches, vor Kälte und Näſſe ſtarr, kaum im Stande war, die Schwelle zu überſchreiten. Der Vater ſtützte ihre wankenden Schritte und führte ſie in unſer behagliches, von einem helllodernden Feuer erwärmtes Stübchen. Vor dem flammenden Heerde mußte ſie ſich niederlaſſen, und wie groß war unſer Erſtaunen, als ſie aus einem groben Tuche, das ihr Haupt und Bruſt bedeckte, mit zitternden Händen ein etwa vierjähriges ſchlummerndes Mädchen wickelte. Mit ſeinen goldblonden Locken, den großen blauen Augen, welche es bald nachher aufſchlug, und dem roſigen Antlitz kam es mir vor wie einer der Himmelsbewohner, von denen die Mutter mir ſo oft erzählt hatte. Die arme kranke Frau, es war die Mutter der Kleinen, verfiel noch in derſelben Nacht in eine ſchwere Krankheit, von der ſie nicht mehr erſtehen ſollte. Eine Woche nach ihrer Ankunft trug man ſie hinaus und bettete ſie unter den welken Blättern des ländlichen Friedhofs. Niemand wußte oder erfuhr jemals, wer ſie war und woher ſie ſtammte. Aus manchen Anzeichen in Kleidung und Sprache ſchloß der Vater, daß ihre Wiege nicht in einer Bauernhütte geſtanden habe. Die kleine Anjuta, noch zu jung, um die Größe ihres Verluſtes zu begreifen, war nun unſerer Obhut überlaſſen, und mein Vater beſchloß auf meine flehentliche Bitte, ſie an Kindes-

ſtatt anzunehmen. Und niemals brauchte er ſeine Großmuth zu bereuen. Anjuta wurde bald unſer erklärter Liebling. Es war aber auch unmöglich, ſich etwas Lieblicheres, Anmuthigeres vorzuſtellen, als meine kleine Schweſter, wie ich ſie fortan nannte. Immer fröhlich, immer freundlich, wußte ſie ſelbſt das ſauertöpfiſche Weſen der alten Barbara, unſerer Magd, in eitel Sonnenſchein zu verwandeln. Ich glaube, nicht nur die Menſchen, auch die unvernünftigen Thiere fühlten den Zauber ihres Weſens. Wir hatten eine böſe, ſtößige Kuh, welche ſich ſogar gegen die alte Barbara, von der ſie doch gefüttert wurde, widerſpenſtig zeigte. Nur wenn Anjuta ſie ſtreichelte oder ihr den Kopf kraute, ließ ſie ſich, geduldig wie ein Lamm, melken. Aber die kleine Anjuta erſt im Walde zu ſehen! Wie ſie im Graſe ſaß und aus den Blumen, die ich ihr pflückte, Kränze wand, um mich und ihr blondes Lockenköpfchen damit zu ſchmücken! Um ſie her auf den Zweigen ſaßen die Vöglein und ſangen ihre ſchönſten Weiſen, und das Echo antwortete neckiſch auf die fröhlichen Jauchzer der kleinen Waldfee.

Eines Tages — ich hatte bereits mein zwölftes Jahr zurückgelegt — nahm mich der Vater mit in's Grafenſchloß, wo er über eine bevorſtehende Jagd Befehle einzuholen hatte. Während ich auf der Schloßtreppe die Rückkehr des Vaters erwartete, wurde ich von einer ſchönen blaſſen Dame, die einen Buben meines Alters an der Hand führte, freundlich angeredet. Die Gräfin, ſie war es ſelbſt, fragte, wer ich ſei, tätſchelte mir mit ihrer weichen Hand die Wangen und hieß mich mit ihrem Söhnchen auf dem Raſenplatz vor dem Hauſe ſpielen. So ſehr mir die ſchöne, gütige Frau gefiel, ſo wenig behagte mir ihr Sohn. Er zeigte mir ein mürriſches, unfreundliches Geſicht, und wir hatten noch keine fünf Minuten mit einander nach der Scheibe geſchoſſen, als er, erbittert über meine größere Geſchicklichkeit, mich einen Bauerlümmel nannte und mir verächtlich den Rücken kehrte. So war ich denn herzlich froh, als der Vater kam und wir den Weg nach Hauſe einſchlugen. Der Beſuch im Schloſſe ſollte aber nicht ohne Folgen für mich bleiben. Einige Tage nachher wurde mein Vater abermals zum Grafen beſchieden, mit der Weiſung, mich mitzunehmen. Man kann ſich ſeine Ueberraſchung denken, als ihm der Graf eröffnete, er habe mich zum Spielgefährten ſeines Sohnes erſehen. Trotz meiner flehentlichen Bitten, der Vater möchte mich wieder nach Hauſe nehmen, mußte ich im Schloß bleiben. Wer achtet auf die Thränen eines Bauerlümmels, wenn es eine gräfliche Laune gilt! — Ich bekam ſchöne Kleider, ſchlief in einem Flaumenbett, aß und trank leckerer als der reiche Staroſta*) unſeres Dorfes und konnte mich keineswegs über unfreundliche Behandlung beklagen. Der Graf war ein ſtolzer Herr, der ſich um mich gar nicht kümmerte. Ich erregte weder ſeinen Zorn, noch ſein Wohlgefallen. Was dagegen ſeine bleiche, ſanfte Gemahlin betrifft, ſo war ſie ein Engel an Güte. Die einzige Perſon, welche ſich im Grafenſchloſſe feindlich gegen mich bezeigte, war der junge Graf, mein Spielgeſelle. Nicht nur, daß er in den gemeinſamen Lehrſtunden meine Unwiſſenheit verſpottete —

*) Dorfſchulze.

freilich war der dreijährige Unterricht, den ich beim Pater Kiryll genoſſen, in ſeinen Erfolgen für mich nicht gerade glänzend zu nennen — beim Spielen, auf den Spaziergängen, bei Tafel — kurz, bei jeder Gelegenheit, wo es ungeſtraft geſchehen konnte, ließ er an mir ſeinen boshaften Muthwillen aus. An den feilen Lakaien fand er Helfershelfer genug, die ihn in ſeinem Haß gegen den Bauerjungen bereitwillig unterſtützten. Somit waren es, trotz des äußeren Glanzes, traurige Tage, die ich im Grafenſchloſſe verlebte. O wie oft gedachte ich der traulichen Waldhütte und ſeiner lieben Bewohner! Am Tage durfte ich meinen Kummer nicht zeigen, ohne den rohen Spott meiner Feinde herauszufordern. Nur im verſchwiegenen Dunkel der Nacht ließ ich meinen Thränen freien Lauf. — Von Zeit zu Zeit wurde mir erlaubt, meinen Vater zu beſuchen. Welcher Feſttag für mich! Wie hüpfte und jubelte mein Herz, wenn ich aus dem grünen Blätterſchooße das alte traute Häuschen hervortauchen ſah! Jetzt trete ich in's Vorhaus . . . jetzt halte ich die Klinke in bebender Hand — da werden mir von weichen Händen die Augen zugedrückt. Anjuta! rufe ich — und da liegt ſie an meiner Bruſt und lacht und weint vor Freude. . . . Zwei Jahre währte meine Gefangenſchaft im goldenen Käfig. Da wurde der Junker nach Petersburg in's Pagencorps geſchickt, und ich war frei, frei wie der Vogel in der Luft. Mein Erſtes, zu Hauſe angekommen, war, die ſchönen gräflichen Kleider abzuwerfen. Mit welchem Behagen trug ich meinen groben Kittel, war er inzwiſchen auch kurz und eng geworden! Nichts ſollte mich an die glänzende Sclaverei erinnern, der ich eben entronnen. — Ich wurde der Gehilfe des Vaters, denn ich war groß und ſtark, und die Holz- und Wilddiebe fürchteten mich bald nicht weniger als den Vater. Und kehrte ich nach ſchwerem Tageswerk müde, durchnäßt und hungrig aus dem Walde zurück, empfing mich Schweſter Anjuta mit ihrem ſonnigen Lächeln und ſorgte mit zärtlicher Haſt für meine Bedürfniſſe. Da war alles Ungemach vergeſſen und ich wähnte mich im Himmel.

Fünf Jahre ſtrichen ſo im Fluge vorüber. Wenn ich ein Leben vor mir hätte, endlos wie das des ewigen Wanderers, von dem mir Pater Kiryll zu erzählen wußte, nie, nie würde ich das harmloſe Glück jener Jahre wiederfinden! Warum das ſo iſt, weiß ich nicht, Herr; aber ich fühle, daß es ſo iſt."

Nach einer kurzen Pauſe fuhr Grigori in ſeiner Erzählung fort:

„Jäh und furchtbar, wie der Buran*) der Steppe, brach das Unglück in unſere friedliche Hütte.

Auf der herbſtlichen Treibjad, zu der eine Menge vornehmer Gäſte aus der Reſidenz geladen war, ſah ein ungeſchickter Schütze meinen Vater für den gejagten Bären an und traf ihn nur zu ſicher. Von Blut überſtrömt, brach der Todeswunde zuſammen, um wenige Augenblicke nachher ſeinen Geiſt in meinen Armen zu verhauchen. Was ſoll ich Euch, Herr, von den Thränen erzählen, die wir Verwaiſten dem Todten nachweinten? Es war ein ſchlichter, ungelehrter Mann,

*) Der Schneeſturm.

aber unter dem groben Zwillichkittel ſchlug ein Herz, ſanft und gut wie das eines Kindes. Gott ſegne ſeinen Staub!"

Grigori wiſchte ſich mit der Hand über die Augen. Dann fuhr er fort:

„Der Graf ernannte mich, trotz meiner Jugend, vielleicht im Bewußtſein, daß er etwas gut zu machen habe, zum Nachfolger meines Vaters. Still und friedlich floſſen uns die Tage in der Waldhütte dahin. Anjuta war zu einer lieblichen Jungfrau erblüht. Sie hing an mir mit der Zärtlichkeit einer Schweſter, und ich hatte keinen anderen Gedanken als ſie. Ihren Fuß vor jedem Stein am Wege zu behüten, erſchien mir als mein Lebenszweck, und Gott iſt mein Zeuge, daß ich nie dabei an mich ſelbſt dachte.

Der Tod des alten Grafen, welcher zwei Jahre nach dem meines Vaters erfolgte, veränderte nichts an meiner Stellung. Der junge Graf, mein einſtiger Spielgefährte, hatte die Gnade, mich in meinem Amte zu beſtätigen. — Wieder kam der Herbſt und mein neuer Herr langte mit einer Schaar Freunde an, um im wildreichen Forſte zu jagen. Die Gäſte waren Lebemänner, wie ihr gräflicher Wirth, und es begann jetzt ein wüſtes Schlemmen und zuchtloſes Treiben, wie es die ehrwürdigen Räume des Schloſſes wohl niemals geſehen hatten. Die Gräfin-Mutter weilte ihrer angegriffenen Geſundheit wegen im Auslande, und ſo brauchte ſich der Herr Sohn keinen Zwang aufzuerlegen. — Endlich waren die Jagden abgehalten und die Gäſte zerſtreuten ſich. Aber der Graf blieb, im Widerſpruch mit ſeinen Gewohnheiten, da er nichts ſo haßte wie die Ruhe und Einförmigkeit des Landlebens. Ich hatte keine Ahnung von der eigentlichen Urſache ſeines Entſchluſſes. Wäre mir der Hauch eines Verdachtes gekommen, der jugendliche Wüſtling habe ſein begehrliches Auge auf Anjuta geworfen, — ich hätte Alles im Stich gelaſſen und wäre bei Nacht und Nebel mit ihr geflohen. Hat der Schwache eine andere Waffe als die Flucht? Kennt der Leibeigene ein Geſetz, das ihn vor der Willkür ſeines Herrn ſchützt? . . . Ein unglücklicher Zufall hatte es gefügt, daß der Graf im Walde Anjuta begegnete. Seine freche Zudringlichkeit verfolgte ſie bis zu unſerer Hütte. Anjuta, welche wußte, daß ich ohnehin dem Grafen nicht hold war, wagte es, aus Furcht, ich könnte ihren Beleidiger zur Rede ſtellen, nicht, mir die Begegnung mitzutheilen. Einige Tage nachher ließ mich der Graf rufen. Er empfing mich freundlicher als gewöhnlich und gab mir den Auftrag, in einem entlegenen Theile des ungeheuren Forſtes die Fällung von Bauholz zu überwachen. Dies Geſchäft entfernte mich eine volle Woche von Hauſe. Beim Abſchied von Anjuta fiel mir eine an ihr ungewohnte Erregung auf, welche ich ihrer mädchenhaften Beſorgniß für mich zuſchrieb, da jener Theil des Forſtes von verwegenen Holzdieben unſicher gemacht wurde.

An meinem Beſtimmungsorte angekommen, fand ich bei meiner angeſtrengten Thätigkeit keine Zeit zum Grübeln. Erſt beim Schlafengehen trat mir wieder das Bild Anjuta's vor die Seele, wie ſie mir beim Abſchied angſtvoll in die Augen geſehen. Eine qualvolle, unerträgliche Unruhe, eine bange Ahnung bevorſtehenden Unheils erfaßte mich. Ich wäre am liebſten augenblicklich nach Hauſe zurückgekehrt.

Aber ich durfte nicht fort: meine Anwesenheit am Orte war unbedingt nothwendig. Am dritten Tage mußten die Arbeiten eingestellt werden. Ein streitiger Punkt im Contract des Podrjatschiks*) erheischte eine Unterredung mit dem Grafen. Begierig ergriff ich die Gelegenheit, die quälende Unruhe zu beschwichtigen, welche mich verzehrte, und dahin zu eilen, wohin mich mein Herz zog. — Die eben beginnende Dämmerung warf ihre ersten Schatten über den Waldpfad, als ich mich unserem Häuschen näherte. Ich band mein Pferd an einen Ast und beschloß Anjuta zu überraschen. Plötzlich traf ein angstvoller Hilferuf mein Ohr. Er kam aus dem Hause und ich glaubte Anjuta's Stimme zu erkennen. In wenigen Sätzen war ich im Hausflur. Ich stieß die Thür auf — und welch' ein Anblick! Anjuta wand sich unter den brutalen Liebkosungen eines Unbekannten. Im nächsten Augenblick traf ihn ein Faustschlag, der ihn zwang sein Opfer loszulassen. Er taumelte gegen die Wand. Jetzt, da ich ihm in das blasse, wuthverzerrte Antlitz sah, erkannte ich den Grafen. Auch er hatte mich erkannt. Mit einem wilden Fluche riß er sein Gewehr an sich, das neben ihm in der Ecke lehnte und spannte den Hahn, die Mündung des Laufes gegen mich kehrend. Blitzschnell stürzte ich mich auf ihn und entriß ihm die Büchse. Ein kurzes, heftiges Ringen entstand. Da erkrachte der Schuß, und — mein Gegner sank mit einem dumpfen Röcheln zu Boden. Die volle Ladung Rehposten hatte ihm die Brust zerschmettert. Wenige Augenblicke nachher that er seinen letzten Athemzug. Schreckerstarrt stand ich da, unfähig, das Furchtbare meiner Lage zu überdenken. Anjuta riß mich aus meiner Betäubung. „Flieh, Bruder, flieh!" rief sie händeringend. Ja, Flucht war meine einzige Rettung. Ich floh, aber das Glück war mir nicht hold. Nach wenigen Tagen fiel ich in die Hände meiner Verfolger. Der Proceß, den man mir machte, war ein kurzer. Vergebens erzählte ich die Ursache jener schrecklichen Katastrophe, vergebens rief ich Gott zum Zeugen an, daß der Schuß, ohne mein Zuthun, während des Ringens losgegangen sei: der Leibeigene hatte die Hand gegen den Herrn erhoben, und das genügte mich zu verdammen. Als „Vatermörder" verurtheilt, wurde ich, in Anbetracht meiner Jugend, zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit in Sibirien „begnadigt"."

Der Sträfling lachte bitter.

Ein Vogel flog an's offene Fenster und setzte sich auf die Gitterstange. Mit neugierig-klugen Aeuglein blickte er den Gefangenen an und flog dann mit fröhlichem Gezwitscher davon. Seinem Fluge mit den Blicken folgend, fuhr der Sträfling fort:

„Ihr wißt nun, Herr, wie ich ein Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft wurde. Und fragt Ihr mich, warum ich das Thor meines Kerkers sprengte? Nicht aus Drang nach Freiheit: in der dumpfen Betäubung, welche während dieser schrecklichen Zeit wie ein Alp auf mir lag, empfand ich kaum den Druck meiner Sclavenkette. Nicht aus Liebe zur menschlichen Gesellschaft: der Abschaum der-

*) Unternehmer von Lieferungsverträgen.

ſelben, welcher mich zwei Jahre meines Lebens in widerlicher Vertraulichkeit als ſeinesgleichen betrachtete, hat wahrlich nichts dazu gethan, mein Herz milder gegen dieſe vielgeprieſene menſchliche Gemeinſchaft zu ſtimmen. Und doch lebte etwas in mir, was in jener Hölle meine Seele vor Verderbniß, meinen Geiſt vor der Nacht des Wahnſinns rettete: es war der Gedanke an Anjuta. Wie ein Engel erſchien ſie mir des Tags unter meinen rohen Genoſſen, des Nachts auf meinem harten Lager, und Troſt und Hoffnung goß ſie in meine wunde Seele. „Verzage nicht," raunte ſie mir zu, „wir ſehen uns wieder. Ich harre in Treue Dein." Und da erwachte in meinem Herzen die Sehnſucht nach ihr mit übermenſchlicher Gewalt. . . . Der Gedanke an Flucht, anfangs ein nebelhaftes, weſenloſes Gebilde, gewann bald Geſtalt und Form. Ich wußte, wie gering die Ausſicht auf Gelingen war. Aber ich wäre lieber in den ſicheren Tod gegangen, als daß ich länger das Joch meiner Gefangenſchaft getragen hätte. — An einem trüben Februarabend" — begann der Sträfling nach einer kleinen Pauſe wieder, unterbrach ſich aber und ſagte:

„Was ſoll ich, Herr, Euch mit den Einzelheiten meiner Flucht langweilen? Genug, daß ſie mir aus meinem Gefängniß gelang, um hier kläglich zu ſcheitern."

„Erzähle nur," ermunterte ihn der Doctor, „die Geſchichte Deiner kühnen Flucht würde meine Theilnahme erregen, ſelbſt wenn Du mir unbekannt und gleichgiltig wärſt."

Mit einem dankbaren Blick fuhr der Gefangene in ſeiner Geſchichte fort:

„An einem trüben Februarabend, als die Sträflinge von der Tagesarbeit in's Gefängniß zurückkehrten, gelang es mir, mich aus ihren Reihen zu ſtehlen. Mit 30 Rubeln, welche ich mir durch Arbeit in den Freiſtunden verdient hatte, begann ich meine Flucht. Die Kleidung eines ſibiriſchen Bauern — Pelzmütze, Schafpelz, warme Handſchuhe und hochragende Schaftſtiefel — welche ich mir nach und nach zu verſchaffen gewußt, hatte ich unweit unſeres Arbeitsplatzes verſteckt. Dort vollzog ich in Eile meine Umwandlung. Mein Plan war folgender: Mit Vermeidung der Handelsſtraße wollte ich den Ural zu erreichen ſuchen, denſelben an ſeinem nördlichen Theile überſteigen und meinen Weg durch die Steppe der Petſchora nehmen. In Weliki Uſtjug gedachte ich mich unter die frommen Pilger zu miſchen, welche ſich alljährlich, Ende April, hier verſammeln, um gemeinſam nach Solowetſk*) zu wallfahren. Hatte ich einmal Archangel erreicht, ſo hielt ich mich ſicher vor jeder Gefahr der Entdeckung. Es konnte mir dann nicht ſchwer fallen, unter irgend einer Verkleidung als Bogomolez**), als Bauer, meine Heimath zu erreichen. Wohl verhehlte ich mir keineswegs die Gefahren, denen ich entgegen ging. Ich konnte von meinen Verfolgern ereilt werden; ich konnte in die Hände der umherſtreifenden Tataren fallen, welche die Jagd auf entſprungene Sträflinge der Eichhörnchenjagd, die ſie gewerbmäßig betreiben, bei Weitem vorziehen. Sie ſagen: „Wer ein Eichhörnchen ſchießt, hat blos den Balg, wer einen flüchtigen

*) Das Kloſter von Solowetſk, auf einer Inſel des Weißen Meeres unweit Archangel gelegen, iſt als Wallfahrtsort in ganz Rußland berühmt.

**) Wallfahrer.

Sträfling fängt, hat den Rock, das Hemd und die Menſchenhaut obendrein.“ Furchtbarer aber noch war die Gefahr, der grimmigen Kälte zu erliegen. Ich mußte ja jede Gelegenheit vermeiden, mit Menſchen zuſammen zu treffen und darauf gefaßt ſein, Wochen, ja Monate lang den Genuß einer warmen Speiſe, die Wohlthat eines menſchlichen Obdachs zu entbehren. So begann ich, bei einer Kälte, welche den Hauch des Mundes in Reif verwandelte, meine Wanderung. Was ich auf derſelben erduldet, Herr, das ſpottet aller Beſchreibung! Es ſchaudert mich beim Gedanken daran. Den Tag über wanderte ich, ſo ſchnell mich meine Füße tragen mochten. Mit einbrechender Dunkelheit verkroch ich mich, zum Tode erſchöpft, im Dickicht des Waldes und wühlte, nach Art der Oſtjaken, ein Loch in den Schnee, wo ich mich zuſammenkauerte und bis zum Morgen ſchlief. Meinen Hunger ſtillte ich vom Brod, das ich unterwegs in den Häuschen kaufte, die von der Regierung zur Bequemlichkeit der Reiſenden in gewiſſen Entfernungen der Handelsſtraße unterhalten werden. Steinhart gefrorenes Brod, das ich nur mühſam mit meinem Meſſer zerſtückeln konnte, ſowie geräucherte und geſalzene Fiſche, in demſelben Zuſtande der Ungenießbarkeit, waren meine einzige Speiſe. Meinen Durſt ſtillte ich aus Waſſerlöchern, welche die Reiſenden zum Tränken des Viehes in das Eis der Flüſſe zu hacken pflegen. Fand ich kein Waſſer, ſo begnügte ich mich mit einer Handvoll Schnee. Nur wenn das Bedürfniß nach warmer Nahrung zu gebieteriſch in mir wurde, ſprach ich in einem Bauerhäuschen vor, wo ich dann für Geld und gute Worte mich an einer Schüſſel Sauerkraut oder einer Rübenſuppe laben konnte. Doch war die Gefahr der Entdeckung ſo groß, daß ich während meiner zweimonatlichen Wanderung nur fünf Mal wagte, der gebieteriſchen Forderung meines geſchwächten Körpers nachzugeben. Ich beſaß keinen Paß und konnte gewärtig ſein, beim leiſeſten Argwohn, ich ſei ein entlaufener Sträfling, feſtgehalten zu werden. Konnte ich dann keine Legitimation vorweiſen, ſo war mein Schickſal beſiegelt und ich wurde wiederum meinen Peinigern überliefert. Doch war ich feſt entſchloſſen, es dahin nicht kommen zu laſſen. Nicht umſonſt trug ich im Stiefelſchaft ein haarſcharfes Meſſer. Ich hätte keinen Augenblick gezögert, den Tod der Gefangenſchaft vorzuziehen. Mein furchtbarſter Feind war jedoch die berüchtigte Schläfrigkeit, wie ſie bei ſtarker Kälte und großer Ermüdung einzutreten pflegt. Mehr als einmal fürchtete ich, von ihr überwältigt zu werden und mich niederlegen zu müſſen, um nie wieder aufzuſtehen. Manchmal war der Schnee ſo hart gefroren, daß meine Kräfte nicht hinreichten, um mir ein Loch zum Nachtlager zu graben. Dann lehnte ich mich gegen einen Baum und erwartete ſo, in einem Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, den Anbruch des Tages. Fühlte ich, daß die Neigung zu ſchlafen mich trotz der unbequemen Lage oder vielmehr Stellung zu übermannen drohte, ſo lief ich auf's Gerathewohl, bis ich das Geſpenſt der Schläfrigkeit verſcheucht hatte. Endlich erreichte ich den Ural. Trotz der Erſchöpfung meiner Kräfte gelang mir der Uebergang. Es war bereits Ende April, aber dabei noch eine empfindliche Kälte. Ein eigenes, wehmüthig-freudiges Gefühl durchzuckte mich, als ich endlich den Boden Europas wieder betrat. Trotz meiner wunden

Füße ſchritt ich rüſtig vorwärts — es war ja der Freiheit, Anjuta entgegen. Da, in der Nähe eines Städtchens, das ich umgehen mußte, überraſchte mich ein ſchrecklicher Schneeſturm. Er wirbelte mich buchſtäblich im Kreiſe, der feine, hartgefrorene Schnee ſtach mich wie mit Nadeln in die unbeſchützten Theile des Geſichts, und ſelbſt durch die Kleider fühlte ich ſein ſchmerzhaftes Prickeln. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, war mein Vorrath an Brod ausgegangen. Mit vor Froſt klappernden Zähnen, von wüthendem Hunger gequält, wälzte ich mich auf dem eisharten Schnee. Erſt mit Anbruch des Tages legte ſich der Sturm. Zum Tode erſchöpft, von Froſt erſtarrt, verſuchte ich mich zu erheben, um meinen Weg fortzuſetzen. Vergebliche Mühe! Die zum Aeußerſten abgemattete Natur verſagte den Dienſt. Ich ſank zurück. — Der Gedanke, hier in dieſer menſchenleeren, grauſigen Einöde verſchmachten zu müſſen, wäre mir nicht ſchrecklich geweſen. Aber Anjuta?! Bei der Erinnerung an ſie bäumte ſich mein Herz auf gegen den Tod. Ich konnte, ich durfte nicht ſterben, bevor ich ſie wiedergeſehen. In meinen Ohren vernahm ich ein dumpfes Sauſen. Der Kopf ſchwindelte mir; es wurde dunkel vor meinen Augen. Mit letzter Kraft zog ich das ſilberne Kreuzchen hervor, das ich ſtets auf meiner Bruſt trug. Es war ein Geſchenk Anjuta's. Ich preßte es an die Lippen. . . . Da war es mir, als vernähme mein Ohr das Geläute von Kirchenglocken. Ein neckiſches Traumbild umgaukelte mich. Ich ſah mich an der Seite Anjuta's vor dem Allerheiligſten. Der Prieſter legte unſere Hände in einander; die Weihrauchdüfte wallten; vom Kliros*) ertönte feierlich der Hochzeitsgeſang. Da legte ſich Nacht auf meine Augen . . . ich verlor das Bewußtſein. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer der Isbuſchken**), die den Reiſenden zum Nachtquartier dienen. Von einer vorüberziehenden Schlittenkarawane bemerkt, war ich aufgehoben und mitgenommen worden. Zum Glück war das ſchützende Obdach ganz in der Nähe und hier gelang es meinen menſchenfreundlichen Rettern, mich in's Leben zurückzurufen. Nachdem ich wieder zu Kräften gekommen war, ſetzte ich meinen Weg fort.

Endlich erreichte ich Weliki-Uſtjug, den Sammelplatz der Wallfahrer. Es hielt nicht ſchwer mich ihnen anzuſchließen. Niemand dachte daran, mich nach einem Paß zu fragen. Gegen eine mäßige Vergütung an den Eigenthümer einer großen Barke gewann ich die Erlaubniß, auf dem Deck derſelben die Fahrt nach Archangel mitmachen zu dürfen. Als wir vom Ufer ſtießen, warf jeder der Pilger eine Kupfermünze in den Strom, um uns denſelben günſtig zu ſtimmen. Die zweiwöchentliche Fahrt war eine höchſt einförmige. Sämmtliche Pilger wurden vom Schiffsherrn beköſtigt. Auf dem rieſigen Feuerheerde, welcher inmitten des Schiffes aus Ziegelſteinen errichtet war, wurden die gemeinſamen Mahlzeiten gekocht. Die Tage vergingen, einer wie der andere, unter Eſſen, Schlafen und Bußübungen. Endlich erblickten wir die Thürme der nördlichſten Stadt Rußlands.

---

*) Sängerchor in der ruſſiſchen Kirche.

**) Hütte.

Ueber den letzten Theil meiner Flucht will ich kurz hinweggehen. Er bietet wenig Erwähnenswerthes. In Archangel trennte ich mich unbemerkt von meinen Gefährten und beschloß, die Rolle, welche ich zuletzt gespielt hatte, mit der eines Arbeit suchenden Bauern zu vertauschen. Dazu bewog mich ein überaus wichtiger Fund, den ich zufällig machte. Als ich nämlich die Herberge, worin ich die Nacht zugebracht hatte, verlassen wollte, vermißte ich meinen guten Leibpelz und fand an seiner Stelle einen völlig zerlumpten, von Ungeziefer wimmelnden vor. Schon wollte ich ihn voll Ekel von mir schleudern, als meine Aufmerksamkeit durch eine Tasche erregt wurde, welche sich an der Haarseite des Tulups*) befand. Ich steckte die Hand hinein und zog ein schmutziges, zusammengefaltetes Papier hervor. Es war ein Obrokschein**), auf den Namen eines Bauern von seinem Gutsherrn ausgestellt. Offenbar hatte der Dieb meines Tulups in der Eile das wichtige Document vergessen. Jetzt glaubte ich vor Entdeckung sicher zu sein. — Nach einer Wanderung voll Mühseligkeiten und Entbehrungen gelang es mir die Heimath zu erreichen. O wie pochte mir das Herz, als ich im röthlichen Glanz eines scheidenden Frühlingstages die Waldhütte vor mir sah. Ich durfte nicht hoffen, Anjuta noch hier zu finden; aber durch vorsichtiges Fragen gelang es mir vielleicht ihren Aufenthaltsort zu ermitteln. Bei meinem ohnehin veränderten Aussehen glaubte ich durch den langen verwilderten Bart, welcher mir während meiner Gefangenschaft gewachsen war, sowie durch die entstellende Kleidung, die ich trug, gegen jede Entdeckung gesichert zu sein. Wie wenig dachte ich daran, daß gegen das Auge des Hasses keine Mummerei schützt! Auf mein Pochen öffnete ein Mann. Als er meine demüthig-bittende Geberde sah — ich spielte die Rolle eines Bettlers — schalt er mich einen Tagedieb und hieß mich zornig gehen. „Vor vier Jahren," sagte ich, „hielt mein Fuß an derselben Schwelle und ein hübsches, freundliches Dirnchen gab mir ein reichliches Almosen. Eure Tochter war barmherziger als Ihr." Der Mensch lachte höhnisch. „Meine Tochter? Es war wohl die Schwester oder Geliebte — was weiß ich? — desselben Schurken, der seinen Herrn ermordete und dafür nach Sibirien wanderte." „Und wo ist sie jetzt?" fragte ich, eine gleichgiltige Miene heuchelnd. „Was geht es Dich an, Vagabund?" schnauzte er mich grimmig an. „Pack' Dich fort, oder ich werde Dir Beine machen!" Und er wollte die Thür mir vor der Nase zuwerfen, als ihn das Gebahren seines Hundes stutzig machte. Der Hund, welcher mich mit zornigem Gebell begrüßt, dann knurrend beschnüffelt hatte, sprang jetzt an mir laut aufjubelnd empor und suchte auf alle Weise seine Freude auszudrücken. Vergebens war der drohende Zuruf seines Herrn. Er fuhr fort mich mit seinen täppischen Liebkosungen zu überschütten. Es war Ponto, mein treuer Waidgeselle, der jetzt einem anderen Herrn diente. Und sein Herr? Nur das ungewisse Licht der Dämmerung hatte

*) Kurzer Schafpelz.

**) Ein Schein des Gutsherrn, welchen derselbe seinen Bauern gegen einen jährlich ihm zu entrichtenden Zins ausstellte. Derselbe gab dem Bauern das Recht, sich anderswo zu verdingen.

es verhindert, daß ich ihn nicht ſofort erkannte. Während der Zeit, da ich Gehilfe des Vaters war, ſtand dieſer Menſch in dringendem Verdacht, einer der verwegenſten Holzdiebe zu ſein. Seiner Verſchlagenheit aber hatte er es zu verdanken, daß er lange Zeit jeder Nachſtellung entging. Da gelang es mir endlich den frechen Burſchen auf friſcher That zu ertappen. Der Graf ließ ihn auspeitſchen und auf zwei Jahre in das Zuchthaus der nächſten Stadt ſperren. Mir, als dem Urheber ſeiner Beſtrafung, ſchwor der tückiſche Geſelle Rache. Wie ich nachher erfuhr, war er ein Verwandter des jetzigen Förſters und hatte dieſem Umſtande ſeine Stellung als Gehilfe desſelben zu verdanken.

Das ungewöhnliche Gebahren des Hundes erregte, wie ſchon erwähnt, ſeinen Verdacht. „Halt, wer biſt Du?“ rief er mir zu und packte mich an der Schulter. Ich traf ihn mit meinem Bettlerſtabe, daß er zuſammenbrach. Dann ſtürzte ich hinaus und floh, ſo ſchnell mich meine Füße tragen mochten. Ich hatte mit meiner Flucht diesmal ſo wenig Glück wie das erſte Mal. Mein Todfeind — der Schlag hatte ihn nur betäubt — hetzte mir die Häſcher auf den Hals. Er hatte mich trotz meiner Vermummung erkannt. Sein unbeſtimmter Verdacht war durch meine vielleicht übereilte Flucht zur Gewißheit geworden — und er ruhte jetzt nicht eher, als bis er mich ſeiner Rache geopfert. Mein einziger Freund, der Hund, ſollte aus Anhänglichkeit an mir zu meinem Verräther werden. Ich wurde wie ein Wild gejagt, umkreiſt und überwältigt. Alles Andere, Herr, iſt Euch bekannt.“

Der Sträfling ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

„Und Anjuta?“ fragte der Arzt nach einer Pauſe, „haſt Du von ihr nichts erfahren?“

„Nichts, Herr!“ erwiderte Grigori mit einem tiefen Seufzer.

„Verzage nicht!“ tröſtete der Arzt, von dem Schmerze des armen Burſchen bewegt. „Vielleicht gelingt es mir, was Du vergeblich erſtrebteſt. Theile mir Alles mit, was zur Entdeckung Deiner Pflegeſchweſter führen könnte.“

Mit einem Blick dankbarer Rührung willfahrte der Sträfling, und der Arzt notirte die ihm wichtig erſcheinenden Angaben in ſeiner Schreibtafel. Dann erhob er ſich und reichte dem Sträfling zum Abſchied die Hand.

Es war ein ſtärkerer Impuls als das gegebene Verſprechen, was Dr. Maſchkow ſeine Nachforſchungen mit allem Eifer betreiben ließ. Er ſchrieb vor Allem an die Gemeindeverwaltung, bei der Anjuta verzeichnet war und erhielt zur Antwort, daß der Aufenthaltsort des jungen Mädchens unbekannt ſei. In Folge der ſchrecklichen Kataſtrophe, deren Urſache und Zeugin ſie geweſen, war ſie in ein hitziges Fieber verfallen, von dem ſie erſt erſtand, als Grigori bereits den Weg nach Sibirien angetreten hatte. Darauf war ſie in den Dienſt einer benachbarten Gutsbeſitzerfamilie getreten und mit derſelben nach Petersburg gereiſt. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß dieſe Familie den Sommer wieder auf ihrem Gute verbrachte. Als der Doctor ſeine Nachforſchungen bei derſelben fortſetzte, erfuhr er, daß Anjuta bald nach ihrer Ankunft in Petersburg am Typhus ſchwer erkrankt und in's Hoſpital geſchafft worden ſei. Nach ihrer Geneſung habe ſie wieder

ihren Dienſt aufnehmen wollen, ‚aber,“ bemerkte die geweſene Herrin Anjuta's, „ich hatte ſchon eine neue Zoſe engagirt, und dann ſah das Ding; die Anjuta, ſo bleich und ſchwächlich aus, daß Niemand Vertrauen zu ihrer Leiſtungsfähigkeit haben konnte.“ Empört durch die Herzloſigkeit der feinen Weltdame, gelobte ſich der gute Doctor, nur um ſo eifriger nach der Verſchwundenen zu forſchen. Es ſchauderte ihn bei dem Gedanken an das Loos des armen Mädchens. Mittellos, kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, mußte ſie in dem ſinnverwirrenden Strudel des nordiſchen Babel, deſſen unerſättlicher Schlund ſchon Tauſende ihresgleichen verſchlungen hatte, um ihre Exiſtenz ringen! . . . Allein, welche Mühe ſich auch der Doctor gab — er ſchrieb ſogar an einen Freund in Petersburg und bat ihn, ſich im Adreßbureau nach Anjuta zu erkundigen — es wollte ihm nicht gelingen, eine Spur von der Vermißten zu entdecken. Schon nahte der Zeitpunkt, da Grigori mit einem Trupp Sträflinge den Rückweg in die Verbannung antreten ſollte. Da fügte es das Schickſal, daß der Doctor den Gegenſtand ſeiner eifrigen Nachforſchungen dort finden ſollte, wo zu ſuchen ihm nicht in den Sinn gekommen war: nämlich in ſeiner unmittelbaren Nähe.

Zu den vertrauten Freunden des Doctors gehörte der emeritirte Profeſſor der Chemie Nikolai Pawlowitſch Ladygin, welcher mit ſeiner Gattin Jeliſaweta Alexandrowna vor einer Woche aus der Reſidenz in die Gouvernementsſtadt, ſeinen Geburtsort, übergeſiedelt war, um hier ſeiner wohlverdienten Muße zu leben. Es war ein ehrwürdiges Paar. Die Kinderloſigkeit ihrer Ehe hatte das Band ihrer Liebe, ſtatt es zu lockern, nur um ſo feſter geknüpft. Wohl beruht die Bedeutung des Kinderſegens für das Familienleben nicht zum Geringſten in den Fäden, welche die kleinen Lieblinge um die Herzen ihrer Eltern ſchlingen und ſie dadurch einander näher bringen. Das Ehepaar jedoch, welchem dieſes Glück verſagt iſt, das ſeine Zärtlichkeit und Sorgfalt keinem anderen Weſen zuwenden kann, muß es, die Lücke im eigenen Herzen auszufüllen, dieſen Ueberſchuß an Liebe nicht gegenſeitig, Einer auf den Anderen, übertragen? Der Profeſſor, den eine freudloſe Jugend für die Genüſſe des geſelligen Lebens unempfindlich gemacht hatte, lebte in tiefſter Zurückgezogenheit. So ſcheu und theilnahmlos er aber auch Allen erſcheinen mußte, die in flüchtige Berührung zu ihm traten, ſo voll und warm ſchlug ſein Herz für die Wenigen, welche er zu ſeinen Freunden zählte. Einer von dieſen Wenigen war Dr. Maſchkow. Auf der Schulbank hatten ſie ſich kennen gelernt. Gemeinſame Neigungen und jene geheimnißvolle Kraft, welche die Menſchenherzen inſtinctiv einander zuführt, um ſie für das ganze Leben an einander zu feſſeln, hatten den Grund zu einer Freundſchaft gelegt, die noch im Alter friſche Blüthen trieb.

Die Plackereien der Einrichtung ihres neuen Hausweſens hatten den Profeſſor und ſeine Frau ſo in Anſpruch genommen, daß es bisher zu keiner gemüthlichen Unterhaltung mit dem Doctor gekommen war. „Heute Abend,“ ſchrieb der Profeſſor ſeinem alten Freunde, „kommſt Du zu einem Plauderſtündchen herüber. Wir ſind leidlich eingerichtet, und was an Comfort abgehen ſollte, wird der ſummende Samowar und ein heiteres Geſicht erſetzen.“

Sa ſaßen die Drei am verabredeten Abend am Theetiſch. Der Profeſſor hatte eben die Erzählung ſeiner Erlebniſſe in der Hauptſtadt beendet und fragte nun den Doctor, was er aus ſeinem Leben in der Gouvernementsſtadt Bemerkenswerthes zu berichten wiſſe. „Aus Deinen Briefen," fügte er hinzu, „welche ſich ſtets durch lakoniſche Kürze ausgezeichnet haben, iſt mir gar ſpärliche Nachricht zugefloſſen."

„Was kann ein alter grämlicher Junggeſelle, der einen Tag wie den anderen das Joch ſeines Berufes trägt, Intereſſantes berichten?" meinte der Doctor gutlaunig. „Und unſer geſellſchaftliches Leben? Wir vegetiren im altgewohnten Schlendrian. Tanz und Kartenſpiel — das iſt die Doppelachſe, um welche ſich unſer geſellſchaftliches Leben dreht. Nehmen wir dazu die Neigung des ſchwachen Geſchlechts, die Angelegenheiten des lieben Nächſten einer mehr oder minder ſtrengen Kritik zu unterziehen und die Vorliebe des ſtarken Geſchlechts für die Freuden der Tafel — voilà tout!"

„Ei," lächelte die Profeſſorin, „Sie ſind ein ſtrenger Richter. Wer Sie ſo reden hört, ſollte meinen, Sie hätten den geſellſchaftlichen Freuden ganz abgeſchworen."

Der Doctor war, trotz ſeiner Sechszig, ein heiterer Geſellſchafter und überall gern geſehen.

„Der Stich ſitzt!" lachte er. „Aber," fügte er ernſthaft hinzu, „ich ſprach die Unwahrheit, wenn ich behauptete, daß ich aus meinem Leben in T. nichts zu erzählen wiſſe, was des Anhörens werth ſei. So muß ich geſtehen, daß während der letzten fünf Wochen eine Perſon mein ganzes Intereſſe in Anſpruch genommen hat."

„Sie machen uns neugierig, Peter Iwanowitſch," lächelte die Profeſſorin. „Sollte der unverbeſſerliche Hageſtolz dennoch zu guterletzt eine Beute des ſchelmiſchen Gottes geworden ſein?"

„So leid es mir auch thut, Jeliſaweta Alexandrowna," entgegnete der Doctor, „Ihre gute Meinung nicht zu verdienen, ſo muß ich doch der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß der Gegenſtand meiner Theilnahme nicht dem zarten Geſchlecht angehört."

„Heraus mit der Sprache, Freund," lachte der Profeſſor in ſeiner ſtillen Weiſe, „ſonſt ſtirbt meine Alte vor Neugier."

Die Profeſſorin drohte lächelnd ihrem Mann mit dem Finger.

„Ich will," nahm der Doctor wieder das Wort, „Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe ſtellen und darum ohne Umſchweife bekennen: die Perſon, von der ich ſprach, iſt ein Sträfling."

„Ein Sträfling?!" riefen der Profeſſor und ſeine Frau wie aus einem Munde.

„Ja, ein Sträfling, und zwar ein aus Sibirien entflohener."

„Erzähle, Freund," bat der Profeſſor, „Du ſollſt an uns aufmerkſame Zuhörer finden."

Der Doctor gab gern den Bitten des würdigen Ehepaares nach und begann die Geſchichte des Sträflings, wie er ſie aus deſſen Munde vernommen.

Während die ganze Aufmerksamkeit der Anwesenden durch die Erzählung in Anspruch genommen wurde, trat ein junges Mädchen in's Zimmer. Sie ging an einen Nebentisch und bereitete geräuschlos den Thee. Plötzlich horchte sie hoch auf. Ihre auffallend feinen Züge wechselten die Farbe und die großen blauen Augen blickten mit einem Ausdruck halb ängstlicher, halb freudiger Spannung nach dem Erzähler hin.

Der Doctor war bei der Schilderung des Schneesturmes angelangt, welchem der Sträfling beinahe zum Opfer fiel. Mit lebhaften Farben malte er die verzweifelte Lage des Unglücklichen aus, wie er, von wüthendem Hunger gequält, vor Kälte zitternd, sein Ende erwartete; wie er das Kreuz, das ihm Anjuta geschenkt, mit bebender Hand an die Lippen führte — und dann die Besinnung verlor.

Ein lautes Klirren unterbrach den Erzähler. Aller Augen wandten sich nach dem jungen Mädchen hin. Das Glas, welches sie in der Hand gehalten hatte, war zu Boden gefallen und zersplittert. Todtenblaß, mit weitgeöffneten, angstvollen Augen stand sie da.

„Um Gottes willen, Anjuta, was ist Dir?" rief die alte Dame erschreckt aus, indem sie sich rasch erhob.

Das junge Mädchen achtete nicht auf diese Frage. Hastig trat sie zum Doctor hin, sank vor ihm auf die Knie und rief mit bebender Stimme:

„Um die Barmherzigkeit Gottes willen, sagt mir, Herr, ist Grigori todt?"

Ihre schönen Augen forschten mit einem Ausdruck qualvoller Spannung in seinen Zügen; die gefalteten Hände hatte sie flehend erhoben.

Der Doctor war so überrascht, daß er geraume Zeit nichts zu erwidern vermochte. Als er endlich Worte fand, klang seine Stimme vor mühsam unterdrückter Erregung heiser.

„Grigori lebt. Aber wer bist Du, Kind, und woher kennst Du Grigori?"

„Ich bin Anjuta, seine Schwester," antwortete sie mit thränenerstickter Stimme.

Der Professor und seine Frau waren über diese ganz unerwartete Enthüllung sprachlos.

„Du, Anjuta, nach der ich so lange vergeblich geforscht?" rief der Doctor freudig aus und hob die Kniende vom Boden auf. „Um's Himmels willen, wie bist Du in dies Haus gekommen? Ich erfuhr, daß Du im Dienst der Familie Berefow nach Petersburg gereist und dort schwer erkrankt warst. Wie ist es Dir weiter gegangen?"

Ein trüber Schatten flog über das Gesicht des jungen Mädchens.

Es war eine traurige Geschichte, welche sie erzählte, eine Geschichte, weder ungewöhnlich, noch reich an spannenden Ereignissen; aber sie trug das Gepräge erschütternder Wahrheit. Krankheit und Hunger, Kummer und Elend, die gespenstischen Begleiter so manches Unglücklichen, der mit hoffender Seele in die nordische Metropole eingezogen war, hefteten sich auch an ihre Fersen. Noch schwach von der kaum überstandenen Krankheit, hatte sie sich vergebens um eine Stelle als Bonne, als Magd umgesehen — überall war sie ihres elenden Aussehens wegen

abgewieſen worden. Sie mußte, um nur zu leben, ihre wenigen Habſeligkeiten, Stück für Stück, dem Trödler verkaufen, und zuletzt, da grinſte ſie das Geſpenſt des Hungers an. Zu ſtolz, um zu betteln, zu rein, um gleich Tauſenden ihrer unglücklichen Schweſtern das Brod der Schande zu ſuchen, blieb ihr nichts übrig, als Hungers zu ſterben. Durch ihren hartherzigen Wirth auf die Straße hinausgeſtoßen, war ſie in den Winkel eines Thorwegs gekrochen, um hier ungeſtört zu ſterben. Allein der Hausknecht fand ſie und zerrte die Unglückliche mit roher Fauſt auf die Gaſſe. Der empörende Auftritt hatte eine Menge Neugieriger herbeigelockt. Zufällig vorübergehend, trat Profeſſor Ladygin hinzu. Entrüſtet über die Brutalität des Burſchen, rief er eine Droſchke herbei und hob die Halbtodte hinein. Auf dem Wege zum ſtädtiſchen Krankenhauſe erfuhr er aus dem Munde der Unglücklichen, daß nicht Krankheit, wie er angenommen, die Urſache ihrer Schwäche war, ſondern Hunger: ſie hatte ſeit drei Tagen keinen Biſſen zu ſich genommen. Erſchüttert durch die Größe dieſes Elends, beeilte ſich der Profeſſor nach Hauſe zu kommen. Hier angelangt, erfuhr die Arme eine Pflege, wie ſie nur Menſchenfreundlichkeit und echte Herzensgüte dem Leidenden zu ſpenden vermag. — Als Anjuta wieder zu Kräften gekommen war, ließen ſie die beiden guten Alten nicht mehr fort. Sie blieb in ihrem Hauſe, mehr wie eine Tochter als eine Dienende behandelt. —

Der Doctor hatte der ſchlichten und doch ſo ergreifenden Erzählung ſichtlich bewegt zugehört.

„Doch jetzt," bat Anjuta, „ſagt mir, Herr, wo iſt Grigori, wo finde ich meinen armen Bruder?"

Der Doctor theilte ihr in kurzen Worten die ihr noch unbekannten Erlebniſſe Grigori's mit und verſprach zuletzt, ſich dafür zu verwenden, daß ſie ihn im Gefängniß ſehen und ſprechen könnte.

„Aber Kind," ſagte die Profeſſorin mit mütterlichem Vorwurf, indem ſie die Weinende in ihre Arme ſchloß, „warum haſt Du uns nicht früher in Dein Vertrauen gezogen?"

„O zürnet mir nicht," rief ſie, ſich ſanft aus den Armen der alten Frau windend, „daß ich Euren Edelſinn mit Undank gelohnt. Ich hatte nicht den Muth, Euch zu geſtehen, daß ich, die Schweſter eines Sträflings, nicht in das Haus rechtlicher Leute gehöre. Ich hungerte ſo nach Menſchenliebe, daß ich glaubte ſterben zu müſſen, wenn ich von Euch in die kalte, herzloſe Welt zurückgeſtoßen würde."

„Mein liebes, thörichtes Kind," ſagte die Profeſſorin, ſie auf die Stirn küſſend, „was redeſt Du da für närriſches Zeug! Wer denkt denn daran, Dich in die „kalte, herzloſe" Welt hinauszuſtoßen? So lange wir leben, ſollſt Du bei uns bleiben. Was auch Dein Pflegebruder verbrochen hat, Deine Seele iſt rein und fleckenlos."

„O ſcheltet ihn nicht!" bat ſie leidenſchaftlich. „Ihr kennt ihn nicht, Ihr wißt nicht, wie gut, wie edelmüthig er iſt. Meinetwegen hat er die Todesſchuld auf ſeine Seele geladen, meinetwegen die entſetzliche Strafe erlitten! Ich wäre Eures

Mitleids, der Achtung jedes rechtlichen Menſchen — ich wäre der Barmherzigkeit Gottes unwürdig, wenn ich ihn in dieſer Noth verließe."

Ihre ſchlanke Geſtalt hatte ſich hoch aufgerichtet, die großen Augen flammten, Gluth der Begeiſterung färbte ihre Wangen.

„Aber was kannſt Du thun, armes Kind?" ſagte der Profeſſor mitleidig. „Keine Macht auf Erden als die des Zaren vermag Deinen Bruder zu retten; und Du kennſt das Sprichwort: Der Himmel iſt hoch und der Zar iſt weit."

„Ich will mit ihm gehen in die Verbannung; ich will ihn pflegen, wenn er krank iſt, ich will ihn tröſten, wenn er traurig iſt."

„Anjuta!" rief die Profeſſorin beſtürzt aus. „Was redeſt Du nur? Du könnteſt uns verlaſſen, die wir Dich wie eine Tochter lieben, um ein Loos zu erwählen, das ſchrecklicher als der Tod iſt!"

„Gott allein weiß es," ſagte Anjuta, die Hand ihrer Wohlthäterin küſſend, „wie ſchwer mir der Abſchied von Euch würde. Wo ich in Zukunft auch weilen mag, nie werde ich den Edelmuth vergeſſen, mit dem Ihr Euch einer armen, verlaſſenen Waiſe erbarmt habt."

„Mein liebes Kind," nahm der Profeſſor das Wort. „Ich will nicht mit Dir ſtreiten, wozu Dich die Dankbarkeit gegen Deinen Pflegebruder verpflichtet. Nur eins möchte ich bemerken: So weit ich die Geſetze kenne, iſt es nur der Ehegattin geſtattet, dem Manne in die Verbannung zu folgen."

Anjuta erbleichte. Sie ließ den Blick, wie Hilfe ſuchend, vom Einen zum Anderen wandern. Dann ſagte ſie, wie zu ſich ſelbſt redend:

„So grauſam werden die Menſchen nicht ſein, meine beſcheidene Bitte zu verweigern. Ich will ja nichts weiter, als das Loos meines armen Bruders theilen."

„Vorläufig," miſchte ſich der Doctor ein, „dürfte nichts Anderes in Betracht kommen, als die Frage, wie und wann Anjuta ihren Pflegebruder beſuchen kann. Ich will dafür ſorgen, daß ihr die Erlaubniß dazu nicht verweigert wird."

Ein warmer Blick aus den Augen des jungen Mädchens, wie ihn nur die reinſte Empfindung des Menſchenherzens, die Dankbarkeit, zu ſpenden vermag, belohnte den alten freundlichen Herrn.

Bevor der Doctor ſchied, verſprach er, am nächſten Tage von dem Reſultat ſeiner Verwendung beim Commandanten des Gefängniſſes Nachricht zu geben.

* * *

Der nächſte Morgen fand Anjuta, wie ſie, als wäre nichts vorgefallen, den Tagesgeſchäften nachging. Nur die Bläſſe ihres Geſichtes und die dunklen Schatten unter den Augen verriethen dem prüfenden Blick der Profeſſorin eine durchwachte Nacht.

Es waren beinahe zwei Jahre vergangen, ſeit Anjuta eine Zuflucht bei dem ehrwürdigen Ehepaare gefunden, und dieſer kurze Zeitraum hatte genügt, um dem jungen Mädchen eine Stellung zu erringen, welche mehr an die eines Kindes als an die vertraulichen Beziehungen erinnerte, die zwiſchen einer erprobten Dienerin

und ihrer Herrſchaft beſtehen. Das Mitleid mit der Unglücklichen, welche ihnen das Leben verdankte, war bald in ein wärmeres Gefühl übergegangen, und als Anjuta, wieder zu Kräften gekommen, mit Thränen des Dankes das Haus ihrer Beſchützer verlaſſen wollte, ließen es dieſe nicht zu. So blieb ſie denn als Stütze der Hausfrau und machte ſich in dieſer Stellung ſo nützlich, daß die Profeſſorin die Laſt ihres Hausweſens bald ganz den jüngeren Schultern anvertrauen konnte. Bei der Kränklichkeit der alten Dame gewährte ihr dieſe Hilfe eine große Erleichterung, um ſo mehr, als Anjuta ihren häuslichen Pflichten eben ſo ſtill und geräuſchlos als umſichtig und gewiſſenhaft nachkam. Dabei ſorgte ſie mit einem Zartſinn, wie ihn die Natur nur dem Weibe verliehen hat, für die Behaglichkeit der beiden Alten. Sie las ihnen jeden Wunſch an den Augen ab, und der Profeſſor hatte nicht Unrecht, ihr ſtilles, freundliches Walten mit dem Sonnenſchein zu vergleichen, der den Abend ihres Lebens erhellte und erwärmte. Ein Umſtand ſollte dieſes Verhältniß wechſelſeitiger Zuneigung noch wärmer und inniger geſtalten. In Folg einer Erkältung erkrankte die Profeſſorin ſo heftig, daß ihr Leben in ernſtlicher Gefahr ſchwebte. Jetzt zeigte ſich die Hingebung Anjuta's im ſchönſten Lichte. Sie wich nicht vom Bette der Kranken, bis die Gefahr beſeitigt war und die Erſchöpfung aller ihrer Kräfte ſie zwang, das eigene Lager zu ſuchen. Dieſer letzte Beweis dankbarer Liebe rührte die beiden Alten dermaßen, daß ſie beſchloſſen, Anjuta an Kindes Statt anzunehmen. Die Profeſſorin war die Tochter eines mäßig begüterten Landedelmannes und trotz ihrer Herzensgüte nicht ganz frei von einem allen ihren Standesgenoſſen gemeinſamen hochmüthigen Vorurtheil gegen das leibeigene Bauernthum. „Sie iſt keine Leibeigene und ſieht auch nicht wie eine Bäuerin aus," tröſtete ſie ſich. Und in der That hätte Niemand Anjuta für ein Landmädchen halten können. Ihre feinen Geſichtszüge, ihr ſchlanker Wuchs, ihr Gang, jede ihrer Bewegungen voll natürlicher Anmuth — alles dies hatte nichts mit den derben Reizen einer Bauerdirne gemein. Dazu kam ein angeborenes Gefühl für das Schickliche, wie wir es manchmal bei völlig ungebildeten Naturen finden, ein aus reiner Herzensgüte entſpringender Zartſinn. Ihre geiſtige Bildung ſtand nicht weit über dem Niveau der Dorfſchule, welche ſie beſucht hatte. Aber die Profeſſorin überzeugte ſich bald, daß der Geiſt des jungen Mädchens einem fruchtbaren Acker glich, der nur auf die Saat harrte, um reiche Früchte zu tragen. Gemeinſam mit ihrem Manne begann ſie Anjuta ſyſtematiſch zu unterrichten und hatte bald die Freude, ihre eifrigen Bemühungen von Erfolg gekrönt zu ſehen.

Indem ihre Augen mit heimlicher Sorge auf Anjuta ruhten, rief ſie ſich die ganze geſtrige Scene in's Gedächtniß zurück. In welchem neuen Lichte war ihr da Anjuta erſchienen! Das ſanfte, ja ſchüchterne Mädchen hatte mit einem Feuer, einer Leidenſchaft, wie ſie es niemals an ihr vermuthet, die Partei eines Mannes ergriffen, auf deſſen Seele eine Blutſchuld laſtete, der vom Geſetze verfehmt war. War es das milde Feuer ſchweſterlicher Zärtlichkeit oder die verzehrende Flamme der Liebe, was in der jungfräulichen Bruſt glühte? Mit furchtbarer Klarheit trat ihr der Gedanke einer Trennung von Anjuta vor die Seele. Die Möglichkeit, das

junge, unerfahrene Mädchen könnte aus mißverſtandenem Pflichtgefühl oder in blinder Leidenſchaft den Entſchluß ausführen, von dem ſie ſprach, erſchien ihr ſo entſetzlich, daß ſie, wie um das Schreckbild ihrer erhitzten Phantaſie nicht zu ſehen, die Augen ſchloß. Ihr Mann hatte ſie damit zu tröſten geſucht, daß er ſie darauf aufmerkſam machte, welche Kluft zwiſchen Wollen und Vollbringen liege, zumal hier das Geſetz ſelbſt eine mögliche Ueberbrückung derſelben verwehre. Ihre Angſt war dadurch nicht beſchwichtigt worden. Wenn es Leidenſchaft war, was Anjuta für den Sträfling fühlte, was hinderte ſie dann, ſein eheliches Weib zu werden und damit die Kluft zu überſchreiten? Daß weder die ſichere Behaglichkeit ihrer gegenwärtigen Lage noch das Leben voll Mühſal und Entbehrung, welchem ſie entgegenging, auf ihren Entſchluß einen Einfluß üben werde — davon war Jeliſaweta Alexandrowna bei ſich überzeugt. Sie wußte wohl, wie ſelbſtlos und opferfreudig die Liebe eines Weibes zu ſein vermag. Darum klammerte ſie ſich an die Hoffnung, daß es ein überſpanntes Pflichtgefühl, eine ſchwärmeriſche Dankbarkeit war, was Anjuta zu ihrem Pflegebruder hinzog. In einem Augenblick der Erregung, wo ihr Herz, im Gedanken an ihn und ſeine Leiden, von Dankbarkeit und ſchweſterlicher Zärtlichkeit überfloß, hatte ſie den Entſchluß gefaßt, ihr Geſchick an das ſeine zu ketten. Das Abenteuerliche, Thörichte eines ſolchen Schrittes mußte Anjuta einſehen, wenn kühle Ueberlegung wieder ihr Recht über ſie gewann.

So wurde die Seele der armen Frau von Hoffnung und Zweifel bewegt.

Am Nachmittag kam der Doctor. Er forderte Anjuta auf, mit ihm zu gehen. Die Erlaubniß des Commandanten war erfolgt. Anjuta ſollte ihren Pflegebruder wiederſehen.

Sie verließen das Haus und gingen ſchweigend neben einander her.

„Herr Doctor!“ nahm endlich Anjuta ſchüchtern das Wort, „habt Ihr vielleicht in Erfahrung gebracht, ob es ſich ſo verhält, wie der Herr Profeſſor vermeinte? Darf wirklich nur das Weib dem Gatten in die Verbannung folgen?“

„Mädchen!“ antwortete der Doctor mit einer Gegenfrage, „beharrſt Du noch bei Deinem geſtern ausgeſprochenen Entſchluß?“

„Ja!“ ſagte Anjuta feſt.

Der Doctor blickte ſie mit einem Gemiſch von Staunen und Bewunderung an.

Dieſes junge, zarte Weſen erſchien ihm in der Glorie einer Heldin. Ob es Dankbarkeit, ob es Schweſterliebe oder ein anderes, wärmeres Gefühl war, — gleichviel, ſie fand darin den Muth und die Kraft, ein Loos zu wählen, vor dem Tauſende ihres Geſchlechts zurückgebebt wären.

„Mein Kind!“ ſagte er gerührt. „Ich möchte faſt wünſchen, daß ich Dir die Antwort geben könnte, die Du erſehnſt. Aber da ich Dir eine Botſchaft bringe, die das nur beſtätigt, was mein alter Freund Dir geſtern ſagte, ſo ſieh darin einen Wink des Himmels, daß er Dein großherziges Opfer nicht will!“

Anjuta erbleichte. Sie ſah ihren Begleiter mit einem Blick voll ſtummer Qual an.

„Nur die Ehegenoſſin,“ fuhr der Doctor fort, „darf ihrem Mann in die

Verbannung folgen. So lautet das Geſetz, und mit Strenge wird es gehandhabt. Daß man in dieſem Falle eine Ausnahme machen wird, iſt ſchwer anzunehmen."

Sie waren vor dem Thore des Gefängniſſes angelangt. Die Schildwache trat ſalutirend zur Seite und ließ den Doctor mit ſeiner Begleiterin paſſiren. Nachdem ſie den von einer hohen Mauer umgebenen Hof durchſchritten hatten, gelangten ſie in das maſſive, aus Backſtein gebaute Gefängniß, welches mit ſeinen plumpen, unſchönen Formen, ſeinem verwitterten Ausſehen und den kleinen vergitterten Fenſtern einen düſteren, unheimlichen Eindruck machte. Als ſie den halbdunklen Corridor betraten, aus dem ihnen eine dumpfe Kellerluft entgegenſtrömte, ſchauderte Anjuta zuſammen. Doch ſie überwand dieſe Aeußerung einer augenblicklichen Schwäche und folgte feſten Fußes dem Schließer, während der Doctor, welcher das Wiederſehen durch ſeine Anweſenheit nicht ſtören mochte, zurückblieb.

Der Schließer erſtieg eine Treppe, durchſchritt einen langen Corridor und hielt endlich vor einer eiſenbeſchlagenen Thür. Der Schlüſſel raſſelte im Schloſſe, die Thür drehte ſich knarrend in ihren roſtigen Angeln — und Anjuta ſah ſich in einem etwa zwölf Fuß im Geviert meſſenden Raume, der durch ein kleines vergittertes, hochgelegenes Fenſter ſein ſpärliches Licht empfing. Die Thür fiel hinter ihr in's Schloß und die langſam ſchlurfenden Schritte des Gefangenenwärters verhallten in der Ferne.

Anjuta war allein. Als ſich ihr Auge an das ungewiſſe Dämmerlicht gewöhnt hatte, unterſchied ſie auf einer hölzernen Pritſche, welche nebſt einem plumpen Stuhle die ganze Ausſtattung der Zelle bildete, die ausgeſtreckte Geſtalt eines Mannes, welcher, mit dem Geſicht zur Wand gekehrt, zu ſchlafen ſchien. Sie trat dicht an das Lager heran und rief mit einer vor Bewegung halberſtickten Stimme: „Grigori!" Wie von einem Schlage getroffen, fuhr der Schläfer empor und ſtarrte die vor ihm ſtehende Geſtalt des jungen Mädchens an. „Anjuta!" ſchrie er mit einer Stimme, die von Hoffnung und Zweifel, Schmerz und Freude bebte, „Anjuta, biſt Du es?" — „Ja!" rief ſie lachend und weinend, „ich bin es, Anjuta, Deine Schweſter!" Und ſie warf ſich in ſeine ausgebreiteten Arme. . . . Lange, lange hielten ſie ſich umſchloſſen. Kein Laut unterbrach die ſtumme Seligkeit des Wiederſehens. Der Augenblick war gekommen, den ſie, ach! ſo lange, bange Jahre im lauten Gewühl des Tages, im Schweigen ſchlafloſer Nächte herbeigeſeufzt hatten. Alle Hinderniſſe, welche ihnen ein feindliches Geſchick in den Weg geworfen, waren von treuer Liebe überwunden worden. Was verſchlug es jetzt, daß die finſteren Mauern des Gefängniſſes ſie umgaben, daß auf den kargen Sonnenſchein des Glückes die endloſe Nacht der Trennung folgen ſollte? Das wahre Glück kennt nur die Gegenwart. Die Vergangenheit erſcheint ihm im verſöhnenden Schimmer überſtandener Leiden, die Zukunft als die roſige Tochter der Gegenwart.

Als ſich der erſte Sturm ihrer Empfindungen gelegt hatte, nahmen ſie neben einander auf dem harten Lager des Sträflings Platz. Anjuta mußte erzählen, wie ſie von ſeiner Haft im hieſigen Gefängniß Kunde erhalten habe. Sie that es in kurzen Worten.

„Die Geſchichte Deiner Leiden, Du Armer," ſchloß ſie ihre Erzählung, „mußte ſo die Veranlaſſung zu unſerem Wiederſehen ſein."

„Alſo ein bloßer Zufall hat das bewirkt, was die unermüdlichen Nachforſchungen des Doctors — Gott ſegne ihn! — nicht zu Wege bringen konnten?"

„Rede nicht ſo, Grigori! Das war kein Zufall. Gott iſt barmherzig. Er hat es gefügt, daß wir uns wiederfinden mußten."

„Du haſt Recht, Schweſter! ich will nicht mehr murren über mein hartes Geſchick. Gott iſt barmherzig! Er hat mir Dich wiedergegeben, und nun iſt Alles, was ich litt, vergeſſen."

Er drückte ſanft die kleine Hand, welche in der ſeinigen lag und ſein Auge ruhte mit einem Ausdruck leidenſchaftlicher und dabei doch faſt ſchüchterner Zärtlichkeit auf dem ihm zugewandten, vom Sonnenſchein des Glücks verklärten Antlitz.

„Aber jetzt, geliebtes Mädchen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „mußt Du mir erzählen, wie es inzwiſchen Dir ergangen."

Anjuta willfahrte ſeiner Bitte. Sie erzählte ihm in kurzen Worten ihre traurigen Erlebniſſe in Petersburg, und wie ſie im Hauſe des Profeſſors eine neue Heimath gefunden. Mit thränenfeuchten Augen gedachte ſie ihrer liebevollen Beſchützer. Sie wurde nicht müde, ihre Herzensgüte zu preiſen.

„Gott ſegne die guten Menſchen!" ſagte Grigori tiefbewegt. „Daß ich Dich ſchutz- und heimathlos zurücklaſſen mußte, war in der Nacht meiner Verbannung mein größter Schmerz. Jetzt will ich geduldig und ohne Murren mein hartes Geſchick ertragen, weiß ich Dich doch vor Noth und Elend geborgen."

„Grigori!" ſagte Anjuta, und ihre Stimme hatte einen hellen, freudigen Klang, „was würdeſt Du thun, wenn Du reich und glücklich wäreſt, mich aber in Armuth und Elend wüßteſt?"

„Ich würde Dich aufſuchen, und wenn ich Dich gefunden, zu Deinen Füßen wollte ich Reichthum und Glück niederlegen!"

„Aber wenn Gott mir nicht beſtimmt hätte, reich und glücklich zu werden?"

„Dann würde ich Prunk und Glanz von mir thun und mit Dir das Brod der Armuth eſſen."

„Siehſt Du," ſagte ſie triumphirend, „ſo würdeſt Du handeln. Und von mir kannſt Du glauben, daß ich Dich im Elend verlaſſen, daß ich im Wohlleben ſchwelgen würde, derweilen Du darbſt, daß ich lachen würde, derweilen Du weinſt?"

„Aber was kannſt Du thun, um mein Loos zu erleichtern?" ſagte Grigori und ſeine Stimme klang heiſer vor Erregung.

„Was ich thun kann? Wohin Du gehſt, kann ich Dir folgen, was Du leideſt, kann ich mitleiden!"

„Anjuta! Schweſter! Das wollteſt Du für mich thun? mit mir ein Auswürfling der menſchlichen Geſellſchaft ſein, mit mir die Nacht der Verbannung theilen?"

„Ja, Grigori! und Gott iſt mein Zeuge, daß ich mich glücklich preiſe, es zu können."

„Dank, Schweſter, für dieſes großherzige Wort! Jetzt will ich ruhig gehen, um mich in den fürchterlichen Bergwerken lebendig begraben zu laſſen. Unter allen den Qualen, welche meiner harren, wird mich der Friede dieſer Stunde umwehen. Durch Tauſende von Werſten von Dir getrennt, wird es mir ſein, als umſchwebteſt Du mich für und für."

„Ich verſtehe Dich nicht, Grigori!" ſagte Anjuta eifrig. „Begreifſt Du denn nicht, daß ich Dich nimmer verlaſſen will? Nichts ſoll uns von einander ſcheiden, es ſei denn der Tod!"

„Wohl begreife ich, Schweſter, daß dem Edelmuth eines weiblichen Herzens nichts auf Erden gleich kommt. Ich weiß, daß Du handeln würdeſt, wie Dich Dein hochherziger Sinn lehrt. Darum ſegne ich das Hinderniß, welches Dein Opfer zurückweiſt. Wäre ich auch ſchwach und ſelbſtſüchtig genug, es anzunehmen, das Geſetz ließe es nicht zu."

„Ich weiß, was Du ſagen willſt, Grigori. Nur die Gattin darf dem Gatten in die Verbannung folgen. Wirſt Du meine Hand zurückſtoßen, wenn ſie der Prieſter in die Deine legt? Sieh, ich will Dir, als getreue Gattin, in Freud' und Leid zur Seite ſtehen. Die Laſt, unter welcher Einer erliegen würde, ſie wird Zweien nicht zu ſchwer ſein."

Der Sträfling ſtarrte das junge Mädchen regungslos an. Der Sturm leidenſchaftlicher Empfindungen ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, raubte ihm den Athem.

„Du willſt mein . . . mein Weib werden?" ſtammelte er endlich, „das Weib eines verachteten, gebrandmarkten Sträflings?"

Dann ſtreckte er die Hände wie zur Abwehr aus und fuhr flehend fort:

„O ſtelle meine Standhaftigkeit nicht auf eine zu harte Probe! Mache nicht, daß ich mich ſelbſt verachten muß! Wenn ich Dein großherziges Opfer annähme, wenn ich Dich mit mir in den Abgrund zöge, ſo wäre ich Deiner reinen, ſelbſtloſen Liebe unwerth!"

Sie blickte ihm tief in die Augen und ſprach mit einem Tone voll rührender Einfachheit:

„Liebſt Du mich, Grigori?"

Er antwortete nur mit einem Blick, der mehr beſagte als alle Worte.

„Auch ich liebe Dich, und erröthe nicht, es zu geſtehen. Ohne Dich iſt mir das Leben kein Leben, das Glück kein Glück. Wenn Du von mir gehſt, hat für mich der Frühling ſeinen Duft, die Sonne ihren Glanz verloren!"

„Anjuta!" jauchzte der Sträfling und ſank zu den Füßen des jungen Mädchens. „Was frage ich jetzt nach den Menſchen und ihren Satzungen! Sie haben mich ausgeſtoßen — und Du haſt mich aufgenommen! Sie haben mir geflucht — und Du haſt mich geſegnet! Sie ſenden mich in den Tod — und Du giebſt mir das Leben!"

Sie zog ihn zu ſich empor, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und im erſten Kuſſe begegneten ſich ihre Lippen.

Der kurze Moment ſeligen Vergeſſens wurde durch ein Pochen an der Thür unterbrochen. Es war die Mahnung des Schließers. Der Augenblick des Scheidens war gekommen.

„Lebe wohl, Geliebter!“ ſagte Anjuta, ſich aus ſeinen Armen windend. „Mach' kein ſo trauriges Geſicht! So Gott will, komme ich bald wieder, um Dich nie wieder zu verlaſſen.“

Als der Gefangenenwärter eintrat, drückten ſie ſich noch einmal die Hand und dann folgte Anjuta ihrem Führer. Am Ausgang erwartete ſie der Doctor.

Das gänzlich veränderte Geſicht des jungen Mädchens fiel ihm auf. Statt der nervöſen Spannung, welche es auf dem Hinweg wie eine leichte Wolke verſchleiert hatte, leuchtete es jetzt im Sonnenſchein des reinſten Glückes. „Beneidenswerthe Jugend,“ dachte der Doctor, „wie lebſt du ſo ganz der Gegenwart! Der Schmerz der nahen Trennung hat die Freude des Wiederſehens nicht zu trüben vermocht.“

„Haſt Du Grigori verändert gefunden?“ fragte er.

„O ſehr!“ antwortete ſie. „Das bleiche Geſicht, umrahmt vom dichten dunklen Bart, blickte mich anfangs ordentlich fremd an, bis ich die alten lieben Züge wieder erkannte.“

„Du ſiehſt ſo heiter aus, mein Kind, und ich freue mich von Herzen darüber. Was hilft es auch, den Kopf hängen zu laſſen? So ſchwer Dir auch der Abſchied fallen mag, der Gedanke muß Dich tröſten, daß Du andere, heilige Pflichten haſt. Und wer weiß . . .“

„Aber Grigori und ich,“ unterbrach ihn Anjuta lebhaft, „wir gedenken gar nicht von einander zu ſcheiden, wir wollen uns hingegen unauflöslich an einander ketten, daß uns die geſtrengen Herren Richter ſelbſt nicht zu trennen vermögen, und der Prieſter vor dem Altar ſoll ſeinen Segen dazu geben!“

„Kind!“ rief der Doctor erſchreckt aus. „Du denkſt doch nicht daran, Grigori zu heirathen?“

„Wohl denke ich daran,“ entgegnete Anjuta ruhiger, und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen. „Wir haben uns lieb, und die Trennung wäre unſer Tod.“

Sie ſagte es ſchlicht, ohne Emphaſe, aber im Tone lag eine ergreifende Wahrheit. Der Doctor fühlte, daß jedes Wort des Widerſpruchs, der Ermahnung hier überflüſſig, ja verletzend ſein würde. Er ergriff die Hand des jungen Mädchens und ſagte gerührt: „Gott ſegne Dich, mein Kind, und Deine tapfere Liebe!“

Bevor er ging, verſprach er, ihr zur Erledigung der nothwendigen Formalitäten, namentlich zur Erlangung des Conſenſes der zuſtändigen Obrigkeit mit Rath und That zur Seite zu ſtehen. Betreffs der zunächſt erforderlichen Schritte wollte er Erkundigungen einziehen und ihr das Reſultat derſelben am nächſten Tage mittheilen.

Die Beſtürzung der Profeſſorin war unbeſchreiblich, als ſie aus dem Munde Anjuta's erfuhr, zu welchem Entſchluß ſie gekommen. So war denn eingetroffen, was ihr mütterliches Herz heimlich gefürchtet hatte: Das willensſtarke Mädchen

hatte Mittel und Wege gefunden, die Kluft zu überbrücken, welche ſie von ihrer Liebe trennte. Vergebens beſchwor ſie die „von ihrem Herzen Irregeleitete“, das „Unbeſonnene“ ihres Vorhabens einzuſehen, vergebens malte ſie ihr die Zukunft in grellen Farben aus: Anjuta hörte achtungsvoll die Ermahnungen ihrer mütterlichen Freundin an, ſie miſchte ihre Thränen mit den Thränen der alten Dame — aber ſie blieb unerſchütterlich bei ihrem Entſchluß. „Er hat Alles für mich geopfert, was dem Leben Werth verleiht,“ ſprach ſie, „und ich ſollte ihn im Elend feige verlaſſen?!“

Da kam bitterer Unmuth über die Seele der alten guten Frau. Sie ſah alle ihre Liebe und Zärtlichkeit verſchmäht, und von dieſem Gefühle der Kränkung übermannt, warf ſie Anjuta Undank vor, Undank gegen ihre Wohlthäter.

Das arme Mädchen fühlte ſich durch dieſen ungerechten Vorwurf tief verletzt. Sie undankbar gegen ihre edelmüthigen Beſchützer, ihre Lebensretter! Freudig hätte ſie, die letzten Lebenstage ihrer Pflegeeltern zu beglücken, den letzten Blutstropfen hingegeben. Aber Grigori hatte ein älteres, ſtärkeres Recht an ihre Liebe, ein Recht, welches durch ein Leben voll hingebender Treue erworben und durch das ihretwegen vergoſſene Blut beſiegelt war. Sie erwiderte kein Wort auf den bitteren Vorwurf; aber in dem Blick ihrer ſchönen Augen lag eine ſtumme und doch ſo rührende Klage, daß die Profeſſorin davor all' ihren Unmuth ſchmelzen fühlte.

„Anjuta!“ rief ſie, und Thränen erſtickten ihre Stimme.

Sie hatte die Arme geöffnet und das junge Mädchen barg ihr Antlitz an dem Buſen ihrer Pflegemutter.

* * *

Am nächſten Morgen kam der Doctor. Die Nachricht, die er brachte, war eine völlig unerwartete. Niemand hatte daran gedacht, daß der Geſetzesparagraph, welcher von dem Rechte der Gattin handelte, dem Manne nach Sibirien zu folgen, nur auf die vor dem Urtheilsſpruch bereits beſtehende Ehe Bezug nahm. Dagegen wurde dem Verurtheilten, mit dem Abſpruch der bürgerlichen Rechte, auch die Wohlthat der Ehe entzogen. Nur auf dem Wege der Gnade war hier und da eine Ausnahme gemacht worden. Dieſen Gnadenweg zu betreten, war Anjuta's letzte Hoffnung. Dr. Maſchkow verſchaffte ihr eine Audienz beim Gouverneur. Vergebens warf ſie ſich dem geſtrengen Herrn zu Füßen, vergebens war die Fürſprache des Doctors, — der Gouverneur ſchlug ihre Bitte rundweg ab. Der gemachte Fluchtverſuch des Sträflings, der verzweifelte Widerſtand bei ſeiner Ergreifung, wobei ein Polizeiſoldat ſchwer verwundet worden, könnten nur eine Erhöhung des Strafmaßes zur Folge haben. Den Weg der Gnade zu betreten, ſei durchaus erfolglos, und er, der Gouverneur, könne denſelben keinesfalls befürworten. Mit dieſem Beſcheide wurde Anjuta entlaſſen.

„Armes Mädchen!“ ſagte der Doctor mit innigem Mitleid. „Du mußt Dich in's Unvermeidliche ergeben. Es iſt keine Hoffnung mehr. Uebermorgen verläßt Grigori mit einem Trupp Arreſtanten die Stadt.“

Anjuta ſchwieg. Der Doctor ergriff ihre eiskalte Hand und fuhr tröſtend fort:

„Laß es Dir nicht so sehr zu Herzen gehen, Kind! Ertrage diesen Fehlschlag Deiner Hoffnung mit derselben Willensstärke, wie Du sie im Beharren auf Deinem hochsinnigen Entschluß bewiesen hast. Und dann mußt Du nicht verzagen. Du siehst Grigori vielleicht eher, und als freien Mann, wieder, als Du selbst zu hoffen wagst. So mancher Verbrecher, der sich schwerer als unser armer Freund gegen das Gesetz vergangen hat, ist durch die Gnade des Zaren den Seinen wiedergeschenkt worden."

„Lassen wir sie unbehelligt!" sagte der Doctor nachher zum Professor und seiner Frau. „Gebt ihr Zeit, mit sich selbst den Kampf auszukämpfen: sie ist eine starke Natur und wird nicht so leicht dem Schmerze über eine zu Grabe getragene Hoffnung, er mag noch so groß sein, unterliegen. Die Zeit wird dann das Ihrige thun."

Der Professor und seine Frau waren über diese Wendung der Dinge im Stillen hocherfreut. Was sie zu hoffen kaum gewagt hatten, war eingetroffen: ihr Liebling blieb ihnen erhalten. Und Dr. Maschkow, der Kenner der menschlichen Natur, hatte gewiß Recht. Nach einem kurzen Paroxysmus des Schmerzes kommt die Schmerz und Freude ausgleichende Zeit; unter ihrer milden Hand verharrschen die blutenden Wunden und in's Herz zieht neue Hoffnung, neues Leben ein.

Der Tag verging wie gewöhnlich. Am Abend, nachdem der Thee eingenommen war, las der Professor aus der Zeitung vor, die Professorin und Anjuta, beide mit kleinen Handarbeiten beschäftigt, hörten zu. In heimlicher Besorgniß ließ die Professorin, so oft es unbeachtet geschehen konnte, den Blick auf dem Antlitz ihres Lieblings ruhen. Es war bleich, die Augen blickten trübe, um den Mund lag ein schmerzlicher Zug. Sonst verrieth nichts den „Paroxysmus" des Schmerzes, vor dem der Professorin so gebangt hatte. Als Anjuta aber zur Nacht ihr Kämmerlein aufsuchte, warf sie sich vor dem Bilde der Mutter Gottes auf die Knie und rang die Hände in verzweiflungsvollem Weh.

Der nächste Tag kam, und mit ihm drang ein Hoffnungsschimmer in die Brust des armen Mädchens. Am Kaffeetisch theilte der Professor gesprächsweise mit, daß, wie er eben aus der Morgenzeitung entnommen, im Laufe des vorigen Nachmittags der erwartete Revident, eine hochgestellte Person, aus Petersburg angekommen sei und Bittschriften jeder Art entgegennehme. „Selbst der Gouverneur," bemerkte der Professor erläuternd, „steht ihm an Rang und Einfluß nach."

Anjuta hörte dies mit hochklopfendem Herzen. Ihr Entschluß war augenblicklich gefaßt. Es galt einen letzten Versuch. Ohne ein Wort von ihrem Vorhaben laut werden zu lassen, verließ sie, unter dem Vorwande, Einkäufe für die Wirthschaft machen zu müssen, das Haus. Es war ein naßkalter Herbstmorgen. Anjuta hüllte sich dichter in ihr Tuch und schlug den Weg zum „Schloß" ein, wo der Revident Wohnung genommen hatte. Jetzt war sie vor dem stolzen Gebäude angekommen; aber da gab es so viele Thüren, Thore und Portale, — wo war der richtige Eingang? Ein Stallknecht, der müßig unter einem Thore lehnte, wies, auf ihre Bitte um Auskunft, mit dem Daumen über die Schulter nach

einem der Portale hin. Anjuta folgte der Weiſung und trat ſchüchtern in eine geräumige Vorhalle, deren Fußboden kunſtvoll mit verſchiedenfarbigen Steinen ausgelegt war. Aus einem mit Glasfenſtern verſehenen Häuschen, welches unter der prächtigen, in die oberen Räume des Schloſſes führenden Treppe angebracht war, trat plötzlich ein großer Mann im Treſſenrock und dreieckigen Hut, in der Hand einen gewaltigen Stock, der oben mit einem blitzenden Metallknopf geſchmückt war, und fragte barſch nach ihrem Begehr. Anjuta erwiderte dem bärbeißigen Patron, daß ſie den Herrn Revidenten ſprechen müſſe.

„Was willſt Du von Sr. Excellenz?“ examinirte der Geſtrenge weiter.

„Ich habe eine Bitte an ihn.“

„Es wird wohl auf eine Bettelei hinauslaufen? Na, heraus damit!“

„Ich bin keine Bettlerin und bedarf keines Almoſens,“ entgegnete Anjuta voll Entrüſtung.

„Ja, ſo raiſonnirt immer das Lumpenpack, das unſere Thür belagert. Man kennt das. Was ſtehſt und gaffſt Du noch, Dirne? Pack' Dich fort und komm morgen wieder; heute empfängt Se. Excellenz keine Bettler.“

Anjuta wußte nicht, was ſie auf die empörende Frechheit des Burſchen antworten ſollte. Rathlos ſtand ſie da. Im Begriff ſich der Thür zuzuwenden, vernahm ſie oben von der Treppe her eine Stimme:

„Matwei, wer iſt es, und was will ſie?“

„Ein Weibsbild, das unſeren Alten anbetteln will,“ antwortete der Portier mürriſch.

Das entſtellende wollene Tuch, womit ſich Anjuta vor dem Regen geſchützt hatte, war zurückgeglitten und ließ den ſchönen Kopf des jungen Mädchens frei.

„Alle Wetter, welch' ein Prachtmädel!“ rief die Stimme von oben, welche dem Kammerdiener Sr. Excellenz gehörte, wieder.

Der Kenner weiblicher Schönheit ſchnalzte mit den Fingern und ſprang leichtfüßig die Treppe herab.

„Wer ſind Sie, mein ſchönes Kind, und womit kann ich Ihnen dienen?“

Die geſchmeidige Höflichkeit des ſchwarzbefrackten Herrn mit den ſorgfältig gepflegten Bartcoteletten im glattraſirten Geſicht berührte Anjuta noch unangenehmer als der grobe Ton des Mannes im Dreiſpitz. Sie fühlte inſtinctiv, daß in der vertraulich-höflichen Anrede des Schwarzen eine Beleidigung für ſie lag.

„Ich habe ein Anliegen an Se. Excellenz, den Herrn Revidenten,“ ſagte ſie zögernd, „aber der Mann da,“ ſie wies auf den Portier, „ſchickte mich fort; der Herr Revident empfange heute nicht.“

„Für ein ſo hübſches Kind iſt mein Herr immer zu ſprechen,“ ſagte der Kammerdiener und warf dem Portier einen pfiffigen Blick zu, worauf dieſer ſein Geſicht zu einem breiten Grinſen verzog.

Anjuta wäre am liebſten davongelaufen, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen, aber der Gedanke an Grigori hielt ſie zurück.

„Kommen Sie, mein niedliches Täubchen! Ich will Sie dem gnädigen

Herrn melden — und ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß er Sie nicht zurückweiſen wird.“

Wieder tauſchte er mit dem Portier einen verſtändnißinnigen Blick. Die daran ſich knüpfende Gedankenfolge wirkte ſo erheiternd auf den Herrn im Dreiſpitz, daß er in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Einen Augenblick zögerte Anjuta. Angeekelt von der Gemeinheit dieſer Menſchen, wäre ſie am liebſten geflohen, ſo ſchnell ſie ihre Füße tragen mochten. Aber warf ſie damit nicht auch den Strohhalm fort, an den ſie ſich verzweifelt geklammert hatte? — Sie ſchwankte nicht mehr. Feſten Fußes folgte ſie dem Kammerdiener, welcher vor ihr die Treppe hinaufging. Oben angelangt, führte er ſie in ein Zimmer von mäßigem Umfang und hieß ſie hier warten.

Anjuta gerade gegenüber ſtand auf einem Spiegeltiſche eine Uhr. Wie ſie mit den Blicken das Vorrücken des Minutenzeigers verfolgte, kam es ihr vor, als ſpotte er des ungeduldigen Pochens ihres Herzens.

Ach, an dem Unglücklichen zieht die Zeit mit mattem Flügelſchlage vorüber! Ein Sandkörnchen nach dem anderen entrinnt dem Stundenglaſe, und es will kein Ende damit werden. Und doch, wenn das letzte Körnlein dahinrieſelt, wie bebt das Herz vor dem entſcheidenden Augenblick zurück, nach welchem es mit jeder Fiber verlangt hat!

Faſt eine Stunde hatte Anjuta in qualvoller Erwartung geharrt, als endlich ihr Führer wieder erſchien und ihr einen Wink gab, ihm zu folgen. Sie gingen durch eine Reihe prächtig geſchmückter Säle, bis der Kammerdiener vor einer Flügelthür hielt.

„Hier! treten Sie ein!“ flüſterte er.

Anjuta gehorchte. Sie ſah ſich in einem reich ausgeſtatteten Gemach einem Manne gegenüber, der, nachläſſig in einen Fauteuil zurückgelehnt, mit einer goldenen Lorgnette in ſeiner Hand ſpielte. Auf den erſten Anblick wäre man geneigt geweſen, ihn für einen rüſtigen Vierziger zu halten. Der wohlgepflegte dunkle Backenbart zeigte eben ſo wenig Spuren vom verrätheriſchen Silber des Alters wie das volle Haupthaar; auf den Wangen waren die Roſen der Jugend noch nicht verblüht. Ein erfahrenes Auge hätten aber dieſe künſtlichen Roſen eben ſo wenig über die Runzeln zu täuſchen vermocht, welche ſie verdecken ſollten, als die Farbe und Fülle des Haarwuchſes dem Eingeweihten für Natur gelten konnte. Doch wenn die Kunſt die Aufgabe hat, die Harmloſen unter dem Geſchlecht der Menſchen über die ſchnöde Wirklichkeit hinwegzutäuſchen, ſo war ihr Zweck hier vollkommen erreicht.

„Tritt näher, Mädchen,“ vernahm ſie eine hüſtelnde Stimme, „und ſprich, was iſt Dein Begehr?“

Anjuta trat auf ihn zu und ſank vor ihm auf die Knie nieder.

„Erbarmet Euch, hoher Herr, zweier Unglücklichen!“

Sie hatte das ſchöne Antlitz zu ihm empor gerichtet. Aus den ſeelenvollen Augen ſprach ein unendlich rührendes Flehen.

Seine Excellenz hob die Lorgnette an ſeine Augen. «Quelle beauté!» murmelte er ſichtlich überraſcht. „Jean hat nicht zu viel geſagt. Eine veritable Roſe, wo ich ein Gänſeblümchen zu finden glaubte. Hm! Steh' auf, mein ſchönes Kind," ſagte er laut und ergriff galant ihre Hand, um ſie aufzurichten.

Anjuta erhob ſich.

„Jetzt erzähle mir, mein Täubchen, hm!" und er kniff dabei die Erröthende in die Wange, „was Dein Begehr iſt."

Anjuta gehorchte und erzählte ihm in flüchtigen Worten ihre und Grigori's Geſchichte, wobei ſie Se. Excellenz fortwährend durch ſeine Lorgnette fixirte.

„Alſo Dein Schatz, hm! iſt ein entlaufener Sträfling, der ſeinen Gutsherrn erſchlagen hat?" bemerkte Se. Excellenz, als Anjuta mit ihrer ſchlichten Erzählung zu Ende war. „Hm! eine häßliche Geſchichte, bei der nichts zu machen ſein wird."

„O Herr, ich begehre nichts für ihn, ich bitte nur für mich!"

„Für Dich? ei, ei!" ſchmunzelte Se. Excellenz, „was könnte man einem, hm! ſo hübſchen Geſchöpfe abſchlagen?"

Und er wollte ſie abermals in die Wange kneifen, aber Anjuta zeigte ſich der huldvollen Herablaſſung des hohen Herrn unwürdig, indem ſie einen Schritt zurücktrat und dadurch der zugedachten Liebkoſung auswich.

„Man will mir nicht geſtatten, ihm, als ſeinem Eheweibe, in die Verbannung zu folgen."

„Und daran thut man recht!" fiel Se. Excellenz lebhaft ein. „Das hieße die Camelie, hm! in den Kehrichthaufen verſetzen. Zudem biſt Du ja geſetzlich frei. Vom Tage ſeiner Verurtheilung war Eure Ehe gelöſt."

„Wir ſind noch nicht verheirathet," ſagte Anjuta erröthend. „Um die Erlaubniß dazu habe ich vergeblich nachgeſucht und erflehe ſie jetzt von Ew. Excellenz."

«Quelle horreur!» rief der hohe Herr ganz entſetzt, indem er ſich dabei ſo haſtig, als es nur ſein etwas unzuverläſſiges Untergeſtell erlaubte, von ſeinem Sitze erhob. „Mädchen, ein ſolcher Schritt Deinerſeits wäre, hm! purer, blanker Wahnſinn! Du biſt jung, ſchön, Dir lacht das Leben mit, hm! allen ſeinen Freuden, — und Du wollteſt Dich lebendig begraben laſſen?"

Der Herr Revident war in ſeinem menſchenfreundlichen Eifer ordentlich warm geworden.

„Herr!" ſagte Anjuta leiſe, aber feſt — „ich liebe ihn, und der Liebe fällt nichts zu ſchwer."

„Ah bah!" verſetzte Se. Excellenz. „Laß den Burſchen laufen! Du biſt zu gut für ihn. Wenn Du, hm! das Bedürfniß nach Liebe haſt, ſo ſuche Dir einen würdigeren Gegenſtand."

Und Se. Excellenz warf einen Blick in den gegenüberhängenden Spiegel.

„Ich würde ein unverzeihliches Unrecht begehen," fuhr er fort, „böte ich Dir zu Deinem thörichten Entſchluß die Hand. Du biſt für das Parquet des eleganteſten Salons geſchaffen, und Deine Reize ſollten in einem ſchmutzigen Blockhauſe verwelken! Fi donc!»

Der hohe Herr entwickelte in ſeinem uneigennützigen Eifer eine Beredtſamkeit, wie ſie der geſetzgebende Körper, zu deſſen Gliedern er zählte, von ihm nicht zu hören gewohnt war.

Das beſtürzte Schweigen Anjuta's für ein Zeichen der Billigung nehmend, fuhr Se. Excellenz, die Stimme dämpfend, zärtlich fort:

„Ich bin von Deinen Reizen, hm! bezaubert, ſchönes Kind. Folge mir nach Petersburg! Dort ſoll Dir das Leben erblühen, wonniger, als Dir je Deine, hm! erhitzte Phantaſie vorgegaukelt. Ich will Dich in Seide und Spitzen kleiden; Dein ſchneeiger Hals ſoll an Weiße die Perlen beſchämen, welche ſich darauf, hm! wiegen. Kein Wunſch wird Dir unerfüllt bleiben. Mich ſelbſt und, hm! mein Herz lege ich Dir zu Füßen."

Se. Excellenz war mehr und mehr in Feuer gerathen. Zu den kleinen Schwächen des hohen Herrn gehörte eine unbegrenzte Verehrung des ſchönen Geſchlechts, und in der vornehmen Geſellſchaft Petersburgs bildeten ſeine galanten Abenteuer ſeit mehr als 30 Jahren einen nicht unbedeutenden Theil der chronique scandaleuse. So mancher Schönen hatte der bejahrte Don Juan den Hof gemacht, aber ein bezaubernderes Weſen, als dieſes „Landpflänzchen", war ihm, wie er ſich geſtehen mußte, noch nicht begegnet.

Außer Stande, ſeine Liebesgluth länger zu dämpfen, umfaßte er die ſchlanke Taille des jungen Mädchens.

Anjuta ſtand einen Augenblick wie erſtarrt. Dann ſtieß ſie den bejahrten Lovelace ſo unſanft von ſich, daß er, in den Seſſel zurücktaumelnd, wie ein Bündel Kleider zuſammenſchrumpfte, und rief mit einer Stimme, aus der die Verzweiflung klang: „Ich ſuchte Rettung und fand Schmach!" Dann riß ſie die Thür auf und entfloh.

Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie auf die Straße gelangt war. Ein eiskalter Regen peitſchte ihr in's Geſicht; das Tuch war ihr vom Kopfe geglitten; ſie beachtete es nicht. Wie im Traume ſchritt ſie dahin, fort und fort die Worte wiederholend: „Ich ſuchte Rettung und fand Schmach!" Erſt als ſie vor ihrer Hausthür angelangt war, kam ſie zu ſich. Es gelang ihr, unbemerkt ihr Zimmer zu erreichen. Hier ſank ſie, wie gebrochen, auf ihr Bett, unfähig zu denken, nur dumpf das Hoffnungsloſe ihrer Lage fühlend.

* * *

Der Mittag war vorüber. Die beiden Alten hatten ſich in's Schlafzimmer zurückgezogen, ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Anjuta ſaß auf ihrem Stübchen. Das ſchöne Haupt wie eine welke Lilie geneigt, ſtarrte ſie vor ſich hin; um den feinen Mund zuckte es in unſäglichem Weh. Noch eine Stunde — und der Doctor kam, um ſie zum letzten Mal zu Grigori zu führen. Es galt ein Scheiden für's Leben.

Ihr Geiſt wanderte zurück in die Tage ihrer Kindheit. Sie war wieder in der traulichen Waldhütte. Wieder durchſtreifte ſie an der Seite ihres Pflegebruders

Wald und Feld. Sie ſah ſein gutes, treues Geſicht, ſie hörte ihn liebevoll ihren Namen rufen. Und dann war ſie zur Jungfrau erblüht. Ein ſüßes Weh durchzuckte ſie, wenn ſie des Frühlingsabends gedachte, da ihr zum erſten Mal eine Ahnung ſeiner Liebe im ſelig erſchauernden Herzen aufdämmerte. Dann war das Ungewitter über ſie hereingebrochen, das ihr junges Liebesglück mit vernichtendem Schlage traf. Und jetzt wollte die herzloſe Welt ſie Beide aus einander reißen, für immer, für immer!

„Nein!“ ſchrie es in ihr voll wilder Verzweiflung. „Ihr ſollt uns nicht trennen, noch giebt es ein Mittel der Rettung!“ Hochaufgerichtet ſtand ſie da, die Lippen zuſammengepreßt, das Antlitz blutlos, in den Augen aber loderte ein verzehrendes Feuer.

Sie verließ das Gemach und begab ſich unhörbaren Schrittes in das Studirzimmer des Profeſſors. In einem hohen Schrank, deſſen Schlüſſel ſie aus einem Fach des Schreibtiſches nahm, ſtanden, wohlgeordnet und mit Aufſchriften verſehen, Fläſchchen und Phiolen, deren mannigfachen Inhalt der Profeſſor zu ſeinen chemiſchen Analyſen verwandte. Sie öffnete den Schrank, ſtieg auf einen Stuhl und nahm aus einem der oberſten Fächer ein kleines Fläſchchen, das ſie eilig in ihrem Buſen barg. Als ſie das Zimmer verließ, hatte ihr Antlitz einen geiſterhaften Ausdruck. Es war, als hätte der Hauch des Todes darüber geweht.

* * *

Zur feſtgeſetzten Stunde langte ein Schreiben des Doctors an, worin er ſein Ausbleiben durch einen wichtigen Krankenbeſuch entſchuldigte; Anjuta möge nur allein gehen: man werde ſie unbeanſtandet zum Gefangenen laſſen.

Als Anjuta von dem würdigen Ehepaare, deſſen Liebe ſie, ach! mit Undank vergalt, Abſchied nahm, brach ſie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Vergebt Eurer unglücklichen Tochter,“ ſtammelte ſie, „das Leid, das ſie Euch bereitet! Lebet wohl, und Gott ſei mit Euch!“

Und damit ging ſie.

Der Profeſſor und ſeine Frau waren geneigt, den bei der Selbſtbeherrſchung des jungen Mädchens auffallenden Gefühlsausbruch auf Koſten der bevorſtehenden Trennung von ihrem Geliebten zu ſetzen. Doch lag in dem Benehmen des jungen Mädchens ein unerklärliches Etwas, das ihre Herzen inſtinctiv mit der Furcht vor einem drohenden Unheil erfüllte.

So vergingen drei Stunden, ohne daß die ſehnlich Erwartete zurückgekehrt wäre. Die Profeſſorin verzehrte ſich in banger Ungeduld. Vergebens waren die Vernunftgründe ihres Mannes, — ihre Unruhe wuchs dermaßen, daß der Profeſſor beſchloß, ſelbſt nach Anjuta auszuſchauen. Da ſchellte es an der Hausthür. Die Profeſſorin eilte, die Thür zu öffnen. Es war der Doctor — allein.

„Wo iſt Anjuta?“ rief ſie in banger Haſt. Als ſie ihm aber in's blaſſe, bekümmerte Antlitz ſah, war es ihr, als preßte eine eiſige Hand ihr pochendes Herz zuſammen.

„Gütiger Himmel, was iſt vorgefallen?“ vermochte ſie kaum hervorzuſtammeln.

„Jeliſaweta Alexandrowna und Du, mein alter Freund, ich bin der Ueberbringer einer Trauerbotſchaft. Faſſung, meine Theuren! Anjuta . . .“

Er ſtockte und wandte ſein vor Schmerz zuckendes Geſicht zur Seite.

„Um Jeſu Chriſti willen,“ flehte die Profeſſorin, „foltern Sie mich nicht länger! Was iſt mit Anjuta?“

„Anjuta iſt — todt!“ ſagte der Doctor mit tonloſer Stimme.

„Todt!“ kreiſchte die Profeſſorin, und der Profeſſor wiederholte, ſtarr vor Entſetzen: „todt!“

„Ja, das edelmüthige Mädchen weilt nicht mehr unter den Lebenden. Sie hat ſich im Tode mit dem Geliebten vereinigt, von dem ſie das Leben trennte.“

Und der Doctor erzählte. Er hatte ſich früher, als er gehofft, von ſeinem Krankenbeſuche freimachen können und traf beim Gefängnißthor mit Anjuta zuſammen. Auch ihm fiel an dem jungen Mädchen eine ungewöhnliche Erregung auf; er fand ſie aber gleichfalls im Hinblick auf die nahe Trennung von Grigori erklärlich. Bevor ſie dem Schließer folgte, küßte ſie ſeine Hand und ließ eine Thräne darauf fallen. Der Doctor erwartete ihre Zurückkunft in der Wohnung des Gefängnißaufſehers. Plötzlich — die feſtgeſetzte Stunde der Zuſammenkunft war vorüber — ſtürzte der Schließer in's Zimmer, wo der Doctor mit dem Gefängnißaufſeher plauderte, und rief kreidebleich: „Sie ſind todt!“ — „Wer?“ fragte der Doctor beſtürzt. — „Beide!“ war die Antwort. „Der Sträfling und ſeine Pflegeſchweſter!“

Auf dem Schauplatz der Tragödie fanden ſie Grigori auf dem Bett in ſitzender Stellung, den Rücken gegen die Wand geſtützt, während Anjuta, von ſeinem Arm umſchlungen, den Kopf an ſeine Bruſt lehnte. Der Geſichtsausdruck Beider war ein friedlicher. Die ſofort angeſtellte ärztliche Unterſuchung ergab, daß bei Beiden der Tod eingetreten war. Noch waren die Körper warm, aber alle Belebungsverſuche erwieſen ſich als erfolglos. Die Urſache ihres Todes wurde bald conſtatirt. Neben Grigori lag ein geleertes Fläſchchen, deſſen Vignette die Aufſchrift „Blauſäure“ trug. Es war das Fläſchchen aus dem Schrank des Profeſſors.

Den Bemühungen des Doctors gelang es, den Dahingeſchiedenen ein ehrliches Begräbniß zu erwirken. Ein gemeinſames Grab umfing ihre ſterbliche Hülle. Was das Leben verweigert hatte, gewährte ihnen der Tod.

Ueber die Lepra in den Oſtſeeprovinzen.

Vortrag, gehalten von Prof. **Ed. v. Wahl** in Dorpat.

Wenn Jemand, der uns nahe ſteht, mitten aus blühender Geſundheit und rüſtiger Arbeit herausgeriſſen und auf ein langwieriges ſchmerzliches Krankenlager geworfen wird, ſo iſt es nicht blos Mitleid und Sorge, was unſere Bruſt bewegt; wir möchten auch erfahren, welche Krankheit den Patienten erfaßte, wie er ſich dieſelbe zugezogen hatte und wie man ihn am raſcheſten und ſicherſten von derſelben befreien könnte. Dieſes Bedürfniß, ſich über das eigentliche Weſen der Krankheiten, die ja wie ein Damoklesſchwert über dem Haupte eines jeden Menſchen hangen, ihre Entſtehung und Beſeitigung Klarheit zu verſchaffen, iſt nicht blos eine Eigenthümlichkeit der promovirten Aerzte, es findet ſich ebenſo in den Hütten der Armen, wie in den Paläſten der Reichen. Je einfacher die Lebensanſchauungen und Beziehungen zur Außenwelt, je beſchränkter das Wiſſen und Verſtehen, deſto einfacher geſtalten ſich natürlich dem Fragenden auch die Krankheitsurſachen: immer werden ſie den Einflüſſen entnommen, welche den Menſchen unmittelbar umgeben oder täglich auf ihn einwirken; — je complicirter die Lebensverhältniſſe, je weiter der Geſichtskreis und die Bildung, deſto größer die Annäherung an die mediciniſche Wiſſenſchaft, deren Wandlungen vom Irrthum zur Wahrheit ſich immer und überall deutlich in den Anſchauungen des Publicums wiederſpiegeln. Wie der einfache Mann die Frage nach der Urſache ſeiner Krankheit meiſt mit der Antwort: Schreck oder Erkältung erledigt, ſo ſehen wir in den gebildeten Klaſſen ſchon Probleme discutirt werden, welche auch die Wiſſenſchaft bewegen, — wir hören von beſonderen Krankheitspilzen oder von Bacterien reden, und die Ueberzeugung von der infectiöſen Natur der meiſten Krankheiten gewinnt immer breiteren Boden. — Es liegt nun auf der Hand, daß bei dieſer Theilnahme an den Fortſchritten der mediciniſchen Wiſſenſchaft ſich das Intereſſe des gebildeten Publicums nicht blos auf die Krankheit des einzelnen Individuums beſchränken wird, ſondern ſich auch in verſtärktem Maße den ſo viel großartigeren Erſcheinungen der Volkskrankheiten zuwenden muß. Am deutlichſten tritt dieſes Intereſſe natürlich bei jenen großen Epidemien hervor, die wie eine

Windsbraut über die Völker dahinſtürmen, unzählige Opfer fordern und unſägliches Elend in die Familien hineintragen. Aber die menſchliche Geſellſchaft hat nicht blos mit dieſen Feinden zu kämpfen, deren unheimliches Nahen oft ſchon geraume Zeit vorher angekündigt wird; ſie birgt Krankheiten in ihrem Schooße, die ſtill und unbemerkt ihre zerſtörende Arbeit thun, die jedes Verkennen ihres eigentlichen Weſens, jede Nachläſſigkeit in der Geſundheitspflege benutzen, um das Haupt drohend zu erheben, ſich feſtzuſetzen und jeden Fuß breit neu gewonnenen Terrains mit Zähigkeit zu behaupten.

Es kann nicht meine Aufgabe ſein, hier auf alle jene chroniſchen Infectionskrankheiten einzugehen, die ſich an die Ferſen des Menſchengeſchlechtes anheften und ſeine Geſundheit in heimtückiſcher Weiſe bedrohen. Ich möchte heute nur Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen für *eine* Krankheit, die — wie es ſchien — längſt vergeſſen und begraben, ſich neuerdings aber wieder auf ſehr bedenkliche Weiſe in den Vordergrund drängt und deren Weſen erſt in allerletzter Zeit ſo weit klar geſtellt worden iſt, daß wir vom ärztlichen Standpunkte aus Ihnen poſitive Daten über dieſelbe entgegenbringen können. — Die Krankheit, um welche es ſich hier handelt, iſt die *Lepra*, der alte bibliſche und mittelalterliche *Ausſatz*, durch die neueſten Unterſuchungen als eine auch in unſeren Oſtſeeprovinzen einheimiſche und leider ſich raſch wieder ausbreitende Volkskrankheit ſicher erkannt.

Die Geſchichte zeigt uns die Lepra als eine der älteſten Plagen des Menſchengeſchlechtes. In den Völker gebärenden Centren Aſiens ſchon ſeit undenklicher Zeit einheimiſch, iſt ſie wahrſcheinlich mit den ſemitiſchen Stämmen zuerſt nach Egypten, von dort nach Paläſtina und etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts unſerer chriſtlichen Zeitrechnung nach Italien und Griechenland hinübergetragen worden, von wo ſie mit dem Zerfall des römiſchen Reichs und mit der Bildung neuer Staaten jenſeits der Alpen etwa im 9. und 10. Jahrhundert ſich raſch über ganz Europa ausbreitet und zur Zeit der Kreuzzüge grauenerregende Dimenſionen gewinnt. Wenn es nun auch ſehr wahrſcheinlich iſt, daß zu jener Zeit alle möglichen anſteckenden und nicht anſteckenden Hautkrankheiten unter dem einen Sammelnamen des Ausſatzes zuſammengefaßt wurden, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die in ihrer äußeren Erſcheinung ſo ſehr kenntliche und auch dem Laien auffällige *Lepra* das eigentlich Beſtimmende in der ganzen Krankheitsgruppe war und daß der Geſetzgeber des alten Teſtamentes nur einer durch die Volksſtimme gefeſtigten Ueberzeugung folgte, wenn er die Ausſätzigen als *unrein* aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannte und beſondere Maßnahmen zur Säuberung ihrer Wohnſtätten anordnete. Dieſe Ueberzeugung von dem *unreinen Charakter* der Krankheit wurde auch von der chriſtlichen Kirche übernommen, nur daß die Maßnahmen der Kirche und der Communen, welche ſich gegen die unglücklichen Kranken richteten, mehr den mildthätigen Charakter des Mitleids und der Krankenpflege an ſich trugen. So leſen wir, daß den Ausſätzigen beſondere Wohnplätze außerhalb der Städte angewieſen werden, daß man beſondere Häuſer für ſie baute: Leproſerien, Malantherien, in Deutſchland Siechenkobel, für die Sonderſiechen oder Feld-

ſiechen, aus denen ſie ſich entweder gar nicht oder nur an beſtimmten Wochentagen entfernen durften, und wir erfahren, daß die Zahl dieſer Stätten, in denen die unglücklichen Kranken auf Koſten der Communen oder durch milde Beiträge verpflegt werden, allmählich ganz unglaubliche Dimenſionen annimmt. — Mit der Coloniſation Livlands durch die Deutſchen im 12. Jahrhundert iſt wahrſcheinlich auch die Lepra zu uns herübergekommen — mit der Lepra freilich auch die werkthätige Arbeit der Kirche und der geiſtlichen Orden, welche ſofort Maßnahmen ergriffen, um der weiteren Ausbreitung der Krankheit energiſch entgegenzutreten. So erzählt uns Amelung in ſeinen intereſſanten Culturſtudien aus der Ordenszeit, daß bereits im Jahre 1237 in Reval ein Hoſpital — das Johannishoſpital — für Ausſätzige beſtand, daß zur Unterhaltung desſelben der Biſchof von Reval im Jahre 1266 Boten ausſendet, welche nicht blos im Lande ſelbſt, ſondern auch in dem benachbarten Finnland Almoſen einſammeln, und daß das genannte Hoſpital im Jahre 1270 bereits ein ſteinernes Haus in der Schmiedeſtraße und reichlichen Landbeſitz erworben hatte. Auch in Riga und in Arensburg entſtehen um jene Zeit Hoſpitäler des heiligen Johannes und Lazarus, letztere wohl ganz ausſchließlich zur Aufnahme von Leprösen beſtimmt und mehr oder weniger reich durch Vermächtniſſe und Schenkungen dotirt. Die Dringlichkeit und der Nutzen dieſer Leproſerien ſprechen ſich ſchon in dem Erlaß des päpſtlichen Legaten Wilhelm von Modena 1237 aus, welcher ausdrücklich geſtattet, daß denſelben bewegliches und unbewegliches Vermögen verſchrieben werden könne.

Aber nicht blos in den Städten und Flecken, welche alle dem Beiſpiele Riga's und Revals folgten, auch auf dem flachen Lande ſcheinen bei jedem Ordensſchloſſe Kammern zur Aufnahme von Ausſätzigen, ſowie beſondere Räume für andere Kranke exiſtirt zu haben.

Alle dieſe Maßnahmen werden hauptſächlich durch die Ueberzeugung geleitet, daß der Ausſatz eine böſe, anſteckende, unreine Krankheit ſei, — die Ausſätzigen dürfen ſich nicht in den Städten, ſondern nur außerhalb derſelben, in beſonderen für ſie angewieſenen Bezirken aufhalten. Im Jahre 1266 ſchreibt der Revaler Biſchof: „Wegen der Anſteckung dürfen die Ausſätzigen niemals mit anderen geſunden Menſchen in Verkehr treten, weil ein einziges krankes Schaf die ganze Heerde verderben könne," — im Jahre 1394 erläßt der Revaler Rath ein Verbot, wonach bei 2 Mark Strafe kein Knochenhauer Geflügel und Kleinvieh von den Ausſätzigen einkaufen darf.

Alle die oben genannten Maßnahmen zur Iſolirung und Sequeſtrirung der Ausſätzigen hatten zur Folge, daß nicht blos bei uns zu Lande, ſondern auch im ganzen weſtlichen Europa die Lepra im 15. Jahrhundert verſchwindet und allmählich vollſtändig in Vergeſſenheit geräth. Man ſpricht wohl noch hin und wieder vom Ausſatz, man glaubt die Krankheit hie und da zu erkennen, eigentlich wiederentdeckt und wiſſenſchaftlich mit der Krankheit des Mittelalters identificirt wird ſie erſt in den 40er Jahren unſeres Jahrhunderts von Danielſſen und Boeckh in Norwegen, wo ſie, offenbar unberührt von den Culturfortſchritten des weſtlichen Europa

und durch keinerlei Schutzmaßregeln eingedämmt, allmählich eine sehr beträchtliche Ausbreitung gewonnen hatte. Die Beschreibung, welche diese beiden hochverdienten Männer von der Krankheit geliefert haben, ist eine so mustergiltige, daß wir ihr kaum heut zu Tage noch etwas Neues hinzufügen können. Es ist dieselbe Krankheit, wie wir sie gegenwärtig überall in Indien, China und Japan antreffen, dieselbe, welche sich durch ganz Afrika bei den Negern vorfindet und mit den Negersclaven nach Brasilien und Westindien ausgewandert ist; es ist dieselbe Krankheit endlich, die unser trefflicher, leider zu früh verstorbener Professor Wachsmuth in den sechsziger Jahren hier in Dorpat wieder erkannte und deren Schilderung 1869 Bergmann mit gewandter Feder und gewohntem Geschicke unternahm.

Wie hatten sich aber in der langen Spanne Zeit, welche das 15. Jahrhundert von unserem trennt, die Anschauungen über die Krankheit geändert! Der Umstand, daß die Lepra in Norwegen nur in ganz begrenzten Bezirken, in bestimmten Familien und deren nächster Anverwandtschaft einheimisch zu sein schien und daß keine sicheren Thatsachen für die directe Uebertragung von Person zu Person gefunden werden konnten, hatte Danielssen und Boeckh veranlaßt, die Ansteckungsfähigkeit derselben vollständig zu leugnen und ihr nur den Charakter einer von Generation zu Generation erblichen Krankheit zu vindiciren, — in derselben Weise, wie man ja auch zu jener Zeit die Lungenschwindsucht, die Tuberculose allgemein als eine erbliche Krankheit bezeichnete, welche wohl von den Eltern auf die Kinder, aber niemals von Person zu Person direct übertragen werden könne. Diese jetzt als fehlerhaft erkannte Auffassung, welche die Pathologie mancher chronischen Krankheiten damals aber vollständig beherrschte, spiegelt sich auch in den Berichten wieder, welche die englische Regierung 1867 aus ihren indischen Colonien über die Lepra einforderte. Die meisten Berichterstatter sprechen sich im Sinne dieser Auffassung aus, nur wenige glauben in schüchterner Weise die Möglichkeit einer directen Uebertragbarkeit vertreten zu dürfen. — So sehen wir die alte biblische Anschauung von dem unreinen Charakter der Krankheit vollständig verschwinden. Sie erscheint uns nur noch als ein durch Generationen vererbter und auf den Aussterbeetat gesetzter Rest jener prähistorischen Plage; oder wo die autochthone Entstehung derselben nicht geleugnet werden kann, wo das Auftreten der Krankheit ohne jede Beziehung auf Erblichkeit und Verwandtschaft sicher constatirt ist, — da sind es allerlei kosmische und tellurische Einflüsse, feuchtes unwirthliches Klima, Meeresküsten und Sümpfe, Fischnahrung und mangelhafte Hautpflege, welche die Krankheit erzeugen sollen. Die wieder neu aufgetauchte Leprafrage läßt das Publicum kalt; sie interessirt nur die akademischen Kreise! Die Gelehrten Deutschlands und Frankreichs reisen nach Norwegen, um aus eigener Anschauung wieder ein Bild jener historisch so interessanten, aber im Grunde doch nur fossilen Krankheit zu gewinnen. Unbesorgt werden Lepröse in Dienst und Lohn genommen; man empfindet wohl ein gewisses Grauen bei Betrachtung der durch die leprösen Knoteneruptionen entstellten Gesichter und verstümmelten Extremitäten, aber man fürchtet sie nicht; die Krankheit ist ja nach ausdrücklicher Versicherung der Aerzte keine ansteckende;

unbesorgt werden sie in den Hospitälern und Kliniken gemeinschaftlich mit anderen Kranken verpflegt und unbesorgt und ungeheilt wieder in ihre Heimath entlassen.

Diese sorglose Auffassung sollte indessen nicht lange andauern. Schon das historisch-geographische Studium der Krankheit durch Hirsch in Berlin hatte Thatsachen aufgedeckt, welche die Kritik herausforderten. Hirsch zeigte uns an der Hand gründlichster historischer Forschung, wie die Krankheit, den Spuren der wandernden Völker folgend, sich von Asien über Europa und Afrika ausbreitet und aus dem letzteren Continent im 16. und 17. Jahrhundert mit den Negersclaven nach Westindien und Brasilien hinübergelangt; er zeigt uns, wie sie vollständig unabhängig ist von Klima und Nahrung, wie sie im höchsten Norden, in Grönland und dem eisumstarrten ultima Thule, auf Island, an der in Nebel und Feuchtigkeit gehüllten Westküste Norwegens und Ostküste Kamtschatka's in den äquatorialen Regionen Afrikas und Amerikas, in der wundervollen Natur der Riviera di Ponente, in China und Japan, auf den meerumbrandeten Höhen Madeiras, wie in den Niederungen des Ganges — immer und überall dieselben Krankheitserscheinungen aufweist, dieselben unheimlichen Verunstaltungen des Gesichtes und der Glieder zu Wege bringt, langsam und sicher den Todesspeer in das Leben der Völker hineinsenkend! Zu diesen Thatsachen, welche die von Danielssen und Boeckh aufgestellten Theorien von der Fischnahrung und erblichen Verbreitung schon erheblich erschütterten, gesellten sich bei genauerer Nachforschung noch eine ganze Reihe neuer, die die Ansteckungsfähigkeit der Lepra direct erweisen. So erfahren wir durch Leloir, daß im Jahre 1845 von einem dänischen Schiff ein Aussätziger auf der Insel Mauritius an's Land gesetzt wird, zehn Jahre später zeigen sich die ersten Erkrankungsfälle auf der Insel und jetzt beträgt die Zahl der Leprösen schon mehrere Tausende. Ein französischer Beamter auf Mauritius bezieht die Wohnung seines Vorgängers, der daselbst an Lepra gestorben — „il se met, pour ainsi dire, dans les meubles du mort", und erkrankt einige Jahre später selbst. Ein Dr. Robertson, welcher auf Mauritius am Leprahospital dient, erkrankt nach dem Bericht des Dr. Ford unter den unzweifelhaften Erscheinungen der Lepra. — Auf den Sandwichinseln beginnt in den 40er Jahren unseres Jahrhunderts die Einwanderung von chinesischen Kulis; zu Anfang der 50er Jahre wird der erste Leprafall 20 Meilen von Honolulu notirt, 1861 finden sich in der nächsten Nachbarschaft dieses Kranken sechs neue Fälle, im Jahre 1881 zählt man bereits mehrere Tausende, trotzdem daß die Regierung die Erkrankten nach Möglichkeit auf einer abgesonderten Insel zu interniren versucht. — Auf Madagascar war die Zahl der Leprösen eine geringe, so lange man das Isolirungsgesetz streng handhabte; als dasselbe in Vergessenheit gerieth, nahm die Lepra rasch zu und hat nach Aussage des Dr. Davidson jetzt eine ganz unglaubliche Ausbreitung gewonnen. Auch die nordamerikanischen Dermatologen sind in neuerer Zeit auf sporadische Leprafälle aufmerksam geworden, welche theils aus Californien, theils aus Canada herstammen, wo die Lepra mit den Chinesen und Norwegern eingewandert ist. — Ueber einen absolut beweisenden Fall berichtet

endlich Dr. Benſon in Dublin. Ein Mann, der 22 Jahre in Weſtindien gelebt hat, kehrt 1872 als Lepröſer in ſeine Heimath, nach Irland zurück und ſtirbt 1½ Jahre ſpäter an den Folgen der Krankheit. Sein Bruder, der Irland nie verlaſſen hatte und ſtets geſund geweſen war, lebt innerhalb dieſer Zeit mit dem Kranken zuſammen, theilt ſein Bett und ſeine Kleider; im Jahre 1877 erkrankt er gleichfalls unter den Erſcheinungen der tuberöſen Lepra. Einen ähnlichen Fall theilt auch Dr. Atkinſon aus Amerika mit. Eine Familie deutſchen Urſprungs, ſtets geſund, lebt in Maryland und hat dieſen Ort nie verlaſſen. In der Familie verkehrt ſeit Jahren ein Lepröſer, Namens Browne. Im Jahre 1878 erkrankt die Frau unter den Erſcheinungen der tuberöſen Lepra. — Auch die Behauptung, daß eine Uebertragung der Krankheit zwiſchen Ehegatten nicht vorkäme, iſt in neuerer Zeit durch eine ganze Reihe gegentheiliger Beobachtungen, ſowohl aus Norwegen, wie aus den indiſchen Colonien, als irrthümlich erwieſen worden.

Den eigentlichen Anſtoß aber zu den Wandlungen, welche unſere Anſchauungen neuerdings erfahren haben, gab die Entdeckung Armauer Hanſen's und Neißer's, daß nämlich die krankhaften Veränderungen in der Haut und den inneren Organen bei den Leproſen ſtets mit dem maſſenhaften Vorhandenſein eines eigenthümlichen ſtäbchenförmigen Körperchens — des Leprabacillus — Hand in Hand gehen. Da es nun von den meiſten Infectionskrankheiten, acuten ſowohl wie chroniſchen, feſtſteht, daß ſie nur durch die Einwanderung und Vermehrung ganz beſtimmter ſpecifiſcher Krankheitskeime entſtehen, ſo mußte mit dieſer Entdeckung auch die frühere Anſchauung, welche die Lepra auf Nahrung und Klima zurückführte, fallen und die Ueberzeugung Platz greifen, daß wir es hier mit einer Infectionskrankheit zu thun haben, deren Uebertragung von Perſon zu Perſon oder durch Vermittelung beſonderer Medien — Kleider, Wohnung ꝛc. zum Mindeſten ſehr wahrſcheinlich ſei. Die Frage nach der Contagioſität der Lepra würde auch keiner weiteren Discuſſion mehr unterliegen, wenn es, wie bei anderen Infectionskrankheiten, z. B. bei der Tuberculoſe, beim Milzbrand, bei der Wundroſe gelungen wäre, den Krankheitspilz in beſonderen Nährflüſſigkeiten außerhalb des Körpers rein zu züchten und dann durch Uebertragung desſelben auf Thiere wieder denſelben Krankheitsproceß und dieſelben Krankheitserſcheinungen wie am Menſchen zu erzeugen. Die Verſuche, welche man nach dieſer Richtung hin mit dem Leprabacillus angeſtellt hat, ſind aber bisher wenigſtens erfolglos geblieben. Hier beſteht zur Zeit noch eine Lücke in unſerem Wiſſen, welche von den Gegnern der Contagioſität mit Eifer ausgenützt wird. Indeſſen muß betont werden, daß es eine Anzahl chroniſcher Infectionskrankheiten giebt, bei denen bisher weder ein ſpecifiſcher Krankheitskeim, noch die Uebertragbarkeit der Krankheit auf Thiere nachgewieſen werden konnte und deren Contagioſität vom Menſchen zum Menſchen trotzdem Niemand heut zu Tage mehr bezweifelt. Wir haben kein Recht, ſogenannte kliniſche Thatſachen, wie die oben angeführten, zurückzuweiſen, weil die experimentelle Begründung derſelben noch ausſteht. Die Lehre von den Krankheitskeimen hat erſt in den letzten Decennien ſicheren Boden unter den Füßen gewon-

nen; ein jeder Tag erweitert unser positives Wissen auf diesem Gebiete; die Gesetze, welche bisher aufgedeckt worden sind, müssen allgemeine Giltigkeit haben, sie können nicht blos für einzelne Krankheiten existiren.

Was wir Positives über das Wesen und die Verbreitung der Lepra wissen, läßt sich nun in folgende Sätze zusammenfassen:

1) Die Lepra beginnt immer als eine Erkrankung der Haut, und zwar sind es die entblößten Theile des Körpers — Gesicht, Hände und Füße — an welchen sich der Krankheitskeim zuerst ansiedelt.

2) Erst nach jahrelangem Bestehen der leprösen Hautveränderungen werden auch die inneren Organe ergriffen, indem der Krankheitskeim auf dem Wege der Lymphgefäße und Nerven von der Peripherie zum Centrum weiter vordringt.

3) Es dauert mehrere Jahre, bis der eingedrungene Krankheitskeim die charakteristischen Veränderungen in der Haut — die Flecken und Knoten, die Störungen der Sensibilität und Ernährung hervorruft. Die Weiterentwickelung und Vermehrung des specifischen Krankheitserregers scheint ungemein langsam vor sich zu gehen, dafür aber derselbe um so sicherer zu haften und jeder Behandlung Widerstand zu leisten.

4) Die Krankheit wird bei engerem Zusammenleben Gesunder mit Leprösen entweder direct von Person zu Person oder durch Vermittelung des täglichen Hausrathes — Wohnung, Kleidung, Betten ꝛc. übertragen; doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß mangelhafte Hautpflege und ungünstige Wohnungsverhältnisse eine besondere Disposition für die Aufnahme und Entwickelung des Leprakeimes schaffen.

5) Die Krankheit haftet zunächst an bestimmten Familien, aber nicht, wie man früher annahm, indem nur die Eltern dieselbe den Kindern mittheilen, sondern eben so häufig umgekehrt, indem erkrankte Kinder die Eltern anstecken.

6) Bei ungehindertem Verkehr läßt sich die Weiterverbreitung der Krankheit stets von solchen Einzelheerden aus verfolgen und die Zunahme der Erkrankungsfälle im Laufe der Jahre sicher constatiren.

7) Ueberall, wo eine Isolirung der Leprösen angestrebt worden ist, hat man die Weiterverbreitung der Krankheit mehr oder weniger sicher verhindert.

Lassen Sie uns jetzt an die Frage herantreten, wie es denn mit der Lepra hier bei uns in den Provinzen bestellt ist?

Nachdem, wie ich bereits erwähnte, in den 60er Jahren Wachsmuth und Bergmann das Vorhandensein der Lepra in Livland nachgewiesen hatten und in den klinischen Anstalten der Universität jährlich immer wieder frische Erkrankungsfälle zur Beobachtung gelangt waren, mußte es dringend wünschenswerth erscheinen, endlich einmal zur Klarheit über die Verbreitung der Krankheit hier bei uns im Lande zu kommen. Das gesteckte Ziel konnte indessen nur erreicht werden, wenn sich Aerzte fanden, die es übernahmen, von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte zu wandern und aus eigener Anschauung die Verhältnisse kennen zu lernen. Mit Stolz und Freude spreche ich es aus, daß es Söhne unserer Heimath und Zöglinge unserer Universität gewesen sind, die bereitwillig dem Rufe folgten, die

mit größter Aufopferung und Hingebung sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen. Während einer meiner Schüler, Dr. Hellat, drei Sommer hinter einander die Provinzen durchforschte, sammelten Dr. Adolph Bergmann und Paulson in Riga alle Fälle, welche in und außerhalb der Stadt zu ihrer Kenntniß gelangt waren, veröffentlichte Dr. Thomse in Mitau endlich eine Anzahl von Beobachtungen, die das Vorhandensein der Lepra auch in Kurland über allen Zweifel stellten. —

Nach den Angaben Dr. Hellat's existiren in Livland gegenwärtig ca. 300 Lepröse, in Kurland 76, in Ehstland 26, — Alles in Allem etwa 400 Fälle. Da aber Kurland und Ehstland nur theilweise untersucht sind und die angeführten Zahlen kaum der Wirklichkeit entsprechen dürften, so concentrirt sich unser Interesse hauptsächlich auf Livland. Dreihundert Lepröse in unserer Provinz, deren Bevölkerung wir annähernd auf 1½ Millionen berechnen dürfen, erscheint Ihnen gewiß nur als eine kleine Zahl, — eine Zahl, um derentwillen es sich kaum lohnt, solches Aufheben zu machen! Aber es handelt sich, wie wir oben gesehen haben, um eine unreine, ansteckende Krankheit, deren Zunahme in einzelnen Gebieten wir mit Sicherheit nachweisen können. So hat Prof. Bergmann im Jahre 1868 im Rujen'schen Kirchspiel nur 4 Lepröse aufgefunden, während gegenwärtig daselbst ihrer 19 vorhanden sind; — und diese Zunahme machte sich gerade in der letzten Zeit bemerkbar, wo die ökonomischen und hygieinischen Verhältnisse im Volke um ein Bedeutendes besser geworden sind! Aus den Kirchenbüchern von Holmhof bei Riga geht hervor, daß von 1863—1876 nur ein Todesfall an Lepra verzeichnet worden ist, während in dem Zeitraum von 1876—1887 bereits zehn Todesfälle vorkamen. In Riga sind nach den Ermittelungen von Dr. Adolph Bergmann in den Jahren 1870—1880 nur 9 Leprafälle, in den Jahren 1880—1886 aber bereits 27 Fälle beobachtet worden. Reden diese Zahlen nicht eine deutliche Sprache? Müssen sie nicht den Vorwurf einer leichtfertigen Agitation und Beunruhigung des Publicums gleich von vorne herein zum Schweigen bringen? — Die Annahme, daß 300 Kranke im Lande nichts zu bedeuten hätten, wird aber auch noch weiter widerlegt, wenn wir uns die Vertheilung der Krankheitsfälle etwas genauer ansehen. Es giebt nämlich in Livland sieben Gegenden, die sich durch eine ganz besonders hohe Frequenz der Krankheit auszeichnen:

1) das Gebiet Tammist bei Dorpat, 17 Erkrankungsfälle auf 1000 Einwohner;

2) das Kirchspiel Holmhof bei Riga, 14 Erkrankungsfälle auf 1000;

3) das Kirchspiel Saara im Pernau'schen Kreise, 3—4 Erkrankungsfälle auf 1000;

4) das Kirchspiel Tarwast im Fellin'schen, 2—3 Erkrankungen auf 1000;

5) die Kirchspiele Rujen und Allendorf, 1—2 Erkrankungen auf 1000; und endlich

6) in Oesel das Kirchspiel Anseküll auf der Sworke mit 5—6 Erkrankungen auf 1000.

Aus den Gebieten Tammiſt, Tarwaſt und Saara ſind uns in den letzten zehn Jahren eine große Anzahl friſcher Erkrankungsfälle zugegangen, ſo daß eine Zunahme der Lepra auch in dieſen Gegenden ganz außer Zweifel ſteht. Daß dieſe Zunahme hier wie überall nur durch directe Uebertragung erfolgt iſt, hat uns Dr. Hellat durch ſeine Enquête mit Sicherheit nachgewieſen.

So lebt z. B. in Poperwahlen in Kurland eine geſunde Frau mit ihrem geſunden Manne und fünf geſunden Kindern ſeit 22 Jahren in einer entlegenen Buſchwächterei. Sie iſt mit Lepröſen nur gelegentlich zuſammen gekommen. Vor ſieben Jahren erkrankt ſie zuerſt, drei Jahre ſpäter ihr 16jähriger Sohn, vier Jahre ſpäter ihre beiden Töchter und nach fünf Jahren endlich ihr 20jähriger Sohn.

Ferner, — eine junge, geſunde Perſon wird in's Kirchſpiel Halliſt in ein Geſinde verheirathet, wo früher ein Lepröſer lebte und geſtorben war. Drei Jahre nach ihrer Verheirathung wird ſie leprös und ſieben Jahre ſpäter ihre Mutter, welche ſie von Zeit zu Zeit beſucht hatte.

Ein ausgedienter Soldat, der ſieben Jahre lang in der Gegend des Kaſpiſchen Meeres, wo die Lepra einheimiſch iſt, geſtanden hat, kehrt vor ſechs Jahren in ſein heimathliches Geſinde, im Pölwe'ſchen Kirchſpiel, Gebiet Heimadra zurück, erkrankt vor etwa drei Jahren unter den Erſcheinungen der Lepra und überträgt bald darauf die Krankheit auf ſeine bisher immer geſunde 66jährige Mutter.

Ganz unwiderlegliche Beweiſe für die Anſteckungsfähigkeit der Lepra hat endlich Dr. Paulſon in ſeiner Arbeit geliefert. Eine 67jährige Dame aus den beſten Ständen, die immer im Centrum der Stadt Riga und in den beſten Verhältniſſen gelebt hatte, erkrankte vor einiger Zeit an der Lepra. Sie hatte ſeit vielen Jahren eine leproſe Dienſtmagd bei ſich im Hauſe, die ſchließlich an den Folgen der Krankheit im allgemeinen Krankenhauſe zu Grunde ging.

Ich glaube, alle dieſe Thatſachen, welche ſich aus dem geſammelten Beobachtungsmaterial leicht um das Dreifache vermehren ließen, beweiſen zur Genüge, daß die Lepra auch hier bei uns in den Oſtſeeprovinzen — wie überall — den Charakter einer anſteckenden Krankheit beſitzt und daß es die Pflicht der Geſellſchaft iſt, ſich bei Zeiten gegen die Weiterverbreitung derſelben zu ſchützen und namentlich unſer Landvolk vor dem Umſichgreifen dieſer ſchrecklichen Seuche zu bewahren. Dieſe Aufgabe kann nur — ich will es gleich ſtrict und klar ausſagen — durch eine zwangsweiſe Iſolirung der unglücklichen Kranken, durch eine Verpflegung derſelben auf Koſten der Landesregierung oder der Communen gelöſt werden!

Ich ſehe, daß Sie bedenklich das Haupt ſchütteln, daß Sie unwillkürlich vor Maßnahmen zurückſchrecken, die alle Härten und Grauſamkeiten des Mittelalters wieder heraufbeſchwören ſollen, daß Sie ſich fragend an die Vertreter der mediciniſchen Wiſſenſchaft wenden, ob es denn dieſer nicht gelungen ſei, bei all' den immenſen Fortſchritten der Neuzeit auch ein ſpecifiſches Mittel gegen die Krankheit zu finden? Wir haben auf dieſe wohlgemeinte und wohlberechtigte Frage nur eine — und leider ſehr ernüchternde Antwort: Den Infectionskrankheiten gegenüber be-

ſteht die Hauptaufgabe der Medicin nur im Vorbeugen — aber nicht im Heilen! Wie die Chirurgie ſich durch Jahrhunderte vergeblich abgemüht hat, all' den ſchlimmen Wundkrankheiten, welche das Leben der Patienten gefährden, durch ſpecifiſche Arzneimittel beizukommen und erſt in neueſter Zeit dahin gelangt iſt, die Verderbniß der Wunden zu hindern, ſo müſſen wir auch der Lepra gegenüber auf ſpecifiſche Arzneimittel verzichten, wir müſſen es lernen, die Anſteckung Geſunder durch Kranke zu verhüten. Mit Unrecht hat man die Iſolirungsmaßnahmen, welche Moſes im alten Teſtamente vorſchrieb und welche die chriſtliche Kirche im Mittelalter wieder aufnahm, als unmenſchlich und grauſam verſchrien. Im Gegentheil — die Opferwilligkeit der Kirche und ihrer Orden muß uns jetzt noch mit Bewunderung erfüllen, ſie muß uns ein Sporn ſein, auch jetzt wieder an den Wohlthätigkeitsſinn und die Nächſtenliebe zu appelliren, wenn wir das Ziel erreichen ſollen, das uns durch die richtige Erkenntniß der Sachlage geſteckt iſt. Noch iſt die Aufgabe leicht zu löſen, denn die Iſolirung und Verpflegung einiger Hundert Kranken, welche das Land bedrohen, kann weder vom humanen, noch vom ökonomiſchen Standpunkte aus als unüberwindlich bezeichnet werden. — Als die norwegiſche Regierung durch die Enquête von Danielſſen und Boeckh im Jahre 1856 das Vorhandenſein von etwa 3000 Lepröſen im Lande ermittelt hatte, gründete ſie Leproſerien und Hoſpitäler, in denen die Hilfloſen und Arbeitsunfähigen verpflegt werden konnten, wenn ſie ſich zur Aufnahme meldeten. Da aber trotz dieſer Maßregeln, welche jeden Zwanges entbehrten, die Zahl der Lepröſen nur ſehr allmählich abnahm und immer noch jährlich eine beträchtliche Anzahl neuer Erkrankungsfälle beobachtet wurde, ſo entſchloß ſie ſich endlich neuerdings im Jahre 1885 die zwangsweiſe Iſolirung der Lepröſen in den Pflegeanſtalten anzuordnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es ihr durch dieſe Maßregel gelingen wird, innerhalb 20 Jahren die Lepra in Norwegen vollſtändig auszurotten, während durch die mildere Praktik bis zum Jahre 1884 nur eine Reduction der Krankheit auf etwa die Hälfte der Fälle erzielt werden konnte. — Wie ſollten wir aber vor dieſer Aufgabe zurückſchrecken, wenn unſere Provinz kaum mehr als den 10. Theil jener Krankheitsfälle birgt, gegen welche Norwegen vor etwa 30 Jahren den Kampf aufnahm, wenn wir außerdem mit Sicherheit vorausſehen, daß aus den 300 Kranken nach etwa 20 Jahren wenigſtens 1500 geworden ſein werden? — Sollte dieſe Warnung, welche wir nach ſorgfältiger Prüfung aller einſchlägigen Fragen öffentlich ausſprechen dürfen, wirklich ungehört verhallen, ſollte der Selbſterhaltungstrieb im Publicum wirklich ſo gering ſein, daß man ſorglos die drohende Wolke heranziehen ſehen und müßig den Ausbruch des Wetters erwarten könnte, ohne Haus und Hof beſtellt zu haben? Mit Freuden conſtatire ich, daß die Sanitäts-Commiſſion in Riga bereits während des vorigen Sommers an die Arbeit gegangen iſt und der Stadtverwaltung einen Plan zur Gründung einer Leproſerie für 40 Kranke vorgelegt hat. Aber nicht blos in Riga, auch hier in Dorpat und vielleicht auch im Fellin-Pernau'ſchen Kreiſe iſt die Einrichtung ſolcher Leproſerien geboten, ſollen wir nicht gewärtig ſein, daß gerade die ſchönſten, fruchtbarſten und wohlhabendſten Theile

unſerer Provinz rettungslos einer Seuche verfallen, die ihre Opfer niemals wieder herausgiebt.

Selbſtverſtändlich iſt hier nicht der Ort, die Mittel und Wege zu erörtern, wie die Gründung ſolcher Leproſerien zu bewerkſtelligen wäre; ohne Opfer von Seiten des Landes und des Publicums iſt Nichts zu erreichen. Aber wie vor etwa 10 Jahren zurück durch die lebhafte Theilnahme und Opferwilligkeit unſerer Geſellſchaft der erſte Grundſtein zu dem Irrenhauſe hier in Dorpat gelegt wurde, welches jetzt den unglücklichen Geiſteskranken Pflege und Behandlung darbietet, ſo werden gewiß auch mit der Zeit Stätten emporwachſen, die den armen Leprösen das bieten, was ſie in ihren ärmlichen Hütten entbehren müſſen — humane, chriſtliche Pflege bis an ihr Lebensende, deſſen baldiges Herannahen die ſchreckliche Krankheit mit ſo leſerlichen Zeichen in die entſtellten Geſichtszüge der Unglücklichen hineingeſchrieben hat.

Unſer Aller Aufgabe und Pflicht iſt es aber, an der Erreichung dieſes Zieles mitzuarbeiten!

Neue Felder.

Roman von G. F. Danilewsky.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. Barde in St. Petersburg.

Vierzehntes Capitel: Das Glück eines Menschen von altem Schlage.

Im September wurden Tschulkow und Babette Tschemodarow getraut. Ihre Hochzeit war eine stille. Die Trauung vollzog der junge Priester Leo, welcher durch die größere Lebenserfahrung und besonders in Folge des beständigen Kränkelns seiner Frau ernster geworden war; er erschien jetzt nicht mehr so stutzerhaft in Kleidung, Haartracht und Gesten, aber er las auch weniger sorgfältig die Gebete und die Schlußworte der Hymnen und Gebetsverse. Die Zöglinge der Tschulkowschen Schule in Besludowka sangen in dem Kirchenchor die Hochzeitshymnen mit, und ihr Lehrer, der alte Micheitsch, hielt den Neuvermählten eine Rede. Als einziger Ehrengast wohnte Alexander's Hochzeit sein treuer Iwan Iwanowitsch bei. Der fleißige Kornhändler handelte nach wie vor in seinem kleinen Laden in der Kreisstadt, indem in seinen emsigen Händen die Kopecken zu Rubeln sich vereinigten. Und in der Kirche, hinter den letzten Reihen der Betenden versteckt und mit umschleierten Augen den Trauungs-Ceremonien folgend, standen auch Dunja und Glascha. Auf Fürsprache Tschulkow's bei dem neuen Isprawnik und dem Untersuchungsrichter hatte man sie nicht in den Besludowkaer Raubproceß verwickelt.

Nach vollzogener Trauung wurde eine feierliche Seelenmesse abgehalten, ein Todtenamt für Aglaja Feodorowna, Babette's Tante, für Gußlew und für den unglücklichen Rasnozwetow.

Doch bald nach der Hochzeit reiste Tschulkow nach Tschernosemsk, um alle möglichen Anstrengungen zu machen, Tagantschà von der Wechselklage Musikantow's zu retten.

„Nun, Babette," sagte er, als er von Tschernosemsk zurückgekehrt war (noch immer auf seiner durch den Gebrauch abgenutzten Reitdroschke, vor welche sein treuer Falber gespannt war, dem übrigens in dem schönen Pferdestall von Tagantschà der allerbeste Stand angewiesen worden), „nun, Babette, so gar schlecht steht es mit unserer Sache noch nicht! Ich habe nichts Geringeres gethan, als — gegen Musi-

kantow eine Gegenklage angeſtrengt. Verſtehſt Du? Während wir uns herumſtreiten, vergeht die Zeit — und die Zeit iſt der beſte Arzt gegen jedes Uebel. Sollte es nicht gelingen, Muſikantow zu beſiegen, ſo müſſen wir nach Besludowka zurückweichen. Aber bis dahin wollen wir hier leben, die Wirthſchaft auf die beſte Weiſe vorwärts bringen und alle Kräfte des Gutes nutzbar machen. Ich werde Credit ſuchen, da auf Korn gerade jetzt wenig Käufer ſind, und vielleicht glückt es, die ganze Sache zu retten. Ich habe gehört, daß Muſikantow's Geſchäfte ſehr ſchlecht ſtehen, daß die eigene Frau ihr verſchleudertes Vermögen von ihm zurückfordert, und ſollte er ſogar den Proceß gegen uns gewinnen, ſo könnte ſelbſt das ſeine Lage nicht mehr verbeſſern. Bei alledem iſt er ein Phänomen. Was ſeinen Uljanawkaer Proceß anlangt, ſo läßt er nicht nur den Muth nicht ſinken, ſondern er verſichert auch alle ſeine Freunde, daß er nach Petersburg eine große Geldſumme geſchickt habe, daß die beſten Advocaten für ſeine Sache gewonnen ſeien, ja — daß er faſt den ganzen Senat beſtochen habe!"

„Was gedenkſt Du mit Besludowka zu thun, wenn der Pachtvertrag zu Ende geht?"

„Ich werde mich jedenfalls bemühen, Besludowka auf's Neue zu pachten, und vielleicht gelingt es mir ſogar, es zu kaufen. Es ſteht zu hoffen, daß das Domänen-Departement dem pünktlichen und langjährigen Arrendator als beſondere Vergünſtigung das Gut theilweiſe, mit Ratenzahlung, verkauft. Du ſagteſt mir einmal, Du hielteſt mich für einen ehrlichen, redlichen Mann, und Du haſt Dich nicht getäuſcht. Mit kraftvoller, eigener Arbeit ſich ein Vermögen ſelbſt erworben zu haben — das iſt das ſchönſte Bewußtſein, das ein Menſch haben kann! Es ſind Lügner, die da behaupten, daß man mit ehrlicher Arbeit allein nichts erwerben könne. Du ſelbſt haſt das Gegentheil davon bewieſen: in Zeit von einem Jahre haſt Du's verſtanden, den doppelten Ertrag von dem, was Tagantſchà früher eingebracht hat, zu erzielen."

„Wird es uns nicht zu ſchwer werden, ſo complicirte Geſchäfte, und noch dazu auf zwei Gütern, ſelbſt zu führen?"

„Es geht nicht anders. Tagantſchà, das ſchöne, reiche, beſtimmen wir zur Erbſchaft . . . ſt! . . . unſerem zukünftigen Töchterlein; das einſame, ödere, aber dafür ſtetig wachſende und einträgliche, die volle Arbeitskraft eines thätigen und energiſchen Mannes erfordernde Besludowka — dem Sohne . . ."

„Höre, Sſaſcha, plaudere nicht Unſinn, ſonſt werde ich böſe und gebe Dir keinen Kaffee!"

Indeſſen wurde der Kaffee ſorgfältig zubereitet, wie Tſchulkow ſein junges Weib gelehrt hatte, auf Petersburger Manier, heiß, ſtark und mit dicker Sahne, und die liebliche Wirthin brachte eigenhändig eine Taſſe des aromatiſchen Getränks dem Herrn Gemahl, der, müde von der Reiſe, ſich auf dem Sopha ausgeſtreckt hatte.

„Bleib' ruhig liegen, Sſaſcha!" begann ſie, ſich neben dem Sopha auf ein Kiſſen auf die Knie niederlaſſend, „bleib' liegen und ich will Dich um etwas befragen!"

„Frag' nur zu!"

„Biſt Du ein Menſch von neuem oder von altem Schlage?"

„Wie meinſt Du das?"

„Ich habe in all' Euren modernen Romanen jetzt immer Beſchreibungen von ‚neuen Menſchen' geleſen. . . . Du weißt, es iſt Deine Schuld, wenn ich in dieſem Jahre wenig geleſen habe."

„Was ſind denn das für neue Menſchen in Deinen Büchern?"

„Nun ſolche . . ."

„Was für — ſolche denn?"

Tſchulkow richtete ſich auf einem Ellenbogen in die Höhe.

„Nun, Du weißt ja, was für welche; beſondere Menſchen . . ."

Tſchulkow öffnete die Augen groß und weit.

„Beſondere? Das heißt, worin beſonders? Ihre Naſen, ihre Hände und Füße ſind alſo ganz anders als bei anderen Menſchen?"

„Ach Sſaſcha, ich ſcherze doch nicht. Was redeſt Du von Naſen! Man ſpricht doch von der Seele, dem Willen, den Beſtrebungen. Alſo antworte mir ernſthaft: biſt Du ein Menſch von altem oder neuem Schlage?"

„Und was denkſt Du?" fragte Alexander lächelnd, während er aus ſeiner Taſſe nippte.

Barbara Arkadjewna dachte ein wenig nach und antwortete dann: „Nach meiner Anſicht biſt Du ſelbſtverſtändlich ein neuer Menſch!"

„Warum das?"

„Siehſt Du: Erſtens biſt Du durchaus originell, durchaus unähnlich allen Denen, die ich kenne. Es kommt Einem zum Beiſpiel gar nicht in den Sinn, Dich zu fragen: was biſt Du, Edelmann oder Bürger oder Kaufmann? Du biſt wie — ein Univerſalmenſch. Dann — das wird ſchon zweitens ſein — haſt Du eine ſtarke Willenskraft, biſt ſo durch und durch brav, willſt von Fremden keine Dienſtleiſtung umſonſt und haſt Dir Dein ganzes Leben mit all' ſeinem Wohl und Weh, Deinen jetzigen Wohlſtand, Alles ſelbſt gegründet und erbaut durch eigenen eiſernen Fleiß — folglich . . ."

„Und drittens?"

„Und drittens und viertens, Du biſt ein neuer Menſch! Ja, warum lachſt Du denn ſchon wieder?"

Tſchulkow richtete ſich auf und ſetzte ſich auf das Sopha. „Komm, ſetze Dich zu mir, Babette, und höre zu. Du biſt zu gut und zu parteiiſch für mich, und daher vergrößerſt Du meine wenigen guten Eigenſchaften bis in's Unendliche. Und beſondere Eigenſchaften habe ich eigentlich gar nicht! Ich bin durchaus kein neuer Menſch! Das ſind wirklich ganz beſondere Leute, vielleicht ſogar ungewöhnlich heroiſche Charaktere. Sie haben wirklich mit den übrigen Menſchen, wie Du Dich ausdrückſt, nichts gemein. Jeder ſieht und erkennt beim erſten Blick, daß ſo ein Menſch ein völlig Anderer iſt, als er ſelbſt. Ich aber, mein Lieb, ich bin nicht nur kein Held, ſondern ſogar ein ganz unbedeutender Menſch, ein einfacher Anſiedler, ein Coloniſt an den Ufern der Opalicha, und das iſt Alles."

„Ah, da haſt Du Dich gefangen!“

„Worin hätte ich mich denn gefangen?“

„Darin, daß Du ſogar von dieſem Geſichtspunkte aus ein neuer Menſch biſt. Sieh nur ſelbſt! Sieh, an die hieſigen Ströme, in die hieſigen Felder zogen bisher als Coloniſten nur Fremdlinge über das Meer, ſeien es nun Griechen oder Deutſche oder ſonſtige Ausländer. Wenn von den Unſerigen irgend Einer nach den neuen Feldern überſiedelte, ſo waren es entweder Verbannte, die zur Strafe durch die Polizei hierher befördert wurden, oder frühere Leibeigene, denen das Land angewieſen wurde und die auch widerwillig, nur aus Furcht und dem Stock gehorchend, herkamen. Aber Du biſt ein Glied der guten Geſellſchaft, gebildet und erfahren, Du verachteteſt, wie Du mir ſelbſt erzähltеſt, die Dienſtauszeichnungen, ließeſt den Anderen das Alte, Abgeleierte, leicht Erreichbare und kamſt allein, nur Dir ſelbſt vertrauend, in dieſe neuen Felder . . .“

„Ei, ſtell' das Loben ein! Auch in dieſem Punkte bin ich eher Nachahmer, als urſprünglicher, ſchöpferiſcher Menſch.“

„Wie ſo das?“

„Sehr einfach. Weil auch das ſchon Andere vor mir gethan. Ich denke, Du haſt auch davon gehört — nur weiß ich nicht, ob es auf Wahrheit beruht — ein Moskauer Graf hat ſich in der Picardie in Frankreich einen ganzen Umkreis von Dörfern und Gütern gekauft und wurde ſo franzöſiſcher Grundbeſitzer. Dann hat ein Petersburger Wucherer unweit des herrlichen Nizza mitten in einem Orangengarten ſich eine Hütte in echt ruſſiſchem Style errichtet; und endlich hat Dein geliebter antholdgiſcher Poet in der Lotterie Hunderttauſend gewonnen, iſt damit, wie man ſich erzählt, nach Athen, nach Griechenland gegangen, hat ſich dort ein Winkelchen klaſſiſcher Erde gekauft und ſich dort für die alten Tage, inmitten der Myrthen- und Lorbeerhaine, unter wolkenloſem Himmel, am Ufer des ewig blauen Meeres ein Märchenheim erbaut mit Marmorgöttern, Porticus und Säulenhallen. Außerdem aber ſind am ſüdlichen Ufer der Krim ſo viele Villen errichtet . . .“

„Hei, was für Heldenthaten er aufzuzählen weiß! Inmitten der üppigen italieniſchen oder halbaſiatiſchen Natur ſich für eine angenehme Sommer-Villeggiatur marmorne Säulenhallen zu errichten! Liegt denn darin eine Anſtrengung, liegt denn darin Ueberwindung? Dafür, theurer Freund, weiß ich einen anderen Namen: „der Hafer ſticht ſie“. . . . Eben deshalb biſt Du von all' dieſen ſo verſchieden, weil Du Dich am Flüßchen Opalicha anſiedelteſt. Hier giebt es weder Lorbeerhaine, noch Cypreſſen, noch toſende, ſchäumende Waſſerfälle, weder Hirten der Picardie mit Strohhüten auf den Köpfen, noch italieniſche Schäferinnen. Hier iſt nur die ſonnenheiße, einen großen Theil des Jahres nackte Steppe, in der (wie Du mir ſelbſt einmal geſagt haſt) dem Anſiedler die hungrige Wölfin entgegen heult und ſolche Geiſter, wie Molodiſchka und Muſikantow, ſich glücklichen Wohlſeins erfreuen. Du haſt Alles überwunden, Du ergabſt Dich unter keiner Bedingung: darum nenne ich Dich einen Menſchen von neuem Schlage!“

In das Zimmer war der blonde, ſtutzerhafte Diener getreten, welcher einſt-

mals Tschulkow zuerst in dieses Haus geführt hatte, wobei er damals mit schlauem Lächeln zu ihm und Gußlew gesagt, „daß die gnädige Herrschaft in der Kirche sei, daß sie beständig dort ihre Gebete verrichteten und daß das ihnen schon zur Gewohnheit geworden," während er in Gedanken zu dem Schluß gekommen war, „daß die Junge sich bald wieder verheirathet!" — Der Diener stand auf dem Teppich still, und wie früher blickte er seitwärts schnell in den Spiegel, beschaute wohlgefällig seine rothblonden, krausen Haare und seine schlanke, nicht unebene Gestalt und lächelte vergnügt.

„Was willst Du, Wassili?" fragte die Wirthin nicht ohne Aerger.

„Das Essen ist aufgetragen!" meldete respectvoll der Lakai.

„Du lächelst wieder und siehst lustig aus," begann jetzt Tschulkow, „und doch hättest Du eher Ursache, traurig zu sein: es ist sehr möglich, daß wir bald nach Besludowka übersiedeln, dann heißt's, die Livree ausziehen — —"

Der Diener wurde verlegen und erröthete. „Ich gedenke mich auch bald kirchlich trauen zu lassen — —"

„Ei -- mit wem denn?"

„Wir haben uns schon das Wort gegeben. Die Glascha will ich mir zur Frau nehmen."

Tschulkow erröthete nun auch seinerseits. „Ganz gut; ich gratulire. Geh' jetzt!" sagte er, das Gesicht von seiner jungen Frau abwendend. Der Diener ging hinaus, sich nicht die Muße nehmend, nochmals in den Spiegel zu schauen.

Es war Abend geworden. Die Neuvermählten gingen in den Garten und lustwandelten dort lange auf den Kieswegen und Laubgängen, vorbei an den vom ersten Frost bläulich schimmernden Kirschbäumen, den dunkelrothen, förmlich in Purpur gehüllten Ahornstämmen und den hell-goldschimmernden Linden. Wohlgenährte Drosseln und buntfarbige Pirole, sich zum weiten Flug über's Meer vorbereitend, schwirrten sanglos über die schweigenden Laubkronen. Nur der ewig ruhelose, graue Hirtenvogel pfiff geschäftig seine Melodie, just als wollte er irgend wo eine Lämmerheerde treiben, und drehte sich, flatterte und hüpfte auf den Zweigen eines großen, mit rothen Beeren beschwerten Hagebuttenstrauches. Ein Specht klopfte mit dem Schnabel unermüdlich wie mit einem Hammer an die dunklen, moosigen Baumlöcher der Eichen und Ulmen. Wohl erinnerte sich Tschulkow der wild-schönen, wie mit Feuer und Gold gemalten Bilder des Lenzes, als er zum ersten Mal in diese Fluren kam. Doch dieser Herbst erschien ihm nicht minder hold: er war nicht allein und besaß noch die alte unverminderte Kraft der Jugend und die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. — Aus dem Garten gingen die Beiden durch den Park in das Feld hinaus. Weithin blaute die nebelumschleierte Ferne. Die schweigende Steppe war mit vielen schwarzen Streifen und Vierecken übersäet. Das war das frische Pflugland, scharf sich abhebend von dem hellgrünen, frisch sprossenden Winterkorn. Die jungen, flüggen Vögel sammelten sich in dichten Haufen und flogen in gedrängten Schaaren von Ort zu Ort, ihre Flugübungen ausführend und sich zum Zug in die fernen, sonnenwarmen Lande vorbereitend;

die einheimiſchen Bewohner der Lüfte ſpielten oder hüpften Nahrung ſuchend über die Wieſen und Aecker. Ringsum Stille und Frieden.

„Laß uns noch einmal zu unſerem früheren Geſpräch zurückkehren!“ begann Tſchulkow, während ſie weiter und weiter in die Steppe hineinſchritten, „Du nannteſt mich einen neuen Menſchen — nein, ich bin ein alter Menſch, ganz von altem Schlage. Wir Alle alleſammt ſind noch weit von jenen ‚Neuen‘ entfernt! Ein ‚Neuer‘ hätte die ihm gewordene Aufgabe voll und ganz gelöſt; ich — habe die meinige nicht vollführt! Ich wollte bis zu einer von mir ſelbſt beſtimmten Zeit nicht heirathen: das war meine Aufgabe. — Wenn er ſich einmal zu einer That entſchloſſen, ſo weicht ein Held nicht halbwegs ab vom Pfade, geht keinerlei Compromiß ein, weder mit Hinderniſſen, noch dem Mißgeſchick. Ich hingegen, wie Du ſiehſt, ließ meine Aufgabe unvollendet und bin ganz damit zufrieden, was mir der goldene, glückliche Zufall gab: unſere Ehe! Wäre ich Dir nicht begegnet, ſo wäre ich heute bankerott. Die Arrende hätte man mir genommen und in Friſt von einigen Monaten wäre jede Spur meines Seins und Wirkens hier verwiſcht geweſen. Ich wäre mit Gußlew's Reiſeranzen auf der Schulter weiter gewandert — während jetzt dieſer ehrwürdige Ranzen in Ruhe und Frieden über meinem Schreibtiſch hängt, manchmal von Spinngeweben geſchmückt — und ich jedenfalls nicht daran denke, ihn zu benutzen.“ . . .

„Nun aber genug, Sſaſcha! Schämſt Du Dich nicht, Dich ſelbſt ſo gering zu ſchätzen! Wo denn haſt Du auf halbem Wege inne gehalten? Wenn Du bankerott biſt — ſo kann ich mich auch bankerott nennen. Ohne Dich hätte ich einfach zu Grunde gehen können. Du nur läßt den Muth nicht ſinken, denkſt Alles herauszureißen und zu retten. Was habe ich Dir denn ſo Beſonderes zugebracht? Ein faſt unter den Hammer gekommenes Gut! Doch freilich bin auch ich bereit, alle meine Kräfte anzuſpannen, und an der Hand Deiner Rathſchläge werden dieſe Bemühungen fruchtbringend ſein. Wir wollen einander treulich helfen, Dein großes Verſtändniß ſteht uns zur Seite und wir gewinnen Alles hundertfältig wieder!“

Nach einigen Schritten blieben ſie ſtehen. Schon breitete die Dunkelheit ihre umſchattenden Flügel über Flur und Feld.

„Uebrigens,“ — ſagte Alexander nachdenklich, „erzeugt die Welt denn überhaupt zur gegebenen Zeit ‚neue Menſchen‘, Seite an Seite mit den ‚alten‘? Ich denke, kaum.“

„Was iſt Dein Grund dafür?“

„Weil bei den Menſchen, wie bei allem Anderen in der Welt des gewordenen Seins, ſich der Uebergang von einer Gattung zur anderen nicht plötzlich vollzieht. Jeder geſund und voll entwickelte Menſch ſtellt in jedem Augenblick ſeines Lebens in ſich den alten und den neuen Menſchen zugleich dar, d. h. eine Uebergangsſtufe zur räthſelvollen, uns Allen unbegreiflichen Zukunft. Wo iſt ein Mann, von dem ſich im gegebenen Augenblick ſagen ließe: dies iſt ein neues Geſchöpf, ungleich allen ſeinen Mitmenſchen und Vorgängern? Das Alles, mein ſüßes Weib, ſind leere

Worte. . . . Glücklich ſind wir, wenn in unſere Seelen auch nur ein Körnlein höherer Macht, beſſerer Kräfte fällt und dort zum Keime wird. Ihm kann es dann in weiter Zukunft vielleicht beſtimmt ſein, zur Fortentwickelung ganzer Geſchlechter mitzuwirken, welchen natürlich auch keine Ahnung mehr Antwort auf die Frage geben wird, welcher von den im Zeitendunkel vergeſſenen Ahnen und Voreltern und welche kleine glückliche Zufälligkeit dem neuen, großen ſittlichen Anfang das Leben gegeben!"

„Alſo, mein Sſaſcha, biſt Du kein neuer Menſch?"

„Nein, ein einfacher und ganz alltäglicher, aber dafür unſäglich glücklicher Mann. Die Felder ſind hier neu; doch die Menſchen und die menſchlichen Leidenſchaften, Gewohnheiten und Bedürfniſſe ſind dieſelben, ſind die alten, uralten geblieben!"

„Komm denn, mein Alterchen, nach Hauſe. Und dort ſollſt Du mir erzählen, warum eben das Menſchengeſchlecht auf Erden ſich ſo langſam entwickelt."

Die Gatten wandten ſich dem Hauſe zu. In beträchtlicher Entfernung, aus den den Garten überragenden oberen Fenſtern, blinkte heller Lichterglanz. Die Luft wurde merklich kühl; doch bei dem weiten Spaziergang war die Kälte minder empfindlich. Tſchulkow wurde ſchweigſam; ſich dicht in ihren Shawl hüllend, ging auch ſeine junge Gattin ſchweigend neben ihm. Vor Beider Seelen traten in dieſen Minuten alle lichten und dunklen, freudigen und trauervollen Bilder ihres vergangenen Lebens und ſchritten, zum Leben erwacht, Seite an Seite mit ihnen durch die thauige, ſtille, in Dämmerung gehüllte Landſchaft. — Aber im Hauſe, im Arbeitszimmer des jungen Hausherrn, erwartete ſie der eine behagliche Wärme ausſtrahlende Kamin und der helle, gedeckte Theetiſch.

Während die junge Frau ihrem Gatten Thee einſchenkte, ſagte ſie halb ernſten, halb ſcherzenden Tones zu ihm: „Sſaſcha, mein Mitleid muß ich Dir auf jeden Fall ſchenken: denn, ſiehſt Du, wenn Du nur Arrendator in hieſiger Gegend geweſen wäreſt, hätteſt Du doch immer, wenn Dir, dem Petersburger, die Langeweile hier zu arg geworden wäre, Dich mit der Zeit, nach eigenem Belieben, von hier losreißen können und fortfliegen, wohin Du gewünſcht. Das wird jetzt nicht angehen, wo Du noch meine Sorgen mit auf die Schulter nimmſt!"

„Du irrſt Dich, mein Liebchen. Ich bin durchaus kein Petersburger Product. Ich bin ein Sohn der Provinz, vor Allem aber bin ich Praktiker. Seit meiner Kindheit, ſchon zu Hauſe in unſerem Wologdaer Gouvernement, gewöhnte ich mich an Arbeit. Mein Vater, ein kleiner Gutsbeſitzer, ſpannte ſo manches Mal ſelbſt mit ſeinem Knechte die Pferde an den Hakenpflug; die Mutter hat mehrmals vor meinen eigenen Augen die Kühe gemelkt oder Butter geſchlagen oder die Beete des Gemüſegartens gejätet. Mein Vater hätte unbedingt als reicher Mann ſterben müſſen, wäre nicht die Unfruchtbarkeit unſeres Bodens und die ſchreckliche Rauhheit des Klimas geweſen. Er kam nicht auf den Gedanken oder beſaß nicht Muth genug, nach anderen Gegenden überzuſiedeln. In Petersburg lernte ich meine Kräfte ausnutzen, dort beendigte ich meine Studien, dort trat ich in den Dienſt. Doch

bald wurde es mir, dem praktiſch veranlagten Menſchen, dort ungemüthlich. Dort ereignete ſich allerdings auch ein Zufall, der es mir nahe legte, in andere, friſche und freie Luft zu entweichen. . . . So bin ich denn, das Kind der Provinz, zu dem zurückgekehrt, was ich liebe."

Als Alexander ſchloß, trat der elegante Lakai abermals in's Zimmer.

„Die Poſt iſt angekommen!" ſagte er, ſeinem Herrn ein Päckchen Zeitungen, Journale und zwei Briefe überreichend.

„Gieb, gieb her! Und Briefe auch! Das freut mich. Von wem ſie ſein mögen?"

Der eine Brief war ohne jeden Poſtſtempel; der andere dagegen zeigte faſt kein freies Plätzchen: überall Marken und Aufſchriften in den verſchiedenſten Sprachen.

„Bah — New-Orleans — Amerika —!? Oh, das iſt von Iwan, von Iwan Sſladkopewzew! — Dieſer dagegen kommt nur von unſerem würdigen Freund Iwan Iwanowitſch."

„Doch wie hat ein Brief aus Amerika Dich hier gefunden?"

„Wir, Sſladkopewzew und ich, hatten für jeden Fall eine gemeinſame Adreſſe vereinbart: ein bekanntes Bankhaus in Petersburg. Nachdem ich ihm fünf Jahre nach einander nicht geſchrieben, gab ich ihm vor nicht ſehr langer Zeit durch eben dieſes Bankhaus Nachricht von mir; er hatte wahrſcheinlich früher bereits ſeine Adreſſe daſelbſt angegeben, und endlich ſind wir wieder in ſchriftlichem Verkehr. Dies iſt gewiß die Antwort auf meine Frage über ſein Leben und Treiben. Erinnerſt Du Dich vielleicht, was ich Dir ſo oft von ihm, von unſerem Zuſammenleben in Petersburg, von unſerer erfolgloſen gemeinſamen Wanderung im Auslande erzählte?"

Tſchulkow rückte die Lampe näher und begann zu leſen. Der ferne Freund ſchrieb, daß Tſchulkow wahrſcheinlich ſchon davon unterrichtet ſei — falls ſeine erſten Briefe nur nicht verloren gegangen — wie ſtürmiſch und unheilvoll ſeine Reiſe über den Ocean und wie mühſelig und kümmerlich ſeine erſten Erwerbsverſuche geweſen ſeien, ſo daß er, ohne Geld und ohne Arbeit, einige Male hart vor dem Hungertode geſtanden habe. Weiter meldete er, daß er zuſammen mit noch drei anderen Ruſſen, die mit ihm zugleich das Goldland Amerika aufſuchen wollten, ſich einer Karawane irländiſcher Auswanderer angeſchloſſen habe, um im Verein mit ihnen die Savannen und Wälder der weſtlichen Staaten der Union zu beſuchen. Doch habe er die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht nöthig, den Ocean zu durchkreuzen, um die Armuth, Verwilderung, Nacktheit und Oede zu ſehen, die ihnen dort auf Schritt und Tritt entgegengetreten ſeien. Die könnte man auch auf dieſer Seite des Weltmeeres zur Genüge finden, wenn man nur einige Tage lang in der Poſtkutſche ein paar Bezirke in den Steppen des Sſaratower Gouvernements oder in den Sümpfen und Wäldern des Smolenſker Landſtriches durchreiſen wollte. Sſladkopewzew fuhr in ſeinem Briefe folgendermaßen fort: „Meine Landsleute haben ſo geendigt, wie ſich erwarten ließ. Zwei von ihnen ſind in's Vaterland zurückgekehrt und ſchreiben mir von dort, daß ſie wie früher in Petersburg einen Dienſt bekleiden und ihn höchſt gewiſſenhaft verſehen. Der Dritte, der in der Heimath ſich zu ſehr an flottes Leben und Kartenſpiel gewöhnt

hatte, hat in St. Louis an einen Capitain-Lieutenant auf einem Miſſiſſippi-Dampfer Alles bis auf den letzten Heller verſpielt. Er ſpielte auf Schuld weiter, und der Sieger ließ ihn dieſer Schuld wegen im Arbeitshauſe interniren. Ich ſelbſt, um von der hier herrſchenden, unerträglichen, hölliſchen Langeweile erlöſt zu werden, ich ſelbſt trat unlängſt als Secretair bei unſerem Conſul in New-Orleans ein. Er heißt Slaſtennikow und ſtammt, denk' ich, aus einer Kaufmannsfamilie in Kolomna. Er wurde in ſeiner Kindheit hierher verſchlagen und wird jetzt durch den Handel mit unſeren Seilen und Tauen nicht nur täglich, ſondern ſtündlich reicher. Während ich übrigens ſeinen recht netten Kinderchen die vaterländiſche ruſſiſche Grammatik beibrachte, erfaßte mich der Wunſch, einige Werke amerikaniſcher Dichter in's Ruſſiſche zu überſetzen. Du weißt, ich liebte es immer, mich mit Reimerei abzugeben. So nahm ich denn ein Poem zur Hand; doch Entſetzen: da wird eine ganze Baumwollenfabrik beſungen, mit einem Abriß aller Maſchinen und der ganzen Arbeitsausführung. Und hier wird das Ding ſo geleſen, daß eine neue Auflage gleich vergriffen wird. Dann dachte ich eine Sammlung nationaler amerikaniſcher Melodien herauszugeben; doch bei näherer Beſichtigung erwies es ſich, daß gar keine exiſtiren — das Volk ſingt die weſteuropäiſchen abgeleierten Dutzend-Romanzen. Mit einem Wort, alter Freund, ich ſah, daß meine Perſon hier durchaus überflüſſig war. Mein ganzes Leben, mein beſſeres Ich würde hier vollſtändig brach liegen. Doch in den Mauern der wohllöblichen Stadt New-Orleans, von wo ich Dir heut' ſchreibe, bin ich vor nicht allzu langer Zeit einer gewiſſen Miß begegnet, mit der ich bei unſerem Conſul näher bekannt wurde; und wahrſcheinlich muß ihr der Barbar des Oſtens, der Scythe, doch gefallen haben, da ſowohl ſie ſelbſt, als auch ihr Väterchen (ein verabſchiedeter Major und zugleich Baumeiſter für Ocean-Schiffe) ihre Einwilligung zu unſerer Heirath gegeben. Wir wären auch ſchon längſt vermählt, wenn nicht eine Hauptfrage noch unentſchieden bliebe. Das Mädchen und ich wollen uns nicht nur heirathen, ſondern wir wünſchen auch die Mitgift, welche der Herr Papa uns ausſetzt, mit uns nach Rußland zu entführen, da ſie mehrere Tauſend Dollars beträgt. Nun hat der Papa auch eigentlich nichts dagegen, daß wir nach unſerer Hochzeit nach Rußland reiſen, d. h. allein; — denn ſeine Dollarchen wünſcht er in dieſem Fall in ſeinem eigenen Koffer zu behalten. Wenn nun in Deiner Nähe, Alexander, unweit der von Dir erwählten Gegend beim Flüßchen Opalicha noch ein anderer Fleck Landes, ähnlich Deinem eigenen Besludowka, ſich finden ließe und eine Verpachtung desſelben vielleicht in Ausſicht ſtünde, ſo ſchreibe ſofort. Es iſt gar wohl möglich, daß in nicht länger als Jahresfriſt ich mich zu Dir aufmache, und da meine Braut bei alledem ein Liebling ihres Vaters iſt, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß wir mit vereinten Kräften endlich ſeinen Widerſtand brechen und mit ſeinen Dollars zu Dir hinüberkommen."

„Das iſt ja prachtvoll!" rief Tſchulkow erfreut aus, „ja, das iſt mein alter Wanja; man ſieht doch gleich den lieben Freund! — Und wie à propos das kommt! in einem Jahr und wenigen Monaten beginnen hier die abermaligen Veräußerungen und Pachtverträge neuer Strecken Landes. Ich werde ihm un-

bedingt ſchreiben, daß er kommen möge! Unſere Colonie wird wachſen und blühen in fröhlichem Gedeihen!"

Der Brief des Kornhändlers Iwan Iwanowitſch war nur kurz; er hatte auf Papier gröbſter Sorte ſeine faſt unleſerlichen Krähenfüße hingekritzelt:

„Da alſo Euer Wohlgeboren zu nämlicher Zeit, ſo zu ſagen, in den heiligen Eheſtand getreten ſind, wahr und wahrhaftiglich, und da außerdem Euer junges Weibchen 600 Deſſätinen mit Leinſaat beſtellt hat, welche durch mein Euch vorgeſchoſſenes Geld auch ſchon eingeheimſt, aber noch nicht verkauft iſt, ſo wollet perſönlich das Angeld von drei Tauſend von mir annehmen, wenn's Euer Wohlgeboren beliebt. Und das Uebrige, wie gebührlich, wenn die ganze Partie übernommen wird, denn ich nehme wohl an, daß Leinſaat bei Euch in großer Menge und wohl genugſam ſein wird. Auch wiſſen wir, daß Ihr Eure Schüler ſehr liebt und daß Eure Schule nach dem Raub in Eurem Hauſe gar ſchwächlich geworden iſt. Habe ich alſo unſere Bürger überredet und ſind dieſelben bereit, zu Eurer Schule bis auf gute Zeiten beizuſteuern, und haben wir auch jetzunder ſchon an das Hoſpital gedacht.

Mit meiner Hochachtung zu allen Dienſten bereit, obſchon Leinſaat, wie Ihr ſelbſt wißt, im Preiſe gar ſtille worden iſt. — In das Franzoſenland haben die Amerikaner jetzo eingeführt!"

„Ei, der Schlaufuchs, ſingt ein Lied von ſeiner Hochachtung! In das „Franzoſenland" haben die „Amerikaner" eingeführt! Wo er's braucht, kann er nicht nur Politik treiben, ſondern ſich ſogar meiner Schule erinnern. Daraus ſchließe ich, daß die Preiſe ſteigen. Doch freilich — mag er ſeinen Flachs nur nehmen! Uns kommt die Hilfe in der Wirthſchaft ſehr gelegen, und der Micheitſch wird ſich freuen! Er hat uns ſelbſt in ſchwerer Zeit nicht wenig geholfen. Da fällt mir ein, daß mich auf dem Weg hierher auch andere Kaufleute wegen des Weizens befragten. Geſchäfte werden wir genug haben!"

„Aber ſiehſt Du, Sſaſcha, Du wollteſt immer nicht, daß ich ſo viel Leinſamen ausſäen ſollte! Und doch iſt's richtig herausgekommen, wie ich ſagte! Ein Kopf iſt gut, aber zwei ſind doch beſſer! Ach, wenn Dich die Diebsbande nicht beraubt hätte, dann hätteſt Du Mittel in Hülle und Fülle und würdeſt die Wirthſchaft in großartiger Weiſe führen können! Und hätte mich Muſikantow nicht ſo nichtswürdig betrogen, ſo würde nicht die drohende Gefahr wie eine dunkle Wolke über meinem ſchönen Tagantſchà ſchweben. Aber, Sſaſcha, wir wollen nicht den Muth verlieren!"

Tſchulkow drückte feſt die Hand ſeines lieblichen jungen Weibes, zog ſie zärtlich an ſich und küßte ſie warm. Dann klingelte er.

„Champagner her!" rief er dem eintretenden Diener zu. „Von unſerer Hochzeit blieben noch ein paar Flaſchen übrig."

„Ah!" dachte der junge Lakai, „wahrſcheinlich wollen die Herrſchaften auf meine Geſundheit trinken, weil ich mich mit der Glaſcha verlobt habe!" Er erröthete bis über die Ohren, eilte fort und kehrte ſehr ſchnell wieder, mit großer Feierlichkeit ein Präſentirbrett mit der Flaſche und Champagnergläſern tragend.

„Auf das Wohl aller redlichen, fleißigen Arbeiter, Babette!“ sagte Alexander Iljitsch Tschulkow, während er sich und seiner Frau die Gläser vollschenkte. „Der Schwerpunkt liegt darin, daß jeder tüchtige Mensch in unseren mühevollen Tagen sich nicht auf Anderer Kraft verlasse, selbst Hand an's Werk lege und vor keiner Mühe, vor keiner Arbeit zurückschrecke. Nicht kann es uns gelingen, Alles zu vollenden; unsere Nachfolger, unsere Erben werden's vollbringen. Doch wenn auch nur Einer lässig wird, so folgen die Anderen dem unheilvollen Beispiel. — Mich, den Robinson Crusoe an der Opalicha, mich haben sie beraubt und gepeinigt, haben mich gedemüthigt und geschmäht, ja sogar zum Falschmünzer wollten sie mich stempeln — ich bin unversehrt geblieben und unversehrt ist auch meine volle Kraft! D'rum noch einmal: auf das Wohl aller redlichen, fleißigen Arbeiter, der Unbekannten und Ungenannten, auf das Wohl Derer, die mit ungebrochenem Muthe harte Arbeit thun in unserer Heimath!“

Hell loderten die Flammen im Kamin. Unbemerkt verflog die Zeit.

„Also, mein liebes Babettchen,“ begann Alexander nach einer Pause von Neuem, „laß auch uns unverdrossen so ein drei bis vier Jährlein zusammen arbeiten. Du zeigtest schon Lust und Fähigkeit zu emsiger Thätigkeit. Unserer neuen Felder, unseres Neu-Rußlands wartet noch eine schöne Zukunft. Aller Gottessegen ist hier; ein Einziges nur fehlt dem jungen Lande: das sind die höheren sittlichen Ideale! Das von ihm Empfangene wollen wir ihm wieder geben in anderer Gestalt: wir wollen hier ein Journal herausgeben.“

„Nicht Alles braucht auch in Petersburg zu sein!“ sagte die junge Frau, Tschulkow den Thee reichend und ihm ein Päckchen neuer Zeitungen zuschiebend.

„Laß Du nur Petersburg in Ruhe! Ich will von hier nicht fortziehen, das weißt Du schon lange. Ich will vollkommen hiesiges Landeskind sein! Aber auch Petersburg hat viel des Guten. Es ist die Weckuhr für ganz Rußland. . . . Aber à propos — warte einen Augenblick . . . was sehe ich hier? . . . Da ist für Dich eine große gedruckte Neuigkeit aus Petersburg . . .“

„Welche, sag'?“

„Die Zeitungen bringen den Proceß von Musikantow und Genossen!“

„Wirklich? Endlich also! Was ist davon gesagt?“

„Freu' Dich nur! Alle Theilnehmer sind laut namentlich gemacht und sind sämmtlich unter Gericht gestellt! Musikantow selbst befindet sich neuerdings im Gefängniß.“

Frau von Tschulkow schlug freudig in die Hände. Doch dann wurde sie nachdenklich, seufzte auf und sagte: „Warte nur, Ssascha, erst müssen wir noch sehen, welch Ende das Alles nimmt. Sieh, noch werden sie ja auf alte Weise gerichtet — durch den Senat; leicht möglich, daß sie sich noch retten. — Doch wenn erst das neue Verfahren, das Geschworenengericht, ganz eingeführt ist — dem soll schwerlich Einer entkommen!“

Anno 1867.

Ende.

Ueber die Entſtehung des „Fauſt“.

Von Dr. **Otto Harnack** in Wenden.

Es giebt Kunſtwerke, deren allſeitige harmoniſche Vollendung in uns gar nicht die Frage nach ihrer Entſtehung oder ihrem Schöpfer erregt; ſie erſcheinen als nothwendige Schöpfungen der Natur, ſo mühevoll ſie auch in der That von der berechnenden künſtleriſchen Einſicht des Menſchen zur Vollendung geführt ſein mögen. Es giebt andere, bei denen faſt jedes Wort, jeder Zug in uns die Frage wachruft: Wie war der Mann beſchaffen, wie waren die Umſtände gefügt, daß dieſes Werk hervorgehen konnte? Bei aller Vollendung iſt in ſolchen Kunſtſchöpfungen doch ein Reſt übrig geblieben, ein Reſt der eigenen Perſönlichkeit und ihres ſubjectiven Denkens und Empfindens, der in der künſtleriſchen Rechnung nicht aufgegangen iſt. Wir empfinden dies als Fehler, wenn die Schuld an mangelnder künſtleriſcher Selbſtbeherrſchung liegt; wir empfinden es dagegen als Vorzug, wenn die Urſache in ſolcher Ueberkraft einer dämoniſchen Perſönlichkeit, ſolchem Uebermaße ihres inneren Reichthums gelegen hat, daß die bisher geübten Kunſtformen ſich nicht fähig gezeigt haben, dieſen Inhalt zu faſſen, ſondern von ihm überfluthet worden ſind. Dies iſt der Eindruck, der den Beſchauer im Angeſicht der Werke Michel Angelo's ergreift; in die gleiche Reihe gehört auch Goethe's „Fauſt“.

Eine Schüleraufgabe wäre es, an dieſer Dichtung nachzuweiſen, wie ſie keiner hergebrachten Kunſtform entſpricht, wie ſie gegen viele Forderungen verſtößt, die Goethe ſelbſt in ſyſtematiſcher Gedankenarbeit aufgeſtellt hat, von denen er bei der Schöpfung ſeiner übrigen Hauptwerke ſich leiten ließ. Sechszig Jahre hat Goethe an dem „Fauſt“ geſchaffen, und was wir jetzt beſitzen, iſt trotzdem nichts mehr als eine Reihe in den verſchiedenſten Stylarten ausgeführter Bilder, verbunden wohl durch einen einheitlichen Gedanken, aber in der Folge der Handlung nur loſe und kaum merklich verknüpft. Ganze Scenen, die ſchon entworfen waren, ſind unausgeführt geblieben und an ihrer Stelle eine dürftige Nothbrücke geſchlagen. Und dies Alles ſelbſtredend nicht aus Mangel künſtleriſchen Ernſtes, ſondern weil die Fülle des Gedankenmaterials, der Umfang des Weltbildes, die es ihn drängte in dieſem Werke darzulegen, ſelbſt die Schöpferkraft des größten Dichtergenius überſtieg.

An dem „Faust" wird es unwiderleglich klar, daß Goethe als Weltkenner und Weltweiser noch größer war denn als Dichter. Zugleich aber auch, daß seine dichterische Kraft über die verschiedensten Stylgattungen gebot, um die bunt wechselnden Lebensbilder, die er malt — ein jedes in seinen natürlichen Farben erscheinen zu lassen. Wer diese Bilder an sich vorüberziehen sieht, wird indeß unwillkürlich zu dem Gedanken geführt werden, daß sie verschiedenen Stadien des Dichterlebens selbst entsprechen, daß die Ursachen ihrer verschiedenen Zeichnungen nicht immer innere sind, sondern oftmals auch in den wechselnden Neigungen und Grundsätzen ihres Schöpfers zu suchen seien; — wer den Faden finden will, wird sich oftmals rathlos von dem Werke selbst zu anderen Aussprüchen und Aufzeichnungen Goethe's wenden, welche eine Erklärung seiner Absichten bieten können. So sieht nicht nur der Literarhistoriker, sondern Jeder, welcher den „Faust" nicht blos stückweise, sondern als ein Ganzes erfassen will, sich zur Frage nach der Entstehung des Werkes gedrängt. Einen Anhaltspunkt zur Lösung dieser Frage schien von jeher die Thatsache zu geben, daß der „Faust" stückweise im Laufe von 42 Jahren veröffentlicht worden ist. Aber diese Thatsache verlor an Werth, als man sichere Zeugnisse dafür fand, daß Scenen, die erst spät gedruckt wurden, schon zur Zeit früherer Veröffentlichungen gedichtet, aber damals von Goethe noch zurückgehalten worden waren. Hierdurch war nun Vermuthungen der freieste Spielraum geöffnet, und dieselben verstiegen sich bald so weit, entgegen den ausdrücklichsten Zeugnissen Goethe's, die Einheitlichkeit des Grundgedankens aller Theile zu leugnen und einen ursprünglichen, von dem jetzt ausgeführten ganz verschiedenen „Faust"-Plan zu erdichten.

Neben diesen Phantasien ging freilich die methodisch-wissenschaftliche Forschung, die Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn vereinigt, einher; allein auch diese hatte ihre Gefahren. Die historisch-kritische Methode kann, wo sie aus lückenhaft erforschten Thatsachen Schlüsse zieht, kein anderes Ziel verfolgen, als unter den verschiedenen vorliegenden Möglichkeiten, die stattgefunden haben können, den wahrscheinlichsten Fall zu ermitteln. Unter allmählicher, immer wiederholter Ausscheidung der unwahrscheinlichen Fälle wird jener schließlich gleichsam als der reinste Extract aus dem Quellenmaterial destillirt. Nun aber ereignet sich im Leben unzweifelhaft auch das Unwahrscheinliche, und zwar in einem ganz bestimmten, dem Maß der Wahrscheinlichkeit entsprechenden Procentsatz von Fällen. Zur Feststellung dieser Fälle können wir durch methodische Schlüsse nie gelangen; denn für jeden einzelnen Fall wäre es selbstredend widersinnig, das Unwahrscheinliche zu statuiren; hierdurch aber verliert das Gesammtbild seine Lebenswirklichkeit. Ein verwickelter kritischer Aufbau aus geringem Material kann die logische Geisteskraft seines Urhebers auf die glänzendste Weise darlegen; er trägt aber nicht in sich die Garantie voller Uebereinstimmung mit den Thatsachen. Am unzulänglichsten aber erweist sich die methodische Forschung, wo es gilt die persönlichste That des Geistes, das künstlerische Schaffen zu verfolgen. Es liegt in jeder menschlichen Individualität etwas Geheimnißvolles, das sich dem Zwange keiner logischen Erwägung zu erkennen giebt; am stärksten

aber ist dies in der Thätigkeit des Künstlers und des Dichters. Zwischen zwei Versen einer Dichtung findet der Forscher eine Verschiedenheit, daß er meint, Jahre müssen zwischen der Abfassung dieser Theile verstrichen sein; die Phantasie des Dichters hat diesen Sprung in Secunden gemacht. Das Genie spottet der Wahrscheinlichkeitsrechnung seines Kritikers.

Diese Wahrnehmung hat sich gerade in allerletzter Zeit auch an der „Faust"-Kritik bestätigt. Die feinste Combinationsgabe, verbunden mit strengster Verwerthung der vorliegenden Zeugnisse, hatte Wilhelm Scherer auf das räthselvolle Werk verwandt und war zu der Annahme einer sehr verwickelten Entstehungsweise geführt worden, hatte geglaubt, eine ursprüngliche prosaische Abfassung des Werkes annehmen zu müssen; der überraschende Fund der Urgestalt des „Faust", der vor einem Jahre uns beglückte, hat diese Combination als irrig erwiesen und gezeigt, daß der thatsächliche Hergang ein bei Weitem einfacherer gewesen. Wir haben keinen Grund, eine noch ältere Form als die jetzt aufgefundene anzunehmen, da die bisher bekannten Zeugnisse über die älteste Bearbeitung durch diesen Fund sich genügend erklären lassen; wir dürfen demnach in der Niederschrift der Hofdame Fräulein von Gichhausen eine Copie der in den Jahren 1773—75 verfaßten Dichtung sehen. Hierdurch, sowie durch eine Reihe kleinerer, nach Handschrift und Papier einigermaßen zu datirender Bruchstücke späterer Zeit, sind wir in den Stand gesetzt, im Wesentlichen auf unanfechtbare Thatsachen gestützt, die Entstehung des Ersten Theiles verfolgen zu können. Neu gewonnen ist dabei die Erkenntniß, daß außer jener frühen Epoche und den späteren Jahren der Schiller-Freundschaft auch die Zeit der italienischen Reise und das folgende Jahr 1789 von großer Bedeutung für die „Faust"-Dichtung gewesen*).

Als Goethe zuerst — es war in Straßburg — zum Vollbewußtsein der Kraft, zur Vollfreude des Strebens, zum Völlgefühl der Empfindung gelangt war, ergriff er eine Reihe gewaltiger Stoffe der Menschheitsgeschichte, um in ihnen die Kraft seines Wollens und Empfindens zu beweisen. Wie Faust von sich sagt, daß er „für das Gefühl, für das Gewühl nach Namen suche, keinen finde, dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife, nach allen höchsten Worten greife," — so schienen auch dem jugendlichen Goethe nur die ungeheuersten Gestalten fähig, sein Denken und Fühlen in ihnen auszudrücken. Caesar und Mahomet waren die beiden historischen Größen, die ihn hinrissen; bald aber wandte er sich von so politischen Stoffen zu rein psychologischen, welche vor Allem fähig schienen, den Reichthum seines Innenlebens wiederzuspiegeln. Prometheus und Faust ergriffen ihn. Von seinem Drama „Prometheus" wurden außer dem gleichnamigen Monologe zwei Acte ausgeführt, und nachmals viele Jahrzehnte später hat Goethe in dem Festspiel „Pandora" von Neuem diesem Uebermenschen eine bedeutungsschwere Rolle zugewiesen; dennoch gewann Faust den entschiedenen Vorrang vor dem Helden des griechischen Mythos. Beide Stoffe verkörpern das unbesiegliche Streben des

*) Vgl. E. Schmidt, Goethe's „Faust" in ursprünglicher Gestalt. p. XXXI.

Menschen über die Schranken seiner Natur und der irdischen Verhältnisse hinaus; allein indem in Prometheus sich dieses Streben in unmittelbarem Kampfe gegen die übergeordnete Gottheit ausdrückt, gewinnt die Handlung einen rein mythologischen, weltfremden Charakter, entfernt sich von dem Natürlich-Menschlichen und bietet nicht Gelegenheit zur Entfaltung eines großen und freien Weltbildes. Faust dagegen, mit seiner Sehnsucht, das All der Welt und des Lebens zu erfassen, sich gerade *in den menschlichen Verhältnissen* als Uebermenschen zu zeigen, gewährte mehr Raum, Alles auszusprechen, was immer neue Lebenserfahrungen an Gedanken und Empfindungen errangen; so wurde dieses Werk zum Lebenswerk, endlich zum abschließenden Testament des Dichters.

Eine flüchtige, mehr stammelnde als redende Andeutung von dem, was er ausdrücken wollte, giebt ein abgerissenes Blatt, das der frühesten Epoche zu entstammen scheint*): „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinen des Geistes als Welt- und Thaten-Genius. Streit zwischen Form und Formlosem. Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form. Gehalt bringt die Form mit. Form ist nie ohne Gehalt. Diese Widersprüche, statt sie zu vereinigen, disparater zu machen. Helles kaltes wissenschaftliches Streben: Wagner. Dumpfes warmes wissenschaftliches Streben: Schüler. Lebensgenuß der Person, von außen gesehen, in der Dumpfheit . . . Leidenschaft: Erster Theil. Thatengenuß nach außen und Genuß mit Bewußtsein . . . Schönheit: Zweiter Theil. Schöpfungsgenuß von innen . . . Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle."

Uebereinstimmend mit diesen Notizen entstand in den Jahren 1773—75 von den philosophischen Scenen des Ersten Theils: der erste Monolog, die sich unmittelbar daran anschließenden Gespräche Faust's mit dem Erdgeiste und mit Wagner, und ganz abgerissen die Scene zwischen Mephisto und dem Schüler, diese letzte jedoch in noch sehr unreifer Gestalt. Rein materielle Dinge — Wohnung und Tisch — werden breit besprochen, das Verhältniß zwischen Professoren und Studenten unverkennbar noch im gereizten Tone, den eigene unliebsame Erfahrungen hervorgerufen, behandelt. Die Beurtheilung der Theologie und der Rechtswissenschaft fehlt noch. Von hier aus werden wir im „Ur-Faust" direct zur Schilderung des Lebens und Lebensgenusses geführt, und es liegt uns die Scene in Auerbach's Keller, freilich prosaisch und in weit derberer und roherer Fassung vor, ferner mit geringen Abweichungen sämmtliche Gretchen-Scenen mit Ausnahme ihrer Verwünschung durch Valentin, den Bruder; — jedoch der Schluß, die Kerkerscene, in Prosa, und dadurch in weit grellerem, stellenweise abstoßendem Styl. Die Prosascene zwischen Faust und Mephisto, in welcher Faust Gretchen's Befreiung ertrotzen will, ist schon vorhanden; dagegen *fehlen* drei andere Scenen der zweiten

*) Jetzt veröffentlicht durch Erich Schmidt im 14. Bande der Weimarer Ausgabe. (Paralipomena Nr. 1.) Nach dem Styl sehr schwierig zu datiren. Ausdrücke wie „dumpf, Dumpfheit" weisen in frühe Zeit, die Antithese „Form — Gehalt" in spätere. Der Inhalt ist jedoch entscheidend; er entspricht dem, was der „Ur-Faust" an Scenen philosophischen Inhalts bringt, enthält aber noch keinerlei Hindeutung auf die später entstandenen Abschnitte.

Hälfte, in denen Gretchen nicht auftritt: Hexenküche, Wald und Höhle, Walpurgisnacht.

Was Goethe damals am „Faust" gedichtet, zeigt ihn größeren Theils zwar schon auf der Höhe genialer Schöpferkraft, dennoch war für die „Faust"-Dichtung als *Ganzes* damit nur wenig geschehen. Der philosophische Gedanke, der den Lebensnerv des gesammten Stoffes bildet, trat völlig zurück hinter der weit ausgedehnten Darstellung einer frei erfundenen Episode, die den Dichter offenbar durch ihre eigene tragische Gewalt angezogen hatte und gleichsam ein eigenes Drama bildete. Was sonst ausgeführt war, zeigt zwar schon die ergreifende Tiefe des Gedankens und die meisterhafte Prägnanz des Ausdruckes, die ja viele Stellen des Monologs und des Gespräches mit Wagner sprichwörtlich gemacht hat, hält sich aber doch noch in einer bestimmten, begrenzten Sphäre, — in der des *Gelehrtenlebens*; das Problem ist noch nicht zu einem allgemein menschlichen erhoben. Die Frage nach dem Werthe der Arbeit des Gelehrten ist eine rein *intellectuelle*, und der allgemeine *ethische* Gesichtspunkt, unter den der Stoff später gestellt wurde, ist noch durchaus nicht wahrzunehmen. Sodann aber die hauptsächlichste Lücke: Faust und Mephisto's Annäherung, Verbindung fehlt ganz und gar. Allerdings haben wir nicht anzunehmen, daß der Dichter sich von derselben damals noch gar kein Bild gemacht; Goethe sagt vielmehr ausdrücklich, daß von Anfang an das ganze Werk in allgemeinen Zügen ihm vorgeschwebt habe; allein was wir aus der damals gedichteten Prosascene „Faust-Mephistopheles" entnehmen können, zeigt, daß der Entwurf hier wesentlich von der späteren Ausführung abwich; Mephistopheles sollte durch den Erdgeist Faust zugeführt, an ihn „geschmiedet" werden, ein höchst merkwürdiger Gedanke*), der dadurch noch schwerer zu deuten wird, daß die Zeichnung des Erdgeistes selber im „Ur-Faust" keine widerspruchslose ist; denn während Faust ihn in der Erinnerung „Großer herrlicher Geist" anruft, soll er ihm dennoch „in widerlicher Gestalt" erschienen sein.

Abweichend von der späteren Form ist auch das Verhältniß zwischen Faust und Mephisto in Auerbach's Keller gestaltet. Während jetzt Mephisto als der Zauberer und Kneipkumpan auftritt, Faust theilnahmlos, ja angewidert daneben steht, ist in dem „Ur-Faust" übereinstimmend mit dem Volksbuche Faust gerade der Thätige, der Schwarzkünstler, der seinen Schabernack mit den Anderen treibt. Der Grundgedanke, der jetzt das Werk durchzieht, daß Faust nirgends Befriedigung finde, ist damals von Goethe eben noch nicht in jeder Scene durchgeführt worden. — In den Gretchen-Scenen endlich erscheint Faust plötzlich als Liebhaber, ohne daß ein geistiger und causaler Zusammenhang zwischen dieser Rolle und der früheren des Gelehrten hergestellt wäre. Und auch hier *fehlt noch* die hochwichtige Scene, in welcher Faust sich inmitten des Liebestaumels auf sich selbst besinnt, aber von

*) Die Schlüsse indeß, die Kuno Fischer hieraus schon früher auf eine ursprünglich abweichende Auffassung und Charakteristik des Mephistopheles gezogen, sind durch den „Ur-Faust" als irrig erwiesen worden. Mephisto's Gestalt ist in allen wesentlichen Zügen fertig schon in jenem enthalten.

Mephiſtopheles zurückgeriſſen wird. Nur eine Stelle erhebt das Verhältniß zwiſchen Fauſt und Gretchen über das Niveau einer gewöhnlichen Herzensgeſchichte: es iſt die Rede Fauſt's, die beginnt: „Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauſte, der Unmenſch ohne Zweck und Ruh'?" Sie findet ſich im „Ur-Fauſt" als Schluß des Bruchſtückes der Valentin-Scene.

Um aber zuletzt ein abſchließendes Urtheil über die erſte Thätigkeit Goethe's am „Fauſt" zu gewinnen, iſt ein Hauptpunkt noch in's Auge zu faſſen: Die weſentlichſte Veränderung der Volksſage hat Goethe in ſeiner Conception ſchon damals vollzogen: Fauſt, der durch ſein Bündniß mit dem Teufel nach Anſchauung des Zeitalters der Hexenproceſſe der Verdammniß verfallen iſt, ſoll gerettet, erlöſt werden. Wir haben kein ausdrückliches Zeugniß hierfür; allein ein Zeugniß wäre auch nur erforderlich, um eine etwaige *Abweichung* des urſprünglichen Planes von der ſpäteren Ausführung zu erhärten*). Der verſöhnende Schluß entſpricht auch der Grundrichtung des Goethe'ſchen Geiſtes. Zum tragiſchen Dichter ſei er nicht geboren, äußerte er in der ruhigen Selbſtbetrachtung des hohen Alters, weil ſeine Natur conciliant ſei und der ſtreng tragiſche Conflict, der keine Löſung zulaſſe, ihn nicht anziehe. Und wenn er auch vereinzelt im „Werther" und den „Wahlverwandtſchaften" unlösbare Conflicte dargeſtellt hat, ſo konnte doch kraft der unerſchütterlichen Geſundheit ſeiner Natur ihm nie in den Sinn kommen, das geſammte Schickſal des Menſchen als hoffnungslos tragiſche Handlung darzuſtellen. Freilich den Gedanken der Erlöſung klar und plaſtiſch zu geſtalten, war erſt einer ſpäteren Epoche vorbehalten.

Lange Zeit verſtrich nach dem Jahre 1775 — die elf Jahre der erſten Weimarer Epoche — während deren „Fauſt" unberührt ruhte. Erſt als Goethe im Jahre 1786 den Entſchluß faßte, die Summe ſeiner poetiſchen Exiſtenz zu ziehen, das Unvollendete zu vollenden, das Zerſtreute zu ſammeln, — als er zu dieſem Zwecke ſich zwei Jahre freien Künſtlerlebens in Italien gönnte, da erſt wurde das vergriffene mürbe „Fauſt"-Manuſcript wieder hervorgeſucht. Allein das Intereſſe an dem Werke hatte nachgelaſſen; ſtreng künſtleriſch geformte Dichtungen, wie „Iphigenie", „Taſſo" waren dem jetzt ganz der Antike hingegebenen Dichter ſympathiſcher als die regellos genialen Bilder aus der Geſpenſterwelt des Mittelalters. Nur zwei Scenen entſtanden in Italien, zunächſt die Hexenküche, durch welche der Cauſalzuſammenhang zwiſchen der Gretchen-Tragödie und den vorhergehenden Scenen hergeſtellt wird, im Garten Borgheſe in Rom geſchrieben; — eine neapolitaniſche Zauberballade von Dieb und Hexe gab hierzu die Anregung**). Eine gewiſſe *Ironiſirung* des Stoffes, gleichſam einen Mangel an Reſpect vor demſelben

*) Auch die Schlußworte des oben mitgetheilten Entwurfs ſind, da ſie über Fauſt's Perſon nichts ausſagen, kein ſolches Zeugniß. Eher ſind ſie vielleicht geeignet, ein Licht auf die urſprünglichen Beziehungen zwiſchen Mephiſtopheles und dem Erdgeiſt zu werfen. Nicht unmöglich, daß der Erdgeiſt ſelbſt dieſen „Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle" ſprechen ſollte.

**) E. Schmidt, „Ur-Fauſt" p. XXXII.

wird man in dieſer Scene nicht verkennen. Zur ſelben Zeit muß der kurze Entwurf einer Uebergangsſcene, die zwiſchen Auerbach's Keller und der Hexenküche ſtehen ſollte, geſchrieben ſein. Dieſer Entwurf ſetzt noch die frühere Geſtalt der Auerbach-Scene voraus, indem er Fauſt die „Vortheile der Rohheit und Abgeſchmacktheit der Jugend" gegen Mephiſtopheles vertheidigen läßt, offenbar eine Vertheidigungsrede der natürlich behaglichen Empfindung gegen den kritiſchen Verſtand. Wichtiger als dieſes Bruchſtück iſt für uns die hochpoetiſche und inhaltſchwere Scene „Wald und Höhle", die gleichfalls in Italien entſtand. Sie beginnt mit dem feierlichen, freilich dem bisherigen Fauſtſtyl ganz fremden Monologe in Jamben, der Fauſt im Naturgenuß eine kurze Ruhe finden läßt und der ein ergreifendes Zeugniß des leidenſchaftlichen Naturſtudiums iſt, dem ſich Goethe damals zugewandt hatte; ſie bringt ferner das Geſpräch mit Mephiſto, in welchem dieſer den Flüchtling wiederum gegen ſeinen Willen in die Arme der Geliebten zurücktreibt. Die Scene iſt eine der wichtigſten im Zuſammenhange der „Fauſt"-Dichtung. In den Worten: „So tauml' ich von Begierde zu Genuß und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde" concentrirt ſich der ſeeliſche Zuſtand Fauſt's kraft einer unübertrefflich klaren und ſicheren Selbſtbeobachtung, die aber durch die Paradoxie des Ausdrucks dennoch den Eindruck voller Lebenswirklichkeit hervorruft. — Auch auf Fauſt's Selbſtmordverſuch, deſſen dichteriſche Ausführung erſt ſpäter erfolgte, wird ſchon hingedeutet.

Der geſammte Plan wurde nunmehr um ein weſentliches Stück vorwärts gebracht*). Das Wichtigſte war die Vertragsſcene zwiſchen Fauſt und Mephiſto. Vollendet wurde freilich nur der letzte Abſchnitt derſelben, der dann 1790 fragmentariſch veröffentlicht mit den Worten begann:

„Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen."

Allein auch die übrigen Theile dieſer Scene wurden damals ſchon entworfen, wie das jetzt aufgefundene Fragment bezeugt:

„Mein Freund, wenn je der Teufel Dein begehrt,
Begehrt er Dein auf eine and're Weiſe;
Dein Fleiſch und Blut iſt wohl ſchon etwas werth,
Allein die Seel' iſt unſ're rechte Speiſe."

Auch die erſten Anfänge der „Walpurgisnacht", von der gleichfalls unbekannte Bruchſtücke aufgefunden, ſcheinen in jene Zeit zu fallen**), und aus der Scene des

*) So ſchon in der „Chronologie der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften" 1788: Plan zu einer weiteren Ausarbeitung des „Fauſt" und einige Scenen davon geſchrieben. Dieſer Plan iſt es wohl, von dem Schiller 1795 Wilhelm Humboldt Mittheilung machte; denn ſpäter war Goethe nicht mehr am „Fauſt" beſchäftigt geweſen. (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Humboldt p. 58.)

**) Bruchſtücke zur „Walpurgisnacht" finden ſich auf einem Blatt, das jenen oben erwähnten Entwurf einer nach Auerbach's Keller einzuſchiebenden Scene enthält. Die obigen vier Reimzeilen (Paralip. Nr. 7) folgen unmittelbar auf einem Blatt nach vier Verſen (Nr. 6), die 1788 ſchon Goethe's Freunde Moritz bekannt waren.

„Spazierganges" findet sich ein deutlicher Anklang an Faust's sehnsuchtsvolle Reden schon damals in dem Liede „An die Entfernte": „So wie des Wand'rers Blick am Morgen Vergebens in die Lüfte dringt, Wenn in dem blauen Raum verborgen, Hoch über ihm die Lerche singt"; das Tanzlied der Bauern ist wohl sogar noch älter.

Aber nicht nur für neue Scenen arbeitete Goethe damals; auch die Durchsicht und Correctur der älteren Theile beschäftigte ihn. Die Schülerscene und Auerbach's Keller erhielten damals die geläuterte und vertiefte Form, in der wir sie jetzt kennen. In der ersteren läßt die Beurtheilung der Rechtswissenschaft, die kühne Rede vom „Rechte, das mit uns geboren", den Einfluß der eben beginnenden französischen Bewegungen nicht verkennen.

Allein trotz so bedeutender Förderung gelangte das Werk bei Weitem nicht zum Abschlusse. Wie schon gesagt, es war dem Dichter fremd geworden. Von der Höhe seiner klassischen Kunstbetrachtung sah er fast mit einem gewissen Schamgefühl auf diese wirre Scenenreihe wie auf eine Jugendsünde hin. Es kam hinzu, daß bei dem Grundcharakter der alten Sage eine erschöpfende Behandlung unmöglich war, ohne christlich religiöse Motive entscheidend zu verwerthen, diese aber lagen dem Dichter gerade damals völlig fern. Er entschloß sich das Werk als Fragment zu veröffentlichen; so erschien es im Jahre 1790. Aber selbst für diese Gestalt schienen manche Scenen ihm zu unfertig und wurden daher übergangen; so die Anfänge der Valentin-Scene, vor Allem aber die beiden in Prosa ausgeführten Schlußscenen. Die Formlosigkeit und der Styl der Sturm- und Drangperiode widersprechen zu sehr den neueren Anschauungen des Dichters; für eine Umdichtung in gebundene Rede aber stellte sich die Stimmung nicht ein. So schloß denn das Fragment mit der Ohnmacht Gretchen's während des Hochamtes im Dom.

Nur geringe Beachtung und Anklang fanden die gedruckten Bruchstücke in der Oeffentlichkeit; Wenige fühlten die Größe und ahnten die Vollendung vor; Goethe selbst schlug sich die Dichtung wieder für Jahre aus dem Sinn. Das Verdienst, wenigstens den Ersten Theil der Welt geschenkt zu haben, gebührt Schiller. Er schrieb 1795 an Goethe, in dem Fragment herrsche eine Kraft und Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeige; es sei der Torso des Hercules. Dringend wünschte er die ungedruckten Scenen zu sehen. Goethe erwiderte, er könne sich nicht entschließen, das Packet aufzuschnüren, das ihn gefangen halte; wenn ihn indeß einmal etwas zur Vollendung anregen könne, so sei es gewiß Schiller's Theilnahme. Thatsächlich waren es auch Schiller's ästhetische Studien, deren Ergebnisse endlich Muth und Freudigkeit zu neuer Arbeit gaben. Wenn Schiller neben der „naiven", streng objectiven Dichtung des Alterthums auch die Berechtigung einer modernen, subjectiveren, „sentimentalischen" Poesie nachwies, so begrüßte Goethe diese Darlegung mit innerster Befriedigung. „Nach Ihrer Lehre," schrieb er dem Freunde, „kann ich erst selbst mit mir einig werden, da ich das nicht mehr zu schelten brauche, was ein unwiderstehlicher Trieb mich doch unter gewissen Bedingungen hervorzubringen nöthigte." Der „Faust" wurde ihm jetzt erst wieder lieb und werth; aber auch jetzt noch staunt er über sich selbst, fühlt

ſich wie im Traume befangen, als er die Geſtalten der Dichtung wieder vor ſich aufſteigen läßt.

„... Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen ernſten Geiſterreich ...
Was ich beſitze, ſeh' ich wie im Weiten,
Und was entſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

In der That — nach der Vollendung von „Hermann und Dorothea", inmitten der Entwürfe zu einer ſtreng griechiſch gedachten „Achilleis", erſcheinen die Nebelgeſtalten der nordiſchen Sage ſeltſam fremdartig, und hätten wir nicht in dem Briefwechſel mit Schiller und in den Tagebüchern die unwiderleglichſten Zeugniſſe — Niemand würde dieſe Gleichzeitigkeit für möglich halten. Auch Schiller ſchrieb, es ſei überraſchend, daß Goethe gerade jetzt an den „Fauſt" gehen wolle; „aber ich habe es," fährt er fort, „einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu meſſen, und bin alſo im Voraus überzeugt, daß Ihr Genius ſich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird." Goethe aber that mehr als das, ſondern ſchuf vielmehr gerade in jener Zeit erſt diejenigen Scenen, welche dem ganzen Werke den Zuſammenhalt gaben. In ſeinem Inneren waren damals ſchon die in Italien gewonnenen antiken Elemente verſchmolzen mit der nordiſchen Empfindungsweiſe, die ſeine Jugend erfüllt hatte; die ſo errungene gleichmäßige Beherrſchung der entgegengeſetzteſten Vorſtellungsweiſen und Kunſtformen erhob ihn jetzt auf die Höhe ſeiner unvergänglichſten Schöpfungen. — Mit dem Prolog im Himmel erhielt das ganze Werk erſt diejenige Perſpective, in welcher der von jeher beabſichtigte verſöhnende Abſchluß möglich ward. Das Verhältniß Fauſt-Mephiſtopheles wurde einem höheren Verhältniß untergeordnet; die Wette Beider erſcheint nur als ein Glied der Wette zwiſchen dem Herrn und dem Satan. Und auch in der Vertragſcene und den ihr voraufgehenden Scenen wird das Problem gegen früher vertieft und erweitert. Fanden wir in dem erſten Monologe und dem Geſpräche mit Wagner den Conflict in der ſpeciellen Sphäre des Gelehrtenlebens gehalten, lautete die Grundfrage blos, ob die wiſſenſchaftliche Erkenntniß Befriedigung gewähren könne, ſo iſt ſchon in dem jetzt gedichteten zweiten Monologe, dem die Oſterſcene folgt, die Frage in das Allgemein-Menſchliche übertragen; — ſie lautet: ob eine in die Tiefe der Dinge dringende, von Illuſionen befreite Perſönlichkeit überhaupt auf irgend welchem Wege Befriedigung finden könne. Dieſe Frage wird dann weitergeführt in dem jetzt vollendeten Spaziergang, in der erſten Unterredung Fauſt's mit dem Teufel, wo die Metaphyſik des ſich ſonſt nur als geiſtreichen Lebemann gerirenden Mephiſto offenbar wird; endlich in der ſchon genannten Vertragſcene, deren Entwurf freilich ſchon älter war, wo aber die beſtimmte deutliche Form der Wette doch erſt jetzt hervortrat, entſprechend der Wette im Himmel und der ſchließlichen Entſcheidung beider im zweiten Theile bei Fauſt's Ende. Weniger war der Gretchen-Tragödie hinzuzufügen; die Valentin-Scene wurde vollendet; hauptſächlich die gewaltige Fluchrede des Bruders wider die Schweſter kam hinzu; ſodann galt es die Verſchmelzung der beiden noch ungedruckten Proſaſcenen

in Versform. Goethe schrieb darüber an Schiller: „Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältniß gegen das Andere ganz unerträglich. Ich suche sie gegenwärtig in Reime zu bringen, da die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffs aber gedämpft wird." Eine wunderbare Frucht solcher Umdichtung liegt uns jetzt in der Kerkerscene in ihrer ergreifenden volksthümlichen Balladenform vor. Hier hemmt die künstlerische Form nirgends den natürlichen Ausdruck der Empfindung, sondern ist, mit dieser auf's Innigste verwachsen, aus ihr hervorgegangen. Der Vergleich zwischen dieser Scene und ihrer ursprünglichen Prosagestalt, bis in's Einzelnste durchgeführt, läßt die äußerste Feinheit und Gewissenhaftigkeit einer geläuterten künstlerischen Empfindung erkennen. Mit der anderen Prosascene dagegen, dem letzten Gespräche zwischen Faust und Mephisto, gelang Goethe diese Umschmelzung nicht; er mußte sich entschließen, sie in der Prosaform zu belassen und zu veröffentlichen, wie wir sie noch heute in Goethe's Werken lesen. Bruchstück endlich ist damals auch für immer die „Walpurgisnacht" geblieben; wohl giebt sie ein groteskes Bild des Hexensabbaths auf dem Brocken; allein gerade der Punkt, in dem sie mit dem Gange der Gesammthandlung zusammenstoßen sollte, ist unausgeführt geblieben; bei der wunderbaren Erscheinung des „Idoles", des gerichteten Gretchen, bricht die Scene ab, im Augenblick, als Faust ihr Schicksal erfahren und durch diese Kunde aus seinen „abgeschmackten Zerstreuungen" zum Bewußtsein seiner Schuld geführt werden sollte. Und auch so fragmentarisch, wie die Scene veröffentlicht wurde, hatte sie doch schon verschiedene Epochen durchgemacht und wesentliche Veränderungen erfahren. Die große Anzahl erhaltener Entwürfe läßt einen ganz anderen ursprünglichen Plan erkennen, als den schließlich ausgeführten. „Aufmunterung zur Walpurgisnacht. Daselbst Frauen über die Stücke, Männer über das L'Hombre. Rattenfänger von Hameln. Hexe aus der Küche." So die ältesten Notizen, denen wir noch die Worte des Rattenfängers hinzufügen können:

„Befinde mich recht wohl, zu dienen,
Ich bin ein wohl genährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben schreibe eine Kinderbibliothek."

Keine Spur von dem Allen in der jetzigen Ausführung! Der Rattenfänger wie die „Hexe aus der Küche" treten überhaupt nicht auf. Abschließen sollte die ganze Blocksberg-Feier eine allgemeine Huldigung, die Satan auf dem Gipfel des Brocken empfangen sollte; auch diesen schon weit ausgeführten Entwurf hat der Dichter später gänzlich übergangen*). Die Erscheinung Gretchen's dagegen ist von

*) Interessant ist, daß der frühere Plan noch im December 1797 Giltigkeit gehabt haben muß; denn es wird das „Intermezzo" erwähnt, welches Goethe erst in jenem Monat sich entschloß, dem „Faust" einzureihen. Die so sehr abweichende Ausführung aber fällt bereits in das Jahr 1800, so daß die Umbildung des Planes ziemlich genau chronologisch fixirt werden kann.

ihm erst später auf den Blocksberg verlegt worden; sie sollte ursprünglich eintreten, als Faust und sein Gefährte vom Blocksberg zurückkehrend dahinreiten und vor ihnen das Hochgericht auftaucht, da Gretchen am nächsten Tage gerichtet werden soll. Ein geheimnißvoller Chor sollte das schauerliche Blutlied singen:

„Wo fließet heißes Menschenblut,
Der Dunst ist allem Zauber gut . . ."

Auf glühendem Boden — nackt — sollte das „Idol" sichtbar werden und in Vorbedeutung des kommenden Tages die Enthauptung geschehen; so hätte Faust Gretchen's Geschick erschaut. Nur ein Rest davon ist jetzt in dem flüchtigen Bilde vom Rabenstein stehen geblieben. Noch ein kaum verständliches abgerissenes Intermezzo der „Walpurgisnacht" sei hier erwähnt: ein Plan Mephisto's, Faust „eine Falle zu legen", ihn zur Hölle hinab zu holen. Ein Schmeichelgesang soll ihn bethören — vermuthlich zu dem Ausruf: „Verweile doch, du bist so schön" —. Faust indessen zerreißt leicht dies Gewebe.

Ging aber die Walpurgisnacht doch wenigstens als Bruchstück in das Werk über, so wurde ein anderer bedeutender Scenenentwurf schließlich ganz und gar bei Seite gelassen. Es war der Disputationsact, welchen Goethe noch 1801 gegen Schiller als eine nothwendig noch zu lösende Aufgabe erwähnte. Die Scene sollte wohl zwischen den beiden Gesprächen Faust's und Mephisto's im Studirzimmer eingeschoben werden. In die Feierlichkeit einer akademischen Disputation sollte sich Mephistopheles als negirender Scholast prahlerisch eindrängen, Faust dann den hingeworfenen Handschuh aufnehmen und daraus sich ein Streit über den Umfang und die Grenzen des Erkennens entwickeln. Durch Faust's Frage nach dem „schaffenden Spiegel" sollte eine Hindeutung auf die Scene der Hexenküche gegeben werden. Einige erst jetzt bekannt gewordenen Fragmente dieser Disputation sind Mephistopheles' Worte:

Das, was uns trennt, das ist die Wirklichkeit,
Was uns verbindet, das sind Worte —

und ferner vier Verszeilen, aus denen man Goethe's ganze Erkenntnißtheorie entwickeln könnte:

Die Wahrheit zu ergründen,
Spannt Ihr vergebens Euer blöd Gesicht;
Das Wahre wäre leicht zu finden;
Doch eben das genügt Euch nicht.
— — — — — — — — — —

Trotz solcher Lücken hat Goethe nach dem Jahre 1801 nichts Wesentliches mehr am Ersten Theile des „Faust" gedichtet und sich entschlossen, ihn für fertig zu erklären. Ein seltsames Nachwort schrieb er ihm:

Am Ende bin ich nun des Trauerspieles,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drang des menschlichen Gewühles,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt,

Und ſo geſchloſſen ſei der Barbareien
Beſchränkter Kreis mit ſeinen Zaubereien.

Kaum glaublich! So empfand Goethe gegenüber Dichtungen wie der Oſterſcene, Vertragſcene, Kerkerſcene — Schöpfungen, die vielleicht das Größte und Gewaltigſte ſeiner geſammten Poeſie bilden! Es iſt dies ein ſchlagender Beweis dafür, wie das poetiſche Schaffen etwas durchaus Eigenartiges, Dämoniſch-wirkendes iſt, unabhängig von theoretiſchen Anſichten, ſelbſt Kunſttheorien, unabhängig ſogar von den allerſubjectivſten Stimmungen der Sympathie und Antipathie. Welche Vorſicht muß eine einzige ſolche Strophe den lehren, der Zeit und Art des Entſtehens einer Dichtung nach anderweitigen Beſchäftigungen und Aeußerungen des Dichters beſtimmen will.

Uebrigens war der Dichter auch weit entfernt, mit jenen unmuthvollen Schlußworten den „Fauſt" abgethan zu haben. Gerade in derſelben Zeit dichtete er grundlegende Partien des Zweiten Theiles, dem er dann noch 30 Jahre bis an ſein Ende und zuletzt wieder mit leidenſchaftlichem Intereſſe ſich widmete. Zunächſt waren es Anfänge der Helena-Epiſode, die als Beſtandtheil der alten Fauſtſage ſchon in die früheſten Umriſſe der 70er Jahre hineingehörte und die jetzt dem klaſſiſchen Geſchmacke Goethe's beſonders erwünſcht entgegenkam. Sodann aber war das Wichtigſte, Fauſt's Tod, die endliche Entſcheidung und Löſung des Problems. Obgleich Goethe 60 Jahre am „Fauſt" geſchaffen, ſo ſind doch die drei Grundpfeiler, auf denen das geſammte Werk ruht: der Prolog im Himmel, die Vertragſcene, die Todesſcene, im Laufe weniger Jahre um die Wende des Jahrhunderts entſtanden. Die entſcheidenden Worte:

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
„Verweile doch, du biſt ſo ſchön!"
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!

und jene anderen:

Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick —

ſie ſind in einer Epoche gedichtet. Die Einheit des Grundgedankens, die freilich nicht in allen Theilen mit gleicher Klarheit zum Ausdrucke kommt, ergiebt ſich an den Hauptpunkten auch aus der Entſtehung des Werkes. In der Jugendzeit des Dichters, in Sturm und Drang, konnte dieſe Einheit wohl geahnt, nicht geſchaffen werden; um ſie zu verwirklichen, mußte er ſelbſt erſt eine Stufe innerer Entwickelung und ſeiner Lebenskunſt erreicht haben, auf welcher er jenen zum Lebensüberdruß geſteigerten Drang nach dem Unendlichen mit der freudigen Erfaſſung der Realität des Lebens verſöhnt hatte, jene Stufe, auf der er in der beſtändigen arbeitsvollen Annäherung an das zu Erreichende den Erſatz für das Erreichen fand, — nach dem Spruche:

„Willſt Du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten! —
Willſt Du Dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken!"

Mit dieſer Löſung war die Hauptaufgabe erfüllt; was noch zu vollbringen war, die Ausführung der großen Maſſe des Zweiten Theils, war freilich zur künſtleriſchen Abrundung nothwendig und auch der Maſſe nach noch bedeutend, aber nicht mehr beſtimmend und entſcheidend für den ſchon vorgezeichneten Gang des Ganzen. Nur der Epilog, der entſprechend dem Prologe im Himmel die Erlöſung als ein Werk göttlicher Gnade feiert, fügte einen neuen Schlußaccord noch hinzu. Hauptſächlich waren es die allerletzten Lebensjahre des Dichters, welche dieſe Abſchnitte entſtehen ſahen. In den Tagebüchern dieſer Jahre finden wir den „Fauſt“ faſt nie mehr ausdrücklich genannt; es heißt immer nur: „am Hauptgeſchäfte gearbeitet“, „das Hauptgeſchäft gefördert“, bis wir am 22. Juli 1831 leſen: „das Hauptgeſchäft zu Stande gebracht“. Die Thatſache der Vollendung theilte der Dichter darauf ſeinen Freunden mit; das Werk ſelbſt hielt er verſchloſſen. Im nächſten Jahre — wenige Wochen vor ſeinem Tode — wandte er ſich ihm nochmals zu, um einige Hauptpunkte weiter auszuführen, die er, wie er meinte, zu lakoniſch behandelt hatte. Damals fügte er der letzten Rede Fauſt's, offenbar um die Beziehung auf die Wette des Erſten Theiles noch mehr zu betonen, die Verſe hinzu:

Zum Augenblicke durft' ich ſagen:
„Verweile doch, du biſt ſo ſchön!“
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n*).

Wenige Wochen ſpäter ſchmückten die beiden letzten dieſer Zeilen den Katafalk des Todten, die Unvergänglichkeit ſeines Lebens bezeugend.

*) Direct bezeugt iſt dies nur für die beiden letzten Zeilen; man vergleiche den Tagebuch-Auszug vom 24. Januar 1832 („Ur-Fauſt“ p. 110) mit dem Briefe des Kanzlers von Müller vom 24. März 1832. Indeſſen gehören die erſten beiden Zeilen mit den folgenden durch den Reim untrennbar zuſammen.

Aus der Hauptstadt.

Briefe über Kunst.

Was ist eine Kunstausstellung? — Sjemiradski und sein letztes Werk „Chopin, beim Fürsten Radziwill spielend". — Konstantin Makowski's neuestes Bild „Die letzten Augenblicke Iwan's des Schrecklichen". — Eine kunstgewerbliche Bemerkung.

St. Petersburg, Mitte März.

„Alles Zulang ist ein Todfeind jedes Kunstgenusses," pflegte Beethoven zu sagen. Er hatte tausendmal Recht! Dieses Wort behält seine Richtigkeit nicht nur im Reiche der Musik, sondern auf jedem Kunstgebiet. Was kann man aber unter zulang in den bildenden Künsten verstehen? Wenn man diesen Begriff mit einem einzigen Worte ausdrücken will, so muß man sagen: eine Kunstausstellung im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Diese unendlichen Reihen von Bildern, wo ein Bild das andere erdrückt oder wenigstens zu erdrücken sucht, dieser Kampf um's Dasein im Reiche der Schönheit, dieses wirkliche Unterliegen mancher tüchtigen Leistung nur durch die Nachbarschaft eines Concurrenten, welcher dem Geschmack des großen Haufens huldigt, und endlich oder vielmehr vor Allem diese Mattigkeit, diese Abgespanntheit, welche auch den Tapfersten überwältigt — ist das Alles nicht ein Todfeind eines wirklichen Kunstgenusses?

Fast alles Gesagte kann man auch auf unsere Museen beziehen mit ihren endlosen Bildergalerien und Statuensammlungen, in welchen sich ein Laie, besonders wenn er auf Reisen geht und Eile hat, so schwer zurechtfinden kann und sehr oft, im ersten Saal schon ermattet, im Weiterschreiten das Wichtigste übersieht. Wie muß sich mancher Raphael oder Peruggino aus dem Prunksaale, in welchen er jetzt gebannt ist, aus dieser bunten Bildergesellschaft sehnen nach dem weihevollen Altar im gothischen Dome, für welchen sein Meister ihn schuf, nach der trauten Heimath, die ihm für immer entrissen ist. . . .

In dem Museum der eigenen Stadt kann man sich am Ende zurechtfinden. Während des ganzen Jahres findet man schon Zeit, um mehrere Male hinzukommen und bald die einen, bald die anderen Bilder zu genießen. Mit den Kunstausstellungen ist es schlimmer. Diese gleichen in Allem unserer telegraphirenden

und telephonirenden Eisenbahnzeit. Eben scheint die Ausstellung erst eröffnet; oh, ich habe noch Zeit, denkt ein Jeder. Ein Tag vergeht nach dem anderen und ehe man sich's versieht, ist schon der Schluß der Ausstellung vor der Thür. Alles eilt, kommt todmüde nach Hause und von wirklichem Kunstgenuß ist nur wenig die Rede.

Die Künstler kennen sehr wohl die Nachtheile, welche eine große Kunstausstellung mit den ermüdenden Bilderreihen für das einzelne Bild hat. Selbstverständlich würde jeder Künstler sehr gern sein Bild einzeln und in stimmungsvoller Umgebung dem Publicum vorführen. Das Publicum ist aber auch nicht so leicht befriedigt. Für seine 30 Kop. will Jeder viel sehen, wenn er auch im Grunde genommen eigentlich wenig sieht und nichts genießt. Aber er hat wenigstens die Möglichkeit, für 30 Kop. circa 2—300 Bilder zu sehen. Das will auch was sagen. Daher können nur sehr beliebte Künstler es riskiren, ihre Bilder separat auszustellen. In St. Petersburg glückte es nur Ssemiradski, Konstantin Makowski und dem Landschaftsmaler Kuindji. Einige wenige andere, die es diesen nachmachten, kamen zu kurz. Niemand wollte ihre Bilder sehen. Ssemiradski und Makowski haben auch dieses Jahr mit Einzelausstellungen debütirt. Die Ausstellung des Ersteren ist kürzlich geschlossen, das Bild des Letzteren erst seit wenigen Tagen dem Publicum zugänglich.

Heinrich Ssemiradski ist nicht nur einer der talentvollsten, sondern auch der gebildetsten russischen Künstler. Im Jahre 1864 absolvirte er die Charkowsche Universität und zwar die naturwissenschaftliche Facultät. Erst seit 1864 wandte sich Ssemiradski ausschließlich der Kunst zu. Sein Bild „Das Zutrauen Alexander's des Großen zu seinem Arzt Philipp" trug ihm die goldene Medaille ein und ermöglichte es ihm damit, eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. Dieses gegenwärtig im Museum der Akademie der Künste in Petersburg befindliche Bild ließ bereits mit einiger Deutlichkeit die künftige Richtung Ssemiradski's, des glänzenden Historienmalers, welcher seine Vorwürfe mit Vorliebe antiken Stoffen entlehnt, erkennen. Seit 1871 ist Rom seine zweite Heimath geworden. Ereignisse der römischen Geschichte, römische Charaktere, italienische Natur, römisches Leben und Treiben führt uns der Künstler in blendenden Glanzleistungen vor die Augen. Leider bekommt das russische Heimathland nicht alle Bilder Ssemiradski's zu Gesicht. Oft entführt uns Amerika, was der Pinsel unseres Künstlers geschaffen, noch ehe die betreffenden Bilder die übliche Rundreise durch Europa haben machen können. Im vorigen Winter z. B. hatte Ssemiradski ein großes Bild gemalt, einen alten Mäcen darstellend, welchem eine schöne entkleidete Frau und eine theure Vase zur Wahl geboten werden. Das Bild war eben beendet und wurde sofort eingepackt, um zur akademischen Ausstellung nach Petersburg abgesandt zu werden. Da erschien plötzlich ein Amerikaner und kaufte es, wie man sagt, für die runde Summe von 30,000 Rubel.

Das Bild ging nach New-York, und Europa sah es nimmer wieder.

Ssemiradski hat die Vorwürfe zu seinen Bildern so ausschließlich der antiken

Welt entlehnt, daß man sehr verwundert war, als vor einiger Zeit sich das Gerücht verbreitete, er habe ein Bild, den berühmten Musiker Chopin darstellend, gemalt. Bald war das Bild in St. Petersburg und wir konnten selbst urtheilen, ob Ssemiradski seine für ihn ganz neue Aufgabe gelungen war.

Wir schauen in einen Salon der 20er oder 30er Jahre. Es ist Abend, das Zimmer wird durch einen Kronleuchter von oben in der Mitte des Bildes beleuchtet. Im Fond über dem Kamin, wieder in der Mitte, ist ein großer Spiegel zu sehen, in welchem sich ein Fenster und der nächtliche, mit Sternen besäete Himmel wiederspiegeln. Blumenvasen auf dem Kamin, alte Familienbilder an den Wänden schmücken das Zimmer. In der Mitte desselben, also vor dem Kamin, steht ein offener altmodischer Flügel. An demselben, links vom Beschauer, sitzt ein junger blonder Mann in dunkelblauem Frack und gelblich-weißen anschließenden Beinkleidern, die Füße in der Richtung des Pedals ausgestreckt, mit den ausgestreckten Händen die Tasten berührend. Der Künstler hat den Kopf erhoben und blickt vor sich hin, so daß sein Profil dem Beschauer zugewandt ist, welcher sofort erkennt, daß er das jugendliche, freundliche, bartlose Antlitz Chopin's vor sich hat.

Dem Spiele des Künstlers hört eine Gesellschaft von 14 Personen zu. Der größte Theil derselben hat sich Chopin gegenüber, also rechts vom Beschauer, gelagert. Links dagegen, hinter dem Musiker, sieht man nur drei unbedeutende Persönlichkeiten, eine ältliche Dame und zwei alte, finster aussehende Polen. Dicht am Ende des Flügels, rechts vom Beschauer, sitzt ein schöner grauer, bartloser alter Herr. Er hat sich bequem in einen Sessel gelehnt und schaut, das eine Knie über das andere gelegt, ruhig vor sich hin. Dem Zuschauer ist er ganz en face sichtbar. Das ist der Fürst Anton Radziwill, in dessen Salon der Musikabend stattfindet. An den Sessel des Fürsten gelehnt, steht rechts eine seiner Töchter, eine schöne Gestalt in hellem Kleide, den Blick auf den jungen genialen Musiker gerichtet. Die anderen Mitglieder der Gesellschaft hören dem Spiele mehr oder weniger aufmerksam zu. Im Vordergrund rechts sitzt auf einer Couchette eine junge Dame in hellgrünem Kleide. Hinter ihr sieht man eine ältliche Dame, die Fürstin Radziwill, und neben ihr erkennt der Beschauer sofort das würdige Antlitz Alexander von Humboldt's. Die anderen Zuhörer sind im Fond hinter diesen zwei Gruppen vertheilt. Einige stehen, andere sitzen, so daß man von dreien nur die Köpfe sieht. Zwischen Chopin und dem Beschauer ist der Raum frei und auf der mit einem persischen Teppiche bedeckten Diele erhebt sich nur ein kleines altmodisches, prachtvoll gemaltes Notenpult.

Wer hat nicht von diesen berühmten Chopin-Abenden gelesen oder gehört? Erinnern Sie sich, wie Heine dieselben so poetisch beschreibt? „Chopin ist nicht blos Virtuose," sagt Heine, „er ist auch Poet; er kann uns die Poesie, die in seiner Seele lebt, zur Anschauung bringen; er ist Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verschafft, wenn er am Clavier sitzt und improvisirt. Er ist alsdann weder Pole, noch Franzose, noch Deutscher, er verräth dann einen weit höheren Ursprung, man merkt alsdann, er stammt aus dem Lande Mozart's,

Raphael's, Goethe's, sein wahres Vaterland ist das Traumreich der Poesie. Wenn er am Clavier sitzt und improvisirt, ist es mir, als besuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die curiosesten Dinge, die während meiner Abwesenheit dort passirt sind. . . . Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie geht's der schönen Nixe, die ihren silbernen Schleier so coquet um die grünen Locken zu binden wußte? Verfolgt sie noch immer der weißbärtige Meergott mit seiner närrisch abgestandenen Liebe? Sind bei uns die Rosen noch immer so flammenstolz? Singen die Bäume noch immer so schön im Mondschein? . . ."

Diese märchenhafte Poesie barg sich nun freilich im Spiele Chopin's und nicht in der Art, wie er am Clavier saß, und doch hoffte ich, an's Bild tretend, einen, wenn auch kleinen Wiederschein dieser Poesie empfangen zu können. Aber leider bleibt man kalt. Die steife Figur Chopin's befriedigt nicht. Es ist doch unmöglich, daß er immer so kerzengerade am Flügel gesessen. Hätte der Maler ihm nicht eine anmuthigere, graziösere Stellung geben können? Und nun diese Zuhörer! Sie hören wohl aufmerksam zu, aber ist das ein Auditorium für Chopin? Man bemerkt in der Gesellschaft weder Liszt und Schumann, noch Heine oder Meyerbeer. Etwas wie Enthusiasmus bemerkt man etwa nur bei der Tochter des Fürsten Radziwill. Die Anderen scheinen des Enthusiasmus einfach unfähig zu sein. Aber warum dann überhaupt eine solche Gesellschaft wählen? Malt einmal ein Ssemiradski einen Chopin, so könnten wohl die größten Zeitgenossen des genialen Musikers, welche zugleich auch seine Freunde waren, zu diesem Ereignisse geladen werden. Das Bild heißt wohl „Chopin, beim Fürsten Radziwill spielend", aber das eben ist schade, daß des Malers Wahl auf diese wenig interessante und für Chopin wenig geeignete Gesellschaft gefallen ist. Localpatriotismus wäre in diesem Falle am wenigsten am Platze.

Technisch gemalt ist das Bild selbstverständlich gut, aber doch vermißt man den Farbenglanz, das wundervolle Relief, an welches Ssemiradski das Publicum gewöhnt hat. Mit einem Wort, Jeder, der die besten Werke Ssemiradski's gut kennt, muß doch zuerst die Unterschrift lesen, um nicht an der Autorschaft des Malers zu zweifeln. Und beim Weggehen denkt Jeder: „Hätte er uns doch lieber wieder nach Rom geführt!"

Wenden wir uns nun zum neuesten Bilde eines anderen berühmten russischen Historienmalers, Konstantin Makowski. Er ist in der Lage, sich großen Luxus erlauben zu können. Sein neuestes Werk, eben so wie die zwei bis drei letzten, hat er in einem separaten, mit schönen persischen Teppichen behängten Raum ausgestellt. Das Tageslicht concentrirt sich günstig auf der gewaltigen, eine ganze Wand einnehmenden Leinewand, während die Beschauer in einem wohlthuenden Halbdunkel stehen. Alle Maßregeln sind getroffen, um den vollständigen und ungestörten Genuß des Bildes zu ermöglichen.

Das Bild berührt ein interessantes Thema: „Die letzten Augenblicke des Zaren Iwan des Schrecklichen." Um uns aber die Situation vollkommen zu verdeutlichen, müssen wir uns einige historische Details in's Gedächtniß rufen.

Der alte Zar kränkelte schon lange. Abergläubisch, wie er war, befürchtete er, der Komet des Winters 1584 prophezeie ihm sein nahes Ende. Er ließ einige Wahrsager und Astrologen zusammenrufen, ließ dieselben fast täglich durch seinen Liebling Belski des Komets wegen befragen und siechte langsam dahin. Zwei der Wahrsager, vielleicht, wie es Graf Alexis Tolstoi in seinem bekannten Drama „Iwan's Tod" annimmt, von Boris Godunow, dem aufsteigenden Liebling des Schicksals, inspirirt, prophezeiten Iwan, er würde am 18. März sterben. Das erzürnte den Zaren sehr, er ließ den Wahrsagern kundthun, er würde sie alle auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen und erwartete mit Zittern und Zagen die Annäherung des verhängnißvollen Tages. Am 17. fühlte sich Iwan nach einem Bade besser, und am 18., als er sich immer noch kräftig fühlte, ließ er den Astrologen sagen: „Bereitet euch zur Hinrichtung, denn ihr habt gelogen. Ich sollte heute sterben, fühle mich aber viel kräftiger!" Die Wahrsager gaben zur Antwort: „Der Tag ist noch nicht zu Ende." Diese Worte versetzten Iwan in eine fürchterliche Wuth, nichts konnte ihn beruhigen. Ein neues Bad half auch nichts. Endlich forderte er ein Schachbrett und im Schlafrock sitzend begann er ein Spiel mit Belski. Nach ein paar Augenblicken rührte ihn aber der Schlag und er brach zusammen. Graf Alexis Tolstoi gestaltete in seinem Drama die Handlung etwas anders. Iwan ist sehr aufgeregt, schickt Boris Godunow zu den Wahrsagern und beginnt das Schachspiel mit Belski. Boris, der mit den Wahrsagern im Complot ist, kehrt zurück, sieht Iwan mit einem langen, durchdringenden Blicke an und theilt dann dem Zaren mit geheimnißvoller Stimme die Antwort der Wahrsager mit. Iwan springt auf, will auf Boris losstürzen, schwankt und fällt todt zu Boden.

Betrachten wir nun das Bild Makowski's. Wir befinden uns in einem niedrigen, gewölbten Raume des alten Zarenpalastes in Moskau. Die Decke und die Wände sind mit Malereien (Arabesken und Heiligenbildern), die Diele mit Teppichen bedeckt. Das Licht fällt von links aus einem Fenster, welches nicht sichtbar ist. Im Fond erhebt sich ein reiches, mit massivem Dach und Vorhängen geschmücktes Bett. Rechts sieht man einen bunten Kachelofen und Thür und Fenster, die in eine dunkle, durch Kerzen erleuchtete Hauscapelle führen. Die Hauptgruppe, aus neun lebensgroßen Personen bestehend, befindet sich dicht vor dem Zuschauer, zwischen ihm und dem Bett. Das Centrum der Gruppe bildet der in einem weichen Sessel zurückgesunkene Zar. Er ist in einen rothsammetnen, mit Pelz gefütterten Schlafrock gehüllt. Das bleiche, fast graue Gesicht trägt deutlich den Stempel des Todes. Das Auge ist gebrochen, die linke Hand kraftlos vom Stuhl herabgesunken. Ein schwarzgekleideter Arzt in kniender Stellung versucht den Sterbenden zur Ader zu lassen. Dem Zaren gegenüber am Schachtisch sitzt der alte Belski, ein Greis mit langem weißen Bart. Er sieht mit Schaudern den Sterbenden an und ist im Begriff aufzuspringen. Zu Iwan's Füßen, die auf einem seidenen Kissen ruhen, kauert der buntgekleidete Narr. Er war eben im Begriff, eine lustige Fratze zu schneiden, da ist plötzlich der Tod vor der Thür und das Narrengesicht starrt mit einem tragischen Ausdruck seinen hinscheidenden

Herrn und Meiſter an. Neben dem Narren, die Gruppe von links abſchließend, ſteht die impoſante Figur Boris Godunow's in reicher grün-ſammetner Kleidung. Das ſchöne brünette Antlitz des künftigen Zaren ſchaut den Sterbenden mit einem gleichgiltigen Ausdruck an. Boris ſcheint ſchon ſeine weiteren politiſchen Pläne zu überlegen. Zwiſchen den Seſſel des Sterbenden und das Bett hat ſich ein hübſcher junger Mann gedrängt. Er faltet die Hände und ſieht Iwan mit tiefem Schmerz an. Das iſt Feodor, Iwan's Sohn, welchen ſeine ſchöne Frau Xenia, Tochter Boris Godunow's, umarmt. Zugleich blickt die Letztere mit Entſetzen auf den Sterbenden. Von rechts wird die Gruppe durch eine junge Frau abgeſchloſſen. Das iſt die ſiebente Frau Iwan's, welche ſich etwas theatraliſch zu dem ſterbenden Gemahl neigt, während ihr Vater, ein alter Bojar, ſich hinter ihr bekreuzt und gen Himmel ſchaut. Außer dieſer Hauptgruppe ſieht man auf dem Bilde nur noch eine einzige Figur. Rechts aus der dunklen Thür tritt eine gebückte greiſe Frauengeſtalt in's Zimmer. Das iſt die bekannte Wärterin Iwan's des Schrecklichen, die einzige Perſon, welche ihm immer die Wahrheit ſagte, ihm alle ſeine Frevelthaten vorhielt und die er immer anhörte und ſtets fürchtete. Die Alte iſt blind, ſie ſtreckt die Hände aus, um nicht zu ſtraucheln, und ſie kommt doch, vielleicht von einer dunklen Ahnung getrieben, um ihrem ſchrecklichen Pflegling das letzte Lebewohl zu ſagen. Im dunklen Nebengemach, in der Hauscapelle, ſieht man in undeutlichen Umriſſen einen Mönch, der ein ſchwarzes Gewand bereit hält, um in wenigen Augenblicken den verendeten Zaren in Mönchskleider zu hüllen.

Vom techniſch-maleriſchen Standpunkte hat das Bild nur einen Fehler, der leider den meiſten Bildern Konſtantin Makowſki's anhaftet, nämlich einen Fehler in der Perſpective, wodurch das Bett im Fond des Bildes zu nah erſcheint und weder Feodor mit ſeiner Frau, noch der alte Belſki zwiſchen dem Schachtiſch und dem Bette ordentlich Platz haben. Davon abgeſehen, iſt das Bild vortrefflich gemalt. Colorit und Farbenpracht, beſonders in der Wiedergabe der reichen Stoffe, der Pelzwerke, des geſchnitzten Elfenbeinkäſtchens des Arztes auf der Diele und aller anderen Details, ſind unübertrefflich.

Was den Gegenſtand des Bildes, den vom Maler gewählten Moment betrifft, ſo könnte man wohl die Frage aufwerfen: was iſt das denn eigentlich für ein Moment? Wie viel Augenblicke ſind ſeit dem Zuſammenſinken des Zaren vergangen? Der Arzt mußte doch herbeigeholt werden, oder angenommen, daß er ſchon früher im Gemach war, ſo mußte er doch Zeit haben, ſein Käſtchen zu öffnen, das Inſtrument herauszunehmen und ſich an die Hand des Sterbenden zu machen. Inzwiſchen hätte der alte Belſki doch vollauf Zeit gehabt, aufzuſpringen, das Schachbrett über den Haufen zu werfen und zum Seſſel des Zaren zu treten. Ebenſo konnte der Narr kaum in ſeiner erſten Bewegung der Ueberraſchung und des Entſetzens verſteinert bleiben. Mit einem Wort: Mit mehr Unordnung in dem Gemach, mit mehr Bewegung in den Figuren des Belſki und des Narren wäre der Maler der Wahrheit näher gekommen. Aber auch ſo, wie es nun einmal iſt, kann man dem Bilde unmöglich großen Werth abſprechen. Die beiden

letzten Bilder Makowſki's, die allbekannte „Bojarenhochzeit" und „Die Wahl der Zarenbraut" (beide leider nach Amerika gewandert), waren viel ſchwächer in der Compoſition. Erſt ſein neueſtes Bild ſcheint ihn auf das höhere Piedeſtal eines wirklichen Hiſtorienmalers erſten Ranges erheben zu wollen.

Nun noch eine kleine Bemerkung kunſtgewerblichen Charakters, dasſelbe Bild betreffend. Makowſki iſt bekannt als ein unübertrefflicher Meiſter in der Wiedergabe von verſchiedenen reichen Stoffen, Pelzwerk, Teppichen u. dgl. m. Das beſprochene Bild beweiſt es in reichem Maße. Sehr ſchön iſt auch der große perſiſche Teppich gemalt; vergleicht aber der Beſchauer den gemalten Teppich mit denjenigen, welche das Zimmer der Ausſtellung decoriren, ſo bemerkt er ſofort, daß auf dem Bilde, welches ein Ereigniß des 16. Jahrhunderts darſtellt, ein ganz moderner Teppich ausgebreitet iſt. Vor wenigen Jahren noch hätte der Maler antworten können, er habe nicht gewußt, welche Teppiche im 16. Jahrhundert im Gebrauch waren, und daher den erſten beſten hingemalt. Jetzt iſt eine ſolche Antwort durch die bedeutenden Arbeiten Julius Leſſing's unmöglich geworden. Im 15. und 16. Jahrhundert waren orientaliſche Teppiche in ganz Europa ſehr verbreitet, was factiſch dadurch bewieſen wird, daß alle Maler Italiens, Deutſchlands und der Niederlande auf ihren Bildern nur orientaliſche Teppiche auf Dielen und Tiſchen malten. Sehr oft kommt ein und dasſelbe Muſter mit nur wenigen und unbedeutenden Variationen auf italieniſchen und gleichzeitigen holländiſchen Bildern vor. Bis auf unſere Tage haben ſich nur ſehr wenige Teppiche aus jener Zeit in einigen Muſeen erhalten. Glücklicherweiſe aber ſind die Maler des 16. Jahrhunderts ſo gewiſſenhaft geweſen, die Muſter der Teppiche auf ihren Bildern oft höchſt correct wiederzugeben. Dem fabelhaften Fleiß Julius Leſſing's haben wir es zu danken, daß die meiſten dieſer Muſter nun geſammelt, mit den noch übrig gebliebenen Reſten zuſammengeſtellt, ſyſtematiſirt und in einem Prachtwerk „Altorientaliſche Teppichmuſter nach Bildern und Originalen des 15. und 16. Jahrhunderts" herausgegeben worden ſind. Seitdem die Kunſtliteratur dieſen Schatz beſitzt, iſt es unverzeihlich, denſelben nicht in Betracht zu ziehen, beſonders wenn man bedenkt, daß die Muſter der orientaliſchen Teppiche des 16. Jahrhunderts mit den modernen nur eine ſehr entfernte Aehnlichkeit aufweiſen und daß im damaligen Rußland ſelbſtverſtändlich dieſelben orientaliſchen Teppiche im Gebrauch waren, wie im übrigen Europa.

Von den zwei Separat-Ausſtellungen der Ariſtokraten der ruſſiſchen Kunſt wollen wir uns ein anderes Mal dem großen Haufen der zum Theil ſehr talentvollen Künſtler zuwenden, denen das Schickſal noch nicht ſo hold iſt, wie Sſemiradſki und Makowſki, und deren Werke in zwei großen Ausſtellungen, der akademiſchen und der Wander-Ausſtellung, Platz gefunden haben.

A. V. v. Polowzow.

Revue russischer Journale.

Вѣстникъ Европы (Der europäische Bote). Journal für Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Stassjulewitsch. Petersburg. März-Heft 1888.

Das März-Heft des „Westnik Jewropy" wird, von zwei vorausgeschickten belletristischen Vorposten abgesehen, von einer längeren Abhandlung über den „Byronismus bei Puschkin und Lermontow" von W. D. Spassowitsch eröffnet, von welcher vorläufig nur der erste, sich mit Puschkin beschäftigende Theil vorliegt. Es ist eine sehr interessante Aufgabe, die der Autor sich gestellt hat, indem er es unternahm, anläßlich des kürzlich stattgehabten hundertjährigen Gedenktages der Geburt des berühmten englischen Dichters die Einwirkungen desselben auf die beiden hervorragendsten russischen Poeten in einem Cyclus von öffentlichen Vorträgen dem größeren Publicum zu veranschaulichen. Die Vorträge haben denn auch in der russischen Tagespresse in längeren und kürzeren Referaten bereits eingehende Berücksichtigung gefunden. In der That genügt eine nur etwas mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit den Dichtungen Puschkin's und Lermontow's, um die Spuren einer dem Lord Byron verwandten Geistes- und Gemüthsrichtung in ihnen zu erkennen, die Spuren jenes Pessimismus und Subjectivismus, der sämmtlichen Werken des genialen Britten ihren eigenartigen Stempel aufdrückt. Der Nachweis dieser Uebereinstimmung im Ganzen und mancher überraschender Zusammenklänge im Einzelnen wird nun von Spassowitsch in der vorliegenden Abhandlung in sehr gründlicher Weise geboten, so daß der Aufsatz ein werthvoller Beitrag zu dem Capitel der vergleichenden Literaturgeschichte ist.

Einen kritischen Essay ebenfalls literarhistorischen Charakters liefert ferner A. N. Pypin in dem Artikel „Die russischen Schriften Schewtschenko's", in welchem er die in russischer Sprache erschienenen Werke des kleinrussischen Dichters, der in den Jahren 1814—1861 lebte, näher bespricht. Fast gleichzeitig ist in der wiedererstandenen „Baltischen Monatsschrift" ein Artikel erschienen, der ebenfalls der Person dieses Schriftstellers gewidmet ist, und somit beschränken wir uns auf diesen kurzen Hinweis. Weitaus das größte Interesse von allen Artikeln des März-Heftes beanspruchen zwei Beiträge, welche

das Gebiet der Religionsgeschichte berühren. Beide sind indeß von den deutschen Residenzblättern schon in so eingehender Weise recapitulirt und auszüglich wiedergegeben worden, daß es eine unnütze Arbeit wäre, hier noch ein besonderes Referat über dieselben zu bringen. Wir erlauben uns daher, in den nachstehenden Zeilen einfach die bezüglichen Resumés der deutschen „St. Petersb. Ztg." zu reproduciren, um dieselben damit zugleich vor dem Untergange in der Fluth der Tagespresse zu bewahren.

Der erste der beiden Artikel hat keinen Geringeren als den früheren Minister Graf Walujew zum Verfasser und führt den Titel: „Religiöse Unruhen und Verfolgungen im 5. bis 17. Jahrhundert." Dieser Artikel redet religiöser Duldsamkeit das Wort und weist auf Grund einer historischen Uebersicht über die Religionsverfolgungen in zwölf Jahrhunderten nach, daß sie ihr Ziel nicht erreichen, dagegen nur weiterer Verneinung, weiterem Abfall die Wege ebnen. Wir lassen nachstehend den letzten kurzen Abschnitt des Artikels folgen, welcher die Ergebnisse enthält, zu denen Graf Walujew bei seiner Betrachtung kommt: „Auf die von Thränen und Blut übergossene Bahn religiöser Verfolgung zurückblickend, denken wir mit Schrecken an die unermeßliche Zahl der Opfer, an die Grausamkeit der Executionen und an die unmenschlichen Qualen, welche den Executionen vorausgingen. Aber nicht allein an die Opfer dieser Verfolgung heftet sich unser Sinn. Bei der Zahl der zu Grunde Gegangenen und der Summe der von ihnen überstandenen Leiden können unsere Gedanken nicht stille stehen. Sie wenden sich unwillkürlich zu einer anderen, noch größeren Summe, zu der Summe der sittlichen Erschütterungen Jener, die die Untergegangenen überlebten, die ihnen nahe standen, die mit ihnen durch die theuersten Bande des menschlichen Herzens verbunden waren, die für sie bebten, vergebens hofften, umsonst flehten, die von den Foltern wußten, die Zeugen waren der Executionen und bis an ihr Lebensende unauslöschliche Erinnerung daran bewahren mußten. Gegenüber dieser furchtbaren, tiefschmerzlichen Summe von Weh und Leid steigt unwillkürlich die Frage auf: zu welchen Resultaten hat schließlich das jahrhundertelange Anwachsen derselben geführt? Die Geschichte bezeugt, daß die Verfolgung nur dort ihr Ziel erreichte, wo sie in Vernichtung überging. Die Albigenser sind verschwunden. In Spanien hat die Inquisition die Anfänge des Protestantismus niedergebrannt. Aber in den Niederlanden war der Herzog Alba nicht im Stande, sie niederzubrennen. Die Hussiten waren nicht verschwunden, sondern hatten sich nur umgestaltet oder zeitweilig verborgen und sich dann mit anderen Protestanten vermengt. Der dreißigjährige Krieg hat Deutschland nicht daran verhindert, daß es zur Hälfte protestantisch wurde und protestantisch geblieben ist. In England ist die katholische Hierarchie neben der anglikanischen Kirche und den Dissenters hergestellt. In Frankreich bekennen die Reformirten, trotz der hugenottischen Kriege und der Aufhebung des Edicts von Nantes, offen ihren Glauben. In Italien und in Rom selbst besitzt die römische Curie weniger Einfluß als in anderen katholischen Ländern. Ueberall hat sich der christlich-sociale Boden verändert. Er hat sich trotz der Gegenwirkung kirchlicher

und ſtaatlicher Mächte verändert, und was früher auf demſelben möglich war, iſt jetzt unwandelbar unmöglich geworden. Niemand beklagt es, daß Scheiterhaufen jetzt nicht mehr aufflammen und Henker jetzt nicht mehr zum Dienſt für die Kirche berufen werden. Aber in unſerer Zeit der Analyſe verſchiedenſter Art, darunter auch der hiſtoriſchen Analyſe, iſt es nicht unnütz, ſich in die Erwägung der Frage zu verſenken: hat jener Henkerdienſt in früheren Zeiten viel Nutzen gebracht? Die religiöſen Stimmungen und Bewegungen der Maſſen können nicht in einem vorher beſtimmten Sinne gewaltſam geweckt und gelenkt werden. Der Druck ruft überhaupt nicht den Fanatismus der Mitwirkung, ſondern den Fanatismus der Abwehr hervor. In der ſich aus den Maſſen abtheilenden und ſich losſtrennenden Minderheit, die größerer Muße des Denkens genießt, wecken Bedrückung und rauher Dogmatismus Erſchütterungen und Zweifel, die allmählich in bewußte, ſyſtematiſche und widerſpenſtige Verneinung übergehen. Die religiöſen Unruhen und Verfolgungen haben den günſtigen Boden für Bayle, Gibbon, die Encyklopädiſten, die Tübinger Schule und für die modernen Gelehrten, wie z. B. Huxlei, geebnet. Der chriſtliche Codex heiliger Schriften wurde einer zerſetzenden kritiſchen Analyſe unterworfen. . . . Man muß nicht vergeſſen, daß alle Kritik leichter und plötzlicher empfindlichen Eindruck macht, als jede Belehrung, und daß dieſer Eindruck faſt derſelbe iſt ſowohl bei kleinlicher und oberflächlicher Kritik, als bei einer Kritik anderer Art. Nicht ohne Berechtigung hat einer unſerer begabteſten Schriftſteller geſagt, daß, „wenn wir Gläubigen aufhören werden, kleinliche Dogmatiker zu ſein, wir damit der kleinlichen Kritik die mächtigſte Waffe aus der Hand nehmen werden". Die Zeit der Verfolgungen iſt vorüber. . . . Aber man kann nicht ſagen, daß der Geiſt religiöſer Unduldſamkeit in gleichem Maße mit der Möglichkeit der Verfolgung abgenommen hätte. Die halbfeindſeligen gegenſeitigen Beziehungen verſchiedener chriſtlicher Bekenntniſſe dienen noch jetzt einer rationaliſtiſchen Anſchauung vom Chriſtenthum als Bundesgenoſſen. Auf die gegenwärtigen Verhältniſſe ſchauend, müſſen wir ſagen, daß wir von der Einheit der Kirchen noch weit entfernt ſind. Aber vielleicht hinge es von uns ab, weniger weit von dem Frieden unter den Kirchen entfernt zu ſein, indem wir ſtetiger an das denken, was uns in der Bergpredigt von den Sanftmüthigen, Barmherzigen und Friedfertigen geſagt iſt."

Der andere Artikel betrifft die Adreſſe der Evangeliſchen Allianz und ſtammt aus der Redaction des Blattes.

Der „Weſtnik Jewropy" hält den Einwand, daß Ausländer ſich um rein ruſſiſche Angelegenheiten nicht zu kümmern hätten, daß Andersgläubige nicht berufen ſeien, über die griechiſch-orthodoxe Kirche zu urtheilen, für unberechtigt und ſagt: „Unwillkürlich empfindet man tiefe Hochachtung vor den Menſchen, die ſich eine fremde Sache wie eine eigene zu Herzen nehmen, oder beſſer geſagt, die zu begreifen verſtehen, daß es auf dem Gebiet der Idee keinen Unterſchied giebt zwiſchen Eigenen und Fremden, daß an dem Triumph der Wahrheit alle an dieſelbe Glaubenden in gleicher Weiſe intereſſirt ſind. . . . Die Gewiſſensfreiheit iſt das Recht, nur dasjenige zu bekennen, woran man glaubt; ſie iſt undenkbar, ſo lange in den Geſetzen der Begriff

vom Abfall vom Glauben exiſtirt, ſo lange die Zugehörigkeit zur herrſchenden Kirche ein für alle Mal und unwiderruflich durch die Geburt innerhalb derſelben oder durch einen, wenn auch nicht ganz bewußten und erwogenen Act des Uebertritts beſtimmt wird. Geben wir auch zu, daß der Uebertritt zur lutheriſchen oder katholiſchen Kirche gleichbedeutend ſei mit dem Uebergang in ein feindliches Lager — ein dem Volk und dem Staat feindliches Lager; geben wir zu, daß dadurch das Verbot eines ſolchen Uebertritts gerechtfertigt wird (obwohl politiſche Erwägungen nicht mit religiöſen vermengt werden ſollten). Womit ſollen aber die Verbote gerechtfertigt werden, die gegen den Uebertritt in den Raſkol oder eine von den auf ruſſiſchem Boden entſtandenen Secten gerichtet ſind (mit Ausnahme natürlich der unſittlichen oder ſtaatsfeindlichen)? Zweihundertjährige Erfahrung lehrt, daß Zugehörigkeit zum Raſkol mit Ergebenheit gegen Kaiſer und Vaterland vollkommen vereinbar ſind: die Molokanen, Duchoborzen, Baptiſten, Paſchkowzen, Stundiſten bedrohen nicht im Geringſten die Integrität und Macht des Reiches. Die religiöſe Freiheit iſt eine Allen gleich theure Wohlthat, und wenn der Evangeliſche Bund vielleicht hauptſächlich um ſeine lutheriſchen Glaubensgenoſſen ſorgt, ſo giebt's für jeden Ruſſen, welcher mit der Idee der Beſtrebungen des Bundes ſympathiſirt, nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen andersgläubigen Bekenntniſſen und den Anhängern dieſer oder jener unſerer eigenen ruſſiſchen Secten." Welche Anſicht man auch endlich über das weſteuropäiſche religiöſe Leben haben mag, fährt der „Weſtnik Jewropy" fort, ſo könne man doch kaum leugnen, daß in den Hauptſtaaten Weſteuropas, ſowohl de jure als de facto, nicht nur wie bei uns Bekenntnißfreiheit, ſondern auch Gewiſſensfreiheit vorhanden ſei. An „Gewalten, die ganz geſchwängert ſind mit Unduldſamkeit gegen andere Bekenntniſſe", fehlte es in Weſteuropa unſtreitig nicht, aber ſie haben „keine Stütze im poſitiven Geſetz, ihre Exiſtenz oder Nichtexiſtenz hängt nicht von der Staatsgewalt ab". Von ſpecieller Bedrückung der griechiſch-orthodoxen Kirche könne vielleicht höchſtens in Oeſterreich die Rede ſein; doch ſind auch dort „offene Angriffe gegen die griechiſch-orthodoxe Kirche nicht vorhanden", nur werden „Denjenigen, die zur griechiſch-orthodoxen Kirche übergehen wollen, unglaubliche Hinderniſſe in den Weg gelegt". „Hieraus ziehen wir, ſagt der „Weſtn. Jewropy", zwei Schlüſſe: Erſtens, daß in Oeſterreich der Uebertritt aus der herrſchenden Kirche zur griechiſch-orthodoxen auf's Aeußerſte erſchwert iſt, daß er aber doch juridiſch wie factiſch möglich iſt; zweitens, daß eine ſolche Lage der Dinge in unſeren officiellen Sphären für einen Grund zu gerechten Klagen gehalten wird, und daß die griechiſch-orthodoxe Kirche in Oeſterreich als bedrückt anerkannt wird, obwohl offene Angriffe gegen dieſelbe nicht vorhanden ſind, ſondern nur geheime. Es wird mit anderen Worten die in Oeſterreich beſtehende Bekenntnißfreiheit als etwas Ungenügendes und Unvollſtändiges betrachtet, eben deshalb, weil ſie nicht verbunden iſt mit einer wirklichen, durch nichts beſchränkten Gewiſſensfreiheit. . . . . Das Princip der Gegenſeitigkeit hat auch auf religiöſem Gebiete Geltung; wenn die griechiſch-orthodoxe Kirche de facto außerhalb Rußlands ſich einer geringeren Freiheit erfreut als die

anderen chriſtlichen Bekenntniſſe — wird dies nicht vielleicht theilweiſe bedingt durch die ausſchließliche Stellung, welche ſie im Inneren Rußlands einnimmt?"

Русская Старина (Ruſſiſches Alterthum). Hiſtoriſche Monatsſchrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Sſemewſki in St. Petersburg. März-Heft 1888.

Das März-Heft der „Ruſſkaja Starina" bringt an erſter Stelle die Fortſetzung eines Artikels aus dem vorigen Heft unter dem Titel „Erzählungen von Praſſkowja Jegórowna Annenkow, geb. Gueuble", der uns ein intereſſantes Lebens- und Sittenbild aus dem zweiten Viertel dieſes Jahrhunderts entrollt. Es ſind die Aufzeichnungen einer Frau, die, eine geborene Franzöſin, durch das Schickſal nach Rußland verſchlagen, hier die Bekanntſchaft eines reichen und vornehmen Ruſſen machte, deſſen Gattin ſie in der Folge ward, und dabei in das tragiſche Geſchick, welches ihn als einen Geſinnungsgenoſſen der Dekabriſten ereilte, mit hineingezogen wurde. So gewinnen dieſe Memoiren, die an ſich ſchon feſſelnd genug ſind, um auf einen zahlreichen Leſerkreis rechnen zu können, durch den bedeutſamen politiſchen Hintergrund, von dem ſich die perſönlichen Erlebniſſe der Erzählerin abheben, noch eine beſondere Bedeutung.

Frl. Pauline Gueuble war im Jahre 1824 als Modiſtin nach Moskau gekommen und hatte hier den jungen ſchönen Chevalier-Gardeoffizier Iwan Annenkow kennen und lieben gelernt. Trotzdem hielt ſie ſeinen ſtürmiſchen Bewerbungen um ihre Hand wacker Stand, weil ſie wußte, daß ihr junger Freund ganz von ſeiner ſehr reichen und dabei ſehr engherzigen Mutter abhing und dieſelbe zu dieſer Verbindung nie ihre Einwilligung geben würde. Allein das Schickſal führte die Beiden doch zuſammen. Ganz unerwartet trafen ſie ſich während eines Jahrmarkts in Penſa, wohin ſie mit dem Inhaber des Geſchäftshauſes, in dem ſie angeſtellt war, als «première demoiselle de magazin» und er im Auftrage der Krone als Remonteur der Regimentspferde gekommen war. Doch wäre es immerhin noch zwiſchen ihnen beim Alten geblieben, wenn nicht ein Zufall eine bedeutſame Veränderung herbeigeführt hätte. Annenkow, der ſehr viel eigenes und Kronsgeld bei ſich führte, war einigen notoriſchen Falſchſpielern in die Hände gefallen, die ihn bereits gründlich gerupft hatten und für einen der nächſten Abende ſeine weitere ſyſtematiſche Ausplünderung planten. Davon hatte die Gueuble zufällig Wind bekommen, und um ihn von jenen Blutſaugern fern zu halten, entſchloß ſie ſich, wie ſie ſelbſt erzählt, allerlei Frauenliſt in Anwendung zu bringen und hielt ihn am ſelben Abend, da ihn die Spieler erwarteten, bis tief in die Nacht hinein bei ſich feſt. Damit war das Band, welches das Paar verknüpfte, ein anderes geworden und als Annenkow im Juli 1825 Penſa verließ, folgte ſie ihm, lehnte es aber auch jetzt noch auf das Entſchiedenſte ab, ſich ohne die Zuſtimmung ſeiner Mutter mit ihm trauen zu laſſen, obwohl Annenkow ſie auf das Eifrigſte dazu überredete und in einem Dorf, welches ſie Beide auf ihrer Rückreiſe nach Moskau

paſſirten, ſogar bereits einen Geiſtlichen und zwei Trauzeugen zur Vollziehung ihres Ehebündniſſes beſorgt hatte. Als ſie im November desſelben Jahres in Moskau angelangt waren, traf ſie hier bald darnach die Nachricht von dem Tode Kaiſer Alexander's I. und damit im Zuſammenhange ſteht die entſcheidende Wendung in dem Schickſal der beiden jungen Leute. Annenkow's ſpätere Frau erzählt ſelbſt darüber: „Annenkow war über dieſe Nachricht ſehr beſtürzt und ich bemerkte, daß ihn der Tod des Kaiſers aus irgend welchen beſonderen Gründen beunruhigte. Damals verſammelten ſich bei ihm oft viele junge Leute; ſie blieben gewöhnlich bis in die Nacht hinein bei ihm, und aus ihren Geſprächen erfuhr ich endlich, daß ſie Alle an irgend einer Verſchwörung theilnahmen. Dies verſetzte mich natürlich in große Aufregung und Sorge und machte mich um das Leben des von mir verehrten Mannes fürchten, ſo daß ich ihn anflehte, mir nichts zu verbergen. Da geſtand er, daß er ein Mitglied einer geheimen Geſellſchaft ſei und daß der unerwartete Tod des Kaiſers eine furchtbare Kataſtrophe in Rußland herbeiführen könnte; ihn ſelbſt erwarte gewiß die Feſtung oder Sibirien. Und da ſchwur ich ihm, daß ich ihm überall hin folgen würde."

Die Befürchtungen Annenkow's ſollten leider nur zu bald in Erfüllung gehen. Obwohl weder er ſelbſt, noch auch das Regiment, in welchem er diente, am 14. December ſich unter den Aufſtändiſchen befanden, wurde er doch als Mitglied des Geheimbundes entdeckt und verhaftet. Das erſte Verhör ſtellte Kaiſer Nikolaus ſelbſt an und übergab den jungen Staatsverbrecher dann der Weiterunterſuchung, welche dazu führte, daß er zunächſt nach Wiborg auf die Feſtung gebracht und darauf in der Peter-Pauls-Feſtung in Petersburg internirt wurde, bis ſeine Verurtheilung zu lebenslänglicher Anſiedelung in Sibirien erfolgte. Es iſt begreiflich, wie tief die Gueuble durch dieſe Vorgänge erſchüttert werden mußte und wie ſehr fortan all ihr Denken und Fühlen nur davon in Anſpruch genommen war, dem Geliebten Troſt und Hilfe zu bringen. Mit der Hilfe ſah es freilich verzweifelt genug aus, da diejenige Perſon, welche am meiſten Grund und Gelegenheit gehabt hätte, in dieſer Richtung zu wirken, die eigene Mutter des jungen Mannes, ſich ſein Schickſal gar nicht zu Herzen gehen ließ und in ihrem engherzigen Egoismus ſich durchaus abgeneigt zeigte, auch nur das Geringſte für ihn zu thun. Der Indifferentismus dieſer Frau wird durch Nichts ſo deutlich illuſtrirt, als durch die Thatſache, daß der Tod ihres älteren Sohnes, der im Duell gefallen war, ihr erſt ein Jahr nach dem tragiſchen Vorfall mitgetheilt wurde, ohne daß ſie auch dann beſonders davon ergriffen wurde. Von einem ſolchen Charakter, der uns in der jetzigen Zeit als etwas ganz Unbegreifliches anmuthen würde, deſſen Weſen und Eigenart aber aus der Leibeigenſchaftsperiode heraus wenigſtens einigermaßen erklärlich wird, ließ ſich freilich nichts erwarten. Um ſo mehr nahm ſich Pauline oder, wie ſie in der ruſſiſchen Uebertragung ihres Namens heißt, Praſſkowja Jegorowna, ihres Geliebten an. Mit vieler Mühe und vielen Geldopfern wußte ſie es möglich zu machen, ihn faſt täglich auf der Feſtung zu beſuchen und die Mittel, die ſie zur Erreichung ihres Zweckes anwandte, ſind ſehr charakteriſtiſch: es iſt

immer und immer wieder das Geld, welches ihr alle Thore öffnet und ihr selbst einmal zu nächtlicher Weile durch die Vermittelung eines Offiziers den Zutritt zu dem Verhafteten verschafft. Es war das zugleich ihr letzter Besuch; denn sie hatte die Festung kaum verlassen, als ganz plötzlich und unerwartet der Befehl eintraf, die Verurtheilten, darunter auch Annenkow, sofort aufzupacken und nach Sibirien zu transportiren. Nun giebt es für sie nur noch einen Wunsch und ein Streben: sich das Recht zu erwirken, dem geliebten Manne, dessen angetrautes Weib sie ja nicht war, auch ohne diesen Rechtstitel nach Sibirien folgen zu dürfen. Was ihr die Schritte zur Erlangung dieser Erlaubniß, die nur von Sr. Maj. dem Kaiser selbst ertheilt werden konnte, besonders erschwerte und geradezu bedenklich machte, war die Befürchtung, statt der Einwilligung des Monarchen vielleicht nur seinen Zorn zu erregen und dann womöglich als geborene Ausländerin einfach aus Rußland verwiesen zu werden. Die lange Zeit des Wartens und Hoffens auf eine glückliche Gelegenheit, die fast zwei Jahre, d. h. so lange währte, als man sehr irrthümlicherweise anfänglich allgemein die Dauer der Strafzeit für die Verschickten angenommen hatte, diese trübe Zeit verlebte Praskowja Jegorowna übrigens zum weitaus größten Theil bei ihrer künftigen Schwiegermutter, die sie merkwürdigerweise sehr in ihr Herz geschlossen hatte, was sie indeß nicht hinderte, sie durch ihre Gefühlsrohheit und Theilnahmlosigkeit gegenüber alledem, was dem armen Mädchen am meisten am Herzen lag, auf das Peinigendste zu quälen. Endlich entschloß sich die Unglückliche denn doch zu dem Schritte, Sr. Majestät eine Bittschrift zu unterbreiten und benutzte dazu den Moment der Anwesenheit des Kaisers Nikolaus in Wjasma, weil derselbe dort leichter zu erreichen sein würde, als in der Residenz. Das Gesuch wurde von dem Fürsten Lobanow freundlichst befürwortet und fand einen noch einflußreicheren Gönner und Förderer an dem Großfürsten Michael Pawlowitsch, bei welchem ein Verwandter Annenkow's Adjutant war. Die Folge war denn auch die Allergnädigste Genehmigung des Gesuchs, die nur von der Einwilligung des Verbannten, die Gueuble zu heirathen, abhängig gemacht wurde. Nachdem aus Sibirien die bejahende Antwort eingetroffen war, stand der Abreise der unglücklichen Frau nicht nur nichts mehr im Wege, sondern Se. Majestät geruhte auch noch, ihr aus seiner Chatoulle 3000 Rbl. zur Reise zu schicken. In Sibirien angelangt, wurde sie in Tschita mit dem Sträfling Annenkow, dem für die Dauer der Trauungsceremonie die Ketten abgenommen worden waren, getraut. Nur an bestimmten Tagen und Stunden konnten sie sich hierauf Jahre hindurch sehen, indem der Sträfling aus seinem Kerker zum Besuch seiner Frau in ihr Haus gelassen wurde. Dies Leben in Tschita und dann später in Balsk und Tobolsk bis zur endlichen Amnestie, die erst im Jahre 1856 erfolgte, soll erst in den folgenden Abschnitten eingehender geschildert werden und darf man der Fortsetzung dieser Memoiren, die vielleicht nicht in allen Stücken zuverlässiges, aber jedenfalls ein sehr charakteristisches und nach mehr als einer Seite interessantes Material bieten, mit Spannung entgegen sehen.

Der nächste Artikel bringt eine auszügliche Uebersetzung der in deutscher Sprache

erſchienenen „Reiſeeindrücke aus den Gegenden des mittleren Aſiens von Heinrich Moſer“ aus den Jahren 1882—83. Es folgen alsdann noch eine Reihe kleinerer und größerer Beiträge biographiſcher und memoirenhafter Natur, wie die Fortſetzung der Skizze über die Thätigkeit des im vorigen Jahre verſtorbenen Pädagogen Iwan Terentjewitſch Oſſinin, Erinnerungen des Fürſten Paul Putjatin (Abſchnitt 5—8), Prinz Karl Ernſt von Kurland in der Baſtille vom 8. Januar bis zum 24. April 1768, literarhiſtoriſche Documente zur Charakteriſtik Gogolj's und vieles Andere an kleineren Notizen. Seinen Abſchluß findet in dem März-Heft endlich der hiſtoriſche Abriß „Rußland und Finnland“ (1721 — 1809 — 1885), in welchem das ſtaatsrechtliche Verhältniß zwiſchen Finnland und Rußland einer klaren und objectiven Beleuchtung unterzogen wird, die zwar manchem modernen ruſſiſchen Publiciſten nicht ganz conveniren wird, da ſie für Finnland nur eine Real- und Perſonalunion mit Rußland, nicht aber eine unbedingte Einverleibung anerkennt.

Reval, Anfang April. Chr. Mickwitz.

Vom Büchertiſch.

A. Brückner: **Die Aerzte in Rußland bis zum Jahre 1800.** Ein Beitrag zur Europäiſirung Rußlands. (St. Petersburg, bei H. Schmitzdorff [R. Hammerſchmidt]. 1887.)

Der Verfaſſer obiger Abhandlung, der bekannte Dorpater Hiſtoriker Profeſſor A. Brückner, nennt dieſelbe einen Beitrag zur Geſchichte der Europäiſirung Rußlands, und gewiß mit Recht. Denn wie die Verbeſſerung der Lebensverhältniſſe eines Volkes, die Sorge für das leibliche Wohl der menſchlichen Geſellſchaft durch Förderung der öffentlichen Geſundheitspflege, die Begründung von Inſtitutionen, welche die Bekämpfung von Krankheit und Siechthum der Einzelnen wie der Maſſen zum Zwecke haben, die Berufung und Heranbildung von Perſonen, die durch ihre Kenntniſſe und Erfahrungen zu einem ſolchen Kampfe befähigt ſind, wie alle dieſe Momente ohne Zweifel einen Fortſchritt auf der Bahn der culturellen Entwickelung eines Landes bezeichnen, ſo darf man dieſelben hinſichtlich Rußlands wohl als eine Folge der Annäherung dieſes Landes an das übrige Europa und als Beweis für die allmählich zunehmende Beeinfluſſung desſelben durch die älteren Culturſtaaten Europas, für ein Zeichen der Europäiſirung Rußlands anſehen. Hierzu einen Beitrag zu liefern, iſt nicht leicht Jemand mehr berufen als unſer Verfaſſer, der als fleißiger Schriftſteller und gründlicher Forſcher auf dem Gebiete der ruſſiſchen Geſchichte ſich einen wohlverdienten und weitverbreiteten Ruf erworben hat.

In der Einleitung führt der Verfaſſer aus, daß man im Allgemeinen wohl geneigt ſei, anzunehmen, daß die Fortſchritte der Civiliſation eine gedeihliche Entwickelung der Menſchheit und eine längere durchſchnittliche Lebensdauer gewährleiſten, jedoch werde dieſe Annahme keineswegs als eine unumſtößliche, abſolut feſtſtehende anerkannt. Es werde vielmehr noch immer hie und da von Einigen der Zweifel ausgeſprochen, ob die Zunahme und Verallgemeinerung der Cultur, namentlich auch die Verbreitung einer geordneten Geſundheitspflege und die Fortſchritte in der Erkenntniß der Natur der Krankheiten und in der erfolgreichen Bekämpfung derſelben wirklich ein Gewinn für die Menſchheit ſeien. Von Manchen werde zwar im Großen und Ganzen eine durch die oben erwähnten Errungenſchaften der Civiliſation be-

wirkte Verlängerung der Lebensdauer der Menschen zugegeben, zugleich aber als nothwendige Folge davon eine allmähliche Degeneration des ganzen Menschengeschlechts behauptet. Im Allgemeinen ist man wohl der Ansicht, daß eine solche pessimistische Anschauung in den thatsächlichen Verhältnissen keine Begründung finde; indeß sind wir nicht im Stande, mit unwiderleglichen statistischen Zahlen derselben entgegenzutreten und ihre Unhaltbarkeit mit Entschiedenheit zu behaupten. Um das zu können, bedarf es noch langer mühevoller, nicht selten unausführbarer Arbeiten. Die Morbilität und Mortalität sowohl früherer Jahrhunderte als der jetzigen Zeit müßte festgestellt werden können und wir müßten eine genaue Kenntniß von allen im Laufe der Jahre ergriffenen hygienischen Maßregeln erlangen können. Erst wenn uns diese Factoren bekannt sind, wird uns eine Vergleichung der ehemaligen und jetzigen Sanitätsverhältnisse und ein Urtheil über den Einfluß der hygienischen Maßnahmen auf die Gesundheit und Sterblichkeit der Menschen, auf eine Zunahme oder Abnahme der Vitalität des Menschengeschlechts ermöglicht werden. Eine Bearbeitung dieser Verhältnisse, so weit sie ausführbar ist, ist demnach gewiß eine lohnende Aufgabe. Einen Beitrag zur Erforschung wenigstens eines dieser Factoren zu liefern, war die Absicht des Verfassers, und er hat, wie zu erwarten war, seine Aufgabe auf das Glücklichste gelöst.

Bei seiner Arbeit hat der Verfasser vorzugsweise zwei Vorarbeiten früherer Autoren benutzen können, für die Zeit bis zum Tode der Kaiserin Elisabeth „Die Geschichte der Medicin in Rußland" vom Professor der Medicin an der Moskauer Universität Richter, welche in den Jahren 1813 bis 1817 in 3 Bänden in deutscher Sprache erschienen ist, und für das 18. Jahrhundert „Die Geschichte der ersten medicinischen Schulen in Rußland" vom Professor an der medicinischen Akademie in Petersburg Tschistowitsch, im Jahre 1883 in russischer Sprache herausgegeben. Namentlich das erstgenannte Werk bot ihm die ausgiebigste Hilfe und bedurfte es kaum einiger kleiner Zurechtstellungen und Vervollständigungen. Brückner weiß die Arbeit seines Vorgängers nicht genug zu loben, er rühmt von derselben besonders die lichtvolle Anordnung des Stoffes und die gewissenhafte Benutzung der ihm reichlich zu Gebote stehenden Quellen. Richter's Geschichte der Medicin in Rußland ist selbstverständlich keine Geschichte der medicinischen Wissenschaft, sondern eine Geschichte der staatlichen Gesundheitspflege und des in Rußland thätigen Sanitätspersonals. Wir finden in derselben eine vollständige Aufzählung aller in den vorhandenen Quellen erwähnter Aerzte, Apotheker, Chirurgen u. s. w., nebst Angabe ihrer Personalien, so weit sie sich erforschen ließen.

Richter hatte sich also ganz dieselbe Aufgabe gestellt wie jetzt Brückner, in der Anordnung des Stoffes aber weichen sie von einander ab. Richter verfolgt ein chronologisches Princip und stellt seine Personalverzeichnisse nach den einzelnen Regierungsperioden zusammen, während Brückner das Heilpersonal je nach seiner Nationalität aufführt. Dadurch gelingt es Letzterem allerdings, dem Leser sofort ein Urtheil zu ermöglichen über die Größe des Einflusses, den die verschiedenen Nationen auf die culturelle Entwickelung Rußlands zu gewinnen verstanden, eines

Einfluſſes, der ſich in der Regel mit der jeweiligen politiſchen Machtſtellung und den commerziellen Beziehungen zu Rußland deckte. Vielleicht hätte indeſſen eine andere Anordnung dennoch den Vorzug verdient, bei welcher nicht die Nationalität des Heilperſonals zu Grunde gelegt worden wäre, ſondern die Größe des Einfluſſes, den die Ausländer, reſp. die fremdländiſchen Aerzte überhaupt, ganz abgeſehen von ihrer Nationalität, erlangt hatten.

Bei Zugrundelegung eines ſolchen Princips würden ſich etwa folgende vier Perioden ergeben haben:

1) Periode der Volks- und Kloſterärzte, bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts.

2) Periode der Wirkſamkeit fremder Aerzte, bis zur Regierung des Zaren Michael Feodorowitſch Romanow, das 16. Jahrhundert umfaſſend.

3) Periode der Heranbildung von Aerzten auf Staatskoſten aus Söhnen von in Rußland lebenden Ausländern, das 17. Jahrhundert.

4) Periode des Auftretens national-ruſſiſcher Aerzte, das 18. Jahrhundert.

Bei einer ſolchen Eintheilung überſähen die Leſer von ihrem erſten Auftreten an die allmähliche Zunahme der Zahl ausländiſcher Aerzte in Rußland und gewännen ein deutliches Bild von dem wachſenden Bedürfniß nach einer geordneten Geſundheitspflege und zuverläſſiger Hilfe in Krankheitsfällen, ſowie von dem ſteigenden Verkehr mit dem Auslande und der Zunahme des Einfluſſes der abendländiſchen Culturſtaaten, oder, mit anderen Worten, ein Bild von der fortſchreitenden Europäiſirung Rußlands. Das war ja gerade das Ziel, das ſich der Verfaſſer geſetzt hatte. Uebrigens dürfen wir nicht überſehen, daß der Verfaſſer dieſem Mangel, der ſeiner Anordnung in obenerwähnter Beziehung vielleicht anhaften möchte, wieder abzuhelfen ſucht, indem er ſowohl in dem 2. Capitel als im Schlußcapitel ſeiner Abhandlung eine überſichtliche Darſtellung der Entwickelung der öffentlichen Geſundheitspflege in Rußland, des Auftretens ausländiſcher Aerzte und der allmählichen Ausbreitung ihres Wirkungskreiſes, ſowie der endlichen Betheiligung von National-Ruſſen an dem Studium der Heilkunde und der Ausübung der ärztlichen Praxis bietet.

Zum Schluſſe unſerer Beſprechung erlauben wir uns noch — ſo unweſentlich und nur von localem Intereſſe die Sache ſein mag — die Angaben Brückner's und Richter's über die Perſonalien eines der zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Rußland berufenen deutſchen Aerzte, des Dr. med. David Basmer, zu vervollſtändigen. In dem erſt vor wenigen Jahren aufgefundenen Theile des Revaler Raths-, jetzigen Stadt-Archivs finden ſich ein Paar an den Revaler Rath gerichtete Schriftſtücke des Dr. Basmer vom 21. März 1595 und vom 4. Mai 1596, die uns vorgelegen haben und aus denen hervorgeht, daß derſelbe etwa drei Jahre lang (1593—1596) die Stelle des Stadtphyſikus in Reval bekleidet hat und darauf in ſeine Vaterſtadt Lübeck zurückgekehrt iſt. Hier wurde er dann, wie Richter angiebt, im Jahre 1600 von einem Agenten des Zaren Boris Godunow, Reinhold Beckmann, für deſſen Dienſte angeworben und gelangte im Jahre 1603 nach Moskau.

So intereſſant und belehrend es auch wäre, der ganzen, trotz ihrer Gedrängtheit recht ausführlichen Darſtellung weiter in's Detail zu folgen, ſo müſſen wir uns leider darauf beſchränken, Allen, die ſich für Culturgeſchichte intereſſiren, insbeſondere aber ärztlichen Kreiſen, die Lectüre des kleinen Buches zu empfehlen. Jeder Leſer wird mit Befriedigung das Buch aus der Hand legen und, gleich dem Schreiber dieſer Zeilen, ſich dem Verfaſſer zu Danke verpflichtet fühlen.

—h—

In Zaubers Bann. Rheiniſche Geſchichte von Guſtav Arndt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Wir rechnen es uns zu nicht geringem Verdienſt an, fünfzig Seiten dieſes Buches durchgeleſen zu haben, und das noch dazu mit Aufmerkſamkeit. Wenn nicht einzelne „klaſſiſche" Stellen dem Recenſenten ſeine dornenvolle Aufgabe verſchönten, wären wohl auch dieſe kaum zu überwältigen geweſen. Es iſt ſchwer, ſich eine Idee zu machen, mit welcher Breite ein vielleicht ganz dankbarer, wenn auch nicht originneller Märchenſtoff, der für 80 Seiten möglicherweiſe ausgereicht hätte, über 280 Seiten hin ausgereckt wird. Man wird an die hiſtoriſche Ochſenhaut der Dido gemahnt, welche ſich über etliche Quadratmeilen ausbreiten laſſen mußte. Iſt eben ein Ereigniß mit aller Ausführlichkeit berichtet worden, ſo zittern wir bei dem Gedanken, es könnte unglücklicherweiſe auf den nächſten Seiten eine Perſon auftreten, die vom Vorgefallenen noch nicht unterrichtet iſt: Unfehlbar müßte man dann Alles zum zweiten Male hören, ohne daß die geringſte Einzelheit einem geſchenkt würde. Für die Nothwendigkeit der Vermeidung zu häufig wiederkehrender Ausdrücke geht Herrn G. Arndt der Sinn völlig ab. Gleich zu Anfang, bei dem Tanz der Nixen, nimmt das „Gekoſe" und „Gelispel", das „Gelispel" und „Gekoſe" gar kein Ende, ſo daß dem Leſer ſchließlich der Geduldsfaden reißt und er froh iſt, als der Nixentroß (wie er pag. 31 genannt wird) endlich ausgekoſt hat (pag. 7) und abzieht. Der Held des Märchens, der von der Nixenkönigin auf den Grund des Sees entführt worden iſt, macht einen ſehr matten Eindruck. Während der zwei Jahre, die er in dem unterſeeiſchen Palaſte zubringt, treffen wir ihn faſt nur zu ihren Füßen liegend an — auch ſeine Rede iſt meiſtens Gelispel (ſo pag. 16, 21 u. ö.). Die Energie des Ritters erwacht jedoch, als er wieder feſtes Land betritt. Er trollt (pag. 31) am Seeufer vorwärts und gelangt zu einer Hütte. Der Beſitzer derſelben, ein Fährmann, der übrigens notoriſch über ſeine Verhältniſſe lebt — man leſe nur nach, was über die Bewirthung auf pag. 37 geſagt iſt! — theilt dem Ritter mit, daß ſeine frühere Verlobte mittlerweile in ein Kloſter gegangen ſei und daß aus der Verbindung mit der Nixe ſeiner Seele Gefahr drohe. Da ergrimmt der Ritter im Zorn gegen ſeine Entführerin:

„Die Hand hebt ſich zur Höh',
Gleich wie im Adlerfluge

Sauſt ſie herab zum Tiſch;
Es dröhnt wie Donnerrollen
Hin durch das Zimmer riſch."

Riſch!? Das ſaß. Der Leſer iſt wie betäubt von dem Schlage. — Daß unſer Dichter mit der beſtehenden Wortform ziemlich leicht ſich abfindet, ergiebt ſich auch aus pag. 43, wo wir leſen: „ſeicht nit ſo thöricht! Alter." Oder ſollte damit der Redeweiſe des Ritters ein volksthümlicher Anſtrich gegeben werden? Möglich; denn während derſelbe auf dem Grunde des Sees in tadelloſem Hochdeutſch ſich ausdrückt, ſagt er auf der Oberwelt conſequent nit ſtatt nicht, nix ſtatt nichts. Auf pag. 33 unterbricht nix die Stille der Sommernacht. Doch halten wir ein! Alle Verſtöße gegen Verstechnik, Sprachform und Logik hier namhaft zu machen, hätte keinen Zweck. Sollte die Fürſtin Bismarck, der das Buch ehrerbietigſt gewidmet iſt, dieſes wirklich von Anfang bis zu Ende durchgeleſen und ſich nicht nur mit der Annahme der Dedication begnügt haben, ſo hat ſie ſich unſeres Erachtens zu ihrer Fürſtenkrone noch die Märtyrerkrone erworben.

Winkler.

Am Starnberger See. Novelle von W. Walloth. Leipzig, Verlag von W. Friedrich. 1888.

W. Walloth iſt unſtreitig ein Erzähler von großer Begabung. Er vereinigt ſinniges Verſenken in die Natur mit ſcharfer Beobachtung des Menſchenlebens und -Treibens. Wenn er uns eben den Starnberger See hingezaubert hat mit ſeinen ſchilfbekränzten, umbuſchten Ufern, mit der majeſtätiſchen Alpenkette im Hintergrunde, im flimmernden Sternenlicht oder wenn drohende Wetterwolken ſich in ihm ſpiegeln, dann führt er uns das brave Völkchen der Bernrieder vor und ſchildert mit dem Behagen des Humoriſten etwa einen närriſchen Dorftypus, eine begeiſterte Kunſtjüngerin, einen „Sommerfriſchler" oder er ſucht auch mit dem Intereſſe des Seelenpathologen unter dem groben Kittel des Fiſchers den Pulsſchlag der Leidenſchaft zu behorchen.

Es iſt ein anmuthiges Idyll, das er uns erleben läßt am ſchönen Alpenſee — doppelt lieblich wäre es, wenn ſich nicht in der friſchen See- und Bergluft großſtädtiſche Miasmen ſpüren ließen. Ich will mich im Folgenden erklären.

Ein junger, lebensluſtiger Schriftſteller hat ſich aus dem Getriebe Münchens an das ſtille Seeufer geflüchtet, um unter Naturmenſchen die ſchlimmen Städter, die ſich „mit Höflichkeiten verwunden, mit Lächeln würgen", eine Zeit lang zu vergeſſen und ſich wieder innerlich zu ſammeln.

Ein in der Stadt weilender Freund wird in prächtigen, bald humoriſtiſch, bald ernſt gehaltenen Briefen über ſeine Erlebniſſe und Stimmungen auf dem Laufenden erhalten. Trotz ſeines Enthuſiasmus für Bernried und deſſen Bewohner ſehnt ſich ſein Herz allmählich wieder nach dem civiliſirten Herrn der Erde, und da ein ſolcher in ganz Bernried nicht aufzutreiben iſt, beginnt er allgemach in eine

Art Melancholie zu verfallen. „Es iſt gefährlich," ſchreibt er, „ausſchließlich mit der Natur umzugehen; ſie iſt ſo verteufelt folgerichtig, daß man bald wieder nach einer recht menſchlichen Albernheit verlangt. Die Natur kennt keine Phantaſterei, keine Schwäche, keine Fehler, man kann ſich nicht über ſie ärgern, man kann ſie nicht bekritteln, man kann ſich nicht mit ihr zanken; dies Alles aber iſt uns Modernen Bedürfniß geworden."

Das Geſchick führt eine junge Künſtlerin in den weltvergeſſenen Winkel. Unvergleichlich amüſant werden nun erzählt die Präliminarien der Bekanntſchaft und die erſten Tage des Zuſammenſeins. Das Idyll wird zu Zweien weiter gelebt. Bald erkennt jedoch unſer Held, daß, wenn er auf eine leichte Tändelei, auf kurzen Zeitvertreib gerechnet hat, das Spielen mit Empfindungen ein gefährliches Ding iſt. Er fühlt ſich durch die reizvolle Erſcheinung des Mädchens, vielleicht durch die eigenthümliche Miſchung von Naivität und Frühreife unwiderſtehlich angezogen. Die Lebensumſtände Emiliens, ſo heißt die junge Malerin, erfahren wir in dem Maße, wie ſich die Bekanntſchaft weiter ſpinnt. Die einzige Tochter braver Förſtersleute, hat ſie gegen deren Willen ſich der Kunſt zugewandt. Da ihr Talent Anerkennung gefunden hat, iſt ſie im Stande, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihren greiſen Vater zu erhalten. In Bernried weilt ſie, um landſchaftliche Studien zu machen. Der Dichter hat ſich nun nicht damit begnügt, die Künſtlerexiſtenz eines begabten Mädchens zu zeichnen, das allen Gefahren ihrer Stellung zum Trotz ſich unabhängig und vorwurfsfrei erhält oder aber die Gattin eines congenial empfindenden Mannes wird — ihn reizte ein, wie ihm deuchte, höheres Problem. Es ſtellt ſich nämlich heraus, daß Emilie die warme und wahre Leidenſchaft des jungen Mannes nicht in der gleichen Weiſe erwidert. Das Intereſſe, das ſie an ihm nimmt, iſt ein äſthetiſches. Das ſchöne Ebenmaß des Körpers, das feine Linienſpiel des Antlitzes iſt es, was ſie, die Künſtlerin, liebt oder zu lieben glaubt mit der, ich möchte ſagen, kühlen Begeiſterung des Bildhauers, den ſein Modell entzückt. Sie weiſt den ehrenvollen Antrag des Mannes zurück mit der eben angedeuteten Motivirung. Das wäre Alles noch verſtändlich; unſer Novelliſt läßt aber doch ſeine Emilie in einem etwas eigenthümlichen Zwielicht erſcheinen. Als ſie nämlich nach zeitweiſer Trennung zur Erkenntniß kommt, daß es doch mehr iſt als das Gefallen am fein gebildeten Geiſt, mehr als die Künſtlerfreude an der ſchönen Proportion, was ſie zu dem jungen Mann hinzieht, kann ſie ſich gleichwohl nicht entſchließen, ſeine Gattin zu werden. Ein modus vivendi findet ſich jedoch nach erfolgtem Tode des Vaters, bei deſſen Lebzeiten ſie das Decorum wahren zu müſſen glaubte. Dieſer Schluß, den Walloth vorſichtigerweiſe andeutet, nicht präciſirt, wirkt um ſo beleidigender, als man gar nicht faßt, warum Emilie gerade auf dieſe Weiſe den Mann ihrer Wahl beglücken will. Der Held iſt, wie aus vielen Stellen hervorgeht, pecuniär unabhängig, ſo daß alſo die Gefahr des Aufgehens der Künſtlerin in der Hausmutter ausgeſchloſſen iſt. Die ſittliche Berechtigung, auch nur die Folgerichtigkeit in der Handlungsweiſe des Mädchens nachzuweiſen, iſt unſeres Erachtens Walloth *nicht* gelungen. Man

gewinnt den Eindruck, als laufe die ganze Sache auf Emancipation des Fleiſches hinaus. Wir bedauern um ſo mehr die Wendung, die die Erzählung gegen das Ende nimmt, als wir anfangs mit ungetheiltem Vergnügen dem Dichter folgten. Wegen manchen verletzend naturaliſtiſchen Details, manchen etwas barocken Einfalls wollen wir nicht zu ſehr mit dem Erzähler rechten: letztere ſtellen ſich bekanntlich bei einem originellen, ideenreichen Schriftſteller leichter ein, als bei einem, deſſen Hauptvorzug ſeine Glätte iſt. Zahlreich ſind dagegen die Stellen, deren Friſche und Anmuth mit Unwiderſtehlichkeit auf den Leſer wirken.

Winkler.

Fremdländiſche Blumen. Eine Sammlung muſtergiltiger metriſcher Ueberſetzungen von modernen Autoren. Geſammelt und geordnet von Georg v. Schulpe. Leipzig, W. Friedrich. 1888.

Die vorliegende Anthologie bietet uns einen ſchönen Strauß fremdländiſcher Dichtungen. Die Literaturen der romaniſchen Culturvölker, die der Engländer, Neu-Hellenen und Orientalen haben die Blüthen zu demſelben hergegeben. Wenn ſchon von vorn herein Namen wie Paul Heyſe, Graf Ad. Fr. Schack, W. Jordan, E. Geibel, Fr. Bodenſtedt, R. Hamerling u. A. den Werth des Gebotenen verbürgen, ſo kann man ſich bei der Lectüre leicht überzeugen, daß die Ueberſetzungen das Prädicat „muſtergiltig", das der Titel ihnen beilegt, rechtfertigen. Wir haben hier eben nicht jene Gattung von Translaten vor uns, die ſich zu den Originalen wie die linke Seite eines Teppichs zu der rechten verhalten. Bisher noch nicht Veröffentlichtes zu bringen, liegt nicht in der Abſicht des Herausgebers, die neugriechiſchen Poeſien ausgenommen, die Georg von Schulpe überſetzt hat. Der Werth der Sammlung beſteht weit mehr darin, daß man hier Zerſtreutes und ſchwer Zugängliches vereinigt findet. Es ſei mir geſtattet, zwei Proben mitzutheilen, Lieder, die einem Lande erwachſen ſind, von dem man gemeiniglich annimmt, die Muſen hätten es ſeit Jahrtauſenden verlaſſen, nachdem es einſt ihre eigentliche Heimath geweſen — Hellas:

Mädchenlied.

Nach dem Neuhelleniſchen von E. Geibel.

Der Blumen wollt' ich warten,
Vergeſſend, was mein Herz erfuhr,
Doch jede Blum' im Garten
Spricht mir von Liebe nur.
Die Roſe will vergluthen,
Die Lilie ward vor Sehnſucht bleich,
Und die Granaten bluten
Zerſpalt'nen Herzen gleich.

Es weint aus hundert Sproſſen
Die Rebe, die zum Stock ſich zweigt;
Die Thränen reich ergoſſen
Geſteh'n, was ſie verſchweigt.
Und was ich nie zu ſagen,
Was ich gewagt zu denken kaum,
Das ruft in ſel'gen Klagen
Die Nachtigall vom Baum.

Die ruft ſo ſüß verſtändlich,
Daß Du, auch Du es faſſen mußt;
O komm und laſſ' mich endlich
Ausruh'n an Deiner Bruſt!

Das Kraut Vergeſſenheit.

Volkslied, überſetzt von G. v. Schulze.

Dort hinter jenem Berg, ſagt es mein Mütterlein,
Den unten Nebel umhüllt, dem gold'ner Sonnenſchein
Die Wipfel hell umblitzt, dort hinter dem Berge weit
Wächſt in beſchäumter Schlucht das Kraut „Vergeſſenheit". —

O wüßt' ich nur den Pfad zu jenen Felſenhallen,
O wüßt' ich nur den Pfad, viel Tage wollt' ich wallen,
Dann wollt' im Wein ich trinken das Kraut, das ich gebrochen,
Dein Auge zu vergeſſen, das mir von Lieb' geſprochen,
Den falſchen Schwur, Dein Wort, das mir das Sein verſüßte,
Den minnig roſ'gen Mund, der tauſendmal mich küßte.

Wintler.

Erlöſt. Roman von Adelheid von Rothenburg. (Gotha, Friedr. Andreas Perthes. 1888.)

Heut zu Tage wird die Romanſchriftſtellerei in Wahrheit fabrikmäßig betrieben; eine wahre Sündfluth von Romanen ſtrömt von allen Seiten auf uns ein. Manches, beſſer geſagt das Meiſte, was uns zugeht, iſt aber leider ſolch ſtümperhaftes Machwerk, daß es uns anwidert, ſolch' Zeug zu leſen. Auch mit dem Titel eines Tendenz-Romans iſt man heute ſehr freigebig. Was dieſes Namens aber in Wahrheit würdig iſt, gehört ja auch eigentlich nicht in das Gebiet der Kunſt. Denn wer von vorn herein den Leſer für die Richtigkeit eines Gedankens gewinnen will und darnach den ganzen Gang der von ihm erzählten Geſchichte einrichtet, der ſucht um eine ſchon gleichſam fertige Seele einen Körper zu formen, der wird weder dem Goethe'ſchen Vorwurf von der verſtimmenden Abſicht entgehen, noch jemals ein wirkliches Kunſtwerk ſchaffen. Aber etwas völlig Anderes iſt es doch, wenn Jemand im Geiſte ein lebendiges Bild ſchaut und dieſes in den Umriſſen und Farben ausführt, die ſeiner beſtimmt ausgeprägten Lebensanſchauung eigenthümlich, mit derſelben auf's Innigſte verwachſen ſind. Der Deutſche wird einem von ihm geſchaffenen Kunſtwerk einen anderen Lebensodem einhauchen, als der Franzoſe oder Engländer, der Chriſt einen anderen, als der Mohamedaner oder Heide. Das iſt etwas ſo Nothwendiges, Natürliches und Selbſtverſtändliches, daß man ſich darüber gar nicht wundern darf. Vielmehr müßte man ſtaunen, wenn Jemand ſeiner eigenen Individualität entgegengeſetzt denken und ſchaffen könnte.

Auch Frau von Rothenburg hat man verſucht, der Tendenz zu beſchuldigen. Aber man hat es mit wenig Verſtändniß gethan und ich möchte wohl behaupten, daß der Dame großes Unrecht geſchehen iſt. Freilich iſt es richtig, daß ihre Erzählungen immer wieder das Reich Gottes zum Gegenſtande haben. Aber die Frau kann einmal nicht anders! Iſt ſie doch ſelbſt eine echte evangeliſche Chriſtin, durchdrungen von der Wahrheit und Erhabenheit der chriſtlichen Offenbarung, und demgemäß müſſen auch, da das Chriſtenthum ihr ganzes geiſtiges Sein erfüllt, alle

Bilder, die ihre Phantaſie kunſtvoll und ideell geſtaltet, im Banne desſelben ſtehen. In ihrem Schaffen iſt ſie mehr und mehr eine echte, wahre, von Gott begnadete Künſtlerin geworden.

Manche Jahre der Ruhe und Sammlung ſind vergangen, ſeitdem Adelheid von Rothenburg ihren großen Roman „Verworrenes Garn“ (1882, 2. Auflage 1886) geſchrieben hat. Jetzt aber überraſcht ſie uns wieder mit dem neuen bedeutenden, ich möchte ſagen köſtlichen Werk „Erlöſt“. Wie in jener Erzählung tritt uns hier dieſelbe Sicherheit und Feinheit des Aufbaues, der Charakterzeichnung und der Schattirung entgegen. Wie dort iſt auch hier die Gegenwart die Zeit der Handlung. Während aber dort die Heiligkeit und Unlöslichkeit der Ehe das Problem iſt, führt die Verfaſſerin uns hier die Verpflichtungen vor, die dem Sproß eines edlen Geſchlechtes das Gedächtniß ſeiner Ahnen und das ererbte Beſitzthum auferlegen, wie er das Noblesse Oblige — das ſtandesgemäße Sichbenehmen und Edelhandeln — zur Richtſchnur ſeines Handelns machen muß, aber wie ſchließlich nur das Chriſtenthum ihm die Kraft verleiht, um ein ſolches Geſetz des Lebens zu erforſchen und durchzuführen.

Das Geſchlecht der Wulfow hat ſeit Jahrhunderten in der Mark Brandenburg gehauſt. Aber es hat der Zucht der Hohenzollern eigenwillig und trotzig widerſtrebt. Niemandem zu gehorchen, ſelbſtherrlich zu ſchalten, in wilder, verſtockter Gottentfremdung die Untergebenen zu knechten, den Nachbarn eine Zuchtruthe zu ſein, das iſt von jeher ihre Luſt und Freude geweſen. Das Geſchlecht iſt dem Erlöſchen nahe. Der letzte Erbe iſt der talentvolle, genial angelegte, aber leichtfertige Graf Wulf, der, von der Univerſität heimkehrend, ſeinen Vater zum Tode erkrankt findet. Schwere Sorgen um den Niedergang und Verfall ſeines einſt ſo reichen und mächtigen Hauſes haben ſeine phyſiſche Kraft gebrochen. Im Schloß ſchaltet, keinen Widerſpruch duldend, die Großmutter des jungen Grafen, eine willensſtarke, unbeugſame Frau. Am Sterbebette des Vaters wird Wulf, entgegen ſeiner Neigung, aber gequält von der Reue über ſeine Verſchwendung, bezwungen durch die dringenden Bitten des Todtkranken, mit der jungen Gräfin Tabea von Altenſee, einer reichen Erbin, verlobt; dies Verlöbniß, ein Werk der alten, ihm abgeneigten Großmutter, ſcheint das einzige Mittel zu ſein, durch welches der Untergang der Wulfow abgewandt werden kann. Aber Wulf hatte ſchon vorher einer Schauſpielerin, der an Geiſt ihm ebenbürtigen Narziſſa, ſeine Hand verſprochen. Dieſe jedoch, den bindenden Feſſeln der Ehe abhold, hat vorläufig das freie Wanderleben vorgezogen und iſt ſeinem Geſichtskreiſe entſchwunden.

Nach dem Tode ſeines geliebten Vaters widmet Wulf ſich mit eiſernem Fleiße der Bewirthſchaftung ſeines Gutes. Seine Braut Tabea unterſtützt ihn in ſeinen redlichen Bemühungen um die ſittliche und materielle Hebung der Tagelöhner, und aus ihrem lauteren Gemüth blüht allmählich das häusliche Glück ſo frühlingsduftig auf, daß auch Wulf davon angehaucht und erwärmt wird. Man ahnt, man fühlt, daß dieſes Paar ein glückliches, gottgeweihtes Leben mit einander zu führen beſtimmt iſt. Aber da tritt Narziſſa, die Zeugin der Schuld Wulf's, als böſer

Geiſt ſtörend und verwirrend in ihre Kreiſe. Sie macht ältere Rechte geltend — damit ſind die furchtbaren Conflicte gegeben, deren Löſung ſich die Verfaſſerin zur Aufgabe gemacht hat.

Doch wir wollen die Spannung des Leſers durch weitere Darlegung des Inhalts nicht beeinträchtigen, er unterrichte ſich ſelbſt, wie die Dichterin es zu führen weiß, daß ſich das ſcheinbar Unmögliche verwirklicht und Alles zum guten Ende geführt wird, nicht nur in glaubhafter, ſondern in erhebender Art. Alle werden aus dem Banne und den Feſſeln ihrer Gottentfremdung erlöſt, Alle werden zur treuen und um Gottes willen freudigen Pflichterfüllung geführt. Dabei ſind ſo reiche, liebliche Farben aufgeſetzt, daß das Irdiſche im Lichte des Ewigen erſt recht daſeinsfreudig erglänzt. Feſſelnd und intereſſant iſt das Buch vom Anfange bis zu Ende. Und welche Fülle lebenswahrer Charaktere tritt uns in dem Roman entgegen! Die Brennpunkte ſind Tabea und der Pfarrer Steinbach, von denen allmählich auch die weiter entfernten Perſonen Licht und Leben empfangen. Beſonders verdient noch erwähnt zu werden der auſtraliſche Squatter Malingré mit ſeiner Familie. Das Werk hinterläßt die ſchönſten Eindrücke. Es redet zum Herzen und erweckt die herrlichſten und edelſten Vorſätze. Es iſt ein Werk nicht nur geeignet für das reife Alter, ſondern auch für die reife Jugend und wir dürfen es getroſt unſeren Söhnen und Töchtern in die Hand drücken, da es nur veredelnd auf ihre Herzen einzuwirken vermag.

P. Peterſen.

Krone und Kerker. Von N. vom Hof.

Dieſe ſoeben bei Perthes in Gotha erſchienene Erzählung kann auf Werthſchätzung in allen gebildeten Kreiſen hohen Anſpruch erheben. Der Verfaſſer deutet im Vorwort an, daß ſeine Abſicht in erſter Linie darauf gerichtet war, der Wahrheit die Ehre zu geben, weil die Würde der Geſchichte der Völker ſie unbedingt verlange. Damit hat er ganz Recht, ſo weit es ſich um pſychologiſche, nicht aber um hiſtoriſche Wahrheit handelt. Der Geſchichtsforſcher iſt wohl an dieſe gebunden, nicht aber der Erzähler. Er wird ſich Freiheiten, ſelbſt kleine Verſündigungen geſtatten, wo immer es der Rahmen ſeines Werkes, die Harmonie und logiſche Entwickelung fordern; er iſt berechtigt, frei aus der Phantaſie zu ſchaffen und darf nie den Anſpruch an den Leſer erheben, daß er ihm für hiſtoriſche Offenbarungen dankt. „Krone und Kerker“ darf auch nicht als eine Geſchichtsſtudie betrachtet werden, es iſt ein belletriſtiſches Werk, das aber den Vorzug hat, in ein echt hiſtoriſches Gewand gekleidet zu ſein. Ganz abgeſehen von der hiſtoriſchen Bedeutung, muß der Charakter der Anna Boleyn ganz beſonders intereſſiren. Derſelbe iſt mit der größten Feinheit ausgearbeitet und den pſychologiſchen Elementen die weitgehendſte Aufmerkſamkeit gewidmet. Das Hauptgewicht mußte demzufolge auf die Trennungsſcene mit Percy gelegt werden. Der Verfaſſer ſchildert den

Seelenkampf Anna's, die Verwandelung des liebeglühenden, unſchuldigen Weibes in die zweckbewußte Eroberin der Königskrone. Was dem Verfaſſer aber nicht hat gelingen wollen, iſt die Ehrenrettung der Boleyn, und doch hat dieſe ihm als poetiſcher Hauptzweck bei der ganzen Darſtellung vorgeſchwebt. Sie hat die größte Schuld auf ſich geladen, die nur ein Weib begehen kann, indem ſie aus Haß und Rachſucht und mit der ſelbſtiſchen Abſicht, ihrer Familie zu nützen, ſich einem ungeliebten Manne zu eigen gab. Der Haß gegen Wolſey entbrennt bei ihr in erſter Linie aus tiefer, perſönlicher Kränkung und nur zur Beruhigung des eigenen Ich wird der Kampf für die Intereſſen des geſammten Vaterlandes unternommen. Auch die Propaganda für die Reformation wird zu nebenſächlich behandelt, um als ein Hauptmotiv in Anſchlag zu kommen. — Katharina iſt ein Frauencharakter, der uns von rein menſchlichem Standpunkte Sympathien einflößt. Der Verfaſſer ſchildert ſie uns mit der ganzen Demuth und Ergebenheit des reinempfindenden Weibes. Die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache, ihr hoher königlicher Sinn heißen ſie geduldig ausharren bei dem, was ſie für Recht erkannt. Die Sprache des Buches iſt klar und ſchlicht, frei von aller Ueberſchwänglichkeit. Die kleinen Ausſtellungen, die man hin und wieder machen kann, beeinträchtigen keineswegs die Freude am Ganzen. Der Verfaſſer hat uns hier ein Werk geboten, wie wir es leider nur zu ſelten in unſerem alexandriniſchen Zeitalter der Vielſchreiberei zu Geſichte bekommen, ein Werk, das ſich weit über das Niveau der reinen Unterhaltungslectüre erhebt. Was gut iſt, lieſt man gerne zweimal, und dieſes Werk iſt des Leſens zweimal werth.

P. Peterſen.

Bibliographiſcher Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Anspach, A., nouvelle chrestomathie française. Extraits des meilleurs écrivains en prose et en vers des trois derniers siècles. 777 p. St. Pétersbourg. 88. Rbl. 2.

Alexejew, W., neues Lehrbuch der russ. Sprache mit beigefügten Sprechübungen und Lesestücken. 1. Kurs. 156 S. St. Petersburg, Schmitzdorff. 88.

Atlas Levasseur: Russie d'Europe, Amérique, Etats-Unis, Espagne, Asie. Gravées par Erhard. Paris, Levasseur.

Blanc, C., incident Daudet-Tourguéneff, tous documents réunis, ou le juif Pawlowski exploitant un mort. 16 p. Paris, Westermann.

Carte ethnologique du Caucase, dressé d'après les travaux de M. M. Seidlitz, Komaroff, von Erckert et E. Chantre. 1:2,200,000. Lyon, A. Raux. 87.

Danilewſki, G., Fenitſchka. Erzählung. Deutſch von A. Hauff. Berlin, Steinitz. Mk. 1,50.

Dolbeshoff, E., a dictionary of the russian and english languages. London, Whittaker.

— a pocket dictionary of the russian and english languages. London, Whittaker.

Dostoievsky, Th., celle d'un autre 2-e éd. Trad. p. E. Halpérine-Kaminsky et Ch. Morice. Paris, Plon. fr. 3,50.

Doſtojewſky, F. W., weiße Nächte. Erzählung. Aus dem Ruſſ. von A. Hauff. IV, 116 S. Berlin, Janke. 88 Mk. 1.

Eberhardt, R., der Führer durch den Ballſaal. 2. Aufl 96 S. Dorpat, Mattieſen. 87. 80 Kop.

Eiſenhart, W., der nächſte Krieg mit Rußland und ſeine politiſchen Folgen. 35 S. Halle, Fricke's Sort. 88. 60 Pf.

Farbentafeln über die Uniformirung der russischen Armee. 8 color. Taf. m. 20 S. Text. Leipzig, Ruhl. 88. Mk. 1.

Fridrich, F., kurze Anleitung, die russischen, bulgarischen und serbischen Druck- und Schreibbuchstaben auf mnemonischem Wege binnen einem Tage lesen und schreiben zu lernen. 2. Aufl. 12°. 32 S. Prag, Neugebauer. Mk. —,40.

— das russische Alphabet. Druck- und Schreibbuchstaben. 12°. 2 S. Prag, Neugebauer. 6 Pf.

Fuchs, P., nouvelle grammaire russe. 2. éd. revue par A. Töpfer. VIII, 392 S. Heidelberg, Groos. Mk. 5.

— Corrigé des thèmes. 162 S. cart. Einbd. Mk. 2.

Glasenapp, C. F., kurzer Abriss der Geschichte der deutschen Dichtung. XIV, 116 S. cart. Riga, Kymmel. Mk. 1,80.

Grofe, G., über die Pendelbewegung an der Erdoberfläche. 4°. 38 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,20.

Guild, C., Britons and Muscovites; or, traits of two empirs. 12°. Boston. 10 s. 6 d.

Holſt, J. E., Leitfaden zum Religionsunterricht für Schule und Haus. 17. Aufl. VIII, 271 S. cart. Riga, Kymmel. Mk. 1,50.

Hoerſchelmann, F., Gott, der Herr, iſt Sonne und Schild. Predigt, gehalten am Sonntage nach dem Tode des deutſchen Kaiſers Wilhelm I. 11 S. Dorpat, Karow. Mk. —,60.

Industrie-Zeitung, Rigasche. Organ des technischen Vereins zu Riga. Red. von M. Glasenapp. 14. Jahrg. 1888. (24 Nrn.) No. 1. 4°. 8 S. mit Illustr. Riga, Kymmel. p. cplt. Rbl. 4,50.

Kröger, S., Wirkung und Anwendung der verschiedenen Badeformen in Gesundheit und Krankheit. 57 S. Mitau, Felsko. 88. 80 Kop.

Lonlay, D. de, l'armée russe en campagne. Souvenirs de guerre et de voyage ; par un volontaire du 26-e régiment de cosaques du Don (Dick de L.). Djouranli, Eski-Zara, Schipka, Pélichat, Lovtcha, Plevna, Gorny-Doubnick. 372 p. av. 28 ill. Paris, Garnier. 88.

Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland, begründet von C. C. Ulmann, redigirt von J. Th. Helmsing. 44. Bd. N. F. 21. Bd. 1887. 12 Hfte. 1. Heft. 64 S. Eisenach, Baumeister. pro cplt. Mk. 10.

Monin, E., rapport sur l'exposition d'hygiène de Varsovie (Wystawa hygieniczna 1887). 37 p. Paris. 88. fr. —,75.

Mourier, J., contes et légendes de Caucase. Traduits. 112 p. Paris, Maisonneuve et Leclerc. 88. fr. 3,50.

Murray's handbook for travellers in Russia, Poland, and Finland; including the Crimea, Caucasus, Siberia and Central Asia. 4. ed. 571 & 48 p. with maps and plans. London, Murray. 88. 18 s.

Napiersky, J. G. L., die Erbebücher der Stadt Riga. 1384—1579. LXXXIII, 515 S. Riga, Kymmel. Mk. 10.

Nekrassow, N. A., sämmtliche Werke. Aus dem Russischen metrisch übertragen von H. J. Köcher. 2. Bd. 399 S. Leipzig, Friedrich. Mk. 6.

Neubner, Köln a. Rh. Antiquariats-Katalog No. 8. Orientalische Frage. Russland und Polen, die Balkan-Halbinsel. 1250 Werke.

Observations de Poulkova. Publiées par O. Struve. Vol. 12. Fol. cart. Leipzig, Voss' Sort. Mk. 40.

Inhalt: Bearbeitung der Rectascensionsbestimmungen für die Epoche 1865. — Mémoires de M. A. Wagner. Observations faites à la lunette méridienne. V, 261 u. 312 S.

Pasuchin, A., das heutige Rußland und die Frage der ständischen Entwickelung. Aus dem Russischen von R. Arnstadt. 76 S. Berlin, Deubner. Mk. 1.

Phares des mers du Nord (Cont. Russie), mer du Nord, mer baltique et mer blanche, collat. et corrigés au 1-er mars 1888. 248 p. Paris, Imprimerie nationale. fr. 1.

Pouchkine, Poltava. Poème en trois chants (1828). Trad. du russe p. W. Mikhaïlow St. Pétersbourg. 88. 45 Kop.

Pusyrewski-Regenauer, die russische Garde im Kriege 1877—78. Ihre Organisation, Bewaffnung, Ausbildung, Mobilmachung und Waffenthaten. Mit 2 Uebersichtskarten und 2 Gefechtsplänen. Berlin, Mittler. 88. Mk. 5.

Rosny, L. de, le pays de dix mille lacs. Nouv. éd. Dessins p. Wl. Hegél. XVI, 228 p. Paris, Jorel. 88.

Schulkalender, baltischer, für das Jahr 1888. 16°. 127 S. geb. Riga, Kymmel. Mk. 1,60.

Schweder, G., Lehrbuch der Planimetrie. 4. Aufl. 72 S. cart. Riga, Kymmel. Mk. 1,50.

Ségur, P. de, histoire de Napoléon et de la grande armée en Russie pendant l'année 1812. 16 éd. 2 vol. Paris, Librairie de l'art. fr. 10.

Shearwood, J., a short history of Russia. London, Reeves & T. 1 sh.

Tassart, A., le prince de Karaouloff, roman de moeurs russes. 306 p. Paris, C. Lévy. 88.

Teegan, T. H., the fall of Moscow, march of the grand armee to the Niemen, a military novel. 146 p. with 16 ill. Dublin, Sullivan. 1 s.

Tolstoi, L. N., the physiology of war: Napoleon and the russian campaign. Transl. from the 3-rd french edit. by Huntington Smith. With portrait. Newyork. 5 s.

— the long exile, and other stories for children. Transl. from the russian by Nathan Haskell Dole. 16°. Newyork. 6 s.

Tolstoï, L., pouvoir et liberté. Trad. du russe p. M. Delines. Paris, Westhausser. fr. 3,50.

— quelle est ma vie? Paris, Librairie illustrée. fr. 3,50.

— Comte, au Caucase. Scènes de la vie militaire. Trad. p. E. Halpérine-Kaminsky. Paris, Didier-Perrin. fr. 3.

Tolstoi, Graf Leo, Jermak und andere Geschichten. Deutsch von C. Wild. Berlin, Steinitz. Mk. 1,50.

— L., unsere Armen und Elenden. Uebers. v. H. Roskoschny. 134 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 1.

Tolstoi, Graf Leo, der Schneesturm. Autorisirte deutsche Ausgabe von A. Hauff. Berlin, Steinitz. Mk. 1,50.

— L., die Kosaken. Kaukasische Novelle. Aus dem Russischen von V. Keuchel. 3. Aufl. Berlin, Deubner. 88. Mk. 2.

Trauergottesdienst zum Gedächtniss des in Gott ruhenden deutschen Kaisers, Königs von Preussen, Wilhelm I., gehalten den 4. März 1888 in der evangelisch-lutherischen St. Petri-Kirche. 20 S. St. Petersburg, Ricker. 60 Kop.

Turgenjew, J. S., das Ende. Letzte Dichtung von J. S. T. Turgenjew in seinem Heim von J. P. Polonski. Uebersetzt von H. Roskoschny. 112 S. Leipzig, Gressner & Schramm. Mk. 1

Verzeichniß, kurzes, der russischen Landtruppen. Aus dem Russischen übersetzt von S. VI, 30 S. Metz, Lang. Mk. 1.

Vie, la, franco-russe. Revue hebdomadaire illustrée. Paris, Nilsson. Un an. fr. 20.

Vymazal. F., schnell russisch. Ein praktisch-grammatischer Leitfaden für den Selbstunterricht. 2. Aufl. 12°. 216 S. Brünn, Karafiat. Mk. 1.

Westermann, H., die analytische Geometrie auf der Schule und das Rechnen mit Hilfe der Logarithmen. VI, 141 S. geb. Riga, Kymmel. Mk. 3.

Zamaraieff, G. J., et Brilliantoff, une partie de pêche. Trad. et adaptation autorisées p. l'auteur, suivies du récit d'un vieux marin. Ouvrage ill. de 4 photograv. en deux tons par A. Vichnevsky II, 109 p. Paris, Bachelet. 88.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 7-го Апрѣля 1888.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Ohne Liebe.

Eine Novelle von **Eugen Ernſt** in Livland.

„Verlobt, wirklich verlobt?!“

Richard von Erler ſprach es ein paar Mal halblaut vor ſich hin, als erzähle er ſich eine noch etwas zweifelhafte Neuigkeit, lehnte ſich dann in das Polſter ſeines Reiſewagens zurück und ſuchte mit der Rechten nach dem Goldfinger der linken Hand.

Es war kein Zweifel: durch das dünne Leder ſeines Handſchuhes fühlte er ganz deutlich den Reif, den er geſtern noch nicht getragen hatte. Sogar die Form glaubte er zu erkennen: einen plumpen Stein in einer geſchmackloſen Faſſung.

Doch was konnte er daran ausſetzen? Der Stein war groß und theuer — man hatte ihm auch den Preis genannt, aber er hatte ihn vergeſſen — und ſeine Schwiegereltern konnten ſich jeden Luxus erlauben. Sie konnten ſich ſogar den Luxus eines adeligen Schwiegerſohnes erlauben!

„Ein Baron wäre uns freilich noch lieber geweſen,“ hatte der alte Buchheim aufrichtig geſagt; „namentlich ein kuriſcher, des ſtolzen Auftretens wegen, denn Emmi iſt unſer einziges Kind. . . . Na — ‚Frau von Erler‘ oder ‚die Lindenruhſche Frau‘ klingt ja ſchließlich auch ganz gut.“

„Auf den Wagenſchlag laſſen Sie ſich doch eine Krone malen, nicht wahr?“ hatte die Alte mit ihrer heiſeren Stimme dazwiſchen gerufen und die waſſerblauen Augen entzückt gen Himmel gerichtet. „Eine Krone mit recht, recht viel Zacken! Ach, ich ſchwärme eben ſo wie Emmi für Kronen. Und in die „Rigaſche Zeitung“ muß es gleich in den nächſten Tagen kommen und auf den beſten Platz, damit es Jeder leſen kann: ‚Emmi Buchheim, Richard von Erler. Verlobte. Viſiten werden nicht erwartet.‘ Oder wir ſchreiben: ‚Als Verlobte empfehlen ſich‘ — das klingt eigentlich noch nobler.“

„Wirklich verlobt!“ ſagte Richard von Erler noch einmal und beugte ſich an das Fenſter ſeines Coupés; er verſuchte in die Nacht hinauszublicken — aber es war nichts zu ſehen. Rabenſchwarz hingen die Wolken am Himmel; die Regentropfen fielen ſchwer auf das Leder des Verdeckes, und wenn der Wind ab und zu

einen Augenblick innehielt, klang ein ungeduldiger Ausruf des Kutſchers oder eine Verwünſchung des Dieners zu ihm herein.

Dazu bewegte ſich der Wagen ſo ſchwerfällig durch den aufgeweichten Boden, es ging ſo langſam vorwärts, und er hätte doch ſchon viel lieber in ſeinem behaglich durchwärmten Schreibzimmer auf Lindenruh geſeſſen und die ganze Sachlage noch einmal überdacht.

Aber im Grunde — was war da noch zu überdenken? Hatte er nicht Alles ſo genau erwogen? Alles ſo genau — mit der Bleifeder in der Hand — überrechnet? Hatte er nicht Abend für Abend darüber nachgeſonnen und war nicht Alles die Folge des reiflichſten Entſchluſſes?

Als er damals — es waren heute faſt auf den Tag zwei Wochen — die Nachricht von dem Ableben des alten Mirczinſky erhalten und der lachende Erbe ihm die Gemäldeſammlung des Alten zum Kauf angeboten hatte, war er nur aus Langeweile, weil er eben nichts Beſſeres zu thun hatte, nach Schloß Poſchkari hinausgefahren.

„Was wird ſolch ein grämlicher Junggeſelle in ſeinem unwirthlichen Littauen für eine Gemäldeſammlung haben!“ hatte er bei ſich gedacht. „Originale, die nichts werth ſind, und Copien, die nichts taugen.“

Allein da er in dem geräumigen Saal geſtanden und Bild für Bild prüfend betrachtet, war er anderer Meinung geworden.

Dieſer einſame Liebhaber hatte hier Dinge zuſammengetragen, die ſich ſehen ließen. Er hatte aber Mühe gehabt, ſeine freudige Erregung zu bergen, als ihn der Erbe in ein abſeits liegendes Gemach geführt und einen grünſeidenen Vorhang von einem Bilde entfernt hatte.

„Das ſoll ein Rembrandt ſein,“ hatte der biedere Krautjunker geſagt. „Der Alte hat ihn mit eiferſüchtigem Neide gehütet und große Stücke von ihm gehalten. Für 45,000 Rubel gebe ich Ihnen den ganzen Schwindel ab; ich brauche Geld und weiß mit all dem gemalten Zeuge nichts zu beginnen. Sie müſſen die Bilder behalten, Herr von Erler, Sie müſſen.“

Wirklich — er mußte! Schon um dieſes einen Bildes willen, — er fühlte, von dem konnte er ſich nicht mehr trennen.

Er hatte nie ein Bild Rembrandt's ohne den Wunſch, es zu beſitzen, anſehen können; die Feinheit der Beobachtung, die Unſchuld der Darſtellung, der romantiſche Hauch, der wie eine zarte Wolke jedes Bild dieſes Meiſters umhüllte, machten es unmöglich.

45,000! es war zwar eine ungeheure Summe, aber einerlei — dieſes Bild allein war dieſe Summe werth. Und nun die ganze Gallerie dafür — nein, er mußte, er mußte — und ſollte er das Geld aus der Hölle holen. . . .

Wie ſollte er in Lindenruh weiter leben, wenn er dieſes Bild in fremde Hände übergehen ließ, wenn er dieſes ſüße Frauenantlitz nicht mehr hätte betrachten dürfen?

Und daß es ein Rembrandt war, deß war er ſicher, ganz ſicher.

Er hatte zwar anfänglich ein zweifelhaftes Geſicht gemacht, um ſeine Freude nicht gleich zu verrathen.

Es könnte ja auch Jan Lievens oder Ferdinand Bol gemalt haben, hatte er leichthin und achſelzuckend bemerkt. Bei derlei Ankäufen ſei die größte Vorſicht geboten. Er wolle ſich die Sache noch zu Hauſe überlegen und nach zwei Wochen — länger hatte ſich der neue Beſitzer nicht gedulden wollen — einen endgiltigen Beſcheid geben.

Dann war er nach Hauſe gefahren.

Was er da von Jan Lievens und Ferdinand Bol geſagt hatte, das hatte er natürlich ſelbſt nicht geglaubt. Er that ſich was zu Gute, Meiſter Rembrandt zu kennen; er hatte ihn nicht nur Tage und Wochen, er hatte ihn Monate und Jahre hindurch ſtudirt.

Wer hätte auch außer ſeinem Liebling ſo malen können!

Dieſes geheimnißvolle Helldunkel, aus dem ſo entzückend, ſo ſinnverwirrend der blonde Mädchenkopf herausſchaute; dieſes Licht, das ſo magiſch in den Schatten hineinſpielte und das Ganze mit ſo märchenhafter Anmuth umſpann? Es war nicht das Antlitz Saskia's — es war ein fremdes, liebliches Geſichtchen. Ach, er hatte ſich ſchon eine ganze Geſchichte dazu fertig gedacht. Heimlich, zur Nachtzeit war dieſes Mägdlein in klappernden Holzpantöffelchen in das Atelier Meiſter Rembrandt's geſchlichen, als er allein, arm und verlaſſen, in der abgelegenen Vorſtadt Amſterdams gehauſt hatte, hatte mit ihm die Nachtſtunden verplaudert und den müden, gebrochenen Mann mit dem tiefen Gemüth und dem trotzigen Herzen in ihren weißen Armen gewiegt.

Wenn er die Augen ſchloß, glaubte er das Bild ganz deutlich zu ſehen, den alten geſchnitzten Rahmen, das Dunkel der Leinewand und dann inmitten derſelben den Mädchenkopf — einen Stern am finſteren Himmel.

In dem reichen, blonden Haar trug ſie nur eine Schnur blauer Perlen, wie man ſie für wenige Groſchen auf Jahrmärkten und von hauſirenden Juden kauft. Das ſchneeige Hemd ließ den entzückendſten Hals ſehen und auf dieſem Halſe wiegte ſich das Köpfchen mit den lachenden Augen wie eine erblühte Haideroſe auf ſchwankem Stengel. . . .

45,000 Rubel! Natürlich — es war heillos viel Geld, aber es war nicht zu viel. Er mußte lachen, wenn er daran dachte, daß man neulich bei der Verſteigerung der Morgan-Gallerie in Newyork für einen Bonheur 12,200 Dollars bezahlt hatte.

. . . Anfangs hatte er ſich vergeblich das Hirn zermartert, wie er zu dem Gelde gelangen könnte! Lindenruh trug in den beſten Jahren nur etwa 10,000 Rubel. Verkaufen konnte er es nicht, weil es Majorat war. Mit einer Hypothek durfte es nicht belaſtet werden, das war eine Familienbeſtimmung, und ſeine Schulden — ſeine Schulden betrugen in runder Summe 30,000 Rubel.

Wie ein Geſchenk, das ihm ein guter Gott unvermuthet in den Schooß geworfen, war ihm da der Gedanke gekommen: „Du kannſt doch heirathen, reich heirathen.“

Erſt hatte er dabei gelächelt, denn es war ihm von jeher ein unleidlicher Gedanke geweſen, ſein behagliches Junggeſellenleben aufzugeben, Pflichten zu haben und einer anderen Perſon zu leben. Aber in dieſem Fall — warum nicht? Dabei hatte er in Gedanken dem ſchönen Mädchengeſicht fröhlich zugenickt — ſo ging es, ja ſo ging es. Eine Frau mit Geld — und das Bild gehörte ihm.

Dann hatte er all' die heirathsfähigen jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, die hier in Betracht kommen konnten, vor ſeinem geiſtigen Auge Revue paſſiren laſſen und wie ein kühler Geſchäftsmann Soll und Haben klüglich abgewogen.

Da war zuerſt Amanda von Erdberg — nicht mehr ganz jung, aber liebenswürdig und klug. Doch was half das? Der alte Erdberg war ein Filz und hatte ſich noch neulich dem Roſenhöffchen gegenüber höchſt ungenirt geäußert: wenn Herr von Erler einmal um die Hand ſeiner Tochter bäte, würde er zwar Ja und Amen dazu ſagen, denn Herr von Erler wäre ein paſſabler Junge, aber Geld bekäme er keinen Groſchen. Er ſei unpraktiſch, wäre kein Landwirth und triebe Allotria. Nach ſeinem Tode erſt könnte Amanda über ihr Erbe verfügen.

Was war ihm damit geholfen? Der Alte konnte bei ſeiner Geſundheit, ſeiner vorſichtigen Lebensweiſe noch dreißig Jahre leben und Herr Paſſenko wollte nur zwei Wochen auf einen definitiven Beſcheid warten.

Darnach war ihm Frau von Breiſach eingefallen. Im nächſten Augenblick hatte er den Gedanken jedoch ſchon völlig verworfen. Er wußte es ja: im Fall einer Wiederverheirathung mußte ihr Vermögen für die Kinder deponirt werden, und mit der kleinen Rente, die ihr blieb, ließ ſich kein Rembrandt kaufen. Ihm war das Alles ſehr genau bekannt, weil Herr von Breiſach ihm das Teſtament vorgeleſen hatte, ehe er ihn gebeten, ſich als Zeuge zu unterſchreiben.

Zur rechten Zeit war ihm da Emma Buchheim in den Sinn gekommen. Allerdings — erſt hatte er nur mit einem geheimen Widerwillen bei dieſem Gedanken verweilen können, allein je mehr er ihm nachgehangen, deſto annehmbarer und vernünftiger war er ihm erſchienen.

Er hatte das Fräulein auf einer Jagd kennen gelernt, die Herr Buchheim vor einem Jahr auf ſeinem Gute gegeben hatte, und damals von mehr als einem der anweſenden Herren gehört, man gehe nicht fehl, wenn man das Vermögen ihres Gaſtgebers auf mehr als 500,000 Rubel ſchätze.

Zwar konnte er ſich's nicht verhehlen, es ſei die Tochter eben ſo dumm, eben ſo eingebildet wie der Vater, — aber das würde ſich ertragen laſſen.

Lindenruh war groß genug. Sie konnte ja den Flügel bewohnen, der ſeit dem Tode ſeiner Mutter leer ſtand, und man brauchte ſich nur bei den gemeinſamen Mahlzeiten zu ſehen. Der Schwiegervater, dem man den Parvenü bei jeder Bewegung anmerkte, die Schwiegermutter, die ab und zu den Dativ an Stelle des Accuſativs brauchte, waren allerdings keine angenehme Zugabe — doch brauchte er den ohnehin ſchon gelockerten Verkehr mit den wenigen Nachbarn ja nur ganz aufzugeben, was ihm nicht ſchwer fallen ſollte, da er die neu gewonnene Zeit zu ſeinen Kunſtſtudien verwenden konnte; und wenn er zur Stadt kam — nun, da war er

der Junggeſelle nach wie vor. Wären ſie nur von Adel geweſen! dann hätten ſich all' dieſe Kleinigkeiten leicht überſehen laſſen.

Es war jedoch nun einmal nichts daran zu ändern und der Name „Emma" war ihm gerade recht. Er hatte ihn gern, denn er erinnerte ihn an ein paar heitere Wochen ſeines Lebens, in denen er einer Emma den Hof gemacht und manche Stunde fröhlich mit ihr verplaudert hatte. Das mochte nun etwa zehn Jahre her ſein. Es war nur eine ganz flüchtige Neigung geweſen, und er konnte ſich trotz des beſten Willens nicht einmal mehr auf den Familiennamen ſeiner Schwärmerei beſinnen.

Er hatte da in einem kleinen Städtchen Kurlands ein paar Wochen bei einem guten Freunde verleben müſſen, und ſie hatten es Beide mit dem Verkehr nicht ſonderlich genau genommen. Er erinnerte ſich nur, daß das Bürgerkind hübſch, heiter und nicht ohne Geiſt geweſen war, daß er ihr auf der Eisbahn manche nicht ſehr ernſt gemeinte Liebenswürdigkeit geſagt hatte und endlich gar zu einem Kaffee in ihr Haus geladen worden war, wo er eine ganze Collection der anmuthigſten Kinder vorgefunden, denen es ſichtlich Freude gemacht hatte, zwei wirkliche Herren „Von" unter ihren Cavalieren zu haben.

Mehr wußte er wirklich nicht aus jenem flüchtigen Capitel ſeines Lebensbuches und mehr wollte er auch nicht wiſſen — es war eben genug, ihm den Namen Emma nicht unangenehm zu machen.

So hatte er denn mehrere Tage nachdenklich hingebracht, ehe er zu einem feſten Entſchluß gekommen war. Dann hatte er von ſeinem alten Diener Werner die nöthigſten Sachen in den kleinen Reiſebeutel ſtecken laſſen und den Befehl gegeben, die Pferde anzuſpannen.

In neun bis zehn Stunden konnte er bei Buchheims ſein, zumal die Braunen flink auf den Beinen waren und die Chauſſée glatt wie der Tiſch war; nur die zwei letzten Meilen auf dem Landwege gaben eine unangenehme Fahrt, aber auch die würden ſich in dem bequemen Reiſewagen verträumen laſſen.

Davon jedoch wollte er unter keiner Bedingung abgehen: am Hochzeitstage mußte der Alte 100,000 Rubel blank und baar auszahlen.

Das mußte er ihm ſchriftlich geben. Ging er nicht darauf ein, ſo konnte aus dem Geſchäft nichts werden. —

Er griff wieder mechaniſch nach der Linken — ja, da war der Ring, den ihm Emma an den Finger geſteckt hatte. Ihn plagte das Lachen bei dem Gedanken, welch' komiſche Figur die dicke, häßliche Perſon dabei geſpielt hatte. Und erſt nachher — nachher hatte ihn der Vater gerührt in die Arme geſchloſſen und ihm in's Ohr geflüſtert: „Sie bekommt die beſten Kühe mit. Verlaſſen Sie ſich darauf, mein Sohn."

Der Alte war natürlich auf ſeine Bedingungen eingegangen. Anfangs hatte er zwar mancherlei Einwände gehabt: er werde das Geld erſt nach einem Jahr zahlen, er könne es beim beſten Willen nicht gleich ſchaffen, er könne augenblicklich nur mit kleineren Summen dienen und was dergleichen Klauſen noch mehr ſind.

Darauf hatte er, wie verständlich, gar nicht hingehört, und zum Schluß — nun zum Schluß hatte Papa Buchheim nachgegeben: 100,000 Rubel in sicheren Papieren, zahlbar eine Stunde nach der Trauung; darunter Name und Siegel, und die Sache war in Ordnung.

Ja, in Ordnung. Er legte sich wieder behaglich in die Ecke zurück und streckte die Füße auf den Rücksitz. Wenn der Wagen nur nicht so hin und her geworfen wäre, er hätte sicher ein Stündchen schlafen können. Wenigstens hätte er zu schlafen versucht. Ob es ihm aber gelungen wäre? In seinem ganzen Wesen lag eine so freudige Erregung, wie sie Jemand zu empfinden pflegt, dem ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen ist und der das Gefühl des sicheren Besitzes noch mit halbem Unglauben hinnimmt.

Das Bild war sein. Gleich morgen wollte er einen Boten nach Schloß Poschkari schicken und Herrn Passenko kurz melden, er sei nun doch entschlossen, die Sammlung zu behalten.

Seinen Gemäldesaal auf Lindenruh wollte er umbauen lassen, das war selbstverständlich. Der mußte nun Oberlicht haben, und seinen Rembrandt wollte er an jenen Platz hängen, den jetzt die Copie des heil. Sebastian nach Antonella de Messina einnahm.

Was war ihm jetzt dieser Maler? Zwar hatte er von jeher eine besondere Vorliebe für die leuchtenden Perspectiven dieses Meisters gehabt, sowie für den Kopf des jugendlichen Heiligen mit dem Zug leichter Melancholie um Mund und Augen — nun jedoch gebührte der beste Platz seinem neuen Kleinod.

Wenn er dann sein Stühlchen in die Nische rückte und den Vorhang des Südfensters herabließ, mußte das Bild unbedingt von höchster, ja von bezaubernder Wirkung sein.

Seine Freiheit war kein zu hoher Preis dafür . . .

Er zog sein Cigarren-Etui aus der Tasche und griff nach dem Büchschen mit den französischen Taschenlichtern.

Zu all' den guten Gedanken gehörte auch eine gute Cigarre.

Doch das Wachsstückchen hatte kaum Zeit gehabt aufzuflammen, als der Wagen hart an einen Gegenstand prallte, sich krachend auf die Seite neigte, einen Augenblick weiter geschleift wurde und dann still hielt.

Mit einem leisen Fluch war Richard von Erler von seinem Sitze aufgefahren, hatte hastig den Schlag aufgestoßen und war mit einem Sprunge auf der Straße.

Zornig rief er nach dem Kutscher, der die Pferde am Zaum hielt, schalt mit heftigen Worten Friedrich, der sich mühte das Licht der einen Laterne vor dem Verlöschen zu schützen, während die Glassplitter der anderen auf dem Kutschbock umherlagen.

Natürlich, das hatte nur gefehlt!

Die Vorderachse war gebrochen, das Rad lag unter dem Wagen und Sleipnir, das braune Wagenpferd, zitterte am ganzen Körper.

Der Wagen war auf einen mächtigen Feldſtein gerannt, der, Gott weiß wie, in die Mitte des Weges gerathen war, war dann gegen eine alte Fichte geſchleudert — und nun, ja was nun?

Wäre es Herrn von Erler nicht rechtzeitig eingefallen, daß er ſich's ſchon lange zum Grundſatz gemacht, geſchehener Dinge wegen nicht in einen unnützen Zorn zu gerathen, er hätte wohl noch länger fortgeſcholten und nicht auf die leiſen Entſchuldigungen Jndrik's, der allerlei von „verfluchten Petersburger Patentachſen" murmelte, gehört. Was war aber jetzt zu thun? Hier in dunkler Nacht auf durchweichter Straße liegen bleiben, während der Regen noch immer herabrieſelte, ein ſchneidender Wind immer heftiger über die Stoppelfelder jagte und weit und breit kein Licht, keine menſchliche Seele zu ſehen war? Er zog die Uhr und trat an die Laterne; es war erſt halb neun. Die Leute hatten ſich unterdeſſen bemüht den Wagen aufzurichten, um einzuſehen, daß an ein Weiterfahren nicht zu denken ſei.

Herr von Erler hatte ſich an den Fichtenbaum gelehnt, den Kragen ſeines leichten Reiſepelzes in die Höhe geſchlagen und rief nun mürriſch:

„Was werden wir jetzt beginnen, Jndrik?"

„Es wird nichts Anderes übrig bleiben, Herr," entgegnete der, „als daß Sie bis an den Uhdrekrug zu Fuß gehen. Er kann kaum eine halbe Werſt von hier entfernt ſein und muß gleich an der Straße liegen, wenn Sie um die Waldecke biegen. Dicht neben dem Kruge ſteht auch die Uhdremühle. Friedrich muß Jhnen natürlich mit der heil gebliebenen Wagenlaterne voranleuchten, ſonſt könnten Sie bei dieſem Hundewetter noch wer weiß in welchen Moraſt gerathen. Vom Kruge müſſen dann ein paar Knechte mit Friedrich zurück, damit wir den Wagen flott machen können."

Mit einem ärgerlichen Kopfnicken mußte Richard von Erler dem graubärtigen Kutſcher Recht geben. Er trat von der Fichte zurück, deren knorrige Aeſte im Winde ächzten und ſtöhnten und ihm ihre dürren Nadeln in's Geſicht warfen; dann befahl er Friedrich, mit der Laterne vorauszugehen, während der Alte vorſorglich die Decken unter dem Kutſchbock hervorgezogen hatte und ſie über die Pferde breitete.

„Laß Dir die Zeit nicht lang werden, Jndrik," ſagte er mit leichtem Spott, „und ſieh Dir den Unglücksſtein recht genau an, damit Du nächſtens einem ſo tückiſchen Ungeheuer ſchon bei Zeiten aus dem Wege zu gehen weißt."

. . . Es war eine unangenehme Wanderung. Der zähe Lehm klebte ſo ſchwer an den Füßen, die ſchmutzigen Waſſerlachen ſpritzten immer gurgelnd auf, wenn man in ſie trat und hatten das dünne Schuhwerk Herrn von Erlers bald durchweicht. Dazu mußte Jndrik in der That eine gar ſonderbare Vorſtellung von einer halben Werſt haben, denn dem einſamen Wanderer war es, als hätte er die Strecke ſchon dreimal zurückgelegt, aber vom Uhdrekruge war noch immer keine Spur. Herr von Erler blieb ſtehen, wiſchte ſich mit dem feinen Taſchentuch die Schweißtropfen von der Stirn und rief dann ungeduldig:

„Höre, Fritz, wenn Du mich einen falſchen Weg geführt haſt, werfe ich Dich in die nächſte Lehmgrube.“

Der blonde Burſche wandte das hübſche Geſicht nach ſeinem Herrn.

„Wir müſſen gleich da ſein, gnädiger Herr. Ich ſehe dort,“ er hob die Laterne höher, „die Ziehſtange eines Brunnens und — ſehen Sie nur — da zwiſchen dem Strauchwerk ſchimmert ein Lichtchen. Auch glaube ich ſchon das Geklapper der Mühle zu hören.“

Es war wirklich ſo, wie Friedrich geſagt hatte. Einige Minuten nachher ſtanden ſie vor dem Kruge. Hier mochten die Leute aber ſchon zur Ruhe gegangen ſein, denn die Thür war verrammelt und erſt nachdem auf ihr Klopfen alle Hunde des Hauſes wach geworden und in ein lautes Gekläff ausgebrochen waren, hörte man einen ſchlurfenden Tritt im Flur.

Dann ward der Riegel zurückgeſchoben und eine alte Magd fragte in mürriſchem Tone nach ihrem Begehr, indem ſie die knöcherne, ſchmutzige Hand vor die flackernde Flamme ihres Talgſtümpfchens hielt.

Herr von Erler hatte ſeine gute Laune langſam wiedergewonnen; das grämliche Geſicht der Alten reizte ſeinen Spott und er rief lachend:

„Auch eine Art der Bewillkommnung! Wer fragt im Kruge nach dem Begehr eines Eintretenden? Freier ſind da, Mütterchen, Freier! Gefällt Dir nicht der Herr, kannſt Du Dich an den Knecht halten. . . . Nur führe mich ſchnell in das wärmſte Zimmer Deines Hauſes, damit ich mir in dieſem elenden Zugwinde nicht Gicht und Rheumatismus hole.“

Sie murmelte etwas Unverſtändliches vor ſich hin und ging dann voraus.

„Stoßt Euch an der niedrigen Thür nicht den Kopf ein,“ ſagte ſie, ihre Hand auf den Drücker legend; „denn für einen ſo hübſchen und ſchlanken Herrn iſt die Stube bei uns nicht gebaut.“

Eine feuchte, von Bier und Fuſel geſchwängerte Luft drang ihnen entgegen, und die Petroleumlampe, die auf dem gebräunten Schenktiſch ſtand, berußte mit der zu hoch gedrehten Flamme den Cylinder, ohne daß die Frau, die mit verſchränkten Armen hinter ihr ſaß, etwas davon zu merken ſchien.

„Madame,“ ſagte die Alte zu ihr tretend, „dieſer fremde Herr wünſcht ein warmes Zimmer.“

„Führe ihn doch in das Gaſtzimmer,“ entgegnete dieſe verdroſſen und unfreundlich. „Du weißt doch, wo ein Fremder hingehört.“

Sie ſprach das Lettiſche mit einem falſchen, ungelenken Accent, ſo daß der ſo wenig gaſtlich Begrüßte mit einer leichten Verbeugung näher zu ihr herantrat.

„Nicht nur um ein warmes Zimmer bitte ich,“ ſagte er in deutſcher Sprache, „ſondern auch um ein paar helfende Hände für meinen umgeſtürzten und zerbrochenen Wagen, der jenſeit des Waldes liegt. Es iſt ſicher eine männliche Seele hier im Hauſe, die für ein gutes Trinkgeld bereit iſt, meinem Kutſcher beizuſtehen. Mein Diener wird ihn führen.“

Die Frau hinter der Branntweinlette hatte ſich erhoben und war hinter das

aus Holz geſchnitzte Gitter getreten, wo Gläſer und Flaſchen ihr Geſicht dem jungen Manne verbargen, während ſie den Redenden unbemerkt und ſcharf in's Auge faßte.

Sie antwortete kurz: „Ich werde Jemanden hinausſchicken," und wandte ſich dann wieder an die Magd. „Laufe bis in die Mühle. Rottmann und Jahnis können zur Hilfe gehen. Sage meinem Manne nur, ich hätte ſie geſchickt."

Dabei trat ſie aus ihrem Verſteck hervor, zog ſich das bunte Tuch, das ſie nach Art der Bäuerinnen um den Kopf trug, dicht über Stirn und Augen und ging mit der räuchernden Lampe in das andere Zimmer.

„Kommen Sie, mein Herr," ſagte ſie.

Hier herrſchte eine reinere Luft. Mit einem tiefen Athemzuge warf Richard von Erler ſeinen Pelz auf den nächſten Stuhl und fühlte mit der Hand nach dem Ofen. Er war kalt.

„Laſſen Sie vor allen Dingen hier heizen," rief er, „denn wer weiß, ob ich Ihr gaſtliches Haus ſo ſchnell verlaſſen kann, als ich es möchte. Dazu ſind meine Strümpfe total naß und ich beabſichtige ſie am Feuer zu trocknen — oder können Sie mir vielleicht ein Paar trockene geben?

Vor allen Dingen ſchrauben Sie aber doch um Gottes willen den Docht Ihrer Lampe niedriger! Der Dunſt benimmt Einem ja den Athem — und im Rauch conſervirt man nur Schinken."

Sie trat ſchweigend bis an die Lampe und drehte die Flamme mit einem Ruck ſo tief nach unten, daß es dämmerig in dem halbgroßen kalten Zimmer wurde.

„Ich werde Ihnen ein Paar Strümpfe ſchicken," entgegnete ſie in einem müden, ausdrucksloſen Ton; „wünſchen Sie noch etwas?"

„Bringen Sie mir ein Glas heißen Thee und etwas Käſe oder kalten Braten — wenn ich Sie darum bitten darf," fügte er ſchnell hinzu, denn da er ſie ſchärfer in's Auge faßte, gewahrte er, daß in ihrer ſchlanken, ein wenig nach vorn gebeugten Geſtalt etwas lag, das ihn überraſchte. Er wußte ſelbſt nicht was. Dann verließ ſie ihn.

Die Kühle des Zimmers machte ihn fröſteln und er begann haſtig auf und nieder zu gehen, um ſich zu erwärmen. Dabei durchmuſterte er daſſelbe neugierig.

Es war unwohnlich. Die Fenſter waren klein und tief in die Mauer eingelaſſen, die Lage niedrig, grau und der rothe Bezug des Sophas zerriſſen und voller Fettflecke. Und doch dünkte es ihm, als paſſe dieſe ganze Einrichtung nicht recht in dieſen Raum. Sie war gewiß einmal auf irgend einer Auction zuſammengekauft worden. . . . Sicher war es ſo, denn dort, ganz im Hintergrunde, bemerkte er nun gar ein tafelförmiges Clavier, auf welchem dicker Staub lag und die Lehnen der Stühle waren geſchnitzt — nicht kunſtvoll, aber ſo, wie man ſie manchmal in wohlhabenden Bürgerhäuſern findet.

Er ging zur Lampe und drehte die Flamme höher, dann nahm er ſie vom Tiſche und trat vor ein paar Bilder, die an der blau getünchten Wand hingen. Das that er immer, das war ſo ſeine Paſſion. „Auf Entdeckungen ausgehen,"

nannte er es und einmal war er ſchon ſo auf einen ſehr ſchönen, alten Kupferſtich geſtoßen, den er nicht verſäumt hatte für ſeine Sammlung zu erwerben. Hier aber gab es nichts zu entdecken — es waren nur ein paar vergilbte Stahlſtiche, Prämien irgend eines Familienjournals.

Aber mein Gott! dieſen Bildern mußte er doch ſchon irgend wo begegnet ſein! Dieſe Ottilie aus Goethe's „Wahlverwandtſchaften", die mit einem ſo entſetzten Antlitz auf das in ihrem Schooß liegende, ertrunkene Kind ſtarrt, hatte er doch ſchon irgend wo geſehen! Selbſt der breite, gelb polirte Rahmen war ihm bekannt.

Und das Bild nebenan? Er ſah nicht hin und doch wußte er plötzlich mit Beſtimmtheit, es mußte „Das Ende der Fürſtin Tarakanow" ſein.

Richtig — er hob die Lampe ganz hoch, da ſtand es mit kleinen Roſtflecken durchſetzt: „Das Ende der Fürſtin Tarakanow".

Es war ihm klar, er hatte einmal irgend wo vor Jahren beide neben einander, ſo wie jetzt, geſehen. Aber wo? aber wo?

In dem Augenblicke knarrte die Diele. Ein Mädchen kam mit einem Holzſtoß auf dem Arm herein und warf ihn mit Gepolter vor den Ofen. „Bring' die Pergel, Uhgo," rief ſie dann zur Thür hinaus. Ein Bube von fünf oder ſechs Jahren mit flachsblonden Haaren und einem ſchmutzigen Geſicht lief mit ſchweren Stiefeln in das Zimmer, ſah den Fremden neugierig von der Seite an, ſteckte der Magd einen Bund Kienſpähne zu und ſputete ſich wieder hinauszukommen.

Richard von Erler hatte die Lampe wieder auf den Tiſch geſtellt.

„Wo kommen dieſe Bilder da her?" fragte er.

Das Mädchen blickte mit einem dummen Erſtaunen zu ihm auf.

„Was für Bilder?"

„Dieſe Bilder hier an der Wand." — Er tippte mit dem Finger an den Rahmen.

„Die Bilder gehören der Madame. Das ſind ihre Verwandten."

Dann blies ſie mit vollen Backen in die erglimmenden Kohlen.

Er hätte gelacht, wenn ihm die naſſen Strümpfe nicht ſo unangenehm kalt an den Füßen geklebt hätten.

„Die Krügerin hat mir trockene Strümpfe verſprochen," ſagte er deshalb kurz, „hole ſie mir."

„Die Krügerin?" Sie wiſchte ſich den Rauch, der ihr beißend in's Geſicht gefahren war, mit der flachen Hand aus den Augen. „Was für eine Krügerin?"

„Mein Gott!" rief er ungeduldig; „was das für eine Frage iſt? Wie viel Krügerinnen habt ihr denn? Ich meine die, die vorhin in dieſem Zimmer war!"

„Die! Das iſt ja die Madame."

Das Mädchen lachte und zeigte ihm die weißen, geſunden Zähne.

„Die Madame? Welch einen Unterſchied macht ihr denn zwiſchen den Beiden?"

„Gar keinen. Sie iſt ja eigentlich wohl die Krügerin, aber wir nennen ſie Madame."

„Und warum gebt ihr der Krügerin denn dieſen Namen?"

„Warum?" Sie blies wieder in das Feuer. „Wie ſoll ich denn das wiſſen? Wahrſcheinlich heißt ſie ſo, die Müllergeſellen nennen ſie auch ſo. Sie iſt vielleicht ſehr fein."

Dabei ſchüttelte ſie die am Rock hängen gebliebenen Spähne ab und ging hinaus. Schon nach wenig Minuten war ſie wieder zurück und reichte ihm ein Paar geſtickte, verblichene Morgenſchuhe und ein Paar lange Frauenſtrümpfe. Die ſeien noch ganz ungetragen, hätte die Madame geſagt. Beſſere hätte ſie nicht, und der Thee werde auch gleich fertig ſein, und zu dem umgefallenen Wagen ſeien die Leute ſchon hingegangen.

Herr von Erler machte ein faſt beſtürztes Geſicht, als er die Strümpfe in der Hand hielt. Es überraſchte ihn nicht, daß es Frauenſtrümpfe waren, allein der Stoff, aus dem dieſe Strümpfe gewebt waren, gab ihm zu denken.

Vielleicht hatten ihn ſeine Finger getäuſcht? Wie kamen ſeidene Strümpfe in den Vorrath der ſimplen Krügerin?

Er trat an die Lampe und hielt das Gewebe dicht an das Licht.

Nein, er hatte ſich nicht getäuſcht. Wie ſollte er es auch? Hatte er derartige weiche Strümpfe nicht mehr als einmal für die kleine Chlorinde vom Circus zu beſorgen gehabt?

Ja, es waren weiße ſeidene Strümpfe und am Rande war mit blauer Seide — die jedoch verblaßt war — ein zierliches E. B. hineingeſtickt.

Er ſchüttelte ein paar Mal den Kopf, begann dann die feuchte Fußbekleidung abzulegen und ſagte halblaut und lächelnd, als das trockene Gewebe ſich warm und wohlig an ſeine erſtarrten Füße legte:

„Das iſt ein Abenteuer, ein regelrechtes Abenteuer und hebt an wie das erſte Capitel eines Romans! Alle Requiſiten, die ein Dichter nöthig hat, ſind da: es iſt eine dunkle Nacht; ich zerbreche den Wagen, ich komme in einen unheimlichen Krug, ich finde zwei Bilder, von denen ich mit Beſtimmtheit behaupten kann, ſie ſchon irgend wo und irgend wann geſehen zu haben; man bringt mir ſeidene Strümpfe — kurz: où est la femme?"

Er ſchob ſeinen Stuhl an das knatternde Feuer, ſetzte ſich rittlings auf denſelben und griff nach einem Spahn, um ſeine Cigarre in Brand zu bringen.

Als der Rauch in blauen Ringen langſam vor ihm aufſtieg und er den Duft ſeiner Havanna — es war eine echte, ein Zollbeamter ſchmuggelte jährlich einige Kiſtchen für ihn über die Grenze — einathmete, kam er ſich plötzlich wie zu Hauſe vor. Sein Bild, nun in Wirklichkeit ſein Bild, trat aus den Rauchringelchen hervor, und als er ſeines Bildes gedachte, mußte er unwillkürlich auf ſeine Hand blicken.

Welchen Geſchmack dieſe Perſon eigentlich hatte! Er hätte dem Juwelier, der es gewagt, ihm einen ſolchen Ring vorzulegen, denſelben in's Geſicht geworfen. Ja, wirklich in's Geſicht. Er konnte manchmal grob ſein. . . .

Durfte ein Juwelier wirklich einen ſolchen Ring anfertigen? Wie plump war die Form, wie geſchmacklos die Zuſammenſtellung der Steine!

Es war einfach lächerlich. Der Kerl mußte von rechtswegen auf Lebenszeit nach Sibirien oder wenigstens auf ein paar Jahre in die Bergwerke.

Er drehte den Ring einige Mal um den Finger. Und dieser Ring war sein Verlobungsring! Wie komisch. Doch der Juwelier war sicher unschuldig an der ganzen Sache; gewiß hatte er ihn nach einer eigenhändigen Zeichnung Fräulein Buchheim's anfertigen müssen. . . .

War sie nicht heute auch in so absonderlicher, buntscheckiger Kleidung einherstolzirt? Was hatte sie doch angehabt?

Er konnte nicht mehr darauf kommen, das Geschäft mit dem Alten hatte ihn ganz in Anspruch genommen.

Doch da knarrte die Thür und die Madame trat ein. Sie breitete ein Tuch über den Tisch und nahm von dem Theebrett, das die Magd nachgetragen und auf das Clavier gestellt hatte, Gläser, Kannen und Teller und ordnete sie. Das Kopftuch war ihr jetzt mehr in den Nacken gerutscht und das Lampenlicht fiel hell auf ihre Züge. Es war ein feines, abgehärmtes Gesicht; dieser Zug des Schmerzes um den Mund erinnerte ihn ganz an die Madonnen Ribera's.

Er starrte sie unverwandt an, ohne daß sie einmal nach ihm gesehen hätte; ihre Bewegungen, denen eine gewisse Eleganz anhaftete, fingen an ihn zu interessiren.

Und nun — ganz plötzlich, als sie die Glasdose mit dem Zucker auf den Tisch stellte und ihr Profil sich hell von dem Licht abhob, war es ihm, als wäre mit einem Schlage Alles um ihn verwandelt.

Jetzt wußte er, wo er diese Bilder gesehen, wo er auf diesem Sopha gesessen hatte und wer diese Frau war. Alles im Zimmer hatte sich vor seinem starrenden Blick verschoben, die Zeit schien ihm rückwärts gerollt zu sein und er war wieder jung; er saß wieder in dem behaglichen Zimmer unter den lachenden Bürgermägdlein, Emmi Baum reichte ihm wieder die Glasdose mit dem Zucker und das Lampenlicht beleuchtete ihr Profil wie heute — wie jetzt. . . .

Als er mit den Augen zwinkerte, verschwand aber wieder Alles und er erwachte. Das Gesicht dieser Frau, die hier greifbar und wirklich vor ihm stand, verhielt sich zu dem rosigen Gesichtchen Emmi Baum's wie ein abgeblaßter Oeldruck zum Original.

Er konnte den Namen nicht zurückhalten; unwillkürlich kam er ihm über die Lippen.

„Emmi Baum!"

Die Frau am Tisch hielt einen Augenblick mit ihren Hantirungen inne; dann sagte sie mit einem müden, schleppenden Klang, der sich anhörte, als spräche sie überhaupt nur aus besonderer Gefälligkeit:

„Ja, Emmi Baum. Ich habe Sie gleich erkannt, Herr von Erler."

Er war von seinem Sitz aufgesprungen und hatte ihr die Hand hingereicht.

„Mein Gott," sagte er; „wie kommen Sie in diese Spelunke?"

Im nächsten Augenblick fiel es ihm ein, er hätte sich wohl eines anderen Ausdrucks bedienen können, doch paßte dieser so zu seiner Umgebung. Die Hand,

die kühl in der ſeinen lag, war rauh und hart — er liebte ſolche Hände nicht. Er hatte einmal zu Ewald Kleiſt geſagt: „Solch eine Bürgerhand iſt wie eine Bürſte. Man ſticht ſich daran.“

Warum mußten ihm aber dieſe Kleinigkeiten gleich in der erſten Secunde des Wiederſehens durch den Kopf gehen? Er ärgerte ſich faſt darüber.

„Seit neun Jahren wohnen wir hier,“ gab ſie zur Antwort.

„Wir?“

Sie nickte.

„Ich bin verheirathet.“

„Es iſt lange her, ſeitdem wir einander nicht geſehen haben,“ begann er, indem er ihre Hand losließ.

„Zehn Jahre,“ entgegnete ſie.

„Ja, ja,“ fuhr er lebhaft fort; „ich erinnere mich. Ich war damals 22 Jahre alt und Sie feierten gerade Ihren 18. Geburtstag. Wie die Zeit doch hingeht!“

Im Stillen konnte er ſich aber immer noch nicht faſſen.

War das wirklich jene Emmi mit dem roſigen Geſichtchen und dem blonden Gretchenhaar? Jene Emmi, die ihm das Mendelsſohn'ſche Frühlingsliedchen vorgeſpielt, die ſo hell gelacht und ihm verſichert hatte, Emanuel Geibel wäre ihr Lieblingsdichter und ſie läſe ſo gern Romane und Novellen? Namentlich die von Hackländer — da ginge es immer ſo vornehm her und da gäbe es oft was zum Lachen.

Sie ſchien ihm dieſe Gedanken aus dem Geſicht zu leſen.

„Es kommt Ihnen wohl wunderlich vor,“ begann ſie und zog ſich das Tuch wieder in die Stirn, „mich hier zu finden?“

„Ja,“ ſagte er, „ja.“

„Mir ging es ebenſo! Namentlich in den erſten Jahren. Ich konnte mich manchmal nicht recht begreifen und glaubte, ich müßte jeden Augenblick aus dieſem tollen Traum erwachen. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt, jetzt iſt mir Alles ganz einerlei. Schade, daß ich mich nicht mehr freuen kann, ſonſt würde es mich freuen, Sie wiedergeſehen zu haben.“

„Sie ſcheinen nicht glücklich zu ſein?“ fragte er forſchend.

„Glücklich!“

Sie lachte ſchrill und häßlich auf.

„Wie ein verſtimmtes Clavier,“ dachte er.

„Glücklich? Hier innen,“ ſie legte die Hand auf die Bruſt — „da iſt Alles todt und leer. Früher habe ich das Wort „vegetiren“ nicht verſtehen können, jetzt iſt es mir ganz klar geworden: es iſt ein dumpfes Hinleben, ohne Zweck und Ziel, ohne Sinn und Verſtand.“

Der Ton, in dem ſie ſprach, legte ſich ihm ſchwer auf die Bruſt. Er wußte nicht recht warum, aber dieſer Ton widerſtrebte ihm.

„Ich werde Ihnen den Thee bringen.“

Sie erhob ſich raſch und ging hinaus.

Als er allein geblieben war, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen, wie Einer, der über etwas Unvorhergeſehenes, Ueberraſchendes nachſinnt. Und in der That — dieſe Begegnung war ihm überraſchend. Er war ſonſt nicht einer von denen, die ſich um die Welt, das Leben Gedanken machen und grübeln: woher und wohin?

Im Gegentheil: er hatte das Leben genoſſen — weil es ja keinen anderen Zweck hatte. Er hatte Alles genoſſen, was für Geld zu haben war, und für Geld war Alles käuflich: Wein und Weiber, Pferde und Hunde, Freundſchaft und Liebe.

Daß er nun in den letzten Jahren zum paſſionirten Bilderfreunde geworden, hatte ſeinen Grund. Er war des Treibens müde geworden; er hatte auf den Grund des Bechers geblickt, von dem er den Schaum ſo haſtig geſchlürft, und die Hefe war bitter und ekel.

Alles war eitel!

Ein Gefühl der Menſchenverachtung war über ihn gekommen, er hatte ſeinen Kameraden ein Lebewohl geſagt, ſein Gütchen einem Verwalter übergeben und war auf Reiſen gegangen.

Erſt ſeit zwei Jahren war er wieder daheim.

In ſeiner Jugend — viel dachte er nicht an dieſe Zeit, in der Alles ſo hell, ſo rein war; das viele Denken daran verdarb ihm jedes Mal die gute Laune — war er ein guter Zeichner geweſen und ſeine Eltern, beide von ganzem Herzen der Kunſt zugethan, hatten in ihm ſchon früh eine nicht gewöhnliche Empfänglichkeit für dieſelbe erweckt.

Das Studium der Malerei, der Ankauf guter Originale und Copien, ſowie eigene kleine Arbeiten hatten ihn zu intereſſiren begonnen. Zuerſt hatte er dieſe Bilderpaſſion allerdings wie einen Sport aufgenommen — war es ihm doch einerlei erſchienen, womit er ſeine Zeit ausfüllte und wie er den letzten Reſt ſeines Vermögens anlegte: ob er ihn in Champagner vertrank, im Spiel verlor oder ob er ſich Bilder kaufte.

Was zuerſt nur Sport war, wurde allmählich etwas Beſſeres — er gewann die Kunſt lieb.

Manchmal flog ihm zwar die Frage durch den Kopf: „Betrügſt Du Dich nicht ſelbſt? Iſt es doch nicht nur ein oberflächlicher Dilettantismus, ein Coquettiren mit der Kunſt, ein geheuchelter Enthuſiasmus?“

Doch ſchüttelte er ſolche Gedanken immer ſchnell von ſich. Was wäre daraus geworden, wenn er mehr darüber nachgedacht hätte? Gar nichts. Er wäre nur nervöſer geworden.

„Ich begreife Dich nicht, Richard,“ hatte ihm einmal ſein Vetter, der Erlenhöffſche geſagt, „wie kannſt Du ſo hinleben? Wirſt Du dieſes Lebens denn nicht überdrüſſig? Thue doch etwas Vernünftiges — etwas für Dein Gut, Deine Leute, die Schule — nur thue etwas.“

Damals war er ärgerlich geworden, hatte dem ungebetenen Rathgeber eine

derbe Antwort gegeben, und die Beiden waren aus einander gegangen. Sie verkehrten ſeitdem nicht mehr.

Beim Abſchied hatte ihm der gutmüthige Walter aber doch die Hand gereicht. „Es wäre ſchade um Dich, lieber Richard," hatte er geſeufzt, „Du haſt einen ſo guten Fond, aus Dir könnte etwas Tüchtiges werden. Meinetwegen ein Künſtler, wenn es durchaus ſein muß — aber dann ein ganzer. Nur nichts Halbes! Doch der Landwirth, der in Dir ſteckt, iſt tüchtiger als der Künſtler — glaub's mir. Uebrigens — wie Du willſt. Nur das Eine laß Dir geſagt ſein: Wenn Du einmal ſiehſt, Du ſeiſt in die Irre gegangen und einen anderen Weg einſchlagen willſt: ich bin zu jeder Stunde für Dich zu ſprechen."

Natürlich, das wäre das Richtige geweſen, es dem Erlenhöffchen nachzuthun! Immer nur von ſeinen Bauern und von der Verbeſſerung ihrer Lage zu reden, immer nur mit dem Paſtor die Köpfe zuſammenzuſtecken und zu berathen, ob nicht eine Klaſſe in der Schule zu wenig ſei, ob Jahnis ſo und Fritzis ſo nicht von der Zahlung des Schulgeldes zu befreien wären, oder gar auf dem Landtage von der Abſchaffung des Patronatrechts zu ſprechen. . . . Nein, das war nichts für ihn. Er arbeitete jetzt an einem Schriftchen, in dem er den Einfluß der Antike auf Rubens nachweiſen wollte. Das war doch noch etwas.

Ja — ein gerechter Herr ſein, das wollte er — aber Gerechtigkeit iſt ohne Härte undenkbar. Er war ſeinen Bauern ein ſtrenger Herr. Am 20., alſo übermorgen, ſollten zwei Wirthe ausgeſetzt werden; es waren ordentliche Leute, darin mußte er ſeinem alten Verwalter Recht geben — allein ſie konnten die Pacht nicht bezahlen. Der eine ſei lange krank geweſen, dem zweiten hätte ein Hagelſchlag die Ernte verwüſtet. . . . Ja, Alles ganz ſchön, was konnte er jedoch dafür? Er mußte doch ſein Geld haben.

„Man darf mit ſolchen Leuten nicht milde verfahren," hatte er dem Verwalter ſcharf erwidert, „das führt zu nichts. Und im Uebrigen — es iſt ein Unſinn — ſie müſſen Geld haben. Straupe's Sohn ſtudirt ja. Iſt das nicht ſchon an ſich eine Thorheit? Warum bleibt der Kerl nicht hinter dem Pfluge, wo er hingehört?"

. . . All' dieſe Gedanken wirbelten ihm jetzt, da er die Stube mit großen Schritten durchmaß, ohne rechten Zuſammenhang durch den Kopf.

Und nun doch die plötzliche Begegnung mit jenem Mädchen, das ihm ſo ganz aus dem Gedächtniß geſchwunden war, und das er einſt friſch und fröhlich in einer anderen Umgebung geſehen hatte. Zwar hatte die Umgebung auch ſchon damals ein Parfüm an ſich getragen, das er nicht beſonders gern hatte. Die beſchränkte Bürgerlichkeit, die halbe Ehrbarkeit mit dem Hinüberſchielen nach ſtrenger Schicklichkeit, das Nachäffen adeliger Formen mißfiel ihm. Namentlich die Mutter, die alte Baum! Er erinnerte ſich, daß er damals mit Fritz Recke übereingekommen war, es wäre dies die dummſte, albernſte Perſon, die ihnen je vorgekommen ſei. Sie hatten ſogar beſchloſſen, ſie ausgeſtopft einem Curioſitätencabinet zu überweiſen.

. . . Doch da ging die Thür knarrend auf und Emmi trat wieder in's Zim-

mer. Sie trug eine kleine Theemaſchine, die ſie auf den Tiſch ſtellte und das ſummende Geräuſch des kochenden Waſſers klang ſo beruhigend, anheimelnd. Man konnte darüber faſt die Regentropfen vergeſſen, die klatſchend an die Scheiben ſchlugen. Er näherte ſich dem Sopha; doch als ihm die vielen Riſſe und Flecke des einſt roth geweſenen Bezuges entgegenſahen, griff er nach der eleganten Reiſedecke, die er mit ſich genommen hatte und breitete ſie über das verſchoſſene Zeug.

Dann ſetzte er ſich.

„Sie thun recht ſo," ſagte ſie, „es ſieht nicht ſehr ſauber bei uns aus. Wer ſoll es auch im Stand halten?"

Sie begann in die Kohlen zu blaſen und als dabei die rothglühenden Fünkchen aus dem Schornſtein ſtiegen, färbten ſich ihre blaſſen Wangen und die dunklen Augen erglänzten.

So erinnerte ſie ihn an ihr einſtiges Ausſehen.

„Nehmen Sie einen Stuhl, liebes Fräulein Emmi," er ſchien es bereits vergeſſen zu haben, daß ſie eine Frau war, „und erzählen Sie mir etwas. Etwas aus Ihrem Leben, aus der langen Zeit, in der ich Sie nicht geſehen habe und vor Allem — wie Sie hierher gekommen ſind?"

„Wie ich hierher gekommen bin? Wie ich hierher gekommen bin?" wiederholte ſie und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. Dann folgte ſie ſeiner Aufforderung und rückte den Stuhl näher zum Tiſch.

Wie ſie aber die Hände ſo müde in den Schooß ſinken ließ und mit einem unbeſchreiblich wehen Ausdruck vor ſich hinſtarrte, als ſähe ſie ein Bild, bei deſſen Anblick es ſie ſchaudere, überkam es ihn faſt wie ärgerliche Ungeduld, ſie überhaupt darnach gefragt zu haben.

Er war kein Freund rührender Geſchichten und weinende Frauenzimmer waren ihm ein Greuel.

Allein die da vor ihm ſaß, begann nicht zu weinen, ſie ſeufzte nicht einmal; nur knotete ſie das Tuch auf und nahm es vom Kopf. Das ſchöne Haar hatte ſie noch — aber es war wirr und unordentlich aufgeſteckt.

„Ach," ſagte ſie dann; „ich verſtehe mich gar nicht auf's Erzählen. Was iſt da auch zu erzählen? Ich nahm ihn, weil ich den Kaufmann Wilbert ärgern wollte, — vielleicht kannten Sie ihn? er machte mir den Hof, ohne um mich anzuhalten — auch weil ich mich langweilte und meinen Couſinen einen Streich ſpielen wollte, von denen jede 3000 Rubel mehr hatte als ich und doch keinen Mann bekamen.

Dann wollte auch meine Mutter durchaus dieſe Partie und vor dem Gedanken, eine alte Jungfer bleiben zu müſſen, hatte ich von jeher ein Grauen. Aber ſehen Sie, Herr von Erler, als er zum erſten Mal bei uns angefahren kam, — die ſchöne Equipage hatte er geborgt, doch erfuhren wir das erſt viel ſpäter — da wollte ich hinter der Thür berſten vor Lachen. Der alte Hirſch hatte mich ihm empfohlen, er bekam nachher 50 Rubel dafür, obgleich Stengel, ſo heißt mein Mann, ihm hundert verſprochen hatte. Stengel hatte nämlich eine reiche Frau nöthig. Reich,

— Du lieber Gott, 7000 Rubel, was iſt denn das? Meine Mutter und ich hielten dieſe Summe allerdings für eine Million. Na, Stengel hat uns ſpäter reinen Wein eingeſchenkt! Der Jude hatte ihm ganz beſtimmt fünfzehntauſend zugeſichert.

Doch wo blieb ich nur? Ja — ich wollte berſten vor Lachen, als er ankam. Und dazu ſein erſtes Geſpräch mit meiner Mutter: er war dumm, und ſie war dumm, und nun wollten ſie beide die Gebildeten ſpielen, ergingen ſich in allerlei hochtrabenden Redensarten, fielen jeden Augenblick aus der Rolle und —"

Die letzten Worte hatte ſie leiſe geſprochen und ſchwieg zuletzt.

Nach einer Pauſe fuhr ſie fort:

„Und wie er ausſah! Die Geſtalt war nicht ganz übel, aber das Geſicht — geiſtlos, öde, ſinnlich, und erſt die Hände! Cyklopenfäuſte — ſo groß. . . . Man konnte für die Trauung nicht einmal die nöthigen Handſchuhe auftreiben; dieſe Größe war nirgend vorräthig.

Hinter der Thür dachte ich: Das gäbe ein Gekicher, ein Geſpött, wenn Du dieſen Kerl nähmeſt! Dieſes kurze Röckchen, das modern ſein ſoll, macht ihn zur Vogelſcheuche. Und ich, Emmi Baum, eine ſimple Krügerin und Müllersfrau! Danke — danke dafür.

Sie müſſen nämlich wiſſen: ich träumte immer von einem Herrn „von". Aber zuletzt wurde ich doch Stengel's Frau.

Warum? Nun, ich ſagte es Ihnen ſchon: ich dachte mir nichts dabei. Einen muß man doch nehmen; der Herr „von" wollte nicht kommen, alſo war's einerlei, wen. Dazu hatte ich ja meine 7000 Rubel. Die Zinſen davon wollte ich für mich verbrauchen, Noten abonniren, ab und zu ein Stückchen klimpern, bei der nächſten Buchhandlung „Ueber Land und Meer", „Das Buch für Alle" beſtellen, leſen, nichts thun und mich möglichſt wenig um meinen ſogenannten „Mann" kümmern. Das war mein Programm.

Ja! und Wilbert würde ſich zu Tode ärgern — das wußte ich und das wollte ich. Aber weder hat er ſich zu Tode geärgert, noch habe ich die Zinſen meiner 7000 Rubel verbrauchen können. Die — es waren Prämien erſter Emiſſion — hat Stengel ſammt den Zinſen unter die Leute gebracht und mir blieb das Nachſehen. Nicht, daß er ſie unnütz verplackert hätte; aber wir hatten kein Glück. Einmal brannte der Viehſtall ab, ein anderes Mal wurde der Mühlendamm vom Waſſer fortgeriſſen und ſo immer weiter."

Nun ſchwieg ſie wieder und er ſchlürfte den heißen Thee — doch wollte ihn der gar nicht recht erwärmen. Ihn fröſtelte. Er nahm deshalb die Rumflaſche, die ſie neben ſein Glas geſtellt hatte, und goß ein paar Theelöffel davon in das Getränk, obgleich ihm der Rumgeruch von jeher zuwider war.

„Wollen Sie für ſich nicht auch ein Glas Thee einſchenken, Emmi?" fragte er, um nur überhaupt etwas zu ſagen.

Sie ſchüttelte verneinend den Kopf.

„Sie können etwas mehr hinzu thun. Der Rum iſt nicht ganz ſchlecht.

Es iſt Ananas-Rum; er ſtand in meinem Schrank und ſtammt noch von Willy's Beerdigung."

„Wer war Willy?"

„Mein Kind," entgegnete ſie. „Er ſtarb mit den übrigen und ſo war es ja wohl auch am beſten."

In einer plötzlichen Aufwallung warmen Mitgefühls griff er nach ihrer Hand.

„Arme Emmi!" ſagte er leiſe. „Ihre Kinder ſind todt?"

„Nicht alle. Zwei leben noch, drei ſtarben am Scharlach — alle acht Tage immer eins. Der eine Junge, der Hugo, lebt, auch der zweite. Der iſt ein Krüppel, er hat den Waſſerkopf. . . . Können Sie es, Herr von Erler, verſtehen, daß eine Mutter ihre Kinder nicht liebt?"

Sie hob die Augen zu ihm auf und blickte ihn forſchend an.

Dieſe Frage ſetzte ihn faſt in Verlegenheit, er hatte nie darüber nachgedacht. Aber eine Mutter mußte ihre Kinder doch lieben, das war ja das Natürlichere.

„Nein," gab er deshalb zur Antwort.

Sie nickte ein paar Mal ſchweigend.

„Dann werden Sie mich auch nicht begreifen. Ich liebe meine Kinder nicht, ſie ſind mir gleichgiltig und das Krüppelchen iſt mir ſogar verhaßt, weil es Stengel's Züge trägt, eben ſo wie der andere Bube, der noch am Leben iſt. Nur den Willy hatte ich lieb, — der hatte ein ganz fremdes Geſicht, weder ſein's noch mein's, und mußte doch auch ſterben!"

Sie legte die Arme auf den Tiſchrand und ließ den Kopf ſchwer auf dieſelben ſinken.

„O Gott! o Gott!" ſtöhnte ſie dann dumpf, „was rede ich nur. Vergeben Sie mir, Herr von Erler. Jahre lang habe ich das Alles in mir getragen, verſchloſſen in der Bruſt und nun drängt es ſich mir mit Gewalt über die Lippen, ohne daß ich dem wehren kann. Bin ich doch endlich einmal einem Menſchen gegenüber, der ahnen kann, wie es in mir ausſieht, der mich vielleicht gar verſteht."

Er rührte ſtumm mit dem Theelöffelchen ſeinen Thee und blickte auf die kleinen Waſſerblaſen, die von dem Zucker aufſtiegen — eins nach dem anderen, um an der Oberfläche zu zergehen.

Sie richtete ſich aus ihrer Stellung nicht empor, ſondern begann wieder leiſe zu reden.

„Wer trägt an alledem die Schuld? denken Sie und haben eine Antwort im Geiſte ſchon fertig. Die Frau natürlich, denn in einer unglücklichen Ehe laſtet die Schuld in hundert Fällen neunundneunzig Mal auf der Frau. Das iſt aber eine Unwahrheit, Herr von Erler. Natürlich trage ich auch die Schuld — natürlich. Aber nur ‚auch'. Alle ſind ſie ſchuldig — meine Mutter, ich und die Zuſtände und die Welt — Alles, Alles! Wie erzieht man uns? was macht man aus uns? was lehrt man uns? Man ſtößt uns in die Ehe, wie man einen jungen Hund in's Waſſer wirft und ſagt: ‚Schwimme'.

Und in der Ehe: für den Mann die Freiheit, für die Frau die Pflicht, für

ihn die Entſchuldigung jeglichen Fehltritts, für ſie die Verachtung in gleichem Falle. . . . An einander gebunden ſchleppt man dann ſeine Tage hin und dankt Gott, wenn Einem nie die Augen darüber aufgehen. Und warum das ſo iſt? Ich will es Ihnen ſagen: weil wir keinen Gott haben, keinen Charakter, keine Liebe.

Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe drei — aber die Liebe iſt die größte unter ihnen."

„Sie ſehen zu düſter, zu ſchwarz, liebe Emmi," begann er. „Die Welt —"

Doch ſie ließ ihn nicht ausreden.

„Zu düſter und ſchwarz?"

Ihre Blicke ruhten feſt und ſtreng auf ihm.

„Zu düſter und ſchwarz? Sehen Sie ſich nur um, Herr von Erler, ſehen Sie ſich nur um. Wie lebt die Mehrzahl der Menſchen hin? Haben ſie einen Charakter, wollen ſie einen Charakter?

Einen Charakter bekommt man nicht mit auf die Welt, man muß ihn ſich erarbeiten, erwerben, erſchaffen, und dazu fehlt's uns an Zeit und Kraft. So ſchlendert man denn auf der breiten Heerſtraße des Lebens hin und fällt und ſtrauchelt, wenn man ſich ernſteren Aufgaben gegenüber ſieht. Ich liege auch am Boden und kann mich nicht aufrichten, und der, von dem ich Hilfe erwarten könnte, hört mich nicht, weil ich nicht zu beten verſtehe, nie zu beten verſtanden habe. Gott iſt mir verloren gegangen — nicht mir allein, vielen, den meiſten. Die Religion iſt uns ein Regenſchirm geworden. Wenn die Sonne ſcheint, ſtellen wir ihn in die Ecke, und wenn's regnet, kriechen wir darunter. Und erſt die Liebe! eine ſentimentale Dummheit, über die man, Gott ſei Dank! hinaus iſt, und doch — o, ich kann es Ihnen ſchwören, Herr von Erler — ohne Liebe wird jede Ehe zum Verbrechen.

. . . Wiſſen Sie, was Stengel geſtern zu mir ſagte? ‚Wenn man nach Geld heirathet, muß die Frau wenigſtens dreimal ſo viel haben wie Du. Hätte der verfluchte Jude mich mit Deinen Fünfzehntauſend nicht belogen, wäre es mir nie eingefallen, Dich zu nehmen.' Wie gefällt Ihnen das? Und das ſagte er mir in Gegenwart der Geſellen und dann — dann ſtieß er mich. . . . Sieben Jahre hat er nicht gewagt, Hand an mich zu legen — ſieben Jahre. Denn das habe ich ihm geſagt: Sobald Du mich ſchlägſt, gehe ich in die Schleuſe, verlaß Dich darauf."

Sie wiſchte ſich mit der flachen Hand eine Thräne aus dem Auge.

„Ich fürchte," begann ſie dann ruhiger; „Sie werden mich wohl für etwas überſpannt halten, wie die Geſellen und unſer Paſtor, mit dem ich mich einmal ausſprechen wollte. Aber ich habe ſo lange über alle dieſe Dinge nachgegrübelt und ſehen Sie, ſeit geſtern, wo er mich geſtoßen hat, iſt es mir ſo wüſte im Kopfe geworden, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn ich allerlei Thörichtes zuſammenſchwatzte. Ich muß Alles herausreden, was mir in den Sinn kommt. In der Bruſt, hier, krampft ſich's immer ſo ſchmerzhaft, und während der letzten Nacht habe ich keine Minute geſchlafen.

Daß Sie mich nicht in allen Stücken begreifen werden, glaube ich. Sie,

der Sie so glücklich und gut sind. Wissen Sie auch, daß ich Ihre Frau gesehen habe?"

„Meine Frau?"

Er schüttelte den Kopf. Sprach dieses Weib nicht im Fieber? Seine Frau?

„Ja, ja," hub sie schnell an, „vor einem Jahr im Sommer. Es war eine heiße Zeit, da ließ sie hier halten, weil das kleine Jungchen — sie nannte ihn auch Willy — durstig geworden war. Als ich dem Kleinen das Glas hinreichte, guckte er die Mama — sie sah so lieb und freundlich aus — ernsthaft an und fragte:

„Hat der liebe Gott das Wasser auch gemacht, Mama?"

„Ja, mein Kind," sagte sie mit einer Stimme so lind wie Harfenton.

„Und die Blumen auch?"

Sie nickte. „Ach, was muß der liebe Gott doch für ein guter Mensch sein!" rief da das Bübchen und trank in vollen Zügen.

„Der liebe Gott ist wohl eben so gut wie Papa?" fragte darauf das blonde Mägdlein, das stumm nebenan gesessen hatte.

„O, noch viel, viel besser, Erika," sagte die Mutter und küßte ihre Kleine.

Und nachher, Herr von Erler, nachher, als ich das Rollen des Wagens langsam verhallen hörte, saß ich auf der Schwelle des Hauses und habe mich vor Weinen nicht lassen können. Hätte ich nicht auch eine solche Frau werden können? hätte ich nicht auch meinen Mann und meine Kinder lieb haben können? Warum hat mich Niemand zurückgehalten, da ich kalten Herzens vor den Altar trat? warum hat mir keine Menschenseele zugerufen: ‚Du frevelst am Heiligsten!'

. . . Erst nachher erfuhr ich, daß es Ihre Frau gewesen war. Jahnis hatte den Kutscher gekannt und sagte: ‚Das war die Erlenhöffsche Frau, die hier gehalten hatte. Sie ist ein armes adeliges Fräulein gewesen und die Verwandten des Herrn sind alle mit dem Kopf gegen die Wand gerannt, als sie von seiner Heirath gehört haben. Doch er hat sich nichts daraus gemacht, weil er sie unmenschlich lieb gehabt hat, und nun sollen sie leben wie ein Paar Tauben.' Und seit jenem Tage habe ich oft an Sie gedacht, Herr von Erler, und immer die Ohren gespitzt und aufgehorcht, wenn die Leute in der Schänke von Ihnen redeten, und ihnen eine Cigarre d'rüber gegeben oder das Branntweinglas voller gegossen, wenn sie etwas besonders Gutes von Ihnen zu berichten wußten. Mir sind die Augen immer mehr aufgegangen und immer schmerzhafter hat es an meiner Seele genagt. Aber es ist zu spät für mich gewesen. Ich habe mich wohl ändern und bessern wollen, aber nicht mehr ändern und bessern können. Wenn man einen Baum, dessen Kraft erstorben ist, biegen will, bricht er. Ich habe nicht mehr so werden können, wie Sie sind! — Das ist doch ein Leben. Man hört kein böses Wort über Sie. ‚Das ist doch ein Herr,' sagen die Leute; ‚ein wirklicher Herr; er sorgt für Alles; er sorgt für seine Bauern, er sorgt für seine Wälder und Felder und denkt vom Morgen bis zum Abend: Wie macht man das besser?'

Ja, das ist doch noch ein Leben! Immer zu schaffen, zu arbeiten, zu sorgen,

ein warmes Herz zu haben und der Liebe fähig zu ſein. O, Herr von Erler, Sie haben das Wahre ergriffen und, ich fühle es, nur ein ſolches Leben iſt das wahre Leben, das ſo Viele ſuchen und ſo Wenige finden."

Er ſtarrte in ſein Glas, rührte mechaniſch mit ſeinem Theelöffel und wagte die Augen nicht aufzuſchlagen. Denn dort mußte ſie es ja leſen. Da ſtand es doch klar und deutlich: „Du verwechſelſt mich mit meinem Vetter Walter. Ich habe weder Weib noch Kind, ich ſorge weder für meine Bauern, noch für Felder und Wälder; ich ſorge nur für mich, für Richard von Erler: für mich exiſtirt nichts Anderes, als dieſes Ich. L'état c'est moi!"

Aber wozu hatte ſie nur das Alles geſprochen? Ihre Worte waren ihm wie ein ſcharf geſchliffener, ſpitzer Dolch in das Herz gefahren. Wirklich — ſo war es ihm zu Muthe. Er fühlte etwas wie Schmerz in der linken Seite, in ſeinem Herzen. Vor allen Dingen mußte er ſie über ihren Irrthum aufklären. Und im Grunde war es doch einerlei, was ſie von ihm dachte; er war ſo, wie er war und wollte ſich nicht beſſer machen. . . . Doch er kam nicht dazu, ſeinen Entſchluß auszuführen, denn die Thür ward halb geöffnet, der Kopf einer alten Frau in grauer Nachthaube ſah herein.

„Emma!"

„Meine Mutter ruft mich."

Sie war ſchnell von ihrem Sitz aufgeſprungen und er war allein.

„Wie hatte ſie doch geſagt? Das iſt doch noch ein Leben! immer ſchaffen, ſorgen — ein warmes Herz haben — der Liebe fähig ſein . . ."

Er ſtützte den Kopf in die Hand. Der Regen klopfte noch immer an die Scheiben. Durch die Spalten der ſchlecht ſchließenden Fenſter pfiff mit leiſem Aechzen der Wind, und man hörte das Toſen des Waſſers, wie es über die Mühlenräder ſtürzte. Ihm aber war zu Sinn, als hätte eine unſichtbare Hand einen Nebelvorhang zerriſſen, der bisher vor ſeinem geiſtigen Auge gelegen, als ſähe er nun eine öde, dürre Fläche vor ſich, grau, ganz grau und darüber mit leuchtender Flammenſchrift die Worte: „Mein Leben". Und er ſelbſt ſtand auf einem ſchmalen Stege, hart am Rande eines Abgrundes, und wenn er hinabſah, erblickte er nichts als eine bodenloſe, ſchwarze Tiefe und hörte ein Lachen, und dies Lachen klang ganz wie das des alten Buchheim.. Ihn durchſchauerte es.

„Unſinn," rief er dann plötzlich halblaut, daß es in dem ſtillen Zimmer klang, als riefe es Jemand höhniſch aus einer dunklen Ecke; „Unſinn! Ich glaube, ich bin im Begriff ſentimental zu werden."

Er griff haſtig nach dem Rum „von Willy's Beerdigung" und goß davon in das halbgeleerte Theeglas.

„Ich werde doch einmal gleich nachſehen, ob die Leute mit den Pferden da ſind? Ich will heute weiter auf jeden Fall, ich will fort aus dieſem unheimlichen Hauſe. Ich ſehne mich nach meinen Zimmern, meinen Bildern."

Doch da trat ſie ſchon wieder in's Zimmer.

„Ihr Wagen iſt glücklich hergebracht," begann ſie, „aber der Schmied —

wir haben hier unten einen, gleich neben der Schleuſe — kann erſt nach einigen Stunden mit den Reparaturen fertig ſein. Sie werden hier zur Nacht bleiben müſſen."

„Das kann ich nicht," ſagte er kurz.

„Sie fürchten Ihre Frau in Unruhe zu verſetzen, ich begreife das. Solch eine Frau!"

Sie ging langſam, gedankenvoll bis an das Clavier.

„Erinnern Sie ſich noch des Liedes, Herr von Erler, das ich an jenem Nachmittage ſang und zu dem Sie die Begleitung ſpielten?"

„Nein. Es iſt ſo lange ſeitdem her, Emmi. So viele Jahre."

Sie hatte ſchweigend das Inſtrument geöffnet.

„Ich habe eine Bitte an Sie. Spielen Sie die Begleitung. Singen kann ich nicht mehr, meine Stimme iſt wie eingeroſtet, ſpielen kann ich auch nicht mehr. Ich habe es in der erſten Zeit wohl verſucht, aber die Töne klangen mir immer ſo, als weinte Jemand da drinnen im Clavier, als wäre ich es ſelbſt, und das ſchnitt mir immer ſchmerzhaft in's Herz. Da habe ich davon gelaſſen. Das Clavier iſt ſeit Jahren nicht geöffnet, ein paar Taſten im Discant ſtocken auch ſchon und Stengel will es nächſtens verkaufen. Verſtimmt iſt es auch, — allein das macht nichts, ich möchte jenes Lied noch einmal hören. Doch ich vergaß Ihnen das Lied zu nennen, es war: „O lieb, ſo lang Du lieben kannſt." Ich glaube, es iſt von Geibel."

„Nein, von Freiligrath," entgegnete er und ſetzte ſich an das Inſtrument.

„So . . . mag wohl ſein. In meinem Kopfe geht Alles durch einander, und mir iſt ſo dumpf in der Seele."

Er begann die einfache Melodie. Sie hatte die Wahrheit geſprochen: das Clavier war ganz abſcheulich verſtimmt und hatte wirklich einen jammernden Ton, der auch ihm wie Weinen klang. „Als weinte ich ſelbſt," hatte ſie geſagt und „Als weinte ich ſelbſt," fühlte auch er ſich verſucht zu ſagen. . . . Aber er hatte ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr geweint.

Dieſer Ton that ihm wehe, und doch konnte er nicht aufhören: ihm war, als müſſe er immer weiter ſpielen, immer weiter, und ſo rankte er denn allerlei kunſtloſe Variationen um die Melodie und fuhr in ſeinem Spiele fort. Und die Töne, die ſo wehe aus dem Clavierchen erklangen und ihn mit einem heimlichen Schmerz erfüllten, weckten allerlei verblichene Bilder in ſeiner Seele. Seine Jugend, ſein Jünglingsalter zogen in heller Klarheit herauf, und immer trüber und dunkler wurden jene lichten Bilder, je mehr ſie ſich ſeinem Mannesalter näherten. Dazu wie zum Hohn die Verſe:

„O lieb, ſo lang Du lieben kannſt,
O lieb, ſo lang Du lieben magſt.
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern ſtehſt und klagſt . . ."

Mit einem ſchrillen Accorde hörte er plötzlich auf.

„Emmi," ſagte er dann, ohne ſich umzuwenden. „Sie haben mich vorhin für einen Beſſeren gehalten, als ich bin. Ich muß Sie darüber aufklären, ehe ich Sie verlaſſe. Sie haben mich mit meinem Vetter Walter auf Erlenhof verwechſelt. All' das Gute, das Sie von ihm geſagt haben, muß ich ablehnen — mir kommt nichts davon zu, gar nichts. . . . Ich habe dahingelebt, als wäre das Leben keine Aufgabe, die wir mit Fleiß zu erfüllen haben, als wäre es nutzlos und zwecklos und ziellos. Und doch — es hat einen Zweck, ein Ziel . . . ich fühle es in dieſer Stunde.

Nicht wahr, Emmi, auch Sie haben falſch gelebt und es liegt noch immer in Ihrer Hand, Ihr Daſein umzugeſtalten. Sie haben ein Kind, dem Sie alles Gute lehren können, Sie haben die Pflicht, es zu einem braven Menſchen zu erziehen. Vielleicht wird ſich auch das Verhältniß zu Ihrem Manne ändern laſſen. Man kann ja ſo Vieles, wenn man will. . . . Ich bin kein Freund von langen und ſchönen Reden, auch gelingen ſie mir nicht. Aber laſſen Sie uns den heutigen Tag nicht vergeſſen, möge er der Grenzſtein eines neuen Lebens für uns Beide, Emmi, für uns Beide ſein." . . .

Doch er erhielt keine Antwort, und als er ſich umſah, gewahrte er, daß er allein war; ſie mußte ihn ſchon während ſeines Spiels verlaſſen haben. Er blieb auf ſeinem Platze ſitzen. Dann und wann griff er mechaniſch einen Accord und ſtarrte in ernſten Gedanken auf ſeine Hand, auf den Ring an ſeinem Finger und achtete nicht darauf, daß das Oel in der Lampe zur Neige ging und die Flamme immer trüber ward. So verging vielleicht eine halbe Stunde. Ein plötzlicher, heftiger Windſtoß, der heulend um das Haus fuhr und das alte Gebälke krachen machte, und ein abgebrochenes Stimmengewirr draußen weckten ihn aus ſeinem Brüten.

Er erhob ſich, ſtreifte den Ring haſtig vom Finger, ſteckte ihn in die Weſtentaſche und trat an's Fenſter. Doch war Alles wieder ſtill geworden, unheimlich ſtill, ſo ſtill, daß er faſt das Brennen des Oels in der Lampe zu hören vermeinte. Aber nun — aus dem Nebenzimmer klang ein leiſes Weinen zu ihm herüber. Er ſtieß die Thür auf und trat ein.

Es war das Schlafzimmer. Ein dünnes Nachtlichtchen flackerte hin und her, und in einem Bette ſaß der kleine blonde Bube von vorhin und weinte. Das blaſſe Geſichtchen ſchaute ſo unglücklich aus den Kiſſen, und aus dem zerriſſenen Hemdchen blickte die weiße Schulter des Knaben.

„Warum heulſt Du denn ſo erbärmlich, mein Junge?" fragte er und fuhr ihm mit der Hand über das weiche Haar.

Der Kleine ſtarrte ihn erſt eine Weile an.

„Es iſt Niemand hier. Wo iſt die alte Greething? Sie hat noch nicht mit mir gebetet, und wenn ich nicht bete, kommt der Wolf und beißt mich. Das ſagt die alte Greething."

„Schlafe nur, Kind, ſchlafe. Ich werde hier bleiben. Der Wolf kommt dann nicht."

„Nein," ſagte das Kind trotzig und verzog das Geſicht wieder zum Weinen;

„das hilft gar nichts. Dann kommt der Wolf und frißt uns Beide. Bete Du mit mir. Da kannſt Du hernach fortgehen und brauchſt nicht bei mir zu ſitzen.“

„Ich verſtehe nicht zu beten.“ Es kam ihm halb unbewußt über die Lippen.

Der Knabe lachte hell auf.

„Du biſt ſchon ſo groß und verſtehſt noch nicht zu beten! . . . Verſuche es nur — vielleicht verſtehſt Du doch ein kleines Verschen. Bei uns betet nur die alte Greething. Mein Papa und meine Mama verſtehen es wohl, aber ſie haben keine Zeit dazu.“

Dann faltete der Kleine die Händchen und ſah ihn erwartungsvoll an. Richard von Erler gerieth vor dem unſchuldigen Augenpaar faſt in Verlegenheit. Er wußte aber wirklich nichts, er hatte alle „Verschen“ längſt vergeſſen.

. . . Eins, ja eins kannte er wohl; es war zwar kein Gebet, ſondern nur ein Vers aus dem Heine, doch was ſollte er mit dem Jungen beginnen? So faltete denn auch er die Hände und ſprach langſam:

„Fürcht Dich nicht, Du liebes Kindchen,
Vor der böſen Geiſter Macht!
Tag und Nacht, Du liebes Kindchen,
Halten Englein bei Dir Wacht!“

„Das war hübſch, von den Englein,“ ſagte der Kleine und legte ſich in das Kiſſen zurück. Bald war er eingeſchlafen. Richard von Erler ſaß jedoch noch am Bett und fühlte, wie es ihm feucht in's Auge geſtiegen war — fremd und ungewohnt.

Die tiefe Stille um ihn ward aber plötzlich jäh unterbrochen. Man hörte eine Thür krachend auffliegen, noch eine und dann ſtürzte die alte Baum in's Zimmer.

„Iſt meine Tochter hier?“ rief ſie keuchend, athemlos. Das dünne, graue Haar hing ihr wirr in das welke Geſicht und ſie zitterte an allen Gliedern.

„Nein,“ ſagte er; „nein. Ich bin ſchon lange allein.“

„Gott! Gott!“ ſchrie ſie auf und hielt ſich an der Wand. „Nun iſt das Unglück da. . . . Als die Emmi vorhin aus dem Zimmer kam, war ſie bleich wie die Kalkwand und große Thränen ſtanden ihr in den Augen.

‚Mutter,‘ ſagt ſie, ‚haſt Du das Lied gehört, das Herr von Erler geſpielt hat?‘ ‚Nein,‘ ſage ich. Da kommt der Jahnis: der Meiſter wolle die Meiſterin ſprechen, ſie ſolle gleich in die Mühle kommen. Mir aber flüſtert er zu: ‚Gehen Sie ihr nach, Mutter, es wird was geben zwiſchen den Beiden. Der Meiſter iſt eben im Stall geweſen und hat geſehen, daß die Kälber heute nichts zu freſſen bekommen haben. Die Mare iſt den ganzen Tag fort geweſen zur Hochzeit und die Frau wird die Kälber vergeſſen haben.‘

Da laufe ich zu ihnen, ſo ſchnell mich meine alten Beine tragen wollen. Als ich aber dort bin, iſt ſie nicht mehr da. Er hat ſie geſchlagen dort in der Mühle, die Swirgsdin'ſchen Knechte haben es geſehen, und nunmehr finde ich ſie nirgend!“

Sie fing wieder an zu ſchluchzen und dazwiſchen aufzujammern und allerlei Flüche gegen ihren Schwiegerſohn auszuſtoßen.

„Wenn ſie nur nicht in's Waſſer geſprungen iſt! Sie hat immer einen ſo aparten Kopf und that, was ſie wollte. Aber dann muß er nach Sibirien, dieſer Stengel, dieſer Mörder. . . . Und die letzte Prämie hat er mir auch noch abgeſchwatzt! Dieſe letzte Prämie, von der ich immer in den Karten ſah, daß ein Gewinnſt auf ſie fallen werde."

Das Licht im Leuchter flackerte ein paar Mal auf und verloſch ziſchend. Sie tappte ſchnell nach der Thür und ſtürzte wieder hinaus. Richard von Erler folgte ihr.

Der Regen hatte aufgehört, doch die Nacht war ſchwarz und ein ſchneidender Nordwind blies ungeſtüm; klatſchend ſchlug er das Waſſer an den gemauerten Uferrand, und von drüben her, wo das Freiwaſſer ging, kam ein Brauſen — dumpf und toſend. Dann und wann blinkte ein Stern durch die zerriſſenen Wolken und ſchwand wieder, wenn die Lücke ſich ſchloß, und auf der Straße rieſelte das Regenwaſſer in kleinen Bächen plätſchernd dahin.

Laternen gingen hin und her; man hörte ein aufgeregtes Schreien und Durcheinanderreden und ſah Leute am Ufer auf und ab eilen. Richard von Erler ſah, wie die Alte, deren Haar im Winde wehte, kreiſchend auf die Menge zuflog, er hörte ſie laut aufſchreien und war dann auch inmitten des Menſchenhaufens. Friedrich drängte ſich an ihn heran. Der hübſche Burſche war leichenblaß und ſeine Lippen bebten.

„Dort iſt ſie hinabgeſprungen," ſagte er haſtig und wies mit der Hand auf das Waſſer, das ſchwarz und finſter dalag und auf deſſen Wellen nur von Zeit zu Zeit der Lichtſchimmer aus den Laternen wie ein behender Irrwiſch zitterte; „gerade dort. Ich kam eben aus der Schmiede, um Ihnen zu ſagen, es hätte der Schmied ganz unvermuthet eine Achſe mit den nöthigen Rädern gefunden, die zum Wagen paßten und wir könnten uns nun gleich auf den Weg machen. Da ſah ich die junge Krügerin aus der Mühle laufen und plötzlich, wie ich mich mühe, dicht hinter ihr herzugehen, um den Weg in der Dunkelheit nicht zu verfehlen — iſt ſie verſchwunden. Ganz dicht vor mir, wie von der Erde verſchlungen. Ich höre nur das Waſſer zuſammenſchlagen und fühle es mir feucht in's Geſicht ſpritzen; nur noch einen Schritt weiter und ich hätte auch drin gelegen. Und es ſoll faſt drei Faden ſteil in die Tiefe gehen, Herr! Da laufe ich zurück und ſchreie um Hilfe, — ja, nur noch ein kurzes Schrittchen und aus wäre es auch mit mir geweſen, Herr."

Er ſchauerte zuſammen.

„Gehe doch in's Haus, Fritz," ſagte der junge Mann leiſe, „oder ſetze Dich in den Wagen, Du ſiehſt ja wie ein Geſpenſt aus."

Unterdeſſen fing es an immer lärmender in dem Menſchenknäuel herzugehen; Männer und Weiber ſchrien und kreiſchten durch einander. Ein in Brand geſteckter Reiſighaufen beleuchtete mit rother, unruhiger Flamme das grauſe Nachtbild, während vom Hauſe her die Hunde laut und klagend winſelten.

„Da iſt ja nichts mehr zu machen," ſchrie ein ſtarkknochiger, mehlüberſtaubter

Mann; „lebendig kriegen wir ſie nicht heraus. Der Strom wird ſie zur Freiſchleuſe hingetrieben haben.“

„Mörder! Mörder!“ gellte es aus dem Munde der Alten, die mit geballter Fauſt auf ihn losſtürzte.

„Gehen Sie in's Haus, Mutter,“ rief er barſch, indem er ſie abwehrte. „Sie haben hier nichts zu thun. Glauben Sie denn, daß ſie bei voller Vernunft war, als ſie in's Waſſer lief? Deshalb ſpringt kein vernünftiger Menſch in die Schleuſe.“

„Dort, dort liegt ſie!“ ſchrie plötzlich eine Stimme aus der Menge. „Da ſchwimmt etwas Schwarzes!“

„Setzt Euch doch in's Boot und rudert hin,“ tönte eine zweite. „Vielleicht iſt ſie noch zu retten.“

Ein paar Leute zogen den Kahn in's Waſſer, und haſtig glitt er über die dunkle Fläche. Das Klatſchen der Ruder klang deutlich durch die Stille, denn athemlos und ſchweigend ſtarrte Alles auf die Laternen am Steuer, und ſelbſt der Wind war einen Augenblick ſtill geworden. Man ſah, wie ſie mit Stangen und Haken in die Tiefe tauchten, man ſah, wie das Boot ſich bald rechts, bald links neigte. Allein ſeine Beute gab das Waſſer nicht wieder heraus.

Richard von Erler hatte ſich an die Brüſtung gelehnt und blickte in halber Betäubung hinab in die Fluth, die bodenlos und ſchwarz zu ſeinen Füßen lag. Ihm war, als läge auch er unten im Abgrunde, in der Waſſertiefe zerſchmettert, zerbrochen, todt. . . .

„Iſt ſie gefunden?“ fragte er nach einer Weile den Nächſtſtehenden und mühte ſich, dem Ton ſeiner Stimme einen ruhigen Klang zu geben.

„Nein — es war nur ein ſchwimmendes Buſchwerk. Die findet man nicht vor acht Tagen, Herr. Ich kenne dieſen Teich, der giebt einen, den er im Rachen hat, nicht ſo bald wieder heraus.“

Der Nachen war wieder zurückgekommen.

„Es iſt nichts zu machen, Leute,“ rief der Müller, indem er an's Land ſprang; „wir müſſen bis morgen warten. Hier kommt jede Hand zu ſpät.“

Der Wind hatte ſich wieder aufgemacht und der Regen begann wieder in kleinen Tropfen zu fallen. Ein Fröſteln durchflog den Körper Herrn von Erler's, und das kühle Naß, das ſeine heiße Stirn traf, erinnerte ihn erſt jetzt daran, daß er ohne Kopfbedeckung in der kalten Herbſtnacht ſtand. Er wandte ſich zum Gehen. Auf einem Balken in ſeiner Nähe kauerte noch immer die alte Baum. Ab und zu hob ſie die drohend geballte Hand, murmelte ein paar unverſtändliche Laute und blickte wie geiſtesabweſend auf die Frauen, die ſie umringt hatten und ſie mit gut gemeinten Troſtesworten zu beruhigen ſuchten.

„Sie hat einen leichten Tod gehabt,“ ſagte die Eine. „Tröſtet Euch, Mutter,“ beruhigte die Andere, „und denkt daran, daß ſie jetzt von allem Uebel erlöſt iſt. Sterben muß man ja einmal — ſo oder ſo.“

. . . In der guten Stube des Kruges war es dunkel und einſam; das Oel

in der Lampe war ausgegangen, die Flamme erloſchen und erſt nach längerem Suchen fand Herr von Erler ein halbes Licht auf der Lette. Dann rief er nach Friedrich.

„Wann können wir fort, Fritz?“

„Sehr bald, Herr. Indrik hat die zerriſſene Stränge ſchon reparirt. Ich werde mich nach dem Schmied umſehen, vielleicht können wir gleich mit Allem fertig ſein.“

„Du haſt wohl einen tüchtigen Schreck bekommen, Junge?“

„Ja, Herr. Er war mir in die Beine gefahren und vorhin konnte ich kaum ſtehen. Jetzt geht es ſchon.“

Richard trat an den Tiſch und goß ein Gläschen voll Rum.

„Trink',“ ſagte er, ihm das Weinglas hinhaltend. „Haſt Du denn eine ſolche Angſt vor dem Tode?“

„Ja!“ Fritz ſchüttelte ſich. „Wer will mit achtzehn Jahren ſterben? Es iſt doch ſo ſchön, zu leben!“

Ein ſonderbares Lächeln flog über das Geſicht Herrn von Erler's, der nach ſeiner Art im Zimmer auf und nieder zu gehen begann.

„Geh',“ ſprach er und blieb vor dem Burſchen ſtehen, „geh' und komme nach einer halben Stunde wieder.“

Eine Weile ſtarrte er düſter vor ſich hin auf den Boden, löſte, wie in plötzlichem Entſchluß, dann ein Bleifederchen von ſeiner Uhrkette und ſetzte ſich an den Tiſch. Die Gläſer und Kannen ſchob er bei Seite, putzte das ſchwelende Licht und entnahm ſeinem Notizbuch einen wappengeſchmückten Briefbogen und ein zuſammengefaltetes Papier. Es war die Verſchreibung Herrn Buchheim's an ſeinen Schwiegerſohn: 100,000 Rubel, zahlbar eine Stunde nach der Trauung.

Darauf begann Richard von Erler zu ſchreiben, ſchnell und ohne abzuſetzen, als hätte er jedes Wort ſchon lange überlegt.

Als er fertig war, ſchob er das Briefchen und die Verſchreibung in ein Couvert, legte ſeinen Verlobungsring dazu und adreſſirte: Herrn Chriſtoph Buchheim. Wohlgeboren. Auf Bächhof.“

„Gott ſei Dank!“ flüſterte er leiſe vor ſich hin. „Ich hätte es keine Stunde länger aushalten können.“

Allein er war mit ſeiner Correſpondenz noch nicht zu Ende; er riß aus ſeinem Notizbuch ein Blatt und ſchrieb mit großen, feſten Buchſtaben:

„Poſchkari. Herrn von Paſſenko. Werde Bilder nicht behalten. Erler.“

Da klopfte es dröhnend gegen die Scheibe, daß er zuſammenfuhr.

„Man hat ſie gefunden!“ ſchrie eine Stimme. „Ganz am jenſeitigen Ufer, zwiſchen den Binſen. Sie wird gleich in's Haus gebracht.“

Man brachte ſie ſchon; er hörte ſchwere, polternde Schritte, er hörte das Jammern der Weiber, das Flüſtern der Männer, das Oeffnen der Thüren. Sie legten ſie in der Krugſtube auf die Bank und die beherzteſte der Frauen goß ihr einen Theelöffel Branntwein in den Mund, während eine andere ein Kiſſen geholt hatte und es der Todten unter den Kopf ſchob. Auch Herr von Erler war näher getreten.

„Vergebens," dachte er, „vergebens!" und blickte bewegt in das Antlitz Emmi Baum's. Die Flammen der Talglichter flackerten unruhig hin und her, zeichneten die Schatten der Anwesenden riesengroß auf die Wand und fielen mit zitterndem Schein auf das blasse Gesicht der Todten. Ein ruhiger, friedlicher Zug lag auf demselben. Das reiche blonde Haar war aufgegangen und berührte den Boden, auf dem die langsam träufelnden Wassertropfen in kleinen Lachen zusammenflossen.

„Macht ein Bett für sie zurecht," sagte der Müller dumpf; „und wer hier nichts zu suchen hat, soll das Zimmer verlassen."

Die Weiber gingen in's Nebenzimmer, um nach dem Bett zu sehen und die Männer drängten sich still aus der Thür.

Der Müller hatte sich an die Seite der Todten gesetzt und strich ihr mit der rauhen Hand das Haar aus der Stirn.

„Arme Person," begann er; „so zu enden. Ich habe es gar nicht so schlecht mit ihr gemeint, Herr, und der Schlag, den ich ihr versetzte, war leicht. Aber ich war meiner nicht mehr mächtig."

Er blickte zu Herrn von Erler auf und fuhr fort:

„Es hat bei uns nicht klappen wollen, wir sind zu verschieden gewesen; es fehlte etwas zwischen uns — ich weiß selbst nicht, was?"

„Die Liebe," sagte der junge Mann leise.

„Kann sein! Aber die ist nur für die feinen Leute. Zwar war sie ja auch fein und verwöhnt, da mag sie dieselbe schon vermißt haben; ich mache mir nicht viel aus solchen Geschichten. Doch hätten wir uns nicht heirathen sollen, das war nicht gut."

Dann trugen sie die Leiche in's Nebenzimmer.

Eine alte Wanduhr schlug mürrisch vier, als Friedrich in's Zimmer trat und seinem Herrn meldete, der Wagen stände vor der Thür.

„Es ist gut so," sagte der und hüllte sich in seinen Reisepelz. „Du jedoch bleibst hier, Fritz, besorgst Dir ein Pferd und bringst diese beiden Briefe reitend an ihre Adresse. Hier diesen einen an Herrn Buchheim auf Bächhof — eine Antwort wirst Du nicht erhalten — und den zweiten an die dortige Telegraphenstation. Dann suchst Du auf irgend eine Weise nach Lindenruh zu kommen. Ich fahre nach Erlenhof zu meinem Vetter und bin erst morgen Abend heim. Und nun gehe und brich Dir nicht den Hals."

Der Bursche aber stand mit einem so verdutzten Gesicht vor seinem Herrn, daß der sich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte.

„Mein Sohn," und er klopfte ihm leicht auf die Schulter: „es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt!"

Einige Minuten später rollte der Wagen den Weg nach Erlenhof hin.

Ueber Kinderheilstätten u. Feriencolonien.

Ein Vortrag, gehalten am 5. März 1888 in der Aula der Universität zu Dorpat von Dr. med. **Karl Dehio,** prof. ext.

Es wird vielleicht nicht mit Unrecht darüber geklagt, daß die heutige Zeit mit ihrem rastlosen Jagen nach Erwerb und verfeinertem Lebensgenuß eine Verschärfung des socialen Kampfes um's Dasein mit sich gebracht hat, wie sie frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht gekannt haben. Ein Jeder sucht für sich und die Seinen das Leben nicht nur glücklich, wenn auch in einfachen und bescheidenen Verhältnissen zu gestalten, sondern will auch den Luxus, den die fortschreitende Cultur mit sich bringt, sich zugänglich machen. Da hierbei ein Jeder bestrebt ist, mehr für sich zu erringen, als im Durchschnitt dem Einzelnen bestimmt ist, so folgt daraus, daß er seine Wünsche nur auf Kosten Anderer verwirklichen kann. So entsteht die Concurrenz, der Wettbewerb um die irdischen Güter, und so sehr ein solcher Wettbewerb auch dazu geeignet ist, die Gesammtheit auf der Bahn des Fortschrittes in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Verkehr zu fördern, so nahe liegt auch die Gefahr, daß der Einzelne über diesem eiligen, allgemeinen Vorwärtshasten die schuldige Rücksicht gegen seinen Nächsten vergißt und zum kalten Egoisten wird, der es nicht verschmäht, die Interessen seines Nebenmenschen zu zertreten, und seien es die größten und heiligsten, wenn er nur seinen eigenen Vortheil dabei findet. Das ist die Schattenseite des Kampfes um's Dasein, den die Menschen gegen einander führen.

Man könnte zum Pessimisten werden und an der fortschreitenden ethischen Veredelung der menschlichen Gesellschaft zu zweifeln beginnen, wenn das vielgestaltige Getriebe des modernen Lebens neben dem trüben Bilde dieses Kampfes nicht auch freundliche Lichtblicke eröffnete. So sehen wir überall da, wo persönliche Vortheile nicht zur Sprache kommen und die individuellen Interessen schweigen, die Erkenntniß, daß die menschliche Gesellschaft für das Wohl ihrer einzelnen Glieder verantwortlich ist und zu sorgen hat, in höherem Maße entwickelt als jemals in früheren Zeiten. Je heißer der Kampf der Einzelinteressen entbrennt, je größere Gesellschaftskreise von demselben ergriffen werden, desto reger wird auch das Bestreben, die Härten dieses Kampfes für den Einzelnen zu mildern, die Zahl der Opfer des-

selben zu verringern und die Besiegten vor dem völligen Untergange zu retten. Es erwacht und wächst damit auch der Sinn für Wohlthätigkeit im weitesten Sinne des Wortes und sichert die Vervollkommnung der Menschheit nach der Seite der Humanität und allgemeinen Menschenliebe.

Welche Fortschritte das öffentliche Bewußtsein in dieser Beziehung gemacht hat, das zeigt sich besonders deutlich in der Beurtheilung des Werthes des kindlichen Lebens. Nicht nur in den rauhen Zeiten des frühesten Mittelalters, sondern bis spät in die Neuzeit hinein repräsentirt das Kind in den Augen der Menge ein Ding, das zwar seinen Eltern zur Lust oder Last gereicht, aber für die Gesammtheit von geringer Wichtigkeit ist. Wird der etwaige Verlust doch täglich durch neuen Nachwuchs ersetzt. Von einer Pflicht der Gesellschaft oder der Gemeinde, diesen Nachwuchs zu hegen und zu schützen, ist keine Rede. Die Erkenntniß, daß die Kinder, eben wegen ihrer eigenen Hilflosigkeit, die öffentliche Fürsorge in noch viel höherem Maße beanspruchen müssen als die Erwachsenen, ist eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten zur allgemeinen Anerkennung gelangt.

Biologisch ist das Kind allerdings auf die Pflege seiner Eltern angewiesen. Diesen letzteren fällt die natürliche Aufgabe zu, die junge Ersatzmannschaft einer Nation so lange zu ernähren und vor dem Untergange zu schützen, bis sie selbst im Stande ist, sich fortzuhelfen. Aber wer tiefere Blicke in die socialen Verhältnisse gethan hat, unter denen ein großer Theil der Kinder eines Volkes zur Welt kommt, der weiß, wie unendlich oft diese natürliche Vorbedingung für die normale Entwickelung des Kindes fehlt und wie viele junge Leben wieder zu Grunde gehen an der Ungunst der Lebensbedingungen, in die sie durch ihre Geburt hineingesetzt sind. Ob und wie diese Bedingungen im Großen und Ganzen günstiger gestaltet werden können, das zu entscheiden ist die Sache der Nationalökonomie; daß aber im einzelnen Fall und auch in sehr vielen einzelnen Fällen Hilfe geschafft werden kann, dafür hat die öffentliche und private Wohlthätigkeit schon glänzende Beweise geliefert. Für einige solcher Werke der Wohlthätigkeit, welche dem kindlichen Alter zu Gute kommen, möchte ich heute Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Wer das Glück gehabt hat, unter der Fürsorge liebender Eltern aufzuwachsen, der weiß, welchen Schatz für Geist und Gemüth er aus einer glücklich und fröhlich verbrachten Jugend in's spätere Leben herübernimmt, der wird zum Kinderfreunde, weil er selbst die Liebe seiner Eltern genossen hat, und wird schon aus dem menschlichen Gefühl des Mitleids allein solchen Bestrebungen seine Theilnahme und Sympathie nicht versagen, welche darauf gerichtet sind, den Kindern, wo es Noth thut, die mangelnde oder ungenügende elterliche Liebe und Pflege zu ersetzen.

Aber nicht nur aus allgemeiner Menschenliebe, sondern eben so sehr aus nationalökonomischen Gründen verdient die Sorge für das Gedeihen der jungen Generation die allgemeinste Unterstützung. Sorgt eine Nation für ihre alten und invaliden Glieder, so erfüllt sie damit eine Pflicht der Pietät, ohne einen Ersatz der daraus erwachsenden Kosten zu erwarten. Wird aber dafür gesorgt, daß die Kinder fröhlich und gesund zu brauchbaren Menschen heranwachsen, so ist das nicht

nur eine humane That, ſondern zugleich eine That, die ſpäter der Nation wieder zu Gute kommt. — Das Kind verlangt Sorge und Pflege und Aufwand von Arbeit und Mitteln, um zu gedeihen. Erſt wenn der Menſch in's Alter der Mannbarkeit und Erwerbsfähigkeit tritt, erſtattet er dieſe Auslagen wieder zurück, indem er durch ſeine Arbeit nach Kräften zur Steigerung des Wohlſtandes ſeiner Nation beiträgt und ſo den Aufwand wieder deckt, den der Staat früher durch die Perſon der Eltern und Erzieher geleiſtet hat, um ſich in ihm ein nützliches Glied zu erziehen. Stirbt dagegen das Kind, bevor es die Arbeit, die der Staat von ihm mit Recht erwarten muß, hat leiſten können, ſo gehen die Auslagen des Staates verloren. — Und wird das Kind nun gar durch Verluſt der Geſundheit arbeitsunfähig oder zum Krüppel, ſo fällt es der Allgemeinheit doppelt zur Laſt, indem es nicht blos die Koſten ſeiner Erziehung nicht wiedererſetzen kann, ſondern auch noch weiterhin unentgeltlichen Unterhalt und Pflege verlangt.

Darum ſind alle Mittel, welche zum Beſten der Kindererziehung und zur Förderung des leiblichen und geiſtigen Gedeihens der Kinder aufgewandt werden, nicht blos ihres edlen und humanen Zweckes wegen an ſich zu loben, ſondern auch nationalökonomiſch als eine Capitalanlage zu betrachten, die ſpäterhin tauſendfache Zinſen bringt.

Von dieſem Geſichtspunkt aus ſind ſchon ſeit Jahrhunderten in manchen Staaten Findelhäuſer gegründet worden, um Kinder, die ſonſt im Elend verkommen würden, dem Staate zu erhalten. Die Erfahrung hat nun freilich gezeigt, daß dieſe Abſicht nur in beſchränktem Maße erreicht wird, denn das Leben des Säuglings iſt ein ſo zartes Ding, daß es trotz aller Mühe nur ſelten gelingt, dasſelbe durch künſtliche Mittel auf die Dauer zu erhalten. Immerhin iſt der Gedanke, der die Findelhäuſer entſtehen ließ, ein edler und humaner. Größeren Kindern ſoll dagegen die Einrichtung von Kinderhoſpitälern zu Gute kommen, und daß durch dieſelben in der That einem dringenden Bedürfniß der ärmeren Volksklaſſen entſprochen wird, das beweiſt der Zudrang von Kranken zu dieſen Hoſpitälern und die ſtetig wachſende Zahl derſelben. Die Verſchiedenartigkeit der Anſprüche eines erwachſenen Kranken und der Bedürfniſſe eines kranken Kindes iſt ſo groß, daß ihr in einem und demſelben Spital unmöglich Rechnung getragen werden kann. Es iſt daher auffallend, daß eine Trennung der Anſtalten nicht ſchon früher durchgeführt worden iſt. Paris iſt in dieſer Beziehung mit gutem Beiſpiel vorangegangen, indem es im Jahre 1802 das Hôpital des enfants malades gründete, das noch bis heute das größte und berühmteſte derartige Inſtitut iſt. Im Jahre 1834 folgte Petersburg mit der Gründung des Nikolai-Kinderhoſpitals, der zweitälteſten Heilanſtalt für kranke Kinder und ſeitdem iſt die Zahl derſelben in raſcher Reihenfolge auf nahezu 90 in ganz Europa geſtiegen — ein Zeichen der allgemeinen Sympathie, welche ſich die Kinderhoſpitäler erworben haben.

Sehr bald aber brach ſich die Einſicht Bahn, daß mit der Gründung von Kinderhoſpitälern allein die öffentliche Sorge für Wahrung und Erhaltung der kindlichen Geſundheit ihre Aufgabe noch lange nicht erfüllt habe. In allen Kinder-

hospitälern besteht ein größerer oder geringerer Theil der Pflegebefohlenen aus chronischen Kranken, welche namentlich an Scropheln und der englischen Krankheit leiden. Für solche kann der Aufenthalt im Hospital nur dann von Nutzen sein, wenn ihnen durch einen energischen Eingriff, etwa eine Operation, Hilfe geschafft werden kann. Ist das nicht der Fall, so gehören sie eigentlich nicht in ein Hospital, denn die Mittel, durch welche am ehesten Aussicht ist, diese Krankheiten zu heilen, sind (selbstverständlich neben guter Pflege und Nahrung) frische Landluft und wo möglich Sool- und Seebäder. Beides kann ihnen aber ein städtisches Krankenhaus nicht bieten. Mit humanem Verständniß für diese Verhältnisse sind daher eine ganze Reihe von Heilanstalten oder Heilstätten für chronisch-kranke, rachitische und scrophulöse Kinder am Meeresstrande und in Soolheilbädern gegründet worden. Sie bilden die natürliche Ergänzung der für mehr acute Krankheiten bestimmten Kinderhospitäler.

In Frankreich ist es das Verdienst des Dr. Perrochaud, daß als Ergänzungsanstalt für die großen Pariser Kinderhospitäler in Berk sur Mer (am Canal) ein Seehospital für scrophulöse Kinder gegründet worden ist. Die nachfolgende lebendige Schilderung der allmählichen Entstehung dieses Seehospitales entlehne ich Rauchfuß*), meinem einstigen Lehrer, dessen Anregung ich überhaupt das Interesse für alle hier berührten Fragen verdanke. „Ueberzeugt vom Nutzen der Seebäder für Scrophulöse, gewann er im Sommer 1857 für seine Idee eine einfache Frau aus dem Volke, die Wittwe Duhamel, welche nun täglich zwei Mal einige ihr anvertraute, mit schweren scrophulösen Leiden behaftete Pfleglinge aus ihrem Wohnort auf einem Karren zum Strande hinaus fuhr, sie dort badete und ihre eiternden Glieder wusch und verband. Die überraschend günstigen Erfolge, welche die ihrer Aufgabe sich aufopfernd hingebende Frau erzielte, sicherten den Bemühungen Perrochaud's schließlich auch in Paris einen durchschlagenden Erfolg; zunächst wurde eine jährlich wachsende Zahl scrophulöser Kinder der Pariser Kinderhospitäler an den Strand von Berk geschickt und dort in Miethswohnungen der Obhut barmherziger Schwestern anvertraut; das Jahr 1861 sah jedoch schon einen zweckmäßig eingerichteten hölzernen Hospitalbau entstehen und im Jahre 1869 wurde diese Anstalt durch das großartige, für 600 Betten eingerichtete Hôpital Napoléon ersetzt. Die Anstalt steht das ganze Jahr hindurch den Kranken offen; im Sommer baden die Kinder im freien Meer, im Winter in einem geräumigen, mit gewärmtem Seewasser gefüllten Schwimmbassin." Aehnliche Anstalten für scrophulöse und rachitische Kinder sind ferner an der herrlichen Küste des Mittelmeeres in der Nähe von Nizza und am Gestade des Atlantischen Oceans gegründet worden.

Besonders reich an derartigen, wenngleich etwas kleineren Seehospizen sind Italien und England, aber auch Oesterreich, Belgien, Dänemark, Holland, Rußland und die Schweiz sind bemüht gewesen, hinter diesen Bestrebungen nicht zurück zu bleiben.

*) Dr. C. Rauchfuß. Die Kinderheilanstalten im Handbuch der Kinderkrankheiten, herausgegeben von Gerhardt, Tübingen. 1882.

In Deutschland, das nur eine weniger ausgedehnte und auch in hygieinischer Beziehung weniger bevorzugte Küste an der Nord- und Ostsee besitzt, sind so großartige und zahlreiche Anstalten wie in England, Frankreich und Italien noch nicht zu treffen. Immerhin haben die Bemühungen einzelner Menschenfreunde, wie namentlich des Prof. Beneke und des Dr. Mettenheimer, den Beweis geliefert, daß auch die Nord- und Ostseeküste mit ihrer kräftigenden, frischen Seeluft und ihrem zum Baden so geeigneten Strande sich im Sommer sehr wohl zu Heilstätten für kranke Kinder eignen. In der That haben derartige Anstalten in jüngster Zeit mit gutem Erfolge sowohl an der Nordseeküste (z. B. in Norderney und auf Sylt), wie auch an der Ostsee (in Zoppot, Häringsdorf, Swinemünde, Groß-Müritz ꝛc.) ihre Thätigkeit begonnen.

In viel großartigerem Umfange als die Seebäder werden dagegen in Deutschland die Soolbäder und Soolquellen, an denen ja ein so großer Reichthum herrscht, zur Bekämpfung der chronischen Krankheiten des Kindesalters ausgenutzt. Während früher nur die wohlhabenderen Klassen der Heilwirkungen der Salzsoole theilhaftig werden konnten, existiren jetzt fast in allen Soolbädern Anstalten, in denen scrophulöse oder rhachitische Kinder des ärmeren Volkes auf öffentliche Kosten oder dank privater Wohlthätigkeit unentgeltlich behandelt werden. Die Anregung zur Gründung dieser Kinder-Soolbäder ist von Dr. Werner ausgegangen, der sowohl durch sein eigenes humanes Wirken wie durch sein edles Beispiel besonders in Würtemberg viel für das Wohl der kranken Kinderwelt gethan hat. Werner's Verdienst*) ist es, die Bethesda-Anstalt zu Jagstfeld und damit das erste eigentliche Armen-Soolbad für kranke Kinder in's Leben gerufen zu haben. Im Stillen wirkend und außerhalb Würtembergs wenig bekannt, stand diese Anstalt Jahre lang vereinzelt da, bis durch die Gründung des Kinder-Soolbads in Rothenfelde bei Osnabrück der Anstoß für die Gründung einer ganzen Reihe ähnlicher Anstalten in anderen Soolbädern gegeben wurde. Wesentlich zur Popularisirung dieser Bestrebungen hat ein Pastor Krabbe in Ludwigsburg beigetragen, welcher in seiner Schrift über die Kinderpflege in den Soolbädern die erste zusammenfassende Darstellung des erfolgreichen Wirkens dieser Anstalten gegeben und dadurch in ganz Deutschland opferfreudige Theilnahme für die Sache der Kinder-Soolbäder wachgerufen hat. Heute existiren außer den schon genannten noch in Colberg, Frankenhausen, Kreuznach, Nauheim, Oeynhausen, Soden, Sulz und vielen anderen Orten Soolbade-Anstalten für Kinder, welche theils unter weltlicher Verwaltung, theils unter der Aufsicht von Samaritervereinen, Diakonien und geistlichen Orden stehen und im letzten Jahre von etwa 5000 Kindern benutzt worden sind.

Die in allen diesen Heilstätten erzielten günstigen Erfolge lehren, daß der kindliche Organismus dem heilenden und kräftigenden Einfluß der frischen Luft und guten Pflege in noch viel höherem Grade zugänglich ist als der erwachsene. Man ist darum noch einen Schritt weiter gegangen und hat diese selben Heilpotenzen dazu

*) cf. Rauchfuß l. c.

benutzt, um auch schwächliche und zarte, aber nicht eigentlich kranke Kinder vor dem Verlust ihrer schwankenden Gesundheit zu bewahren. Es ist eine allgemein verbreitete Klage, daß die Jugend heutigen Tages weniger kräftig und frisch ist als früher, wo die Anforderungen, die die Schule an die jungen Kräfte stellt, geringer waren. Zum Theil ist das gewiß richtig, aber zum anderen Theil sind auch die socialen Verhältnisse zu Hause und außerhalb der Schule an dem schlechteren Gedeihen derselben schuld. Das rapide Anwachsen der Städte und die rasche Zunahme der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen bewirken, daß relativ mehr Kinder in den Städten aufwachsen und so des günstigen Einflusses verlustig gehen, den Landluft und Landleben auf den jugendlichen, wachsenden Organismus ausüben. Man stelle sich nur das Leben eines in ärmlichen Verhältnissen in einer großen Stadt geborenen Kindes vor; eine kalte und oft feuchte Wohnung, eine dunkle Hintertreppe, die Aussicht auf einen engen, von thurmhohen Mauern umgebenen Hof, in dem kein Baum, kein grünes Blatt das Auge erfreut, in den die Sonne kaum je hineinblickt und in dem eine durch Straßenstaub und den Rauch unzähliger Essen verdorbene Luft herrscht — das ist der enge und öde Raum, in dem sich das Kindesleben abspielt. Dann kommt die Schulzeit mit ihren größeren Anforderungen an die geistigen Kräfte des Kindes einerseits und dem Zwange, still zu sitzen und der ungenügenden Uebung der körperlichen Kräfte andererseits. So dürfen wir uns nicht wundern, wie die verschiedensten Störungen der Gesundheit, vor Allem aber eine ungenügende Entwickelung des ganzen Körpers, bei der städtischen Schuljugend zur Regel gehören. — In besser situirten Gesellschaftsklassen kann diesen Schädigungen erfolgreich durch einen ländlichen Aufenthalt während der Ferien entgegengearbeitet werden, und wer hätte es nicht beobachtet, wie wohlthätig solch eine Villeggiatur auf den blassen und altklugen, aber zu keiner körperlichen Verrichtung recht tauglichen städtischen Schüler wirkt; wer sähe nicht, wie er in wenig Monaten wächst und sich kräftigt, wie erfrischend und anregend die freundlichen Eindrücke des Landlebens auf sein Denken und Empfinden wirken.

Solche Beobachtungen sind die Veranlassung für Unternehmungen geworden, welche den Zweck haben, auch den ärmeren Schulkindern, deren Eltern nicht im Stande sind, des Sommers einen Landaufenthalt zu nehmen, die so nöthige Kräftigung in den Sommerferien zu verschaffen. Mit dieser Absicht sind die sogenannten Feriencolonien erholungsbedürftiger und kränklicher Schulkinder errichtet worden. „Die Feriencolonien verdanken ihre Entstehung der Initiative des Pastors Bion in Zürich und haben sich weit und breit die Sympathie im Sturm erobert; der Erfolg war hier so sehr im Einklang mit der das Herz gewinnenden Idee, daß das Beispiel des Züricher Pfarrers bald eifrige Nachahmung fand. Die Geschichte dieses Unternehmens ist sehr einfach. Pfarrer Bion war von dem Dorfe Trogen im Canton Appenzell nach Zürich übergesiedelt, und bald fielen ihm die bleichen Gesichter und das kränkliche Aussehen der Schulkinder seiner neuen Gemeinde auf; sie waren ein trauriger Gegensatz zu den kernigen Kindergestalten seiner früheren Pfarrei. Ein Aufruf an seine Mitbürger und an seine neue Gemeinde schaffte

Pfarrer Bion die Mittel, vielen dieſer durch enges Stadtleben, ärmliche Lebensverhältniſſe, Schulbeſuch und oft auch durch überſtandene Krankheit geſchwächten Kinder für einige Wochen eine Sommerfriſche im Appenzeller Ländchen zu verſchaffen. Im Juli 1876 wurden die erſten Kinder — 64 an der Zahl — aus Zürich hinausgeſandt, und in jedem Jahr wuchs die Zahl derer, denen dieſe Wohlthat erwieſen wurde. Die Erfolge waren in jeder Beziehung überraſchend gute. Zunächſt folgte dem Beiſpiel Frankfurt a. M. auf Varrentrapp's Initiative und bald reihte ſich Stadt an Stadt im Wetteifer um die Ausführung der glücklichen Idee*)." Jetzt giebt es kaum eine größere Stadt Deutſchlands, in der nicht Vereine beſtänden zur Ausrüſtung ſolcher Feriencolonien. Mit dem Beginn der Ferien ziehen allerorts die Schaaren der blaſſen, armen Stadtkinder hinaus, um in größeren oder kleineren Gruppen unter zuverläſſiger Aufſicht in waldiger, geſunder Gegend, bei guter Nahrung und leichter Beſchäftigung, bei Spiel und Wandern ſich körperlich und geiſtig zu erholen und zu ſtärken. Nach 4 bis 6 Wochen kehren ſie wieder zu ihren Eltern zurück, um mit neuen Kräften das neue Schuljahr zu beginnen. — Wie raſch das öffentliche Intereſſe und der allgemeine Wohlthätigkeitsſinn ſich dieſen Unternehmungen zugewandt hat, das zeigt die Zahl von Pfleglingen, welche alljährlich in Deutſchland in Feriencolonien Aufnahme gefunden haben. Im Jahre 1876 waren es 7, 1879 — 412, 1882 — 4934, 1885 — 9999 und 1886 — 11,818.

Ich habe Ihnen in kurzen Zügen ein Bild davon zu entwerfen geſucht, was Alles auf dem Gebiete der Kinderpflege in den großen Culturſtaaten von Weſt- und Mitteleuropa bisher geleiſtet worden iſt. Ich habe es abſichtlich vermieden, durch perſönliche Auslaſſungen Ihr Urtheil gefangen nehmen zu wollen, weil ich glaube, daß die Thatſachen an ſich laut genug ſprechen, um Sie von dem großen Nutzen zu überzeugen, den dieſe Beſtrebungen gebracht haben und bei der ſtetig wachſenden Unterſtützung, die ſie allſeitig finden, in Zukunft gewiß in noch viel höherem Grade bringen werden. Ein Volk, das ſich ſelbſt liebt, muß auch ſeinen jungen Nachwuchs hegen und pflegen, denn in ihm ſteckt die Zukunft der Nation!

Um ſo mehr freut es mich, Ihnen mittheilen zu können, daß auch in Rußland und ſpeciell auch bei uns zu Lande die erſten Anſätze derſelben Beſtrebungen ſchon Wurzel geſchlagen haben und ihre ſegensreichen Wirkungen zu entfalten beginnen. Was die Anlage von Heilſtätten für chroniſch-kranke Kinder anlangt, ſo eignet ſich das baltiſche Geſtade der Oſtſee und des Finniſchen Meerbuſens in hohem Grade für dieſelben. Die durchſchnittliche Lufttemperatur iſt während der Sommermonate Juni, Juli und Auguſt eine relativ hohe und ſteht faſt gar nicht hinter derjenigen der pommerſchen und mecklenburgiſchen Küſte zurück. Der Sommer währt bei uns zwar kürzere Zeit, iſt aber durchaus nicht kühler als an den ſüdlichen Geſtaden der Oſtſee, der Unterſchied der Temperatur macht ſich erſt in den Herbſtmonaten bemerklich und wird am bedeutendſten im Winter, wo aller-

*) Citirt nach Rauchfuß l. c.

dings bei uns die Kälte einen viel höheren Grad erreicht als an den Ostseeküsten Deutschlands. Die relativ hohe Wärme der Sommermonate übt auch auf die Temperatur des Seewassers einen ausgleichenden Einfluß aus. Daher ist die Badesaison, d. h. die Zeit, wo Seebad und Seeluft curmäßig benutzt werden können und auch wirklich benutzt werden, in Ehstland wie in Pommern, in Hapsal und bei Riga wie in Saßnitz auf Rügen und Häringsdorf bei Stettin ungefähr gleich lang. Ein sehr wichtiger Vorzug unserer Seeküste vor vielen anderen, z. B. vor dem Gestade der Nordsee, besteht ferner darin, daß fast überall dichter Nadelwald bis hart an das Ufer herantritt. Dadurch entsteht das erfrischende, duftige und harzreiche Gemisch von See- und Waldluft, das unseren Strandorten ihren eigenthümlichen Reiz verleiht und den schwachen oder erkrankten Athmungsorganen so wohl thut. Zugleich giebt der Wald die Möglichkeit, auch dicht am Meeresufer Wohnhäuser zu erbauen, die alle Vorzüge des eigentlichen Strandklimas, namentlich die Gleichmäßigkeit der Lufttemperatur zur Tag- und Nachtzeit, genießen und doch durch den umgebenden Wald vor den rauhen Seewinden geschützt sind, welche sonst den Aufenthalt am Strande für zarte Constitutionen gefährlich oder doch bedenklich machen. — Diese natürlichen Vorzüge unserer Seeküste haben es bewirkt, daß von Memel bis Petersburg der ganze baltische Strand von einem Kranze größerer und kleinerer Badeorte belebt ist, welche nicht blos von den Bewohnern der baltischen Provinzen, sondern auch von zahlreichen Schaaren russischer Badegäste besucht werden. Manche dieser unserer Seebäder, wie z. B. Hapsal und Arensburg, besitzen außerdem noch in dem Seeschlamm, der dort zu warmen Bädern benutzt wird, ein so wirksames Heilmittel gegen Scropheln, Gicht, Rheumatismus und manche andere Krankheiten, daß sie bei zeitgemäßer Ausnutzung sich gewiß zu Heilbädern ersten Ranges erheben würden.

Es liegt daher sehr nahe, die vortrefflichen Eigenschaften unseres Ostseestrandes auch bei der etwaigen Anlage von Kinderheilstätten auszunutzen. Und das ist auch geschehen. Schon im Jahre 1872, also lange bevor in Deutschland von Seehospizen für Kinder und dergleichen die Rede war, hat schon Ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin Katharina Michailowna am Strande von Oranienbaum bei Petersburg eine Heilstätte gegründet, in welche alljährlich die Petersburger Kinderspitäler und die Mädchenschulen der St. Petersburger patriotischen Gesellschaft eine Anzahl ihrer scrophulösen, blutarmen und reconvalescenten Pfleglinge für die Sommermonate zur Erholung schicken. Die Anstalt ist in einem schönen Park unweit des Meeres gelegen, reich ausgestattet und bietet ihren Pflegebefohlenen vielfache Gelegenheit zu Spaziergängen und zum Aufenthalt im Freien. Durch die Freigebigkeit ihrer Stifterin ist die Anstalt allmählich auf 50 Betten erweitert worden. Ich habe mich in früheren Jahren persönlich von den vortrefflichen Erfolgen überzeugen können, die in derselben erzielt werden. Die kleinen Patientinnen, die elend und blaß, oft mit eiternden Knochenwunden oder schweren Lungenaffectionen hinauszogen, kamen im Herbst blühend und frisch von dort zurück, die Wunden waren, manchmal ohne alle künstliche chirurgische Hilfe, geheilt, die Lungen genesen.

Auch in Hapsal sind seit einigen Jahren ähnliche Heilanstalten, wenn auch in kleinerem Maße, in's Leben getreten. Alljährlich werden aus den Militärgymnasien Petersburgs Knaben, die der Schlamm- oder Seebäder bedürfen, dorthin geschickt und auf Kosten der Krone verpflegt. Ebenso ist daselbst von Petersburg aus durch private Wohlthätigkeit eine kleine Anstalt gegründet worden, welche in jeder Saison abwechselnd zehn kranke Knaben oder Mädchen unter der Aufsicht einer Diakonisse in Pflege nimmt und vorzügliche Heilresultate erzielt.

In Arensburg ferner besteht seit 1885 eine von Petersburg ausgehende Sommer-Sanitätsstation für arme Kinder; dieselbe ist durch private Wohlthätigkeit gegründet und nimmt alljährlich Kinder unbemittelter Eltern aller Confessionen zur Heilung und Pflege auf. Hauptsächlich werden daselbst blutarme, scrophulöse, an Drüsenanschwellungen und chronischen Gelenk- und Knochenaffectionen Leidende behandelt. Die Colonie bewohnt in Arensburg ein geräumiges Haus, der Badeanstalt und dem Meeresstrande nahe gelegen. Diejenigen Kinder, denen das Gehen nicht schwer fällt, können unter Aufsicht weitere Spaziergänge unternehmen, den Kleinen und Schwachen bietet eine dicht am Hause gelegene Wiese einen geräumigen Spielplatz dar. Bei Allen wird auf einen möglichst andauernden Aufenthalt in der freien Luft gesehen. Die Nahrung ist reichlich und kräftig, ungerahmte Milch darf ad libitum genossen werden. Der Aufenthalt in Arensburg dauert für alle Pfleglinge 75 Tage. Täglich wird ein Bad genommen. Jedes Kind hat im letzten Jahre 30 bis 36 Schlammbäder bekommen und als Nachcur benutzten die meisten dann noch kalte Seebäder. Obgleich die meisten der jungen Patienten schwere Erkrankungsformen zeigten, gestaltete sich das häusliche Leben der Colonie doch recht freundlich. Die allgemeine Stimmung war stets heiter und auch für kleine Vergnügungen, Spazierfahrten und sogar Spielsachen war gesorgt. Ueberhaupt ist versucht worden, neben der körperlichen Pflege den oft aus sehr verwahrlosten Verhältnissen stammenden Kindern eine geordnete und liebevolle Häuslichkeit zu bieten und dadurch erzieherisch günstig auf sie einzuwirken. Arbeiten, besonders Schularbeiten, werden von den Kindern nicht verlangt, doch steht es ihnen frei, durch kleine Hilfsleistungen im Hause oder durch leichte Handarbeiten sich nützlich zu machen und die Zeit zu vertreiben. Nur vollkommener Müßiggang ist verpönt. Die ausführlichen Nachrichten, die ich über diese Arensburger Sanitätsstation vom Arzte derselben, dem Dr. Wiedemann erhalten habe, erstrecken sich auch auf die medicinischen Resultate, welche erzielt worden sind; doch muß ich es mir leider versagen, auf dieselben näher einzugehen, da sie nur ein speciell ärztliches Interesse haben. Es geht aus denselben jedenfalls hervor, daß, abgesehen von den localen Leiden, welche fast ausnahmslos geheilt oder bedeutend gebessert wurden, auch das allgemeine Befinden, die Kräfte und der Ernährungszustand sich stets bedeutend hoben. Manche Kranke nahmen in den acht Wochen ihres Arensburger Aufenthaltes so stark an Körpergewicht und Körperlänge zu, wie sonst nicht in einem ganzen Jahre, ein Zeichen, wie sehr der kranke, abgezehrte Körper jetzt, wo er der Genesung zugeführt wurde, bemüht war, das Versäumte wieder einzuholen. — Bei

solchen Erfolgen kann man der Anstalt nur ein ferneres fröhliches Wachsen und Gedeihen wünschen. Dieselbe hat übrigens auch die glückliche Einrichtung getroffen, daß ein Jeder, der eine bestimmte mäßige Summe zahlt, derselben ein Kind zur Pflege für eine Sommersaison übergeben kann; und auch aus Dorpat ist im vorigen Sommer ein scrophulöses Mädchen dank der Wohlthätigkeit einer hiesigen Familie in diese Sanitätsstation entsandt und mit günstigem Erfolge daselbst behandelt und verpflegt worden.

Auch die Feriencolonien erholungsbedürftiger, kränklicher Schulkinder haben seit sieben Jahren in Rußland Eingang gefunden. Angeregt durch die günstigen Berichte, welche aus Deutschland über derartige Unternehmungen einliefen, faßte Pastor Dalton in Petersburg den Plan, auch in unserer nordischen Residenz, wo die ungünstigen hygieinischen Bedingungen des langen, rauhen Winters noch viel schwerer empfunden werden als im milderen Deutschland, etwas Aehnliches zu schaffen. Dank seinen Bemühungen trat eine Gesellschaft von Menschenfreunden zusammen und miethete im Jahre 1881 im Dorfe Pargola bei Petersburg ein Haus, in welchem zunächst 12 schwächliche Knaben während der Sommermonate untergebracht wurden, damit sie das erfrischende Landleben genießen könnten. Jetzt, nachdem dieses „Kinderheim", wie es sich nannte, sechs Jahre bestanden hat, ist dasselbe durch private Wohlthätigkeit schon derartig gewachsen, daß im Jahre 1886 daselbst 30 Knaben und 30 Mädchen verpflegt werden konnten und die Anstalt ein eigenes Grundstück mit einem geräumigen Hause und einem großen, von alten Bäumen dicht bestandenen Garten erworben hat.

Mit größeren Mitteln ist noch eine zweite Gesellschaft zur Gründung von Feriencolonien in St. Petersburg in's Leben getreten; dieselbe besitzt zwei Landhäuser, von denen das eine in der Nähe von Peterhof am Strande des Finnischen Meerbusens, für Knaben, und das andere, am Meeresufer von Oranienbaum, für Mädchen eingerichtet ist. Im Ganzen sind im vorletzten Sommer 103 Knaben und 43 Mädchen auf Kosten dieser Gesellschaft verpflegt worden. Sie Alle wurden aus der Straße quetschender Enge hinaus auf's freie, grünende Land versetzt, um sich in Seeluft und Meereswogen gesund zu baden. Ich habe Gelegenheit gehabt, aus persönlicher Anschauung die Wirksamkeit dieser Feriencolonien zu beobachten und mir ein Urtheil über dieselben zu bilden. Darum sei mir gestattet, etwas näher auf die Erfolge derselben einzugehen.

Bei der Menge der Aspiranten, die sich meldeten, konnten natürlich nur die am meisten der Erholung Bedürftigen ausgewählt werden. Welch' elende, blasse Gestalten drängten sich da um die Aerzte, die über die körperliche Bedürftigkeit der Kinder entscheiden mußten. Blutarmuth, schlechte Ernährung, allgemeine Muskelschwäche, Enge des Brustkastens, Kopfschmerzen, Störungen des Appetites und der Verdauung waren fast bei Allen vorhanden; viele hatten im Laufe des Schuljahres schwere Erkrankungen, Diphtheritis, Scharlach und sonstige Kinderkrankheiten durchgemacht, manche waren noch nie aus den Mauern der Stadt herausgekommen und hofften zum ersten Mal im Leben, Wald und Feld, den

freien Himmel und das blauende Meer kennen zu lernen. Das Körpergewicht der Kinder, welche schließlich für den Aufenthalt in der Colonie bestimmt wurden, stand durchschnittlich um 3000 Gramm (7½ Pfd.) (bei einem mittleren Alter von 11 bis 13 Jahren) hinter dem normalen zurück. Ein zahlenmäßiger Beweis des elenden Gesundheitszustandes der jungen Pflegebefohlenen. Wie rasch aber änderte sich das Alles auf dem Lande! Kaum an ihrem Bestimmungsort angelangt, ergriffen die Kinder jubelnd Besitz von Haus, Garten und Spielplatz: mit Ausnahme einer kurzen Stunde, welche der Repetition der Schularbeiten gewidmet war, hielten sie sich den ganzen Tag, so weit das Wetter es erlaubte, im Freien auf, beschäftigt mit ländlichen Spielen, fröhlicher Gartenarbeit, Spaziergängen und Excursionen. Alles natürlich unter Aufsicht des eigens dazu angestellten Lehrers und Erziehers. Tägliche Bäder im Meer und reichliche Nahrung unterstützten die wohlthätige Wirkung des Landaufenthaltes, und in kurzer Zeit waren die Kinder nicht wieder zu erkennen. Die blassen Wangen rötheten sich, die schwachen Gliedmaßen erhielten Kraft und Gewandtheit, die Kinder, welche anfänglich beim kürzesten Spaziergang ermüdeten, waren nach wenig Wochen im Stande, sich an Reck und Barren zu schwingen und in Laufspielen ihren Mann zu stellen. Ein vortrefflicher, oft unglaublich starker Appetit stellte sich ein und dem entsprechend wuchs bei den meisten Kindern das Körpergewicht ungemein rasch. Durchschnittlich hatte dasselbe nach 6 Wochen um das Drei- bis Sechsfache, bei einigen um das Zehnfache dessen zugenommen, was als normal verlangt werden mußte. Mit der wiederkehrenden Kraft und Leistungsfähigkeit hob sich die Stimmung und wuchs das Selbstvertrauen, das sich bei den Knaben bald in der wiederkehrenden Lust an den kleinen Wagnissen der Jugendspiele bemerklich machte. Auch äußerten die kleinen Colonisten rasch eine fröhliche Theilnahme an allem Neuen, das sie umgab, das spröde und scheue Wesen mancher Kinder verlor sich, sie schlossen mit einander Bekanntschaften und Freundschaften und, durch das enge Zusammenleben auf einander angewiesen, lernten sie bald, sich als Glieder eines Ganzen zu fühlen und sich dem geordneten Getriebe der Anstalt unterzuordnen. Ein Jeder schickte sich in die Anderen, und vorlautes Wesen, Eigensinn, übertriebene Empfindlichkeit und Rohheit wichen.

Diese Erfahrungen sind nicht vereinzelt, sondern überall da gemacht worden, wo vernünftig geleitete Feriencolonien bestehen. Die Zöglinge tragen aus denselben nicht nur einen Gewinn an physischer Gesundheit und Leistungsfähigkeit davon, sondern nehmen auch einen Fonds „von geistiger Frische und sittlichem Halt in's Elternhaus mit, der für's Leben nicht weniger wiegt als die Kräftigung des Körpers*)".

Einem Einwand gegen die pädagogische Zweckmäßigkeit der Feriencolonien möchte ich noch begegnen. Es ist vielfach die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die Kinder, welche in solchen Anstalten ein fröhliches und genußreiches Leben kennen gelernt haben, sich nachträglich vielleicht nur schwer wieder in die kümmerlichen Verhältnisse der elterlichen Häuslichkeit hineinfinden und so schon früh zur

*) Rauchfuß l. c.

Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal erzogen werden. Die Erfahrung hat nun aber gelehrt, daß das nicht der Fall ist. Das kindliche Gemüth ist dankbar für alles Gute, das ihm erwiesen wird, und erinnert sich gern desselben, aber es ist zu naiv, um sich durch den Vergleich der eigenen Lage mit fremden Verhältnissen verbittern zu lassen.

Ich schließe deshalb mit dem Wunsche, daß auch bei uns zu Lande die Sache der Feriencolonien wie die der Kinderheilstätten das öffentliche Interesse für sich gewinnen und thatkräftige Unterstützung finden möge! Der gesunde Gemeinsinn der Stadt Riga ist uns hierin mit gutem Beispiel vorangegangen. Seit 4 Jahren existirt daselbst ein Verein, welcher in jedem Sommer 30 arme Kinder unter der Aufsicht einer bewährten Leiterin und einer Kindergärtnerin zur Erholung auf's Land schickt.

Und so, wie die Bürger Rigas durch die Gründung einer Feriencolonie ihr Verständniß für die Nothwendigkeit einer rationellen Kinderpflege an den Tag legen, so hat in Dorpat das Andenken an den uns Allen und namentlich den Kranken unserer Stadt zu früh entrissenen Dr. med. Ludwig Senff einen Kreis von dankbaren einstigen Verehrern und Freunden dieses trefflichen Arztes und edlen Menschenfreundes zu einem ähnlichen Zweck zusammen geführt. Es wird auf den Namen Senff's ein Capital gesammelt, um die Zinsen desselben zum Besten kranker Kinder zu verwenden und dieselben, wenn nöthig, in eine unserer heimischen Kinderheilstätten zu entsenden. Schon jetzt ist für diesen Sommer die Möglichkeit gesichert, einem Kinde die Wohlthat der Schlammbäder in Arensburg oder Hapsal aus den Mitteln der Senff'schen Stiftung zu gewähren.

Wenn es mir gelungen sein sollte, auch Ihr Interesse für solche Unternehmungen zu wecken, welche den kranken und kränklichen Kindern wieder zu Jugendkraft und Jugendmuth verhelfen wollen, so haben meine Worte ihren Zweck erreicht.

Gedichte.

Von **Chriſtoph Mickwitz** in Reval.

I.

Terzinen.

1.

Wie wurde ich? Wie alles, was vorhanden?
Und wie die Welt? — Wer hat nicht den Gedanken
Schon oft gedacht und doch ihn nie verſtanden?

Da ſteh'n des Menſchengeiſtes ſtarre Schranken,
Die Keiner je vermocht zu überfliegen,
Emporgerichtet feſt und ohne Wanken.

Wer iſt zur Tiefe je hinabgeſtiegen
Auf des Gedankens ſproſſenreicher Leiter,
Wo aufgedeckt der Dinge Wurzeln liegen?

Halt an auf dieſem Gang, er führt nicht weiter!
Hier hilft kein Grübeln — raſtlos im Gehirne
Haſt Du den Zweifel ewig zum Begleiter.

„Aus Nichts wird Nichts" — an dieſem dünnen Zwirne
Nur hältſt Du Dich auf Deinem irren Gange,
Dir Kühlung ſuchend für die heiße Stirne.

Du fühlſt es in der Zweifel wildem Drange:
„Aus Nichts kann nimmer eine Welt entſtehen,
„Und was jetzt iſt, das iſt und war ſchon lange!"

Doch raſtlos treibt es Dich zurückzugehen:
„Wo liegt er denn, der Anfang aller Dinge?
„Soll ich denn ewig mich im Kreiſe drehen,

„Gefangen in unlösbar feſter Schlinge?
„Von Ewigkeit ſchon hätten ſie beſtanden?
„Kann der Gedanke mir mit kühler Schwinge

„Erfriſchung bringen in des Zweifels Banden?
„Steh' ich nicht jetzt erſt recht vor der Sibylle,
„Vor deren Spruch ſchon mancher ward zu Schanden?

„Von Ewigkeit — hilft auch die ſchärfſte Brille
„Des Wiſſens je, dies Räthſel zu durchſchauen,
„Und ſteht nicht alles Wiſſen davor ſtille?

„Gewohnt, nur ſtets in Raum und Zeit zu bauen,
„Soll ich mich jetzt in's Zeitenloſe heben
„Und in demſelben fußen ohne Grauen?"

Das kann kein Menſch, Du fühlſt's mit ſcheuem Beben, —
Und muthlos ſenkſt Du wieder Deine Waffen
Und fragſt verſtört, ob denn kein Troſt gegeben?

Da ſagt man Dir: „Gott hat die Welt geſchaffen!
„Das ſchließt die Lücke, welche Dich erſchreckt,
„Und länger kann kein Abgrund vor Dir klaffen!"

Doch iſt er wirklich damit zugedeckt?
Der Welt, die ſonſt von Ewigkeit geweſen,
Sind in der Zeit zwar Grenzen jetzt geſteckt,

Doch läßt Dich das vom Zweifel ſchon geneſen?
Die Frage, deren Wucht Dich faſt erdrückt,
Steht ungelöſt Dir doch im Blick zu leſen.

„So iſt denn Gott, der Zeitlichkeit entrückt,
„Jetzt ſelbſt nur ewig, ſtatt wie ſonſt die Dinge,
„Und keine Löſung giebt es, welche glückt!"

Laß ab zu hoffen d'rum, daß Dir's gelinge!
Kein Denken dringt bis zu der Ewigkeit.
Wer mag in dieſem feſtverſchlung'nen Ringe,

D'rin Anfang nicht noch Ende weit und breit,
Den Punkt, der ſie vereinte, jemals finden?
Willſt du begreifen zeitenloſe Zeit?

Laß ab, es iſt ein blödes Unterwinden.
Die Binde wird Dir nie vom Aug' geriſſen,
Und Eins nur lernſt Du immer mehr empfinden,

Daß Stückwerk doch nur bleibt all' unſer Wiſſen! —

2.

Der Irrthum iſt dem Menſchen mitgegeben,
Wie ihm ſein Schatten folgt auf allen Schritten,
Mag er auch noch ſo rüſtig vorwärts ſtreben.

Haſt Du die Wahrheit ſcheinbar auch erſtritten
Und zeigt ſie Dir ihr Sonnenangeſicht,
Um das Du ſo viel Müh' und Qual gelitten:

Die volle Wahrheit ſiehſt Du dennoch nicht,
Viel tauſend Dinge ſteh'n Dir ſtets im Wege,
An denen ſchattenſchwarz ihr Licht ſich bricht.

Ob noch ſo frei Dein muth'ger Geiſt ſich rege,
Sich aus dem Bann der Menſchlichkeit zu heben:
Bald hemmt den Fuß der Zweifel Dorngehege;

Bald ſteigt vor Dir im kühnſten Vorwärtsſtreben
Empor die ſtarre Wand der Vorurtheile,
In deren Schatten wir hier alle leben;

Bald hemmt die Sorge Deine rüſt'ge Eile,
Die Dich gleich ſchwarzen Wolken trüb umfängt;
Bald ſitzt Du feſt am eig'nen Narrenſeile.

In dunkle Erdenſchranken eingeengt,
Siehſt wie im Traum Du nur die Höhe ragen,
Nach deren Sonnenſchein Dein Streben drängt.

Und krönt ein Gott Dir auch Dein ſtolzes Wagen,
Bis wirklich hoch Du über Wolken ſtehſt,
Wohin noch Keinen ſonſt ſein Fuß getragen, —

Die Sonne ſelbſt, nach deren Licht Du ſpähſt,
Sie trifft Dein Aug' mit ſolchen Strahlenmaſſen,
Daß Du vom Glanz geblendet faſt vergehſt.

Und könnteſt Du ihr volles Licht auch faſſen,
Die Schatten, die ſich jedem Dinge gatten,
Sie bleiben Deinem Ich auch nicht erlaſſen.

Schau Dich nur um und ſieh, wie auf den Matten
Zu Deinen Füßen ſich die Sonne bricht:
Du bleibſt ein Menſch und wirfſt als ſolcher Schatten

Und ewig ſtehſt Du ſo Dir ſelbſt im Licht.

II.

Sonette.

1.

„Verleumde dreiſt, ſtets bleibt doch Etwas kleben!“
So lehrt der alte Spruch der Jeſuiten,
Und was dereinſt die frommen Väter riethen,
Hat ſeine Jünger auch noch jetzt im Leben.

Sieh nur, wie nach erſchlich'nem Ruhm ſie ſtreben,
Der ſchnöden Lüge feile Satelliten,
Die jeder Schurkerei die Hände bieten,
Um ſich auf fremden Schultern zu erheben.

Sind ſie nicht beſſer als die andern alle,
So machen tückiſch ſie den Nächſten ſchlechter,
Damit auf ſie der Lichtſchein heller falle.

Doch laß ſie ſpielen nur die Tugendwächter,
Einſt ſtürzt die ſelbſterbaute Ruhmeshalle
Zerſchellt auf's eig'ne Haupt der Spiegelfechter.

2.

Und aber ſagt der Jeſuiten Lehre:
„Was Du gethan haſt, leugn' es, wenn's geſchehen!“
Wer kann Dir in der Seele Abgrund ſehen
Und ein Phantom nur iſt die eit'le Ehre.

Was nützt's, daß man der Thoren Schaar vermehre,
Die ihre Thaten ehrlich eingeſtehen
Und lieber ſelbſt dem Tod entgegen gehen,
Als daß ihr Mund ſich von der Wahrheit kehre.

Die That nicht, nur die Abſicht kommt in Frage,
Der gute Zweck, er heiligt jedes Mittel,
Was auch das thörichte Gewiſſen ſage. . . .

Die ſo Ihr denkt, verdient, daß Euch der Kittel
Sei durchgebläut mit unbarmherz'gem Schlage
Und daß man heilig ſpreche dann den Knittel.

3.

Schön iſt das Loos, im blut'gen Schlachtgewühl
Durch Pulverdampf und dichten Kugelregen
Hinſtürmen muthentflammt dem Feind entgegen,
In ſtolzer Bruſt des Sieges Vorgefühl.

War heiß der Tag auch, in dem Grab iſt's kühl
Und freudig magſt Du Dich zur Ruhe legen,
Dir dankt des ſieggekrönten Volkes Segen
Und bettet Dich auf weichem Lorbeerpfühl.

Doch *größer* iſt's, in pflichtbewußtem Walten
Auf preisgegeb'nem Poſten feſt zu ſteh'n
Und ohne Siegeshoffnung Stand zu halten.
Da gilt's nur, ſtark dem Tod in's Auge ſeh'n
Und treu ſich ſelbſt, wenn auch mit trotzgeballten,
So doch mit reinen Händen untergeh'n.

4.

Wer hat nicht oft das alte Wort vernommen:
„Fürwahr, der *Kinder* iſt das Himmelreich!"
Das Wort, mit welchem freundlich-mild und weich
Der Heiland hieß die Kindlein zu ſich kommen.
Und doch verſteht's erſt der, dem ſchmerzbeklommen
Das müde Haupt, von Noth und Sorge bleich,
Sich niederſenkt, dem welken Halme gleich,
Und bitter fragt, was Kampf und Mühſal frommen?
Der Friede flieht, wo Schuld und Reue wohnen,
Und was dem Mann bei all' der flücht'gen Luſt
Das Leben ſchenkt, ſind eitel Dornenkronen.
Ihr Kinder nur, ihr traget unbewußt,
So lang' im Herzen Fried' und Unſchuld thronen,
Das ganze Himmelreich noch in der Bruſt.

5.

Die laue Nacht kommt ſtill heraufgezogen,
In tiefen Schlaf verſinkt das weite All
Und nur des vollen Mondes gold'ner Ball
Hält einſam Wacht am blauen Himmelsbogen.
Kaum hörbar flüſtern fern am Strand die Wogen
Und ſelbſt das ſüße Lied der Nachtigall
Weckt ſchüchtern nur den müden Widerhall,
Den Tags der Lärm um ſeine Ruh' betrogen.
Da ſchlummert friedlich auch die Seele ein,
Es ſchweigt der Sorgen fluthendes Getriebe;
Doch ob in halbbewußten Träumerei'n
Auch bald des Tages buntes Bild zerſtiebe:
Hell klingt in der Erinn'rung Mondenſchein
Verſtohlen fort der ſüße Klang der Liebe!

III.

Sprüche.

1.

Wie ſich die Dinge und Menſchen Dir zeigen,
Iſt nicht ihr Werk, es iſt Dein eigen.
Jedem erſcheint nur ſo die Welt,
Wie er zu ihr ſich ſelber ſtellt.
Sieh im Graſe den Tropfen Thau:
Farblos ſcheint er, ein ödes Grau,
Doch kaum wechſelſt Du Deine Stelle,
Strahlt er Dir bunt und ſonnenhelle.

2.

Schickt auch das Leben Leid uns oft,
Wo wir nur Luſt zu finden dachten,
Und will uns, wo wir Licht erhofft,
Auch dunkler Schatten oft umnachten, —
Wenn wir nur Eines recht verſteh'n,
Lacht doch uns ſtets des Lebens Wonne:
Im Leiden auch ein Glück zu ſeh'n,
Im Schatten auch ein Kind der Sonne!

3.

Es wollte einſt ein eit'ler Zwerg
Gar gern für groß gehalten ſein,
Er kroch d'rum hoch auf einen Berg
Und ſchaute gar gewichtig d'rein.
Doch wer von unten nach ihm ſah,
Der fand nur einen Punkt noch da.

* * *

So geht's einmal in dieſer Welt,
Das merke Dir, Du eit'ler Thor:
Je höher man ſich ſelber ſtellt,
Je kleiner kommt man andern vor!

4.

Und hältſt Du Dein Herz noch ſo feſt im Zaum,
Noch ſo ſtark Deine Sinne im Zügel, —
Die Stunde, ſie kommt, wie ein Fiebertraum,
Da wachſen der Leidenſchaft Flügel.
Da trägt ſie Dich fort, wie mit Windesweh'n,
Hinweg aus der Satzung Schranken
Und nicht mehr ſiehſt Du am Thore ſteh'n
Als Hüter die wachen Gedanken.

5.

Viel läßt ſich tragen
Von Erdenplagen,
Doch was empört im tiefſten Herzensgrunde,
Iſt äuß're Macht
Mit Niedertracht
Und Eigenſinn mit Dummheit feſt im Bunde.

6.

Führt Dich Dein Pfad auch in Schmutz hinein,
Halte Dich rein!
Leihe Dein Ohr nicht der Schmeichler Schaar,
Sprich nur, was wahr!
Nie ſei zu Willen dem Krämergeſchlecht,
Thu' nur, was recht!
Biete, wenn's gilt, auf Dich ſelber geſtellt,
Trotz aller Welt!

7.

Iſt auch im Glüh'n der Leidenſchaften
Zur Kohle faſt Dein Herz gebrannt:
Getroſt! Im Feuer wahrer Liebe
Wird noch die Kohle zum Demant.

8.

Es rauſcht der Regen niederwärts,
Doch lautlos fällt der Schnee:
So iſt auch laut ein friſcher Schmerz,
Doch ſtill erſtarrtes Weh.

9.

Du klagſt, daß faſt im Stillen
Vor Schmerz das Herz Dir bricht:
Brich erſt nur Deinen Willen,
Dann bricht das Herz ſchon nicht.

10.

Erſticke feſt und unbeirrt
Die Leidenſchaften ſchon im Kern,
Denn wer ſein eig'ner Sclave wird,
Der findet einen ſchlechten Herrn.

11.

Was jammern die Frauen in unſeren Tagen,
Daß ſie gar ſo wenig Rechte bekommen?
Ich wette, ſie würden darob nicht klagen,
Wenn jede ſich nur den Rechten genommen.

12.

Seh'n ein junges Herz ſie glühen,
Wie erregt die Alten das!
„Wenn die Reben wieder blühen,
„Rührt ſich auch der Wein im Faß!"

13.

Zwar kahler wird mit der Zeit das Haupt,
Doch feſter auch Sinn und Gedanken.
Wenn erſt der Sturm die Bäume entlaubt,
So hören ſie auf zu ſchwanken.

14.

Wer lange ſah in's Sonnenlicht,
Dem flimmert's vor dem Auge,
Und wer verliebt iſt, wähne nicht,
Daß er zum Sehen tauge.

15.

Mit eines Prachtwerks Goldſchnittglanze
Grüßt oft uns früh'rer Tage Schein:
In gold'nem Schimmer ſtrahlt das Ganze,
Doch kaum glänzt jedes Blatt allein.

16.

Die Liebe kann nicht anders ſchwören,
Als daß ihr Glück kein Ende ſtört,
Denn wenn ſie fürchtet aufzuhören,
So hat ſie auch ſchon aufgehört.

17.

Oft nur bedarf's eines Augenblicks,
Dich zu gewinnen, dich zu verſcherzen,
Frauenliebe, du Born der Schmerzen,
Frauenliebe, du Quell des Glücks.

18.

Wenn noch ſo oft Dir das Glück zerfließt,
O höre nicht auf zu hoffen:
Die Blume, die ſich der Sonne erſchließt,
Bleibt auch der umwölkten offen.

19.

Die Ihr des Fortſchritts Banner führt,
Hübſch mit Bedacht, Ihr hitz'gen Streiter:
Den Stundenzeiger rückt ſchon weiter,
Wer den Minutenzeiger rührt!

20.

Du klagſt, daß Dir's an Glück gebricht?
So laß doch nur Dein dumpfes Weinen,
Die hellſte Sonne kann ja nicht
Durch trübe Fenſter freundlich ſcheinen.

21.

Wir ſehen nur klar, was das Heut' uns verleiht,
Doch die Zukunft verhüllt und Vergangenheit:
Die Zukunft ſcheu, wie zur Hochzeitsfeier,
Die Vergangenheit ernſt, wie vom Wittwenſchleier.

22.

Einen Schmerz mit Faſſung ertragen,
Will ſchon nicht wenig ſagen.
Doch mehr noch iſt's von Nöthen,
Mannhaft den Kummer zu tödten.

23.

Indiſcher Spruch.

Du Narr, willſt hier von Glück noch ſprechen,
Vom Fluch der Sünde rings umweht:
Geborenſein iſt ein Verbrechen,
Auf welches Todesſtrafe ſteht.

24.

Kein Unglück ſchafft uns Weh' und Pein,
Wir ſelber nur;
Es ſchenkt kein Glück uns Sonnenſchein,
Wir ſelber nur;
Die Zeit vergeht nicht, wie man ſpricht,
Wir ſelber nur;
Und die Begierde altert nicht;
Wir ſelber nur.

25.

Einkehr in Dein Herz zu halten,
Macht noch nicht Dich gut und frei,
Alles bleibt darin beim Alten,
Kehrſt Du's nicht auch aus dabei.

26.

Wer ſucht es Allen recht zu machen,
Der ſcheut nicht, ſich zum Knecht zu machen,
Um, ſtatt ſich ſelbſt nur zu genügen,
Nun Allen Alles ſchlecht zu machen.

27.

Ein Geiſt, der edel iſt und denkt,
Wird nie ſich zum Gemeinen neigen,
Ob man das Licht auch abwärts ſenkt,
Die Flamme wird doch aufwärts ſteigen.

28.

Liebe gleicht dem lichten Funken,
Der die finſt're Nacht erhellt,
Doch wenn er hinabgeſunken,
Nur noch dunkler zeigt die Welt.

29.

Wie alle Blumentriebe
Erſt thaugetränket ſprießen,
So mußt Du die Blume der Liebe
Mit Thränenthau begießen.

30.

Liebesconjugation.

Singular:

Ich — welch' lieblos-froſtiger Laut!
Du — o Wort, ſo heimlich und traut,
Er — der Traum der hoffenden Braut.

Dual:

Wir — das Wort erſtirbt im Kuß,
Ihr — der Freundſchaft ruhiger Gruß,
Sie — welch' neidvoll-trauriger Schluß!

Kimenis.

Erzählung von **Wſewolod Solowiow.**

Autoriſirte Ueberſetzung aus dem Ruſſiſchen von **E. v. Glehn.**

1.

Ich ſchlug eine vorher bezeichnete Seite der „Caſſations-Entſcheidungen“ auf, las ſie durch und ſchrieb dann eilig:

„. . . Was nun die Anwendung des Art. 366 desſelben Geſetzbuches betrifft, ſo iſt laut oben bezeichneter Entſcheidung des bürgerlichen Caſſations-Departements erklärt, daß die Beſtimmung des Maßes für den Schadenerſatz unbedingt dem richterlichen Ermeſſen überlaſſen bleibt. Demnach . . .“

Aber nein — der Satz wollte mir nicht gefallen — das mußte anders geſagt werden. . . . Ich legte die Feder hin, erhob mich von dem Lehnſtuhl und ging etliche Male im Zimmer auf und ab. —

Abatjourbedeckte Kerzen goſſen helles Licht über das grüne Tuch des Tiſches, die Bücher und die Papiere — alles Andere lag im Halbdunkel. Das Kaminfeuer war im Verglimmen. Ringsum Alles ſtill, von der Straße kein Laut, im Hauſe ſchon Alles zur Ruhe gegangen. Ich fühlte mich etwas ermüdet; hatte ſchon länger als drei Stunden an dieſem „Communicat“ gearbeitet, welches ich beſtimmt zum nächſten Morgen fertig haben mußte, um es dem Vorgeſetzten im Departement abzuliefern.

Ich ſetzte mich wieder an den Schreibtiſch, verbeſſerte meinen unerfreulichen Satz . . . „Demnach . . .“

Ich wollte nun fortfahren: — „wäre als völlig begründet zu erachten“ . . . da ſchlug mir die Hand plötzlich eine Volte und neben: „Demnach“ kam mit einer ganz fremden Handſchrift heraus: „ich bin hier, ich bin hier!“

Ich ſchloß die Augen, öffnete ſie wieder und verſicherte mich, daß es kein Traum war. Meine Hand mit der Feder zuckte raſtlos hin und her und ward unwiderſtehlich auf das Papier hingezogen. Und ohne meinen Willen ſchrieb die Feder auf's Neue: „Ich bin hier und wünſche mit Dir zu reden.“

„Wer denn? wer?“ fragte ich unwillkürlich, faſt unbewußt.

„Kimenis“ — ſchrieb meine Feder auf das „Communicat“.

„Was für ein Unſinn! woher? welch ein fremdartiges Wort?!“ Weiß nicht, ob ich es nur dachte oder laut ausſprach.

Die Feder ſchrieb hurtig: „Kimenis — das iſt mein Name, er bedeutet ‚Schönheit‘, denn ich bin ſchön. Ich bin darum hier, weil ich Dir Gutes wünſche und Dich liebe. Kränke mich nicht mit Deinem Mißtrauen. Jetzt werde ich oft, oft bei Dir ſein.“

Ich warf die Feder weg und entfernte mich vom Tiſch.

Wohl hatte ich bereits eine Idee von ſolcher „Geiſtercorreſpondenz“, wie eine ehrenwerthe Dame das Unding benannt hat; aber niemals hatte ich mich mit derartigem Unſinn befaßt, hegte auch gar kein Intereſſe dafür.

Woher konnte mir das auf einmal zugeſtoßen ſein — und gerade während ich mit allem Denken bei der Arbeit an dieſem „Communicat“?!

Doch ich zerbrach mir nicht lange den Kopf über ſolchen Fragen. Ich fühlte mich gar zu ermüdet. Ich nahm die Kerzen, begab mich in's Schlafzimmer, kleidete mich aus und ſank alsbald in feſten Schlaf.

2.

Ich erwachte ziemlich früh am anderen Morgen. Sobald ich mich an den Schreibtiſch ſetzte, meine Arbeit zu vollenden, fiel mir das geſtrige Ereigniß wieder ein — es machte ſich höchſt ärgerlich vor meinen Augen breit, da durch das Aufſchreiben „Kimenis“ der ganze Bogen verdorben war und umgeſchrieben werden mußte. Nach anderthalb Stunden war mein „Communicat“ fix und fertig; ich trug es ſogleich an ſeinen Beſtimmungsort und lieferte es ab.

Zu Hauſe angekommen, fühlte ich mich ernſtlich unwohl. Draußen war arges Thauwetter: etwas wie Dampf zog ſchwebend durch die Straßen und ſtieg von Allem auf: von den Häuſern, dem Pflaſter, den Pferden, auch den Menſchen. Aus ſolchem Wetter konnte man ſich allerdings nur zu leicht eine Erkältung holen.

Aber gleichviel, was die Urſache — ich fühlte mich wie zerſchlagen: bald Hitze, bald Fröſteln, dazu ſchweren Kopf, endlich auch Schmerzen im Hals. Alles das verdroß mich um ſo mehr, da ich für dieſen Abend beſtimmt zugeſagt hatte, die italieniſche Oper zu beſuchen, und mir daran gelegen war, mein Verſprechen zu halten.

Mürriſch und gereizt ſetzte ich mich an den Tiſch und ſchlug ein zunächſt liegendes Buch auf. Aber ich mochte nicht leſen — ſchob das Buch bei Seite. Auf einmal gerieth meine linke Hand in unwillkürliche Bewegung, bald ſich ſenkend, bald ſich erhebend. . . .

Doch nicht ſchon wieder die Geſchichte von geſtern? . . . Die Sache wurde mir intereſſant — wie ich wohl mit der linken Hand ſchreiben würde? Ich nahm einen Bogen Papier, eine Bleifeder. Meine Hand fuhr haſtig über das Papier hin. Ich ſchloß die Augen. Endlich hielt die Bleifeder ſtill, erhob ſich ſammt der Hand und ſetzte laut einen Punkt hin.

Ich ſchaute auf das Papier — gar nichts herauszuleſen. Doch ich errieth

sogleich, daß es gewiß „verkehrt" geschrieben — es wollte an's Licht gehalten sein. So that ich. Mit fester und hübscher Handschrift, genau derselben wie gestern, stand da geschrieben:

„Dein Mißtrauen und Deine Vernachlässigung kränken mich. Du willst nichts von mir wissen; aber ich bin hier und kann nicht von Dir lassen. Glaube mir, ich wünsche Dir das Beste. Du bist krank, aber ich werde Dich gleich gesund machen mit stärkender Seeluft. Kimenis."

Und kaum hatte ich das gelesen, da empfand ich wirklich einen zarten Windhauch.

„Aber was ist das mit mir?" sann ich mit Unruhe, „sind meine Nerven so arg zerrüttet? woher denn auf einmal diese krankhafte Einbildung?!"

Der Windhauch ward immer fühlbarer. Frische, elektrisirende, belebende, mir wohlbekannte Seeluft, wie an stillen Frühlingstagen, auf dem Verdeck eines Schiffes, umwehte mein Gesicht, und unwillkürlich athmete ich das erquickende Element in durstigen Zügen ein. . . . Darüber vergaß ich die Wirklichkeit: wie im Traum sah ich des Südens Meer, hörte das gleichmäßige Plätschern der Wellen, schaute in die glitzernde blaue Ferne. . . .

Nach und nach ging der zarte Windhauch zu Ende. Ich fuhr wie erwachend auf. Mein Unwohlsein, das Fieber, die Schwere im Kopf — Alles wie weggeblasen. Angenehme Wärme rieselte mir behaglich durch alle Glieder, ich fühlte mich frisch und rüstig.

Da zog es meine linke Hand auf's Neue zu dem Tisch, und nach wenigen Secunden las ich — wieder so an's Licht gehalten:

„Siehst Du — Du bist gesund. Aber ich will noch mehr thun, heute Abend werde ich Dir das Leben retten, vielleicht wirst Du mir dann Vertrauen schenken."

„Das ist ja die reine Tollheit . . . das sollst Du Dir nicht gefallen lassen!" dachte ich, zerknitterte das Papier und warf es in den Kamin.

Von den Wänden, von den Rahmen der Gemälde, bald hier, bald dort begannen leise seltsame Laute hervorzutönen, wie ich sie ehedem noch nie gehört, wenigstens nicht bei mir zu Hause. Es war, als ob etwas knackte oder bersten wollte . . . übrigens, richtiger, etwas in der Art wie Entladung von Elektricität. . . .

Im Vorzimmer ward an meiner Thür geschellt. Ich eilte hin, um einen Freund zu empfangen, der bei mir angefahren. . . . Ich fühlte mich ganz vortrefflich.

3.

Nach Mittag machte ich mich bereit, in's Theater zu fahren; ich befahl meinem Diener, mir den großen Pelz zu geben. Der Diener blickte mich verwundert an. Dieses Pelzes, eines schweren Schuppenpelzes, pflegte ich mich nur bei Winterreisen zu bedienen — und sonst zuweilen des Abends, bei starkem Frost von mindestens 20 Grad Kälte. In diesem Winter hatte ich noch kein Mal von diesem Kleidungsstück Gebrauch gemacht.

„Was geruhen der Herr zu befehlen?" fragte der Diener.

„Den großen Pelz.“

„Ich bitte Sie, Herr, wir haben ja ganz warmes Wetter, auch im kleinen wird es Ihnen zu warm ſein . . . ich dachte, Sie wollten den Paletot anziehen.“ . . .

„Hole mir den großen Pelz.“

Achſelzuckend ging er hin und erfüllte mein Geheiß. Ich hüllte mich ein, ging in's Freie, ſetzte mich in die Droſchke und fuhr ab.

In der Großen Morſkaja (eine der ſchönſten Straßen von St. Petersburg) herrſchte, wie jeder Zeit, auch heute der regſte Verkehr. Durch den anſchwellenden Nebel ſauſten die Equipagen wie um die Wette fort, die meiſten in der Richtung nach der Pozälujew-Brücke, zu den Theatern. Ich war ſchon bis an die Poſtamts-Straße gefahren, als auf einmal irgend ein toller Fuhrmann, der aus Leibeskräften auf ſeine Pferdchen lospeitſchte, quer über die Straße dahergeraſt kam. Mein Kutſcher ſchrie zornig auf und zog das Pferd zurück, ich vernahm dicht an meinem Kopfe ein Pferdegeſchnaube; etwas ſchlug mir an den Rücken, ſtieß mich gewaltſam vorwärts, ich taumelte auf die rechte Seite und lag endlich wie ein Sack in meinem großen Pelz auf dem ſchmutzigen Holzpflaſter.

Es gelang mir aufzuſtehen. Die Kutſche, welche mich angeprallt, raſte weiter. Die Kutſcher ſchrien und ſchimpften laut. Im Nu hatte ſich eine Menſchenmenge um mich verſammelt . . . Jemand reichte mir meinen Hut . . . Einer bemerkte:

„Und noch ein Glück, daß das graue Pferd, jenes da, plötzlich ſcheu wurde . . . habt Ihr geſehen, wie es hinſtürzte? . . . wer hätte es ſonſt halten können . . . auf der Stelle hätt' es den Herrn zermalmt . . . oder verſtümmelt . . . ſiehſt Du wohl! . . . wir ſtehen Alle in Gottes Hand . . .“

Ich ſetzte mir den ſchmutzigen Hut auf und ſprang in meine Droſchke.

„Wie, Herr, Alles noch heil an Ihnen?“ fragte mein Kutſcher. „Gleich auf die Polizei wollt' ich mit dieſem Gelbaug' . . . ſonſt . . . wie darf denn ſo was geduldet werden?! . . .“

„Kein Unglück . . . Alles noch heil . . . ſchnell vorwärts!“

Endlich war ich vollends zur Beſinnung gekommen.

„Doch halt, den Schlag haſt Du ja von der Deichſel!“ bedachte ich, „von dieſem Stoß biſt Du gefallen, konnteſt Dich nicht halten . . . der Stoß muß alſo recht ſtark geweſen ſein . . . Wohl nur in den erſten Minuten keine Schmerzen . . .“

Ich befühlte mir den Rücken — nirgends ein Weh zu verſpüren; aber mein Pelz war von einem Aermel bis zum anderen zerriſſen, das ſtarke Tuch ſammt einer dicken Schicht Watte bis auf das Fell hin durchſtoßen . . .

In den Vorſälen des Theaters erregte mein Erſcheinen mit dem zerriſſenen Rücken, der hervorſtehenden Watte und dem Schmutz, der mich bedeckte, allgemeines Aufſehen. Ein Theaterdiener nahm ſich meiner Lage voll Mitgefühl an, ſäuberte meinen Hut, ſo gut es ging, und verſprach den ſchlimmen Rücken gehörig mit Stecknadeln feſt zu machen, ſo daß „beim Ausgang Alles ohne beſonderes Aufmerken des Publicums abgehen ſollte“.

Der Abend verlief recht angenehm. Es wurde „Mephiſtopheles“ gegeben.

Maſini und Marie Duran ſangen entzückend. Wie etwas Geheimnißvolles, Geiſterhaftes überkam es mich eine Weile von der Bühne her, aber ich dachte keineswegs an Kimenis.

4.

Wie ich zu Hauſe angekommen, ſtieß mein Diener ein Schreckensach aus, als er den zerriſſenen Pelz gewahrte und dazu hörte, was für ein Abenteuer ich erlebt. Der gute Menſch bekreuzte ſich.

„Wahrhaftig — Gott hat Sie beſchirmt!“ ſagte er. „Hätten Sie nicht dieſen Pelz angehabt — Sie wären wohl ſchwerlich lebend zurück, Herr . . . ſehen Sie doch, wie das durchſchnitten iſt! gerad' wie mit dem Meſſer! . . . alle die Watte ganz durch . . . nur das Fell hat ſtandgehalten.“

Kopfſchüttelnd muſterte er den Schaden.

„Ach, ſchon der Gedanke iſt ſchrecklich — hätten Sie den Paletot angehabt, ſo wäre das bis auf die Knochen gegangen, ja auch die Knochen hätt' es mitgenommen . . . Und dann, wie Sie gefallen ſind — im Pelz war es wohl kaum zu ſpüren — ſehen Sie, wie breit und lang . . . ohne den Pelz — wie bald wäre ein Bein gebrochen . . . Wunderbar, wie Sie nur auf den Einfall gekommen, bei dem warmen Wetter den großen Pelz zu verlangen — iſt wohl ſo etwas, wie man zu ſagen pflegt, eine Vorahnung . . .“

Ganz verblüfft und nachdenklich ſtand er da.

Auch ich war in tiefer Gemüthsbewegung, denn erſt jetzt machte ich mir eine klare Vorſtellung von der Sache. Freilich, er hatte Recht, nur meinem Pelz verdankte ich die Rettung. Aber warum denn trotz ſeiner Gegenvorſtellungen und der offenbaren Thorheit, ſich bei nahezu zehn Grad Wärme ſo zu verhüllen — warum hatte ich das Ding angezogen? Ich weiß es nicht — ich machte mir in dem Augenblick gar keine weiteren Gedanken darüber. In einem dunklen Drange empfand ich nur, daß es beſtimmt ſo ſein ſollte, anders nicht gut ginge.

„Heut Abend werde ich Dir das Leben retten!“ zuckte es mir blitzartig durch den Kopf und ich fuhr ſchaudernd zuſammen.

Ich ließ mir Thee geben und ſaß an meinem Schreibtiſch, voll Erwartung, es werde meine Hand gleich wieder packen und nach der Bleifeder ziehen. Ich wünſchte es ſogar. Aber meine Hand blieb ruhig . . .

Es verſtrichen einige Minuten. In einem Winkel am Bureau ſchien etwas zu rauſchen. Ich blickte hin — Alles war ſtill. Dann ertönte im Spiegel über dem Kamin ein leiſes Knacken und ging gleich darauf in eins der Gemälde über — als ob Jemand daran getippt . . . Und wieder Alles mäuschenſtill . . .

Aber was war das? Hoch oben, unter dem Plafond, erklang es ganz leiſe wie von einem gläſernen Glöckchen . . . mehr und mehr . . . ſchon ganz deutlich . . . jetzt klingelt es an meinem Ohr . . . In mir oder außer mir? . . . Wer kann es ſagen! aber ich höre es . . .

Dann wehte mich ein warmer ſchmeichelnder Luftzug an, wie von bewegtem Fächer . . . Ich fühlte einen langſamen, zärtlichen, tonloſen Kuß auf meiner

Wange . . . Ja, einen Kuß! Und zu gleicher Zeit — weiß wiederum nicht, ob in mir oder außer mir — flüsterte es leise, leise, aber deutlich: „Kimenis!"

Es wurde mir schauerlich. Das wunderbare „Schreiben", auch „die Seeluft" hatten mich allerdings in Erstaunen gesetzt; aber ich hatte nicht allzu tief darüber nachgegrübelt. Die Geschichte mit dem Pelz hatte mich natürlich noch tiefer ergriffen und ich erwartete wieder, vielleicht mit weit mehr Interesse und Ungeduld, als ich mir eingestehen mochte, neue Zeilen mit der Unterschrift „Kimenis". Allein die Sache war die, daß diese Kimenis selbst, dieses Etwas, das mich so überraschend und hartnäckig ganze Tage lang verfolgte — gar nicht in mir zur „Vorstellung" gekommen, sondern als ein Abstractum erschien . . .

Und nun plötzlich, nach diesem unsichtbaren Kuß, da fühlte ich zitternd durch mein ganzes Wesen, daß Kimenis in Wirklichkeit da, daß sie ein existirendes Wesen, daß sie hier, an meiner Seite . . . Kurz, ich faßte Glauben an Kimenis und wußte, daß nichts in der Welt im Stande sein werde, mir diesen Glauben zu nehmen.

Das verursachte mir eine lästige Beklemmung. Ich zog mich schnell in mein Schlafzimmer zurück und fand zum Glück, eben so wie gestern, sobald ich mich hingelegt, erquickenden Schlaf — wie unter dem Einfluß eines einschläfernden Mittels . . .

5.

Am folgenden Tage brachte man mir aus einem Magazin Schreibpapier und Couverts, welche ich bestellt hatte. Ich eröffnete die Sendung am Fenster, nahm mechanisch ein Päckchen Couverts und prüfte sie. Auf dem obersten Couvert fielen mir sogleich gewisse hervorstehende Zeichen auf, wie sie zu erscheinen pflegen, wenn auf der Rückseite des Papiers etwas in kräftigen Zügen mit der Bleifeder geschrieben — auf irgend einer weichen Unterlage.

Es kam mir so vor, als ließe sich der Buchstabe K herauslesen. Ich zog das Couvert aus dem Päckchen, öffnete es, blickte hinein. Tief unten stand da mit der bekannten Handschrift: „Ich werde stark. Kimenis."

So schreiben — aufrecht, kräftig und schön — in ein schon zugeklebtes Couvert hinein, das wäre doch gar zu schwierig. Ueberdies wußte ich ganz sicher, daß Niemand dieses gethan haben konnte — nur bei solchem Gedanken verweilen und eine Erklärung suchen, wäre von meiner Seite eine Albernheit gewesen.

Ich suchte auch gar nicht — ich glaubte ja schon an sie, an diese Kimenis! Sie — „werde stark"! Aber ich wurde schwach. Ich war nicht krank, es that nichts weh, allein in mir und um mich her schien Alles verändert. Wie ein dichter Nebel umhüllte es mich, ich sah und wußte nichts von Allem, was mich zwei Tage vorher völlig in Anspruch genommen.

So vergingen Stunden. Ich saß eingeschlossen in meinem Cabinet, ohne Arbeit, ohne Gedanken, in qualvoller Erwartung. Um die Mittagsstunde ging ich in's Speisezimmer; ich aß und trank, aber als das Mahl vorüber, da war es mir nicht erinnerlich, was ich gegessen und getrunken. Ich kehrte zurück in's Cabinet und wartete wieder, auf einem breiten türkischen Divan liegend.

Es war ſchon völlig dunkel geworden; aber ich zündete kein Licht an. Uebrigens flackerte helles Feuer im Kamin und erleuchtete das geräumige hohe Zimmer mit einem ungleichen, zitternden Lichtſchein. Aus dem Halbdunkel traten abwechſelnd hervor — bald wunderliche Muſter der ſchweren Draperien und dunklen Tapeten, bald ein Winkel eines Gemäldes, bald irgend eine kleine Vaſe oder Statuette. Und alle dieſe bekannten Gegenſtände erſchienen mir gar ſo fremdartig, etwas ganz Beſonderes kam aus ihnen zum Vorſchein, wie es mir bisher noch nie aufgefallen.

Meine Augen ſchloſſen ſich; aber ich ſchlief nicht — ich hörte deutlich das Kniſtern des Holzes im Kamin und das gleichmäßige Ticken der Wanduhr . . . Ein friſcher Windhauch wehte mir in's Geſicht und zugleich mit ihm überkam es mich wie köſtlicher Veilchenduft.

Ich öffnete die Augen. Etwa zwei Schritte von mir entfernt, mitten im Raum, vom Kaminfeuer erhellt, ſtieg es leiſe, leiſe wirbelnd und nach und nach immer dichter werdend wie ein blaues Wölkchen empor . . .

Ich rührte mich nicht. Der Athem verging mir — dann begann mir das Herz ſtürmiſch und gar empfindlich zu klopfen. Mit ſcharfem Blick behielt ich das Wölkchen im Auge; es ſchwand nicht dahin, es wurde immer dichter und endlich begann ſich da etwas herauszubilden — wie ſchattenhafte Formen einer menſchlichen Geſtalt . . .

Ich blickte beharrlich darauf hin, die Hand an das pochende Herz gedrückt. Grauen, Pein, unerträgliches Weh hatten mich erfaßt — und dennoch — wäre dieſe unklare Geſtalt im Nu ſpurlos verſchwunden, ich glaube, es hätte mich zur Verzweiflung gebracht . . .

Und plötzlich fühlte ich einen feſt auf mich gehefteten Blick. Ich ſah keine Augen, die gab es da nicht, aber etwas Unerklärliches, Quälendes, Hinreißendes bohrte ſich mir gerad' in die Augen und erfüllte mein ganzes Weſen mit flammender Gluth — dann mit eiſiger Kälte . . .

Noch einen Augenblick — und ich ſah dieſe Augen, tiefe, dunkle Augen; und allmählich erhob ſich aus dem bläulichen Rauchwölkchen immer klarer und ſchärfer ein durchſichtiges, hellglänzendes, göttlich ſchönes Antlitz . . .

Dem konnte ich nicht länger widerſtehen; in ſinnloſer Leidenſchaft ſtürzte ich darauf hin — meine zitternden Arme umfingen das „Nichts" und ſanken kraftlos zurück . . .

Alles war dahin . . .

6.

Es verging wieder ein Tag. Ich ſtrengte mich an, Herr über mich zu werden, zu erwachen, mich aus dieſem Nebel herauszuwinden, in die Wirklichkeit zurückzukehren. Ich begab mich an die Stelle meines Dienſtes, kehrte mit neuer Arbeit nach Hauſe und ſaß den Abend über fleißigen Recognitionen in einem der zahlreichen Bände der „Vollen Sammlung der Geſetze".

„Unſinn, lauter Unſinn!" ſagte ich mir, „dieſe Tollheit muß ich von mir

abschütteln! . . . der Senatsukas . . . Nr. 16,181 . . . ist das auch richtig? Nummer . . . Nummer . . . sechszehntausend . . ."

Doch die Zahlen verirrten sich . . . die Buchstaben tanzten . . . ich las ganze Spalten durch — und konnte nicht ein Wort davon begreifen!

Der gewaltige Band, den ich in Händen hatte, schlug sich auf einmal von selbst zu und fiel mit Gepolter auf die Diele. Ich fuhr erschreckt zusammen, sprang auf, kehrte mich um — und gewahrte hinter meinem Lehnstuhl . . . sie. Aber jetzt waren das nicht mehr undeutliche, durchsichtige, wolkenhafte Contouren, kein Rauch, kein Nebel, kein Schatten. Vor mir stand ein lebendes, wundervoll schönes Weib; es schaute mich mit dem gestrigen Blick an und lächelte hold . . .

Schwarze glänzende Haare, von Perlenschnüren durchschlungen, umrahmten ihr Antlitz, wallten herab über die Schultern und fielen in Wellenlinien bis an ihre Knie. Ihre Brust war zur Hälfte entblößt; mit einem Arme, der völlig entblößt in edelster Schönheit prangte, stützte sie sich auf die hohe Rücklehne meines Stuhles; der andere Arm schimmerte nur leis hervor unter der wallenden Haarfluth. Ihr Kostüm, etwas in der Art einer Tunica, trug zwei Farben — weiß und blaß-blau; ein mir unbekannter, weicher, sammetartiger Stoff umhüllte sie, bis an den Fußboden fallend; er ließ jedoch — wie einen feuchten Schimmer — ihre schlanken edlen Formen in deutlichen Linien zu Tage treten.

Ja, das war ein weibliches Wesen; allein es ließ sich ja gar nicht vergleichen — auch mit dem allerentzückendsten Weibe, in voller Blüthe von Jugend und Schönheit — so über alle Begriffe war dieses Wesen frisch, zart, tadellos, bezaubernd. Das war die Verkörperung eines Künstlertraumes in der seligverzücktesten Minute des schöpferischen Wahns . . .

Und ich schaute sie an — heiß verlangend, in süßer Qual, ganz im Anschauen versunken, darin aufgelöst . . .

Sie ergriff meine Hand — von ihrer Berührung durchfuhr es mich wie ein elektrischer Strom. Ich wollte aufschreien — und konnte es nicht; ich weiß nicht, wie es dann kam, daß ich auf einmal neben ihr auf dem Divan saß . . .

Ihre warme Hand drückte die meine, sie neigte sich zu mir, so daß ich ihren Athem fühlte. Bei der geringsten Bewegung ihres Körpers ging es wie köstlicher Veilchenduft von ihr aus. Und dieser liebliche, aber starke Duft stieg mir mehr und mehr zu Kopf — umnebelte mich ganz.

Sie begann zu reden. Ja, eben nur von ihr konnte es ausgehen, dieses unbeschreibliche Geflüster, das mir wie Bangen und Sehnen, Entzücken und Schrecken gerad' in's Herz hinein fiel.

„Soll ich denn glauben, daß Du mich fürchtest?" flüsterte sie und lächelte so lieb, mir tief in die Augen schauend und sich dabei immer näher und näher zu mir neigend.

„Aber wer bist Du denn — um Gottes willen?!" brachte ich, meine letzten Kräfte zusammennehmend, unter Stöhnen hervor.

„Wer? . . . ich könnte Dir sagen, ich sei ein Geist, der längst die Erde

verlaſſen . . . könnte Dir eine lange Geſchichte erzählen. . . . Aber ich will Dich nicht trügeriſch behandeln. . . . Ich weiß ſelbſt nicht, wer ich bin . . . niemals habe ich ſo gelebt, wie Du lebſt . . . aber ich will leben!" . . .

Aus dieſen letzten Worten klang es hervor wie Leidenſchaft, Qual, Thränen.

„Woher kommſt Du? und warum biſt Du hier? was willſt Du von mir?"

„Woher ich komme? — von überall her . . . und hier bin ich ſchon längſt . . . längſt, nur war ich bisher nicht im Stande, mich zu äußern . . . ich bin darum hier, weil ich Dein bin. . . . Du ſelbſt haſt mich erſchaffen, Du ſelbſt — mich hervorgerufen . . . und ich liebe Dich . . . und ich will leben . . . gieb mir Leben, Leben!" . . .

In ihren Augen wechſelten feuriger Glanz und tiefes Dunkel. Sie umfaßte mich mit den Armen, ſchmiegte ſich an mich und drückte einen langen Kuß auf meine Lippen.

Da war es mir, als erſtarrte alles Blut in meinen Adern, als ſollte ich ſterben. Haſtig entzog ich mich ihrer Umarmung. Sie ſchaute mich an mit triumphirendem Lächeln. Das Roth auf ihren Wangen erglühte, ihre Bruſt wogte ſtürmiſch auf und ab.

Und wieder neigte ſie ſich zärtlich gegen mich: aber ich ſtieß ſie von mir. Sie erſchien mir entſetzlich, ſchauerlich, ich fühlte nur Haß und Abſcheu gegen ſie, ja, ich war faſt bereit, ſie zu erwürgen, zu vernichten . . . aber ich fühlte mich ganz unfähig, nur ein Glied zu regen, eine ſeltſame Schwäche hielt mich gefeſſelt. . . .

Unter leiſem Gekicher flüſterte ſie: „auf morgen!" . . . dann warf ſie mir etwas zu — und verſchwand.

Lange, lange war ich nicht fähig, mich von der Stelle zu rühren; nur mit Mühe konnte ich Athem holen; am ganzen Körper war ich mit kaltem Schweiß bedeckt.

Auf meinem Schooß lag ein duftiger Strauß friſcher Veilchen. Ich nahm ihn in die Hand und wankte wie trunken zu meinem Schreibtiſch. Ich ſchaute auf dieſe — wie eben gepflückten, köſtlich duftenden, dunkel-violettfarbigen Veilchen . . . und plötzlich zergingen ſie, verdunſteten ſie in meiner Hand. . . .

7.

Faſt die ganze Nacht lag ich ſchlaflos im Bett, bald wie im Fieber fröſtelnd, bald wieder von Hitze geplagt — und ſank ich einmal in leiſen Schlummer, da quälten mich grauenhafte Traumbilder, daß ich angſtvoll emporfuhr — mit ungeſtüm pochendem Herzen und der Empfindung, als raubte mir was den Athem, als müßte ich erſticken. . . .

Erſt gegen Morgen fand ich Beruhigung. Ich erwachte ſpät — zerſchlagen an allen Gliedern, mit ſchwerem Kopf. . . .

Aber in meinen Gedanken ward es nun hell; obwohl ein unwillkürliches, unabweisliches Glauben an die wirkliche Exiſtenz dieſer Kimenis in mir verblieb, löſte ich mich doch wacker aus dieſem Zauberbann des unbekannten Weſens. Nicht allein erwartete ich ſie nicht mehr mit dem früheren Zittern, all' der Qual und

Wonne, sondern ich war auch fest entschlossen, sie künftig von mir fern zu halten, gegen sie anzukämpfen, sie zu besiegen — um jeden Preis!

Ich redete mir zu:

„Wie wäre es nur möglich, daß auf einmal etwas daherkäme und den Menschen wider seinen Willen in Besitz nähme, eine Gewalt über ihn gewönne, wogegen er gar kein Schutzmittel hätte! . . . Nein, das kann nicht sein! . . . Ihre Gewalt über mich — das ist meine Schwäche. . . . Es kommt darauf an, der Bezauberung nicht zu erliegen, fest und kaltblütig auszuharren — dann wird Alles gleich wie ein Dampf zerflattern, als ob nie etwas dergleichen dagewesen!" . . .

Diese Betrachtungen beruhigten mich und gaben mir das Selbstvertrauen wieder. Einige Mal im Laufe des Tages fing es wieder an, meine Hand zu zerren und zu reißen — sogar bis zu empfindlichem Weh; aber nicht einmal griff ich nach der Bleifeder; ich wurde so weit Herr über mich, daß ich eine Arbeit vornahm und mich in dieselbe vertiefte.

Den Abend verbrachte ich in Gesellschaft. Man machte mir die Bemerkung, ich sähe auffallend krank und ermattet aus. In der That, ich fühlte mich sehr unbehaglich, doch ich erholte mich wieder. Um 1 Uhr Nachts heimgekehrt, ging ich nicht erst in mein Cabinet, sondern begab mich sogleich in's Schlafzimmer, entkleidete mich und ging zur Ruhe.

Ich war eben im Begriff das Licht auszulöschen, als ich auf einmal Kimenis vor mir sah. Aber sie war nicht mehr dasselbe Wesen, wie gestern, nicht jenes blühende Leben, ihre Gestalt verschwamm mit dem sie umgebenden Rauch. Mit einem kummervollen und flehenden Blick schaute sie mich an.

Ich nahm alle Willenskraft zusammen, blickte dieses Trugbild gelassen an und brachte hervor: „hinweg!"

Halb wie ein Seufzer, halb wie leises Stöhnen fuhr es zitternd durch den Raum — und erstarb. Die Vision war im Augenblick verschwunden. Ich löschte das Licht aus, schloß die Augen und schlief bald ein.

Aber im Traum sah ich sie wieder, klar und deutlich, genau wie im Wachen. Sie stand vor mir und sprach mit brennenden Augen und grollverzerrtem Antlitz:

„Ah! Du verschmähst mich. . . . Du stößt mich von Dir. . . . Du willst mir das Leben nicht gönnen! . . . Nun — so schau her!" . . .

Sie wich zur Seite und hinter ihr gewahrte ich einen großen schrecklichen Orang-Utan. Der warf sich im Nu über mich her und begann mich zu kitzeln. Vergeblich suchte ich mich von ihm loszureißen — meine Kräfte erlahmten, der Athem verging mir . . . ich starb langsam unter entsetzlichen Qualen. . . .

Mit einem lauten Schrei fuhr ich erwachend auf und sprang aus dem Bett. Mit zitternden Händen zündete ich das Licht an. Weder Kimenis noch der Orang-Utan waren da; allein zu meinem Entsetzen empfand ich, daß jenes Kitzeln mich unabläſſig verfolgte. Voll gräßlicher Angst lief ich im Zimmer umher, mit kaltem Schweiß bedeckt, immer mehr von Kräften kommend, in wilder Verzweiflung, auf

Selbſtmord ſinnend. Und die unſichtbaren Tatzen kitzelten mich immerfort, dieſe Qualen dauerten noch eine volle Stunde, ja länger. . . .

Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten, mit meinen Kräften war's zu Ende — es trieb mich gewaltſam hin zu dem Toilettentiſch, wo das Futteral mit den Raſirmeſſern lag.

Dann überkam mich plötzlich eine ſo tolle Wuth, ſo gewaltiger Lebensdrang, daß darüber alle Angſt, Verzweiflung, Schrecken vergingen — und zugleich mit ihnen endlich auch die Empfindung des unerträglichen Kitzelns vorüber war. Ganz erſchöpft ſank ich in's Bett; zwar erholte ich mich nach und nach, aber an Schlafen war in dieſer Nacht gar nicht zu denken. . . .

Seitdem keine Spur von dieſer Viſion. Kimenis läßt mich in Ruhe . . . nichts mahnt mich an ihre Exiſtenz.

Aber ich bin zerſchlagen, in mir iſt kein Fleckchen geſundes Leben, arge Schwäche und unbegreifliche Schmerzen übermannen mich. Es vergehen Wochen, Monate, die mich nur fühlen laſſen, daß ich langſam hinſterbe. Das Leben iſt mir zur Laſt . . . was für ein Leben . . . nur ein ewiges, hoffnungsloſes Sich-abquälen! . . . Ich bin auf immer vergiftet!

„Neuropathie!" ſagen die Aerzte und zucken die Achſeln.

Beiträge zur Kenntniß der Jagd

im Gouvernement St. Petersburg.

Von **G. v. Voß** in St. Petersburg.

Der Luchs.

Der Luchs iſt ein im Gouvernement St. Petersburg recht häufiges Raubthier. Trotzdem wird es wenig Jäger geben, die ſich rühmen können, ihrer zehn und mehr erlegt zu haben. Bald erſcheinen ſie in einer Gegend von allen Seiten, und Alles ſcheint voll von Luchſen zu ſein, dann verſchwinden ſie wieder ſpurlos, und Wochen lang iſt von Luchſen Nichts zu ſehen und zu hören. Im Sommer, wo es ihm nicht an Nahrung mangelt, hält ſich der Luchs in großen geſchloſſenen Wäldern auf, im Winter zieht er in die Gegenden, wo ſeine Lieblingsbeute, Freund Lampe, am zahlreichſten vertreten iſt, bejagt ein Terrain zwei, drei Tage bis zu einer Woche und ſucht dann neue Jagdgründe auf. Ein Geheck habe ich nie gefunden, auch nie von dem Auffinden eines ſolchen gehört. Im Frühjahr habe ich häufig auf einſamen Auerhahnbalzen Abends und Morgens das langgezogene Liebesgeheul des Luchſes gehört.

Größe und Farbe ſind außerordentlich mannigfaltig. Die in Brehm's Thierleben angegebene Größe von 1—1,3 Meter ſcheint mir zu gering. Ich habe Exemplare geſehen und geſchoſſen, die reichlich 1,5 Meter maßen. In den Oſtſeeprovinzen unterſcheidet man gewöhnlich zwei Arten, den kleineren Katz- und den großen Kalbluchs, erſterer ſtark gefleckt, letzterer mehr einfarbig. Meine Erfahrungen ſprechen gegen die Annahme von zwei beſonderen Arten: ich habe häufig das Weibchen von kleinem Wuchs und ſtark gefleckt mit einem großen einfarbigen Männchen und umgekehrt gefunden. Die Regel bilden ziemlich gleichmäßig zimmetfarbige, an den Schenkeln mehr oder minder getüpfelte Exemplare, die ſtark gefleckten ſind ſelten.

Keineswegs kann ich nach meinen Beobachtungen mich mit Nolcken (Brehm's Thierleben) einverſtanden erklären, daß der Luchs ungeſellig lebt. Das Weibchen bleibt mit ihren 2—3 Jungen bis zum Februar oder März des nächſten Jahres zuſammen, und den ganzen Winter über jagt die Familie gemeinſchaftlich. Vom

Februar an trifft man Luchſe faſt immer paarweiſe, Männchen und Weibchen, begegnet ihnen ſo aber auch ſchon im December und Januar. Dieſe Erfahrungen und der Umſtand, daß einzelne geſchoſſene Luchſe faſt regelmäßig junge Exemplare waren, führen mich zu der Annahme, daß der Luchs in Monogamie lebt, daß die Jungen erſt mit vollendetem zweiten Jahre zur Fortpflanzung ſchreiten, nachdem ſie kurz vor Vollendung des erſten von den Eltern, reſp. von der Mama ſich getrennt, den Sommer allein gejagt und erſt zum Herbſt ſich mit einer Lebensgefährtin zuſammengethan haben. Dagegen mag das Männchen wohl die Familie verlaſſen, um erſt im Februar oder März ſich wieder bei dem von Erziehungsſorgen befreiten Weibchen einzufinden. Mehr als vier Luchſe habe ich nie in einem Kreiſe gehabt, von fünfen in einem Kreiſe aus glaubwürdigem Munde gehört. Im Februar 1887 ſchoſſen wir von vier in einem Kreiſe befindlichen Luchſen drei, alle gleich groß und offenbar vorigjährige Junge — die Mama, wohl 1½ Mal ſo groß, wurde leider durchgelaſſen. Mehrere Jahre früher gelang es uns im December, von drei eingekreiſten Luchſen die Mama und ein Junges zu erlegen; das andere Junge zu ſchießen, verhinderte uns die eintretende Dunkelheit. Solche Fälle ſcheinen doch durch die Abweſenheit des Männchens darauf hinzudeuten, daß dasſelbe nach Befriedigung des Begattungstriebes ſich von ſeiner Lebensgefährtin trennt.

Der Luchs iſt gewiß ein nächtliches Raubthier; iſt aber die Nachtjagd erfolglos geweſen, ſo ſetzt er ſie regelmäßig am Tage fort. Die Fälle, wo wir Luchſe am Tage viele Werſt weit verfolgt haben, ſind nicht zu zählen. Eingekreiſt, gingen ſie während des Aufſtellens der Treiber in einen zweiten Kreis hinüber, aus dem zweiten in den erſten zurück oder in einen dritten u. ſ. w. Wo Luchſe am Tage feſt lagen, da bewieſen die gefundenen Hinterſchenkel eines Haſen ſtets die erfolgreiche Nachtjagd, die häufig genug auf dem Schnee photographirt war, oder es war ſchlimmes Unwetter, namentlich dick fallender Thauſchnee. Eine wichtige Rolle hierbei mag auch die Tiefe und Lockerheit des Schnees ſpielen, und es erſcheint wohl glaubwürdig, daß auch ein hungeriger, vom erfolgloſen Jagen ermüdeter Luchs ſich bei anbrechendem Tageslicht niederlegt.

Die Nahrung des Luchſes muß — vornehmlich im Winter — der arme Lampe abgeben. In 99 Fällen von 100 hat er die Koſten des Soupers zu bezahlen. Einmal fand ich den Schwanz eines vom Luchs überraſchten Eichkätzchens. In der Nähe der Reſidenz hatte ein Luchs einen verzweifelten Satz nach einer Auerhenne gemacht, aber nur die Schwanzfedern im Maul behalten und dieſelben verächtlich ausgeſpien. Im Gegenſatz zu Nolcken habe ich leider nur zu viel erfolgreiche Haſenjagden des Luchſes conſtatiren müſſen, regelmäßig frißt er nur das Vordertheil und läßt die Hinterſchenkel liegen. Der von ihm verurſachte Schaden iſt daher ein ganz coloſſaler — auf einen Luchs rechne ich zum Mindeſten 15 Haſen im Monat, alſo auf ſechs Wintermonate (November bis April) 90 Haſen, die gelegentlich, wenn auch ſelten erlegten Hühner ungerechnet. Daß ſich der Luchs bei uns an Hausthieren und Geflügel vergriffen hätte, iſt mir nie zu Ohren gekommen. Nie habe ich auch bemerkt, wie Brehm berichtet, daß er ein Luder oder Aas angenommen hätte.

Ich komme nun zur eigentlichen Jagd auf den Luchs, welche mir stets eine der liebsten, ja die liebste Winterjagd gewesen ist. Die allgemeinen Erfordernisse, wie z. B. die hellgraue, wenig auffällige Winterkleidung lasse ich bei Seite, zu empfehlen ist ein Gewehr-Kaliber Nr. 12, noch besser Nr. 10, geladen mit kleinen Posten (22 auf den Schuß), fast noch besser mit englischem Schrot 00—0000. Der Luchs fällt leicht, und geht er auch nach dem Schuß davon, so kann man doch sicher sein, wenn er gezeichnet hat, ihn nicht allzu weit zu finden. Ich erlaube mir hier folgenden Rath zu geben: Sind zwei oder mehr Luchse eingekreist und man schießt auf den einen, so gebe man, wenn er zeichnet, d. h. deutliche Zeichen des erhaltenen Anschusses giebt, nicht den zweiten Schuß auf ihn ab, sondern verspare ihn lieber auf den anderen Luchs, der gewiß nicht weit ist und meistens einige Secunden nach dem ersten erscheint — sonst riskirt man, sich letzterem mit leeren Läufen gegenüber zu befinden und ihn dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu sehen.

Der Luchs wird dann und wann zufällig auf gewöhnlichen Treibjagden geschossen — reguläre Jagden auf ihn sind das Einkreisen und die Jagd mit Koppelhunden. Letztere kenne ich aus eigener Anschauung nicht, nach Erzählungen befreundeter Jäger unterscheidet sie sich nicht von der Hasenjagd mit Koppelhunden. Nur junge Luchse sollen vor den Hunden zu Baum gehen, alte nur bei großer Ueberzahl der Hunde. In Bjelowstrow an der finnländischen Grenze kam ein alter Luchs häufig vor die Hunde, legte sich, von denselben gestellt, stets auf den Rücken und hielt so seine Gegner in respectvoller Entfernung. Bevor die Jäger herbeieilten, war er stets wieder aufgesprungen und dank diesem Manöver treibt er seine Räubereien bis heute (wenn ihm inzwischen nichts Menschliches passirt ist. Die Red.).

Das Kreisen des Luchses ist ein wahrhaft königliches Vergnügen. Oft ist es sehr einfach, stets aber untersuche man sorgfältigst, ob der Schlauberger nicht auf einer der Hinspuren wieder herausgegangen ist, da man sonst zu seiner Beschämung eine arge Pudeljagd riskirt, wie es mir mehr als einmal ergangen ist, und womöglich durch den Lärm des Treibens den Luchs aus der benachbarten Mast hinausscheucht. Hat Einen St. Hubertus mit einer schönen ‚Neue" gesegnet, so wird man nicht leicht fehlen — ist aber der Schnee alt und von zahleichen Hasenpattwegen durchfurcht, so wird die Sache schwierig, um so mehr, als man in der Hinspur die vorsichtig aufgesetzte Rückspur nur bei großer Aufmerksamkeit und scharfer Untersuchung entdeckt. Da mehrere Luchse stets in einer Spur gehen, so lassen nur die verwischten Spurränder darauf schließen, ob man es mit einem oder mehreren der verwegenen Räuber zu thun hat, und die genaue Zahl zu constatiren ist nur dann möglich, wenn die Luchse entweder beim Fange des Hasen, beim Betreten eines Weges oder sonst zufällig aus einander gegangen sind.

Auf den Wind braucht man beim Arrangement des Treibens keine Rücksicht zu nehmen — ich habe beim Luchs nie Geruchssinn entdeckt — namentlich berücksichtige man den bei Kenntniß der Gegend leicht zu errathenden Weg des Luchses — vorzüglich ist es, wenn seine muthmaßliche Rückzugslinie mit der Hinspur

und ſtarkem Dickicht zuſammenfällt. Dort ſtelle man die Schützen auf, einen vom anderen auf nicht mehr als 80 Schritt Diſtance, 3 Schützen ſind in der Regel genügend — dann auf beiden Seiten der Schützenlinie die Lappen, und den übrigen Kreis beſetze man mit Treibern auf höchſtens 100 Schritt Diſtance einen vom anderen. — Selbſtverſtändlich Alles in größter Stille, indem jeder Schütze oder Treiber beim Herumführen in die Spur des Vordermannes tritt. Dringend muß ich davon abrathen, die Treiber beim Treiben durch die Maſt durchgehen zu laſſen — wird der Luchs verpudelt, ſo iſt er dann für den Jäger verloren, während beim Standtreiben der Luchs von gewandten Kreiſern ſich leicht zwei-, ja dreimal auf die Schützenlinie bringen läßt. Außerdem bleiben die Treiber bei tiefem Schnee leicht ſtecken, die Linie rückt nicht conſtant vor und der Luchs drückt ſich leicht durch die Treiber durch. Bei mir bleiben die Treiber ſtets auf ihren Plätzen und nur der commandirende Förſter mit den Buſchwächtern gehen, von Zeit zu Zeit Hornſignale gebend, in beſtändigen Schraubenlinien von der Treiberreihe anfangend langſam gegen die Schützenlinie vor. Wer von den Kreiſern zuerſt auf die friſche Spur des Luchſes kommt, giebt ein beſonderes Hornſignal und verfolgt dann die Spur bis zur Schützenlinie.

Das Treiben iſt aufgeſtellt, ein Hornſignal giebt Kunde vom Beginn des Treibens und in banger Erwartung ſchauen die Schützen in den in tiefer Ruhe vor ihnen liegenden, tief verſchneiten Wald. Ein köſtliches Gefühl, dies Gefühl der Erwartung — doppelt köſtlich, wenn mehrere Luchſe im Kreiſe ſind, alſo die Chance, zu Schuß zu kommen, ſich nicht auf einen Schützen beſchränkt. Die verrätheriſchen braunen Filzſtiefel ſind von den barmherzigen Fittigen eines Wachholderſtrauches verdeckt, der Schütze ſteht wie eine Salzſäule, das Gewehr iſt fertig zum Schuß — noch einmal vergewiſſern wir uns, daß die Hähne auf der zweiten Ruhe, die Augen durchſchweifen raſtlos das vom Schützen beherrſchte Terrain, auch die kleinſte Bewegung bleibt nicht unbemerkt. Da — da bewegt es ſich, die Hand faßt feſter das treue Gewehr, — doch es iſt nur ein Lampe, der, mißtrauiſch gemacht durch die fatale Hornbläſerei, ſicherere Gegenden aufſucht. Selten erſcheint der Luchs ſehr bald — gewöhnlich vergeht eine Viertelſtunde, wenn nicht mehr — denn unſer Freund, aus einem ſüßen Verdauungsſchlummer durch das Horn und Geſchrei der Treiber geweckt, überlegt zuerſt ſorgfältig, wohin ſich zu wenden und macht ſich erſt dann auf die Socken, wenn die Kreiſer mit ihren Trompetenſignalen in unliebſame Nähe kommen. Still iſt es nur auf der Schützen- und Lappenlinie, auch beabſichtigte er ſo wie ſo Abends die Richtung dahin zu nehmen — alſo friſch auf den Weg. Eine Zeit lang geht Alles gut, plötzlich erſcheinen aber am Horizonte verdächtig ſich hin- und herbewegende rothe und gelbe Flaggen, gewiß ein Teufelsſpuk und argliſtiger Fallſtrick, den ein geriebener Luchs mit gebührendem Abſcheu vermeidet. Doch da öffnet ſich eine Lücke, eine breite Lücke, und dahin wendet nun der Luchs ſeine Schritte und geht ruhig, aber vorſichtig vor, bis plötzlich ein Donnerſchlag erfolgt und ein Regen häßlicher bleierner Steine die Luft durchſauſt. Was iſt das Reſultat geweſen?

Der Luchs kommt meist im Schritt, vorsichtig sichernd, namentlich vor Durchhauen und Wegen, über die er meist im Sprunge setzt. Seltener kommt er im Trab, noch seltener in gestrecktem Galopp, in den beiden letzten Gangarten nur dann, wenn er schon Pulver gerochen und die Geschichte ihm zu toll wird. Bleibt er stehen und sichert, oft minutenlang, so entgeht nichts seinem unvergleichlich scharfen Auge, nicht die leiseste Bewegung, ja oft nicht einmal die unbeweglich, regungslos sich verhaltende, selbst durch einen Strauch geschützte Gestalt des Jägers. Ist er daher einigermaßen auf Schußdistance, 30, 40, ja 50 Schritt weit, so schieße man unbedingt, ist er dagegen in Bewegung, so lasse man ihn ruhig auf 20 Schritt, ist es sehr dicht, selbst auf 15 Schritt an sich heran, schieße aber jedenfalls in den Trieb hinein und lasse ja nicht den Luchs ohne Schuß auf oder über die Schützenlinie hinüber, da er sonst im Fall eines Fehlschusses weg ist, während ein Fehlschuß entgegen ihn regelmäßig in den Trieb zurückscheucht. Ein einziges Mal habe ich erlebt, daß ein Luchs zweimal von einem und demselben Jäger in kurzen Zwischenräumen (beide Male vergeblich) beschossen wurde; sonst meidet er ängstlich die Stelle, wo bereits einmal auf ihn geschossen wurde und kommt in der Regel auf den Nachbarschützen. Bei Aufmerksamkeit und gutem Schießen ist daher der Luchs fast regelmäßig verloren und meist ist, wenn er durchgeht, ein grobes Versehen eines Schützen daran schuld, d. h. er wird verschlafen, verpudelt oder über die Schützenlinie gelassen. Durch die Lappen geht er sehr ungern, allenfalls schon beschossen, und kriecht unter den Lappen durch — doch nur sehr ausnahmsweise. Ein gut gezielter Schuß auf's Blatt, spitz in die Brust, auf nahe Distance auch durch die Weichen, bringt ihn regelmäßig zu Falle. Doch hüte man sich, an den liegenden Luchs zu nahe heranzugehen, da er, schwer angeschossen, immer ein gefährlicher Gegner ist, und nähere sich ihm stets mit fertigem Gewehr und ihn sorgfältig beobachtend. Ein von mir im Schuß niedergestreckter und längere Zeit unbeweglich liegender Luchs raffte, als ich an ihn herantrat, die letzten Kräfte zusammen und sprang urplötzlich mit einem ungeheuren Satze auf mich, brach aber glücklicherweise im Sprunge zusammen. Beim Verfolgen eines anderen von mir schwer angeschossenen Luchses gewahrte ich denselben auf ungefähr 20 Schritt sprungbereit mit dem Kopfe mir zugewendet — in solchen Fällen spare man lieber nicht einen Gnadenschuß, denn in seinen Krallen und Zähnen besitzt der Luchs fürchterliche Waffen. Aus glaubwürdigem Munde ist mir folgende tragische Geschichte erzählt worden: Ein alter Bauer in meiner Nachbarschaft begab sich mit seinem Enkel, einem Knaben von 15 Jahren, und in Begleitung eines Hundes in den Wald auf den Holzschlag. Plötzlich überfällt der Hund ein Thier, welches, um sich vor demselben zu retten, blitzschnell eine einzelstehende, mittelstarke Birke erkletterte — es war ein starker Luchs, und um denselben zu erlegen, fängt der Knabe an, die Birke an der Wurzel abzuhauen, während der Alte mit dem Beile fertig steht und der Hund wüthend den Baum umspringt. Schon schwankt der Baum, da wirft sich der Luchs plötzlich mit mächtigem Satze auf den Knaben und vergräbt Klauen und Zähne tief in sein Genick. Zwar machen ihn die Beilhiebe des Alten und

die Biſſe des Hundes bald todt, aber auch der Knabe erlag den fürchterlichen Wunden — alſo auch hier bewährt ſich das alte Sprichwort: Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit. Uebrigens habe ich auf regulären Jagden nie von Unglück gehört, welches der Luchs angerichtet hätte, höchſtens hatte er einem oder zwei Koppelhunden den Leib aufgeriſſen.

Doch das Unglück iſt geſchehen, der Luchs iſt aus dem Kreiſe heraus und heil und geſund mit mächtigen Sprüngen über die Schützenlinie hinüber. Wäre es ein Wolf oder Fuchs, ſo könnte man ihm hier ein „Adieu" oder höchſtens ein „Auf Wiederſehen" nachrufen; doch bei dem Luchs iſt Polen noch nicht verloren und hier gilt es für den Jagdherrn oder Förſter, ſeine Feldherrngabe zu zeigen, vorausgeſetzt, daß der Luchs nicht in geſchloſſenen Wald, wo weit und breit kein Weg, kein Durchhau iſt, gegangen. Schleunigſt werden die Lappen abgenommen, Jäger und Kreiſer werfen ſich in die ſtets bereit ſtehenden Schlitten und nun geht es im Carrière, was die Pferde laufen können, dem Luchs nach. Unſer Freund wird nämlich das Setzen in Sprüngen bald ſatt und geht wieder, froh, der Gefahr entronnen zu ſein, ſeinen langſamen Katzenſchritt. Nun gilt es combiniren, wohin er gehen wird, um ihm auf einem Wege oder Durchhau den Weg abzuſchneiden. Aber über den erſten Durchhau iſt er hinüber, nun bleibt noch zwei Werſt weiter ein Weg, den er paſſiren muß. Athemlos fahren wir denſelben bis zum Anfang einer großen Feldfläche ab. Hurrah! wir ſind ihm vorgekommen. Schleunigſt werden die Poſten für die Schützen gewählt, die Flaggen aufgeſtellt und nun fahren die Kreiſer bis zum Durchhau zurück, wo wir die Spur des Luchſes verließen, ſchicken die Pferde mit einem eigens hierzu mitgenommenen Treiber zurück und es beginnt daſſelbe Treiben wie vorher, nur ohne jeden Kreis und in der beſeligenden Hoffnung, daß die Combination richtig war und der Luchs freiwillig dahin gehen wird, wo die Schützen ſich befinden. Hier handelt es ſich ausſchließlich um Terrainkenntniß, Combinationsgabe und . . . etwas „Sau", und ſind mir ſolche riskirte Treiben wiederholt vortrefflich gelungen. Fährt man dann, nach glücklich beendeter Jagd, die ſchöne Beute im Schlitten, nach Hauſe zum köſtlich mundenden Diner, ſo iſt man doppelt gut gelaunt, dem Schickſal dieſen Sieg quasi abgerungen zu haben.

Meine Bemerkungen über die Luchsjagd will ich mit der Erzählung eines Curioſums ſchließen, welches faſt unglaublich klingt, für deſſen Wahrheit ich als Augenzeuge aber mich verbürgen kann. Daß der Hühnerhabicht ein arger und verwegener Räuber iſt, dürfte allgemein bekannt ſein, daß er aber ſogar den Luchs angreift, ſollte man doch wohl kaum für möglich halten. Anfang der 80er Jahre hatte im Beginn des März mein Förſter zwei Luchſe eingekreiſt, und machte ich die Jagd in gewohnter Weiſe. Der eine Luchs wurde gleich zu Beginn der Jagd geſchoſſen und erwies ſich als ein ſchwaches weibliches Exemplar von ſchöner Färbung, ſtark gefleckt. Der andere Luchs entkam leicht angeſchoſſen. Als nun der Kreiſer, der die Spur des erſten Luchſes bis zur Schützenlinie verfolgt hatte, aus dem Trieb herauskam, brachte er mir einen noch warmen Hühnerhabicht mit durchbiſſener Kehle und berichtete auf meine Fragen, daß beim Verfolgen der Luchsſpur

dieſelbe auf einer kleinen Fläche plötzlich verſchwunden und erſt nach einem ungeheuren Satz und auf der Sprungſtelle ſtark verwühltem Schnee wieder ruhig fortgegangen ſei. Er, der Buſchwächter (Geraſim), habe etwas Graues im Schnee ſtecken ſehen und dieſen Habicht aufgehoben. Es war der gewöhnliche Hühnerhabicht falco palumbarius, ein großes, auffallend mageres Exemplar. Als ich die Klauen des Habichts unterſuchte, fand ſich an denſelben haftende Luchswolle. Der Habicht hatte — offenbar von Hunger geblendet — den Luchs für einen unſchuldigen grauen Haſen angeſehen, ihn geſchlagen und ſeinen Irrthum erſt erkannt, als es zu ſpät war.

Und nun wünſche ich meinen Leſern, daß ihnen noch viele ſchöne Luchsjagden beſchieden ſeien und — daß auf denſelben ſie ein unerhörtes Pech begleite. Waidmannsheil!

St. Petersburg, im März 1887.

Der Wolf.

Iſegrimm! Wer vermag dem Haß Ausdruck zu geben, der bei der bloßen Nennung deines Namens Einem das Herz erfüllt! Wer der Wolluſt, dir auf deinen ruppigen Pelz eine volle Ladung glatter Rehpoſten zu ſetzen! Wem haſt du nicht den empfindlichſten Schaden zugefügt? Wo iſt meine ſchöne Haſenhündin, meine Waldi, mehr werth als alle Wolfspelze auf dem ganzen Erdenrund zuſammen genommen? Habe ich ſie nicht, ohnmächtig, ihr zu helfen, in deinen Räuberzähnen jammern hören? Wo iſt meine ſchöne Zagruſch? Wo mein Nero? Haſt du nicht auch ſie auf deinem Gewiſſen?! Doch der Himmel hat meinen Racheſchwur gehört und theuer haſt du mir für deine Frevelthaten zahlen müſſen. Winter für Winter habe ich dich mit viel Pferdefleiſch genährt, aber nicht Wohlthätigkeit war es, ſondern Argliſt und Haß, und wenn du nach der Mahlzeit deinen gefüllten faulen Wanſt in einem beliebigen Dickicht zum bequemen Schlummer ausſtreckteſt, ſo wurdeſt du aus demſelben eklig geweckt und ſchlummerteſt häufig bald darauf im Jagdſchlitten. Dein Geſchlecht iſt ſelten geworden in meinen Jagdgründen; wo du früher in Trupps von 10 und 15 promenirteſt, da bekommſt du jetzt mit Mühe drei oder vier zuſammen. Und wo iſt die frühere Frechheit geblieben? Sogar ein Hirt erſchreckt dich, und im Winter rennſt du, wie von Furien gejagt, ohne Ende, weil es dir jeden Augenblick ſcheint, als werde ſchon auf dich Jagd gemacht und als hörteſt du ſchon die Poſten pfeifen! Und vollends im Kreiſe, wie benimmſt du dich da, elendſter und feigſter aller Räuber?! Warum klemmſt du die Ruthe ſo ein, daß man glaubt, du beſitzeſt gar keine, was verunreinigſt du den weißen Schnee und den ſchönen Wald auf Schritt und Tritt und verbreiteſt um dich den fürchterlichſten Wohlgeruch?!

Weil du Rechenſchaft ablegen mußt von allen deinen Miſſethaten und weißt, daß es aus iſt mit Pferdefleiſch und Schafen, aus mit Hunde ſtehlen und Bri-

gantenthum. Aber ſo lange die Hand noch das Gewehr führt und das Auge ſieht, ſei dir Haß geſchworen und Verfolgung, bis endlich der Letzte deines verfluchten Geſchlechts röchelnd und ſtinkend die Räuberſeele aushaucht.

Noch vor 20 Jahren war der Wolf im Gouvernement St. Petersburg ungemein häufig. Man begegnete ihm auf Schritt und Tritt; und daß man von ihm hörte, dafür ſorgte er durch den wahrhaft unermeßlichen Schaden, den er im Sommer und Herbſt an Groß- und Kleinvieh anrichtete und an den zahlloſen Hunden, welche er im Winter aus den Dörfern und Gehöften wegholte. Im Winter 1866 hatten ſich in einem Bärenkreis, der eben von uns getrieben werden ſollte, zufällig gegen 15 Wölfe gelagert. Perſönlich bin ich im Winter bei nächtlichen Fahrten Rudeln von zehn oder mehr Wölfen begegnet. Im Jamburg'ſchen Kreiſe, wo ich zu Hauſe bin, gab es damals im Sommer ſelten einen Tag, wo die Wölfe nicht aus einer der Dorfsheerden ſich das eine oder andere Stück geholt hätten, in der Gutsheerde zerriſſen ſie einmal an einem Tage zwei Kühe. Jetzt hat die Zahl der Wölfe ſehr abgenommen, hauptſächlich wohl dank den vielen im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte in der Reſidenz entſtandenen Jagdgeſellſchaften, welche regelmäßige Wolfsjagden abhalten, dann in Folge der Bemühungen privater Jagdliebhaber (General Aſtaſchew, Reichsſecretair Polowzow u. A.), deren ausgezeichnete Kreiſer in den von ihnen gepachteten Terrains faſt überall Luder auslegen und die Wölfe faſt unter täglicher Controle halten, bis es den Herren ihre Zeit erlaubt, zur Jagd hinauszukommen. Jetzt iſt den ganzen Sommer über von Wölfen ſo gut wie Nichts zu hören. Was man früher nie riskiren durfte, Kälber und Füllen einzeln und ohne Aufſicht weiden zu laſſen, das kann man jetzt ruhig thun, die Heerden bedürfen im Sommer keiner wachſamen Hunde. Gewiß gebührt auch ein Theil dieſes Verdienſtes der Kaiſerlichen Jagd, welche von jeher im Sommer die Wolfsjagd in großem Maßſtabe mit Netzen, Hunden und Treibern betrieb, wenngleich in der Regel bei dieſen Jagden nur junge Wölfe gefangen wurden. Seitdem ich allwinterlich auf meinem Gute N. im Jamburg'ſchen regelmäßige Wolfstreiben veranſtalte, habe ich dort nie mehr als vier Wölfe in einem Kreiſe gehabt, im Luga'ſchen Kreiſe ſieben und ſogar neun Wölfe.

Das Revier, welches ein Wolf bejagt, iſt ungemein groß, ſein Standpunkt ein ſehr wechſelnder. In geſchloſſenem Hochwalde trifft man ihn ſelten, ſtets zieht er jüngeren Wald und Buſchland vor, lungert Nachts zur Winterzeit um Dörfer und Güter herum, verſucht einen Hund wegzunehmen, wobei ihrer mehrere eine bewunderungswürdige Taktik beweiſen, indem einer durch ſein offenes Erſcheinen und fingirten Rückzug den Hund aus dem Gehöft herauslockt, während die anderen aus dem Hinterhalt demſelben den Rückzug abſchneiden. Oder er beſucht den ihm wohlbekannten Luderplatz, oft auch mehrere in einer Nacht, umkreiſt denſelben anfangs äußerſt mißtrauiſch, wird aber allmählich vertrauter und frecher. Wenn der Morgen graut und er ſatt iſt, denkt er gern an ein bequemes Lager, betritt gewöhnlich vorſichtig befahrene Wege, tritt in alte Spuren und verſucht ſo ſeine Fährte zu verbergen, liegt regelmäßig in ſtärkerem Dickicht, beſonders gern in

ſchluchtenreichem Terrain; 20—30 Werſt in einer Nacht zurückzulegen, iſt für ihn eine Kleinigkeit. Oft jagen Wölfe vereint einen Haſen, wobei ein Theil die Fährte hält, der andere vorcoupirt; im Luga'ſchen Kreiſe erhalten ſie die Rehe fortwährend in Athem. Von glaubwürdiger Seite iſt mir erzählt worden, daß mehrere Wölfe vereint ſogar den Bären im Lager angreifen. Bei den Elennthieren verſuchen ſie das Kalb von der Mutter zu trennen und verjagen die Elennthiere weit von ihrem gewöhnlichen Stande. Ein angeſchoſſenes Thier iſt ihnen ſtets verfallen. Oft verfolgen ſie Hunde, die die Equipage ihres Herrn begleiten und legen dabei häufig maßloſe Frechheit an den Tag. Daß ſie Menſchen angreifen, iſt im Petersburger Gouvernement wohl unerhört, obgleich einzelne Fälle, deren Glaubwürdigkeit ſchwer zu controliren iſt, berichtet werden. Dagegen werden tolle Wölfe dem Menſchen gefährlich, obgleich ſolche Fälle auch ſehr vereinzelt daſtehen. Iſt der Wolf hungrig, ſo ſchweift er auch den ganzen Tag umher. Je tiefer der Schnee, deſto weniger und langſamer geht er und deſto erfolgreicher iſt die Jagd auf ihn.

Von der Fortpflanzung des Wolfes kann ich aus eigener Erfahrung nur ſo viel berichten, daß er für ſein Geheck gewöhnlich einſame Moräſte mit dicht bewachſenem Rande ausſucht und daß die nächſte Umgebung desſelben ſtets von ſeinen Raubzügen verſchont bleibt. Die Zahl der Jungen beträgt gewöhnlich vier oder fünf. Obgleich während der Laufzeit die Wölfin ſtets von mehreren Verehrern umgeben und begleitet iſt, ſo wählt ſie doch für die Erziehung und Verpflegung der Jungen *einen* Wolf aus, der dann vom Ende der Laufzeit an ihr unzertrennlicher Freund und Begleiter iſt. Daß alte Wölfe junge verzehren, iſt eine Fabel, dagegen wird ein angeſchoſſener Wolf regelmäßig von ſeinen cannibaliſchen Stammesgenoſſen verſpeiſt. Aengſtlich wälzt ſich daher der angeſchoſſene Wolf im Schnee und reibt die wunde Stelle an demſelben ab, um nicht durch das verrätheriſche Blut den Appetit ſeiner Kameraden zu erregen, flieht auch bis zur Heilung die Welt und führt ein beſchauliches Eremitenleben.

Indem ich nun zur Wolfsjagd übergehe, muß ich vorausſchicken, daß ich den Fang mit Gift und Fallen nicht berühre, weil dies Handwerk, aber nicht Jagd iſt. Nichts deſto weniger muß ich geſtehen, daß das erfolgreichſte Mittel zur Vertilgung der Wölfe das Strychnin iſt und daß einem ſo ſchädlichen und erbarmungsloſen Feinde und Räuber gegenüber die Parole des verehrungswürdigen Ignatius „der Zweck heiligt das Mittel" ſeine Erklärung und Entſchuldigung findet. Aber meine Brüder in St. Huberto werden mir gewiß zugeben, daß es doch eine ganz andere Sache iſt, einen Wolf zu ſchießen, als tückiſch Gift in ein abgefelltes Kalb zu ſtreuen; ich für meine Perſon kenne — Dachsgraben und Parforcejagd etwa abgerechnet — keine andere Jagd als die mit dem Gewehr.

Die ſogenannte Wolfsjagd mit dem Ferkel, bei welcher Nachts die Wölfe zum Schlitten des Jägers durch das Geſchrei eines gezwickten Ferkels herbeigelockt werden, gehört wohl — wenigſtens im Petersburger Gouvernement — in das Reich der Mythe — dazu ſind die Wölfe hier viel zu wenig zahlreich. Dann giebt es noch das nächtliche Lauern auf Wölfe beim Luder aus irgend einer ab-

gelegenen Scheune und wird auf dieſe Weiſe, namentlich von Bauern, hie und da ein Wolf geſchoſſen. Mit Koppelhunden wird der Wolf nie gejagt — viel eher jagt er haſenjagende Koppelhunde. Eine vorzügliche Koppelhündin, eine Perle ihres Geſchlechts, wurde mir einmal (1865) im vollen Jagen mitten zwiſchen mir und einem anderen Jäger vom Wolf genommen — ein einziger gräßlicher Schrei, und weg war ſie. Jägern, die auf dem Lande wohnen, würde ich rathen, ſich ſtets bei abendlichen und nächtlichen Fahrten von einem redlichen „Kranz" (Hofhund) begleiten zu laſſen, was ihnen ſo manchen Schuß auf einen Wolf eintragen wird. Aber die eigentliche Jagd auf den Wolf iſt eben ſo wie auf den Luchs das ſchöne Kreiſen und zwar in enger Verbindung mit dem Luderplatz. Zwar iſt letzterer keineswegs abſolut nothwendig, aber bei der großen Unſtätigkeit und dem beſtändigen Revierwechſeln des Wolfes erleichtert und ſichert das Aufſtellen von Ludern das Kreiſen ungemein.

Es iſt November — bleigraue Wolken hängen tief vom Himmel herab und verkünden, daß bald Wald und Feld mit weißer Schneedecke gekleidet ſein werden. Nun iſt es Zeit, ein abgefelltes Pferd an ein ſtilles Plätzchen zu bringen, wo es die vortreffliche Naſe der Dorfhunde nicht ſo leicht entdeckt, am beſten in der Entfernung von ½—1 Werſt von Dickichten, denen Iſegrimm, wie der Jäger weiß, eine zärtliche Zuneigung widmet und die er gern als müder Wanderer zum Ausruhen benutzt. Beim Auslegen des Luders iſt allenfalls zu beobachten, daß man es am beſten auf eine kleine Fläche placirt, wo Wölfe und Füchſe es lieber annehmen, weil in ſolcher Lage nach dem Sprichwort „Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit" immer ein kleiner Ausblick möglich iſt. Sobald nun der Winter eingetreten und Schnee gefallen iſt, umkreiſe man vorſichtig und zwar auf Schneeſchuhen und nicht zu früh, ſondern wenn es bereits ganz hell iſt, den Luderplatz. Führen Wolfsfährten von und zu demſelben, ſo überzeuge man ſich, ob die Wölfe gefreſſen haben, — iſt dies der Fall, ſo kann man ſicher hoffen, daß ſie ſich nicht allzu weit, liegt der Schnee tief, ſelbſt auf ein bis zwei Werſt, zuweilen ſogar im nächſten Dickicht gelagert haben. So bilden die Luderplätze den Ausgangspunkt des Kreiſers den ganzen Winter hindurch und die einzig ſichere Grundlage der Wolfsjagd. Denn was ſollte ſonſt dem Jäger garantiren, daß die von ihm entdeckte Wolfsſpur wirklich eine Lagerſpur iſt und daß er nicht vergeblich dieſelbe 10 oder 20 Werſt weit zu verfolgen braucht, wie es beim Luchs nur allzu häufig der Fall iſt.

Es kann nicht meine Aufgabe ſein, an dieſer Stelle eine genaue Beſchreibung des Kreiſens und eine Anleitung zu demſelben zu geben. Iſt ja doch jede Anleitung zu einer Jagd auf dem Papier dem Goethe'ſchen Wort unterworfen: „Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie und grün des Lebens gold'ner Baum." Aber vielleicht wären einige Winke auf Grund praktiſcher Erfahrung doch erwünſcht, und dann hängt damit in Rußland die Geſchichte einer ganzen Klaſſe von Leuten, der ſog. лукашн, zuſammen. Ohne Zweifel hat man auch in Rußland ſeit Olim's Zeiten die Jagd mit dem ſog. Einkreiſen (in einem beſtimmten Revier Beſtätigen) be-

trieben. Aber namentlich waren es die Kreiser des Pskow'schen Gouvernements, welche durch geniale Ausübung dieser Jagdart berühmt geworden waren und daher auf weite Entfernungen in die Dienste privater Jagdliebhaber traten. Man nannte daher diese Kreiser (Alles Leute aus dem Bauernstande) псковичи oder лукаши nach Лукà, einem besonders bekannten Kreiser, welcher mit seinen geistesverwandten Söhnen nach Petersburg kam und, so viel ich weiß, noch jetzt im Silberhaar in Diensten des Reichssecretairs Polowzow steht. Diese лукаши zeichnen sich durch eine staunenerregende Kenntniß des Wildes (namentlich der Raubthiere, wie Bär, Wolf, Luchs und Fuchs, aber auch der Elennthiere, Rehe ꝛc.) und seiner Wechsel, Eigenthümlichkeiten und überhaupt aller seiner Eigenschaften aus, verstehen es meisterhaft, das Wild in einem möglichst kleinen Kreise zu umgehen und, was die Hauptsache ist, es ohne Beihilfe von Treibern oder sonstige Hilfsmittel auf wenige Jäger hinauszutreiben. Dieses Talent ist freilich keine Hexerei, aber es gehört dazu vor Allem genaue Kenntniß der Sache und dann genaue Kenntniß der Gegend. Wer längere Zeit in einer Gegend jagt, lernt ja nicht nur Isegrimms Raubwege, Reineckes Schmugglerfährten, sondern auch Lampes Spaziergänge trefflich kennen. Zur Unterstützung des Kreisers wurden nun die allbekannten Flaggen oder Lappen gebraucht, in handlicher Art auf einer Rolle befestigt, welche ein rasches und bequemes Abwinden gestattet. Endlich, da alles Irdische Stückwerk ist und man den Pudel, das unruhige Stehen des Jägers ꝛc. immer in Betracht ziehen muß, also auch die Eventualität, daß das auf die Schützenlinie gebrachte Wild nicht erlegt wird, sondern in den Kreis zurückschlägt, so wurden sog. stehende Treiber eingeführt, welche dem Wilde den Durchbruch nach hinten wehren sollen. Damit ist nun allerdings Alles erreicht, was sich erreichen läßt, und wer über gute Schützen, treffliche Kreiser, hinreichende Flaggen und stille, aufmerksame, gut dressirte Treiber verfügt, der wird in gutem Jagdterrain vortreffliche Jagden machen und nur ganz ausnahmsweise einen Mißerfolg zu verzeichnen haben.

Zum Kreisen bedient man sich am besten eines leichten niedrigen Schlittens, — das Kreisen zu Fuß ist nicht so sehr ermüdend, als es zeitraubend ist, was bei den kurzen Wintertagen sehr in's Gewicht fällt. Man kreise zu Fuß also nur dann, wenn das Terrain zum Fahren nicht geeignet ist oder allenfalls, wenn es sich darum handelt, Reinecke in nächster Nachbarschaft zu umgarnen. Unschätzbar ist ein kräftiges, aber ruhiges Pferd, welches absolut vor nichts zurückschreckt, weder vor einem tiefen Graben, noch vor einem gurgelnden Bach, weder vor einem Sturzacker, noch vor dichtem Gestrüpp. Graue, wenig auffällige Kleidung, Vermeidung aller lebhaften Farben, der Glocken, jedes Geräusches ꝛc. ist selbstverständlich. Das Gewehr muß ungeladen stets im Schlitten sein, die Patronen leicht erreichbar. Häufig kommt es vor, daß man einen Schuß auf einen den Schlitten verwundert anstarrenden Fuchs anbringen kann, meinen Kreisern ist es passirt, daß sie sogar Luchsen beim Kreisen auf Schußdistance sich genähert haben.

Welchen unvergleichlichen Genuß gewährt dem Jäger das Kreisen an einem

ſchönen ſtillen Wintertage! Abends vorher nach Sonnenuntergang iſt ein dichter Schnee gefallen, der aber gegen 2 oder 3 Uhr Nachts aufgehört hat. Beim Schlafengehen ſandte die Jägerbruſt einen tief flehenden Seufzer zum hl. Hubertus, daß es morgen nicht zu kalt und möglichſt ſtill ſein möge. Und ſiehe da! Der Heilige hat Alles nach Wunſch arrangirt und uns ſein aufrichtiges Wohlwollen bezeugt. Morgens ſind 4° Réaumur, kein Lüftchen regt ſich, die Sonne iſt leicht durch Wolken verdeckt und nickt uns auf Augenblicke freundlich und herzerquickend zu. Da darf nicht geſäumt werden! Kaum graut das Tageslicht, ſo ſitzt man ſchon am Eßtiſch und genießt zum wärmenden Moccatrank einen ſtärkenden Imbiß. Der getreue Jagdgaul ſteht bereits angeſpannt auf dem Hofe und bald geht es in munterem Trabe durch den wie mit Zucker beſtreuten Wald in der Richtung zum Luderplatz. Wie ein Teppich breitet ſich der glitzernde Schnee rein und keuſch über die ſchlummernde Erde — jede Fährte iſt auf weithin erkennbar. Mit einem Lächeln ſehen wir gleich beim Hauſe den verſchmitzten Haken eines alten Littauers — ſchlummere ſanft, alter Knabe, denn nicht dir gilt es heute, ſondern deinen Verfolgern. Eine Elſter ſitzt auf dem Zaune des Gutsparks, aber auch du, liſtiger Räuber, ſchauſt mich unnützer Weiſe ſo mißtrauiſch an. Beim Kreiſen darf man keinen Lärm machen und ein Schuß könnte uns heute unberechenbaren Schaden bringen. Doch da ſind wir im Walde: muntere Blaumeiſen hüpfen mit luſtigem Gezwitſcher von Zweig zu Zweig und ſehen dem dicht vorüber fahrenden Schlitten vertraulich nach, als wollten ſie nachrufen: „viel Pech! viel Pech!“ An einer moraſtigen Stelle fliegen mit lautem Geräuſch 20 oder 30 Birkhühner auf und bald hört man das Kullern der aufgebäumten Hähne am nahen Waldrande. Doch wir nähern uns dem Luderplatz und unabläſſig muſtert das ſcharfe Auge den Schnee zu beiden Seiten des Weges, auch die Fährte eines Eichkätzchens entgeht ihm nicht, die an einem nahen Tannenbaum hinaufführt. Doch was iſt das?! Unverkennbar Reineckes Perlenſchnurfährte in directer Richtung zum Luder, und welche Fährte! Die Größe derſelben, der tadellos reine Aufſatz, die Regelmäßigkeit und Harmonie der einzelnen Abdrücke — es iſt kein Zweifel! Reinecke senior iſt es in Perſon, auf den wir geſtoßen, ein alter erfahrener Meiſter, längſt bewandert in allen Schlichen und Künſten ſeines Handwerks. Ach, denkt der Jäger wohl da, wie weit iſt es bis dahin, daß dein ſchöner Winterpelz im Schlitten ruht! Vielleicht ſchweifſt du jetzt, vom ſchönen Wetter verlockt, ruhelos umher, anſtatt nach reichlichem Mahl ein gemüthliches Mittagsſchläfchen zu halten. Erſt gilt es dich einkreiſen, dann vor die Schützen bringen und dann — die Hauptſache — dich ſchießen! Und was kann da nicht Alles noch dazwiſchen kommen! Aber was hilft das bange Seufzen, lieber friſchauf zur fröhlichen That! Und erröthend folgen wir ſeinen Spuren, aber ja nicht auf derſelben, ſondern in weitem Bogen den Luderplatz umkreiſend. Richtig, da an der Ecke bei der kleinen Schlucht erſcheint die Spur wieder, offenbar ſchon vom Luder kommend und die Richtung zum Moraſt nehmend. Reinecke, wo weilſt du? Vom Moraſt trennt uns noch ein kleines, aber dichtes Tannengehege. Sollte es möglich ſein, daß er nicht weiter gegangen,

ſich ſchon ſo bald gelegt?! Faſt haben wir das Gehege ſchon umkreiſt, kaum 100 Schritte trennen uns von der Vereinigung mit der eigenen Schlittenſpur, geſpannt überfliegt das Auge die noch übrig bleibende Diſtance — doch da führt ſie hinaus und in den Moraſt hinein, alſo nur weiter, mein treuer Gaul! Einen Augenblick halten wir an und überlegen — wo pflegt Reinecke im Moraſt zu liegen, wenn er da geblieben iſt? Jetzt iſt es klar, wir fahren den kleinen Moraſtweg, der auf den großen Weg vom Dorfe J. zum Dorfe M. hinausführt, dann den großen Weg quer über den Moraſt zum Dorfe J. und dann ſehen wir weiter. Nur zwei Haſenſpuren ſtoßen uns auf, von Reineckes Spur iſt nichts zu ſehen. Nun noch vom Dorfe J. zum Luderplatz oder vielmehr zu unſerer Schlittenſpur in der Nähe desſelben, und iſt auch da keine Spur, ſo iſt er ja d'rin. Und er iſt richtig d'rin — es iſt kein Zweifel!

Ueberlegend halten wir einen Augenblick an — ſollen wir nicht das Reſultat verificiren? Den Kreis wiederholen, ihn nicht vielleicht kürzend abſchneiden? Doch nein, der Schnee iſt zu gut, ein Ver- oder Ueberſehen nicht gut möglich, den Kreis abzuſchneiden, gefährlich, auch unnütz, denn gewiß liegt Reinecke in einer der Schluchten nahe beim Tannengehege und ſeine Wechſel ſind uns wohlbekannt. Alſo nach Hauſe, wo beim Erſcheinen des Schlittens die Jagdgefährten geſpannt fragen: „was iſt?" und wenn ſie die Antwort erhalten: „ein Fuchs beim Tannenwalde", zufrieden lächeln, denn für Vergnügen iſt geſorgt, und bringen der Förſter oder die Buſchwächter nichts Beſſeres, alſo Luchs oder Wolf, ſo giebt es immer einen kleinen Trieb, der durch die ſympathiſche Perſönlichkeit des Hauptacteurs Allen erwünſcht iſt. Längſt iſt ſchon vorher der Plan zur Jagd fertig. Hier die Schützenlinie, von beiden Seiten die Flaggen, dort die Treiber, mit einem Wort all right und es fehlt nur das willkommene Commando: „Meine Herren, in die Schlitten!"

Doch zu meinem Schrecken bemerke ich, daß ich mich ja gänzlich vergaloppirt habe: über den Wolf wollte ich ſchreiben und bewirthe meine Leſer mit der Beſchreibung eines Fuchskreiſens. Nun, ob wir eine Fuchs- oder Wolsfährte verfolgen, macht ja im Grunde die Sache nicht anders, nur daß das Kreiſen auf den Wolf vorſichtiger ſein muß, der Kreis in der Regel größer. Denn gegen Iſegrimm iſt doch Reinecke immerhin noch ein Wickelkind, und wer, wie Goethe in ſeinem „Reinecke Fuchs", den Wolf als dumm ſchildert, der thut ihm, wie das jeder Wolfsjäger beſtätigen wird, ſchweres Unrecht. Stets iſt er mißtrauiſch und vorſichtig, verſucht ſorgfältig und mit vielem Geſchick ſeine Fährte zu cachiren. Das Treiben iſt in größter Stille geordnet, die Treiber auf ihre Poſten geſtellt. Noch hat die Jagd nicht begonnen, da erſcheint ſchon ein Wolf, durch irgend ein verdächtiges, kleines Geräuſch aufgeſcheucht. Selten kommt er nach begonnener Jagd vertrauend auf den Schützen zu, faſt immer ſchon im höchſten Grade mißtrauiſch, argwöhniſch und ſorgfältig ſichernd und lauſchend. Fällt vollends ein Schuß, ſo zögert er mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, wenn es nicht ein junger Wolf iſt, keinen Augenblick. Mit Blitzesſchnelle hat er ſeinen Entſchluß gefaßt, ſeinen Plan entworfen und bricht in geſtrecktem Galopp durch den verhängnißvollen Kreis, wobei ihn Nichts aufhält,

als allenfalls ein wohlgezieltes Blei. Man ſtehe daher auf der Wolfsjagd, ſobald ſie begonnen, ſowie man ſeinen Poſten erhalten, aufmerkſam, das Gewehr parat, wie in Erz gegoſſen, beſtmöglich gedeckt und auf das Sorgfältigſte das vor Einem liegende Terrain mit dem Auge abſuchend. Kommt ein Wolf auf den Jäger zu, ſo hebe er nie jäh das Gewehr, häufig genügt dieſe Bewegung, um die ganze Jagd zu verpfuſchen; vielmehr hebe er es langſam und allmählich und auch das wo möglich in einem Augenblick, wo ein Baum, ein Buſch oder dergleichen ihm den Anblick des Wolfes entzieht und vice versa. Man laſſe den Wolf möglichſt nah an ſich heran, auf 20, ja 15 Schritt — es iſt gar nicht zu ſagen, wie viele Jagden auf großes Wild durch das fatale Entgegenſchießen auf große Diſtance vereitelt werden! Selbſt der Haſe fällt auf 50—60 Schritt ſelten im Feuer, geſchweige denn ein Wolf, der wie kein anderes Thier ſchußhart iſt. Ich ſchoß einmal auf einen ſehr ſtarken Wolf auf die Diſtance von ca. 15—20 Schritt und fand beim Abſellen von 23 Poſten, die meine Ladung ausmachen, 17 — und doch ging der Wolf in geſtrecktem Carrière noch gegen 150 Schritt, obgleich ſein Genick wie ein Trichter durchlöchert war. Ein anderer Wolf, allerdings ein ungewöhnlich großes Exemplar mit röthlicher Mähne, erhielt von einem meiner Jagdgefährten auf nächſte Diſtance eine Poſtenladung aus einem Kaliber Nr. 8 (einer wahren Kanone), ſtürzte, ſtieß ein lautes Geheul aus, daß der ganze Wald davon widerhallte, ſtand wieder auf und ging langſam gegen 100 Schritt weiter, bis ein zweiter Schuß ihn niederſtreckte. — Selten fällt ein Wolf im Feuer mauſetodt, oft liegt er bereits eine Viertelſtunde regungslos, mit einem Male fängt er an zu kriechen, ſchöpft plötzlich friſche Kraft und verſchwindet auf Nimmerwiederſehen. So ſehr daher auch unnützes Schießen auf ein gefallenes Wild des Jägers unwürdig iſt, ſo ſpare man doch bei dem geringſten Zweifel nicht den zweiten Schuß auf einen geſtürzten Wolf oder halte ihn wenigſtens bis zum Ende der Jagd von ſeinem Poſten aus unter ſtrenger Controle.

Iſt der Wolf einmal auf gehörige Schußdiſtance gekommen, ſo zögere man auch keinenfalls, denn bemerkt der Wolf den Jäger, ſo iſt er mit einer blitzartigen Schnelligkeit verſchwunden, ſo daß ſelbſt ein gewandter Schütze keine Gelegenheit mehr findet, ſeinen Schuß anzubringen.

Was das Treiben des Wolfes betrifft, ſo unterſcheidet es ſich nicht weſentlich von dem des Luchſes oder Fuchſes. Das Anſtellen von Schützen und Treibern muß nur mit peinlicher Vorſicht und Geräuſchloſigkeit erfolgen, kein lautes Wort darf gewechſelt, keine Cigarette geraucht werden, kein Hahn darf knacken. Es iſt unglaublich, wie ſcharf der Wolf hört und wittert. Beim Poſtiren der Schützen iſt immer die erſte Frage: wo wird der Wolf hingehen, welche Route pflegt er gewöhnlich zu nehmen? Im Zweifel iſt ſtets und principiell auf Rückſpur zu ſtellen, d. h. auf die Eingangsſpur, und iſt dieſelbe auf blanker Fläche, dann die nächſte geeignete Stelle neben der Eingangsſpur. Immer zieht er Dickicht beim Rückzuge vor. Stößt er auf den Schützen und ſchlägt zurück, ſo bricht er gewöhnlich auf der entgegengeſetzten Seite durch. Sind daher mehrere Wölfe im

Kreiſe, ſo empfiehlt es ſich, einen Theil der Schützen auf Rückſpur, den anderen auf der entgegengeſetzten Seite an geeigneten Stellen zu placiren. Das Reſultat der Jagd iſt in der Regel in einer Viertelſtunde entſchieden, beim erſten Signal iſt der Wolf rege und forcirt den Durchgang.

Kaliber 12 iſt auf der Wolfsjagd unerläßlich, Kaliber 10 noch mehr zu empfehlen. Den einen Lauf lade man mit ſehr ſtarken Poſten, 9—12 auf den Schuß, den anderen Lauf mit etwas ſchwächeren, 16—23 auf den Schuß, und ſpare nicht das beſte Pulver.

Bei Weitem nicht immer freilich ſind die Bedingungen für's Kreiſen ſo günſtig, wie ich dies oben anzunehmen mir erlaubte. Wer iſt denn ſo glücklich, daß er procul negotiis die paterna rura jeder Zeit bejagen kann, ſich alſo ſelbſt das Wetter auszuſuchen vermag. Sind es doch leider in der Regel nur mühſam den Berufsgeſchäften abgerungene, um nicht zu ſagen geſtohlene Tage, die man auf dem Altar St. Huberti darzubringen vermag, an denen man alſo „die Feſte nehmen muß, wie ſie fallen" und das Wetter, wie es eben iſt. Oft hat es Wochen lang nicht geſchneit und mürriſch betrachtet der Jäger die zahlloſen Fährten, die den Schnee durchfurchen, die breiten Haſenpattwege, aus denen der Kuckuck klug werden kann und die nur zu häufig zum Verbergen der Fährten des Raubwildes dienen. Es empfiehlt ſich daher, daß das Jagdperſonal alle Fährten, wo ſie auf Wege, Durchhaue oder andere zum Kreiſen dienende Linien münden, ſorgfältig mit einem Beſen verwiſche, aber wie weit iſt das möglich?! Oder es hat gethaut und iſt darauf ſtarker Froſt eingetreten, ſo daß die Eiskruſte ſelbſt Iſegrimms Gewicht trägt, von Fuchs und Luchs gar nicht zu ſprechen. Glücklich, wer dann Elennwild beſitzt, welches durch jeden Schnee durchbricht. — Wer das aber nicht hat, „der ſtehle weinend wieder ſich nach Haus". Oder es ſchneit, aber zu lange in den Morgen hinein, ſo daß alle Spuren zugeſchneit ſind. In allen dieſen ſchwierigen Verhältniſſen bewährt ſich aber erſt recht der wahre Jäger und Kreiſer. Freilich brillante Geſchäfte ſind nicht leicht zu machen, aber dafür welche Belohnung, wenn man trotz aller Hinderniſſe und Schwierigkeiten doch eine glückliche Jagd zu Stande bringt. Wie ſorgfältig gilt es da, die Fährte zu unterſuchen, ob die Schneebrocken in derſelben feſtgefroren oder loſe ſind, und darnach zu beſtimmen, ob ſie friſch oder alt ſind, — aus dem durchſtampften Pattwege die friſche Spur eines Luchſes oder Fuchſes herauszudeſtilliren! Wie ſagt Einem da zuweilen eine auf langjährige Erfahrung ſich ſtützende Ahnung: „er iſt doch d'rin", und der Trieb beweiſt, daß Einen die Ahnung nicht betrogen hat. Alles das läßt ſich freilich in der Stadt nicht lernen, da muß man in Gottes freier Natur viel „geirrt" haben. Aber dann verſteht man auch die Sache und genießt die Früchte ſolch' mühſam erworbener Kenntniß.

Noch eine Frage möchte ich an dieſer Stelle beſprechen, die mit dem Kreiſen in enger Verbindung ſteht. Unter welchen Bedingungen und welcher Art darf der Schütze ſeinen Poſten beim Treiben verlaſſen? Die Antwort iſt: „Gar nicht, bevor er vom Jagdherrn abgelöſt oder das Signal der Beendigung der Jagd gegeben

wird.“ Von dieſem Axiom darf nur in den allerdringendſten Fällen abgewichen werden, und zwar nur dann, wenn man riskirt, daß ohne dies Verlaſſen ſeines Poſtens das ſchwer angeſchoſſene Wild durchgeht. Es muß dies jedoch im allerengſten und beſchränkteſten Sinn verſtanden werden, und jeder Mißbrauch dieſes Rechts iſt um ſo ſtrenger zu verpönen, als derſelbe häufig das Mißlingen der Jagd nach ſich zieht. Da iſt z. B. ein Wolf glatt verpudelt worden. Natürlich giebt der betreffende Schütze nur in der Theorie, nicht aber in der Anwendung auf ſich ſelbſt, die Möglichkeit eines Pudels zu, folgt hartnäckig der Fährte und läßt ſeinen Poſten leer, über den dann die übrigen Wölfe glücklich und unbeſchoſſen den Kreis verlaſſen. Oder aber es giebt zwei Kreiſe an einem Tage und man muß ſich alſo gründlich beeilen, um an dem kurzen Wintertage beide fertig zu bringen. Aber da fehlt ein Schütze am Ende des erſten Triebes und vergeblich iſt alles Blaſen, Rufen und Schreien (ich bemerke hierbei, daß auf der Jagd jedes unnütze Geräuſch, alſo um ſo mehr Rufen und Schreien dem wahren Jäger ſtets fatal iſt, — wie viel wird nicht z. B. durch das unnütze Lautſprechen geſündigt); endlich erſcheint er in Schweiß gebadet, nachdem er eine halbe Stunde unnütz auf einer Schweißſpur herumgebummelt. Zum zweiten Triebe iſt es zu ſpät und um ein ſchönes Vergnügen iſt die Jagdgeſellſchaft ärmer. Andererſeits kann ein rechtzeitiges Verlaſſen des Poſtens wieder viel Zeit einbringen und Aerger erſparen. Daher gilt folgende Regel: Iſt ein Wild ſchwer angeſchoſſen, verſucht aber davon zu kriechen und man iſt durch das Terrain verhindert, einen zweiten Schuß auf dasſelbe anzubringen, ſo gehe man ruhig, aber raſch auf dasſelbe los und gebe ihm den zweiten Schuß, ſobald als dies möglich. Keinenfalls aber entferne man ſich von ſeinem Poſten weiter als 100 Schritt und kehre möglichſt bald auf denſelben zurück. Am eheſten iſt ein ſolches Verlaſſen des Poſtens geboten, wenn kein Schnee liegt und das angeſchoſſene Wild leicht verloren gehen kann. Liegt dagegen Schnee, ſo iſt das Nachgehen faſt immer unnütz, ja viel eher ſchädlich. Denn häufig zwingt man durch ein verfrühtes Nachgehen das kranke Thier, mit Aufwendung der letzten Kräfte das Weite zu ſuchen, während ein zweiter Trieb viel ſchneller und ſicherer zum gewünſchten Ziele führt. Waidmannsheil!

St. Petersburg, im October 1887.

Revue russischer Journale.

Русская Старина (Russisches Alterthum). Historische Monatsschrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Ssemewski in St. Petersburg. April-Heft 1888.

Eröffnet wird das April-Heft der „Russkaja Starina" mit der Fortsetzung der „Memoiren der Frau Prasskowja Jegorowna Annenkow, geb. Gueuble", mit denen wir unsere Leser bereits im vorigen Heft der „Nord. Rundschau" etwas näher bekannt gemacht haben. In den uns jetzt vorliegenden Abschnitten dieser interessanten Aufzeichnungen wird die Reise der unglücklichen Frau nach Sibirien, wo sie ihren Geliebten in Tschita erreicht, ihre Hochzeit und ihr Aufenthalt in Tschita geschildert. Am 23. December 1827 brach die Erzählerin aus Moskau in Begleitung zweier Diener, von denen der eine, Andrei mit Namen, in ihrem Leben noch eine besondere Rolle spielen sollte, nach Sibirien auf. Für die Podoroshna von Moskau bis Irkutsk allein zahlte sie schon 400 Rbl. 80 Kop. Die Reise legte sie in namentlich für die damalige Zeit ganz außergewöhnlicher Schnelligkeit zurück. In Kasan mußte sie sich etwas länger aufhalten, um eine leichtere Equipage zu kaufen, da die von ihr in Moskau erstandene zu schwer war. Aus Kasan fuhr sie am 4. Januar 1828 ab und war am 6. Januar in Perm. 18 Tage nach ihrer Abreise aus Moskau traf sie bereits in Irkutsk ein, obwohl es ihr unterwegs nicht an verschiedenen Abenteuern gefehlt hatte, welche sie aufhielten und obwohl auch der starke Frost, der mitunter bis auf 37 Grad Kälte stieg, sie auf ihrer Reise nicht wenig belästigt hatte. Ueberall fand sie indeß freundliche Aufnahme und namentlich fiel ihr die Gastfreundlichkeit und Wohlhabenheit der Leute in Sibirien angenehm auf. In Irkutsk, wo sie am 10. Januar angelangt war, mußte sie sich indeß längere Zeit aufhalten, da ihrer Weiterreise vom Gouverneur einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Erst am 29. Februar konnte sie endlich wieder aufbrechen, um ihre Reise nach Tschita fortzusetzen, wo, wie sie inzwischen erfahren hatte, ihr Geliebter internirt war. Ihr Weg führte sie zunächst über den Baikalsee, der fest gefroren war und keinerlei Spalten und Risse aufwies, nach Werchne-Udinsk, von wo sie noch 700

Werst bis Tschita hatte. Auf dieser letzten Strecke machte sich ein starker Mangel an Bevölkerung bemerkbar, indem die Reisende außer einigen Burjäten-Jurten und den Stationsgebäuden von sonstigen Ansiedelungen nur drei einzige Dörfer zu passiren hatte. Auf einer der letzten Stationen hatte die Dame noch ein eigenartiges Zusammentreffen mit einem Burjäten-Fürsten, der sich allem Anscheine nach stehenden Fußes in sie verliebte und ihr durch einen Dolmetscher fast einen Heirathsantrag machen ließ, den er indeß, als er erfuhr, wohin und zu wem sie reise, in die Versicherung seiner Hochachtung und seiner heißesten Wünsche für ihr ferneres Wohl umformte.

Am 5. März 1828 endlich traf Prasskowja Jegorowna in Tschita, dem Ziel ihrer Sehnsucht, ein. Jetzt ist Tschita eine Kreisstadt; damals war es ein kleines Dörfchen, welches nur aus 18 Häusern bestand, unter denen sich auch eine Art alten Gefängnisses befand, wo anfänglich die Dekabristen untergebracht waren. Die Hoffnung der Unglücklichen, ihren Geliebten gleich am ersten Tage ihrer Ankunft begrüßen zu können — es war gerade sein Geburtstag — erwies sich leider als trügerisch. Es war nicht so leicht, wie sie es sich gedacht hatte, alle nothwendigen Formalitäten zu erledigen, mit denen sie erst durch zwei Schicksalsgenossinnen in Tschita, die sie daselbst bereits vorfand, Frau Murawjew und Frau Naryschkin, bekannt gemacht wurde. Zunächst mußte sie sich dem Commandanten Leparski vorstellen und einen Revers unterschreiben, in welchem sie sich verpflichtete, die Regeln streng einzuhalten, welche den Verkehr mit den Strafgefangenen normirten. Es ist nicht uninteressant, diese Regeln, welche den Verkehr ungemein erschwerten und beschränkten, etwas näher in's Auge zu fassen. Die Frauen, welche ihren Männern nach Sibirien gefolgt waren, hatten vor Allem zu geloben, bei Gefahr strenger Beahndung auf keinerlei andere Weise heimlich oder offen eine Begegnung mit denselben zu suchen, als mit specieller Erlaubniß des Commandanten und an den von ihm dazu bestimmten Tagen und zwar nicht häufiger als 2—3 Mal in der Woche. Sie durften den Gefangenen keinerlei Sachen oder Briefe ohne Erlaubniß der Commandantur zustecken und auch keine empfangen; Speisen konnten ihnen geschickt werden, aber auch nur durch den wachthabenden Unteroffizier. Auch die eigenen Rechte der Damen waren stark beschnitten: sie durften sich ohne Erlaubniß des Commandanten nicht aus Tschita entfernen, durften nur einen Diener und eine Dienerin halten und mußten über ihre Ausgaben und Einkünfte ein genaues Buch führen, welches der Controle des Commandanten unterworfen war. Bei den Zusammenkünften mit ihren Männern, die stets in Gegenwart eines dejourirenden Offiziers stattzufinden hatten, durften sie endlich nur russisch sprechen. — Wie brutal diese Vorschriften unter Umständen von Einzelnen gehandhabt wurden, beweist ein Fall, der sich mit der Murawjew zutrug. Dieselbe war krank und ermüdet zu ihrem Mann gekommen und hatte sich vor Erschöpfung auf einen Stuhl gesetzt, was den dejourirenden Offizier, der offenbar nicht ganz nüchtern war, schon ärgerte. Noch mehr reizte ihn aber der Umstand, daß sie mit ihrem Mann französisch sprach und er wurde gegen sie nicht nur grob, sondern faßte sie auch bei der Hand, in-

dem er ſie anſchrie: „Sprich ruſſiſch und wie unterſtehſt Du Dich, vor mir zu ſitzen!“ Die Murawjew bekam vor Schreck einen hyſteriſchen Anfall, während ihr Mann und Iwan Annenkow wuthſchäumend auf ihn losſprangen und die Sache hätte ohne die freundliche Vermittelung des Commandanten ſchlimm genug für die beiden Sträflinge ablaufen können.

Nachdem die Gueuble ihren Bräutigam einige Mal flüchtig geſehen, wobei der Moment der erſten Wiederbegegnung auf Beide einen erſchütternden Eindruck machte — ſie ſah ihren Geliebten zum erſten Mal im Arreſtantenkittel mit Ketten auf der Straße, als er aus der Badſtube in's Gefängniß zurückkehrte — fand am 4. April mit Erlaubniß des Commandanten ihre Hochzeit ſtatt. Die Hochzeitsceremonie bei ihrer Trauung war wohl eine der ſeltſamſten, die man ſich denken kann. Die Braut erwartete ihren Bräutigam in der Kirche; er und ſeine beiden Marſchälle Swiſtunow und Murawjew wurden in Ketten bis in die Kirche gebracht. Erſt hier wurden ihnen dieſelben für den Act der Trauung abgenommen. Die Ceremonie war nur kurz, der Geiſtliche beeilte ſich nach Möglichkeit und Kirchenſänger gab es nicht. Nach Beendigung der Trauung wurden alle Drei wieder in Ketten gelegt und in's Gefängniß zurückgeführt, während die junge Frau von ihren Freundinnen in ihr Quartier geleitet wurde. Einige Zeit darauf erſchien ihr Gatte in Begleitung des Platzadjutanten Roſenberg bei ihr, durfte aber nur eine halbe Stunde dort bleiben. Erſt zwei Tage nach der Hochzeit wurde ihnen dank der Liebenswürdigkeit des Commandanten ein etwas längeres, zweiſtündiges Beiſammenſein geſtattet. Später ſah ſie ihren Gatten in Tſchita nur im Sprechzimmer des Gefängniſſes wieder, da die Männer nur im Fall einer ernſteren Erkrankung ihrer Frauen zu ihnen nach Hauſe entlaſſen wurden. Die Räumlichkeiten im Gefängniß waren äußerſt beſchränkt und in blos 4 Zimmern waren nicht weniger als 70 Gefangene untergebracht. Schlafen mußten ſie auf engen Pritſchen, die ſo ſchmal waren, daß ſie ſich kaum bewegen konnten, ohne den Nachbar zu wecken; dabei war das Kettengeraſſel unerträglich. Aber die Jugend, die Geſundheit und vor allen Dingen die Freundſchaft, welche Alle mit einander verband, half ihnen, das Unerträgliche doch zu ertragen.

Was das Leben der Frauen anlangte, ſo war es erträglicher. Anfangs wohnten ſie getrennt in verſchiedenen Quartieren, bis ſie auf den Gedanken kamen, ſich ein gemeinſames Wohnhaus zu bauen. Das Eſſen bereiteten ſie ſich ſelbſt, wobei die junge Frau Annenkow eine beſondere Geſchicklichkeit entwickelte, zumal ſie bei ihrem Hauſe einen kleinen Gemüſegarten angelegt hatte. Wenn ſie nicht bei ihren Männern im Gefängniß zum Beſuch waren, was immer nur alle drei Tage vorkam, ſo verbrachten ſie den Tag meiſt gemeinſchaftlich, gingen oder ritten ſpazieren, wozu das ſchöne Klima und die freundliche Natur beſonders einluden.

Die Fortſetzung der intereſſanten Aufzeichnungen ſteht noch aus.

Der zweite Artikel im April-Heft unter dem Titel „A. O. Smirnowa und N. W. Gogolj“ enthält eine für den ruſſiſchen Literarhiſtoriker werthvolle Darlegung der vielfachen Beziehungen, welche die genannte ſchöne und geiſt-

volle Frau zu den hervorragendsten Geistes- und Literaturkoryphäen Rußlands namentlich im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts gehabt. Alexandra Ossipowna Rosset, später verehelichte Smirnowa (geb. 1810, gest. 1882), bildete mit Frl. Uruſſow und Frl. Elſer, der Tochter des berühmten Mathematikers, ein vielumschwärmtes Kleeblatt am Kaiſerlichen Hofe und in den Salons der literariſchen Welt. Insbeſondere ſtrahlte ſie ſelbſt durch ihren äußeren Liebreiz und ihre innere Seelengüte aus ihrer Umgebung wie ein freundlicher Stern hervor, und es giebt keinen unter den bedeutenderen ruſſiſchen Poeten jener Zeit, der ihr nicht in Vers oder Proſa den Zoll ſeiner Huldigung dargebracht. Mit Shukowſki verknüpfte ſie ein enges Freundſchaftsband, Puſchkin hat ihr mehr als eine Strophe in warmer Verehrung gewidmet und Lermontow hat ſie in jenem bekannten ſchmerzlich-bewegten Gedicht beſungen, welches in deutſcher Ueberſetzung etwa lautet:

„Dir fern, möcht' ich ſo viel Dir ſagen,
„Bei Dir, Dir lauſchen fort und fort!
„Allein Du ſchweigſt und ich voll Zagen
„Vor Deiner Strenge hab' kein Wort.
„Was hilft's? . . . Wie heiß ich's auch begehre,
„Kein Wort von mir tönt je für Dich:
„Das Alles wär' ſo lächerlich,
„Wenn's nicht zugleich ſo traurig wäre!"

Insbeſondere iſt aber die Freundſchaft, welche ſie in der Folge mit Gogolj verband, eine überaus feſte und dauernde geweſen, und die Darlegung dieſer engen und geiſtig bedeutungsvollen Beziehungen an der Hand ihrer in der „Ruſſkaja Starina" demnächſt zur Veröffentlichung gelangenden Briefe an den hervorragenden ruſſiſchen Schriftſteller iſt die Aufgabe, welche ſich der Verfaſſer dieſer Skizze, Herr W. Schönrock, geſtellt.

Es folgt hierauf der Schluß der Biographie des bekannten Pädagogen Iwan Oſſinin und einige Aufzeichnungen eines Augenzeugen über „Kaiſer Alexander II. auf der Jagd auf Raubthiere", die hauptſächlich anekdotenhaftes Material zur Charakteriſtik der Leutſeligkeit und Menſchenfreundlichkeit des verſtorbenen Monarchen enthalten und ſich ganz hübſch leſen, wenn ſie im Großen und Ganzen auch mehr den guten Willen, als die beſondere Befähigung des Verfaſſers für die Schilderung von Jagdſcenen erkennen laſſen. Die Beſchreibung der Jagden ſelbſt und der Betheiligung des Kaiſers an denſelben kommt neben der Erzählung zahlreicher unweſentlicher Details rein nebenſächlicher Natur ſtark zu kurz und es fehlt auch nicht an anekdotiſchen Epiſoden jenes Genres, welches das bekannte franzöſiſche Sprichwort als das einzige nichtempfehlenswerthe bezeichnet.

Der nächſte Artikel bringt in Anknüpfung an die am 25. April dieſes Jahres ſtattgehabte Säcularfeier der Geburt Dmitri Maximowitſch Knjaſhewitſch's, des am 1. Oct. 1884 geſtorbenen Begründers und erſten Präſidenten der Odeſſaer Geſellſchaft für Geſchichte und ruſſiſche Alterthümer, eine biographiſche Skizze des Lebens, des Charakters und der Wirkſamkeit dieſes auf literariſchem und wiſſenſchaftlichem Gebiet hochverdienten Forſchers und bewährten Schul-

mannes, während der folgende Artikel dem Andenken des Generals Grafen Nikolai Iwanowitſch Jewdokimow (1804—1873) gewidmet iſt, deſſen Name mit der Geſchichte der Unterwerfung des öſtlichen und weſtlichen Kaukaſus auf das Engſte verknüpft iſt.

Auch die übrigen Aufſätze ſind ohne Ausnahme dem Gedächtniß verdienter oder hervorragender Perſonen gewidmet. An einige kleinere Mittheilungen, die ſich auf den ausgezeichneten ruſſiſchen Hiſtoriker Nikolai Iwanowitſch Koſtomarow beziehen und an den dritten Jahrestag ſeines Todes anknüpfen, ſchließt ſich eine biographiſche Skizze, in welcher die Bedeutung einer hervorragenden und um das Petersburger Schulleben hochverdienten Pädagogin und pädagogiſchen Schriftſtellerin, der im Jahre 1834 geborenen und im vorigen Jahre geſtorbenen Sophie Makarowa, nach Gebühr gewürdigt wird. Es folgt alsdann ein auszügliches Referat über das zu Anfang dieſes Jahres erſchienene Buch „Unter den Hohenzollern", Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer (1820 bis 1840), wobei übrigens nur diejenigen Stellen aus dem für die Charakteriſtik des verſtorbenen Kaiſers Wilhelm hochbedeutſamen Memoirenwerk Berückſichtigung gefunden haben, die auf Rußland Bezug nehmen. Den Schluß endlich bilden zwei biographiſche Artikel, welche den Gedenktagen des 50jährigen Jubiläums zweier noch lebender Perſonen, des Schauſpielers Leonid Leonidow und des Dichters Apollon Maikow gewidmet ſind. Während der letztere Artikel die Bedeutung des hervorragenden ruſſiſchen Lyrikers, deſſen 50jähriges Schriftſteller-Jubiläum am 30. April in St. Petersburg in großartiger Weiſe feſtlich begangen wurde, für die ruſſiſche Literatur in warmer Weiſe hervorhebt, bringt der erſtgenannte Aufſatz neben einer allgemeinen Würdigung Leonidow's, des künſtleriſchen Erben Karatygin's und letzten Repräſentanten der alten dramatiſchen Schule in Rußland, auch einen kurzen memoirenhaften Beitrag des Gefeierten ſelbſt, der für die Geſchichte der ruſſiſchen Schauſpielkunſt und für die Charakteriſtik der Theaterſchulen Petersburgs nicht ohne Intereſſe iſt. Ein bemerkenswerthes, wenn auch nicht überraſchendes Zuſammentreffen iſt es, daß die beiden genannten Männer, die in demſelben Jahre ihr ſemiſäculäres Künſtler- reſp. Dichter-Jubiläum begingen, auch in demſelben Jahre 1821 geboren ſind, der eine, Leonidow, freilich in Petersburg, der andere, Maikow, in Moskau.

Endlich ſei noch eines kleineren Beitrags unter der ſtändigen Rubrik „Hiſtoriſche Documente und Materialien" erwähnt, der ſich auf die Frage bezieht, wem für die Idee der Begründung öffentlicher Mädchenſchulen in Rußland (der Externate im Gegenſatz zu den Penſionsinſtituten und Internaten) die Vaterſchaft zuzuerkennen ſei. Dieſer Beitrag zu der Frage der Mädchenbildung in Rußland, der aus ſubjectiven Gründen etwas an dem Satze „la recherche de la paternité est interdite" leidet, ſtammt aus der Feder des Staatsraths A. A. Czumikow in Reval und weiſt nach, daß nicht der verſtorbene Profeſſor Wyſchnegradſki, wie beiläufig in einem der vorigen Hefte der „Ruſſkaja Starina" erwähnt worden, der Mann geweſen ſei, von dem im Jahre 1857 die erſte Anregung zu

dieſer Idee ausgegangen ſei. Abgeſehen davon, daß überhaupt der Gedanke einer Reform des Mädchenunterrichts in jenen Jahren vielfach ventilirt wurde, ſei bereits vor 1857 und zwar zu Ende des Jahres 1856 von einem Schulmanne in St. Petersburg ein „Memoire" in dieſem Sinne ausgearbeitet worden und faſt gleichzeitig in dem Journal „Воспитание" ein darauf bezüglicher Aufſatz erſchienen. Wer jener Schulmann war, läßt ſich aus der discreten Verſchweigung ſeines Namens ſeitens des Autors unſchwer erkennen und in der That bemerkt die Redaction der „Ruſſkaja Starina" in einer Anmerkung noch ausdrücklich, daß ſie, ohne der Beſcheidenheit des Einſenders zu nahe zu treten, doch wohl verrathen könne, daß jener Schulmann Herr A. Czumikow geweſen ſei, der ſich auch ſonſt durch die Herausgabe jenes ausgezeichneten pädagogiſchen Journals um das Unterrichtsweſen Rußlands verdient gemacht habe und gegenwärtig in ſeiner Vaterſtadt „Kolywanj" (Reval), wo er im Jahre 1819 geboren ſei, als Stadtverordneter und Führer der ruſſiſchen Partei eine energiſche Thätigkeit entfalte. Etwas dunkel iſt übrigens die Wendung zu Anfang der Darlegung des Herrn Czumikow, in der es heißt, daß der Gedanke der Begründung von Mädchen-Gymnaſien ſchon vor dem Jahre 1857 und zwar „in den höheren Kreiſen" entſtanden ſei, „aus denen in unſerem Vaterlande jede nützliche und dringliche Reform hervorgeht". Denn gleich darauf wird erklärt, daß das „an ſich ſchon wenig glaubwürdige" Gerücht, als habe die Kaiſerin Maria Alexandrowna von vornherein die Gründung von Mädchengymnaſien geplant, ſich in der Folge eben nicht beſtätigte.

Вѣстникъ Европы (Der europäiſche Bote). Journal für Geſchichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Staſſjulewitſch. Petersburg. April-Heft 1888.

Wenn wir von dem belletriſtiſchen Inhalte dieſes Heftes abſehen, der ziemlich reichhaltig iſt und außer Fortſetzungen der ſchon in früheren Heften begonnenen größeren Romane eine Novelle von Boborykin und Skizzen von Schtſchedrin bringt, ſo bleibt verhältnißmäßig nur wenig nach, worauf wir diesmal die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer zu lenken haben.

Der Aufſatz von Spaſſowitſch über den „Byronismus bei Puſchkin und Lermontow" wird in dieſem Hefte hinſichtlich des Letzteren zu Ende geführt, indem der Verfaſſer nicht nur die Spuren Byron'ſcher Einflüſſe in den Dichtungen Lermontow's nachweiſt, ſondern auch in dem Charakter des Dichters an der Hand ſorgfältig zuſammengeſtellter Daten jenen echt Byron'ſchen Subjectivismus und Peſſimismus hervorhebt, für den das Rußland der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts einen ganz beſonders geeigneten Boden lieferte. Die ſehr in's Detail gehende Unterſuchung iſt ein werthvoller Beitrag zur Charakteriſtik des unglücklichen ruſſiſchen Dichters, deſſen ſtarke Neigung zur Anlehnung an fremde Vorbilder durch dieſelbe in ein beſonders ſcharfes Licht geſtellt wird, wenn die eigenartige Bedeutung Lermontow's für die ruſſiſche Literatur auch trotzdem ihre volle Würdigung findet.

Dieſem literariſchen Eſſay ſchließt ſich eine kritiſche Arbeit A. N. Pypin's an, in welcher unter dem Titel „Sibirien und ſeine Erforſchungen“ die Geſchichte der erſten Entdeckungen in dieſem Lande und die gelehrten Expeditionen in dasſelbe während des 18. Jahrhunderts eingehend behandelt werden.

Es folgt alsdann der Schluß der von uns ſchon in der vorletzten Nummer dieſer Zeitſchrift ausführlicher beſprochenen Studie „Rußland und Europa“ von Wladimir Sſolowjew, in welcher die Theorien zweier Repräſentanten des Slavophilenthums, des verſtorbenen N. J. Danilewſki und N. N. Strachow's ſchonungslos ad absurdum geführt werden. Namentlich die von dem Erſteren in einer ſeiner Schriften aufgeſtellte Theſe, daß Rußland einen ganz eigenartigen, von dem weſteuropäiſchen durchaus verſchiedenen und ihm durchaus den Vorrang ablaufenden Culturtypus aufweiſe, iſt es, deren Widerlegung die eben ſo ſcharfſinnige wie kenntnißreiche Arbeit gewidmet iſt. Nachdem Sſolowjew in den früheren Abſchnitten die Unbegründetheit dieſes Axioms auf den Gebieten des ſocialen Lebens, der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur nachgewieſen, faßt er nun einige ſpeciellere Punkte der Danilewſki'ſchen Lehren näher in's Auge.

Er führt zunächſt kurz aus, daß jede Eigenartigkeit der Cultur an ſich noch keinen Vorzug bedeute, wie ſolches das Beiſpiel Chinas lehre und daß z. B. die Beibehaltung des julianiſchen Kalenders in Rußland und manches Andere, was auch eine beſondere Eigenart der Slaven bilde, ſich wohl ſchwerlich als ein Ausdruck der Ueberlegenheit des ruſſiſchen Culturtypus bezeichnen laſſe. Dann aber wendet er ſich ſeiner Hauptargumentation zu, die auf die Verherrlichung des kosmopolitiſchen Humanitätsideals im Gegenſatz zur beſchränkten Racen- und Nationalitätsſchwärmerei hinausläuft. „Indem Danilewſki ſeine Arbeit (das Buch „Rußland und Europa“) unter dem Einfluß eines aufrichtigen, wenn auch engherzigen und unverſtändigen Patriotismus unternahm“ — ſagt Sſolowjew — „hatte er ein praktiſches Ziel im Auge: das nationale Selbſtvertrauen in der ruſſiſchen Geſellſchaft zu heben und dieſelbe von der Krankheit der blinden Europa-Schwärmerei zu heilen. Aber bei der augenfälligen Unmöglichkeit, die große ſelbſtändige Culturbedeutung Rußlands und ihre weſentliche und definitive Grundverſchiedenheit von Europa direct nachzuweiſen, war er genöthigt, den Umweg allgemeiner theoretiſcher Darlegungen einzuſchlagen. Auf dieſem Wege erfand er (ſo ſchien es ihm wenigſtens) ein neues „natürliches Syſtem“ der Geſchichte, aus welchem ſich mit Nothwendigkeit die für ihn wünſchenswerthen Schlüſſe hinſichtlich der Beziehungen zwiſchen Rußland und Europa ergaben. Indem ich jetzt zur Kritik dieſes ſog. „natürlichen Syſtems“ und ſeiner Anwendung auf Rußland übergehe, muß ich auch hierbei den ehrlichen Leſern in Erinnerung bringen, daß der von mir kritiſirte Autor ſeine Anſchauungen allſeitig und voll entwickeln und ausſprechen konnte, während ich dieſes Vorrecht bei Weitem nicht habe. Daher verantworte ich zwar für Alles, was ich ſage, kann aber nie und nimmer die Verantwortung für das übernehmen, was ich verſchweigen muß.“

Sſolowjew wendet ſich nun direct dem zweiten Theil ſeiner Unterſuchung

zu, der Frage, in wie weit die Theilung der Menschheit in gesonderte Culturtypen im Sinn Danilewski's der historischen Wirklichkeit entspricht. Was diese Danilewski'sche Eintheilung anlangt, so statuirt dieselbe — abgesehen vom slavischen Typus — folgende in chronologischer Reihenfolge geordnete Culturtypen oder „selbständige Civilisationen": 1) den egyptischen, 2) den chinesischen, 3) den assyrisch-babylonisch-phönicischen, chaldäischen oder alt-semitischen, 4) den indischen, 5) den iranischen, 6) den hebräischen, 7) den griechischen, 8) den römischen, 9) den neu-semitischen oder arabischen, 10) den germano-romanischen oder europäischen. Dazu kämen allenfalls noch zwei amerikanische Typen, der mexikanische und der peruanische, die indeß eines gewaltsamen Todes gestorben seien und die Vollendung ihrer Entwickelung nicht erreicht hätten.

Es kann Ssolowjew natürlich nicht schwer fallen, schon allein die in die Augen springende Willkür dieser Eintheilung, die von ihrem Erfinder als die einzig „natürliche" allen übrigen „erkünstelten, ungenauen und unlogischen" Classificationen der menschlichen Culturtypen mit Stolz gegenübergestellt wird, an der Hand der thatsächlichen Verhältnisse zur Evidenz nachzuweisen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem gründlichen Kritiker in allen seinen eingehenden Widerlegungen dieser seltsamen Gruppirung zu folgen versuchen, von der er nicht ohne beißende Ironie sagt, dieselbe weise so offenbare Flüchtigkeiten auf, daß sie ihm „als ein klares Muster der slavischen Originalität erscheine, welche hauptsächlich in geistiger Sorglosigkeit bestehe". Es seien nur kurz einige der wesentlichsten Gesichtspunkte hervorgehoben, welche Ssolowjew geltend macht, um die volle wissenschaftliche Unmöglichkeit einer solchen Eintheilung nachzuweisen. Mit eben so viel unerbittlicher Logik, wie vielseitiger Sachkenntniß zeigt Ssolowjew zunächst, daß bei dieser Eintheilung die Sprachein heit oder die nahe Sprachverwandtschaft, auf die sich Danilewski u. A. beruft, nicht das leitende Princip ist. Sonst könnten die Phönicier, die sprachlich durchaus den Hebräern näher stehen als den Chaldäern, nicht jenen Platz erhalten haben und die Romanen und Germanen nicht zusammenstehen, während die Griechen und Römer getrennt sind. Auch würde es — wie wir hinzufügen können — Danilewski wohl sehr überraschen, zu erfahren, daß bei der Eintheilung nach sprachlichen Gesichtspunkten die Slaven und Germanen weit näher zusammengehören als die Germanen und Romanen, da die slavo-germanische Gruppe bei der Ureinwanderung in Europa nach den linguistischen Ergebnissen viel länger zusammengehalten hat als die gracco-italische, aus welcher sich später erst die griechischen und romanischen Völker separirten. Aber auch die nähere Uebereinstimmung in den Culturanschauungen und die Verwandtschaft der Culturerrungenschaften können nicht als Gesichtspunkte zur Rechtfertigung jener Eintheilung gelten. Denn alsdann wäre eine Theilung der griechischen und römischen Culturtypen und manches Andere erst recht nicht möglich. Das Alles weist Ssolowjew in eben so detaillirter wie überzeugender Weise nach und wendet sich alsdann dem Hauptzweck seiner Kritik zu, der Darlegung, daß sich die Menschheit zu den einzelnen Volkstypen nicht wie der abstracte Begriff Gattung zur Art verhalte, sondern wie ein

Ganzes zu ſeinen Theilen, wie ein realer und lebendiger Organismus zu ſeinen Organen oder Gliedern, deren Leben weſentlich und unumgänglich durch das Leben des ganzen Körpers bedingt ſei. Daher könne auch von einer ſeparirten Einzel-Cultur gar nicht die Rede ſein, ſondern jedes Culturvolk ſtehe auf den Schultern ſeiner Vorgänger und werde durch tauſend geiſtige Fäden, bewußt oder unbewußt, mit den Culturvölkern früherer Jahrhunderte, wie der Gegenwart verknüpft. Daher ſei auch die Hypotheſe von einer ganz eigenartigen ſeparaten ſlaviſchen Cultur ſchon in thesi ein eben ſolches Unding wie in praxi. Zum Schluß führt Sſolowjew gegen Danilewſki noch einen weiteren Bundesgenoſſen in's Feld, eben jenen Danilewſki ſelbſt, dem er nicht nur verſchiedene unvorſichtige Aeußerungen in ſeinem Buch „Rußland und Europa" nachweiſt, die direct gegen ihn und für Sſolowjew ſprechen, ſondern ihm auch vorhält, daß er ſelbſt nach dem letzten orientaliſchen Kriege ſeinem in den ſechsziger Jahren erſchienenen Buche verſchiedene Randbemerkungen hinzugefügt habe, in denen er eingeſteht, ſich gründlich geirrt zu haben und in denen ſich ſogar ſo verzweifelte Ausbrüche der Enttäuſchung finden, wie der Satz „Alles von mir hier Geſagte iſt — Blech!" Dieſe ſchmerzliche Erkenntniß des inzwiſchen verſtorbenen Verfaſſers jenes Buches, welches noch gegenwärtig den Hauptcodex der Slavophilen bilde, beweiſe zur Evidenz, wie haltlos alle jene glänzenden Tiraden von der Ueberlegenheit der ſlaviſchen Cultur doch im Grunde ſein müſſen, wenn ſelbſt die Erfinder dieſer Theorie ſich durch die Thatſachen ad absurdum geführt ſehen. Wenn Danilewſki zu Anfang ſeines Buches die Frage, warum Europa Rußland nicht liebe, mit der ſtolzen Erklärung beantwortet habe: „weil Europa uns als neuen und höheren Culturtypus fürchtet, der berufen iſt, die abgelebte romano-germaniſche Civiliſation zu erſetzen" — ſchließt Sſolowjew ſeine Auseinanderſetzung — ſo habe er nur zu bald ſelbſt eingeſehen, daß auch das nur eine patriotiſche Verblendung geweſen ſei, wie eine ſpätere Randbemerkung von ihm ſelbſt zu jenem Paſſus beweiſe, in welcher er bekennt, daß Rußland krank ſei. Wenn aber Rußland krank ſei, ſo müſſe es die Aufgabe des echten Patriotismus ſein, feſtzuſtellen, woran es kranke, um dann die nöthigen Mittel zur Heilung ausfindig zu machen. Daher ſei die weſentlichſte, ja die einzige weſentliche Frage für jeden wahren, klarblickenden Patrioten nicht die nach der Kraft und dem Beruf, ſondern die nach den „Schwächen und Sünden" Rußlands.

An dieſen von tiefer, ehrlicher Vaterlandsliebe getragenen Aufſatz ſchließt ſich eine intereſſante Beſprechung „der ruſſiſchen forenſiſchen Beredtſamkeit" an, welche ſich vorwiegend mit den kürzlich im Druck erſchienenen gerichtlichen Reden eines der hervorragendſten Juriſten Rußlands, A. Th. Koni's, beſchäftigt, die dank der Vielſeitigkeit und der Bedeutung des in ihnen enthaltenen Materials geradezu als ein werthvoller Beitrag zur ſocialen Geſchichte Rußlands in den letzten zwanzig Jahren anzuſehen ſind.

Beſonders eingehend und intereſſant iſt diesmal die „Innere Rundſchau" des Heftes, auf welche wir zum Schluß die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer lenken. Es gelangen daſelbſt eine Reihe von Fragen zur Beſprechung, die inner-

halb Rußlands gegenwärtig lebhafte Beachtung erregen, ſo u. A.: die projectirte Polizeireform im Oſtſeegebiete, ihre Beziehungen zu anderweitigen Reformen, die Frage, ob die Polizeichargen ernannt oder gewählt werden ſollen, die Lage der Orthodoxie in den weſtlichen Grenzmarken Rußlands nach den Daten im Rechenſchaftsbericht des Oberprocureurs des Heil. Synods, die Frage der Unveräußerlichkeit der bäuerlichen Landantheile u. ſ. w. Namentlich dürften die längeren Ausführungen der Zeitſchrift über die Zweckmäßigkeit der Polizeireform in den Oſtſeeprovinzen eine etwas eingehendere Berückſichtigung verdienen. Es heißt daſelbſt u. A.: „Wahl der Polizeibeamten durch allſtändiſche oder nichtſtändiſche Verſammlungen, ihre Unterſtellung unter den Gouverneur in gleicher Weiſe wie in den innerruſſiſchen Gouvernements, Entfernung aller richterlichen Functionen aus dem Competenzkreiſe der Polizei, Erſetzung der Gutspolizei durch niedere Polizeichargen, welche zum Theil ſeitens der adminiſtrativen Gewalten deſignirt, zum Theil aus den Bauern heraus gewählt würden, — ſolchergeſtalt ſtellen wir uns eine Polizeireform vor, die gleichzeitig den Anforderungen der Centralverwaltung und den localen Bedürfniſſen des Oſtſeegebiets entſpräche. Der geeignete Augenblick zu ihrer Realiſation wird — wir wiederholen es — erſt dann kommen, wenn in den baltiſchen Gouvernements die Juſtizreform durchgeführt ſein wird, oder gleichzeitig mit dieſer Reform. Eine Polizeireform, die Allem vorausgeſchickt, von Allem abgetrennt würde, wäre ferner in der Hinſicht ungeeignet, daß ſie möglicherweiſe wieder eine Transformation erheiſchen könnte, wenn zur allgemeinen Verwaltungsreorganiſation in den baltiſchen Landen geſchritten wird. Die adminiſtrativen Functionen der Polizei müſſen in Uebereinſtimmung gebracht werden mit den Pflichten der übrigen adminiſtrativen Organe, welchen zweifellos gleichfalls radicale Aenderungen bevorſtehen.

Wir ſehen noch ein Argument voraus zu Gunſten der Einführung der ruſſiſchen Polizeiorganiſation im Oſtſeegebiete ohne jede Abänderung und ohne jeden Vorbehalt. Die Polizei des Oſtſeegebiets in ihrer gegenwärtigen Geſtalt — könnten die Anhänger der Geradlinigkeit und des Nivellirungsſyſtems ſagen — iſt der großen Maſſe der Localbevölkerung in dem Grade verhaßt, daß Alles und Jedes, was an ihre Stelle träte, mit Begeiſterung begrüßt werden würde. Eben dasjenige werde der neuen Polizeiorganiſation bei den Letten und Ehſten als Empfehlung dienen, was die deutſche Intelligenz gegen jene Organiſation aufbringen werde — ihr r u ſ ſ i ſ c h e r Urſprung. . . . Verhält es ſich in der That ſo? In den „St. Peterburgſkija Wjedomoſti" laſen wir unlängſt: „Die ehſtniſche Partei, welche vor einigen Jahren die Luft erſchütterte mit Rufen von ihrer Freundſchaft und Anhänglichkeit an die Ruſſen, welche die Unwandelbarkeit ihres Ziels betheuerte — nämlich die Einführung einer allgemeinen reichsrechtlichen Ordnung in ihrem Gebiete zu erreichen — ändert plötzlich ihren Geſchmack und ihre Richtung und ſagt ſich öffentlich von ihrer Vergangenheit los. . . ."

An der Thatſächlichkeit dieſer Mittheilung zu zweifeln haben wir keinen Grund und wir erkennen ihre hohe Bedeutſamkeit an: Sie zeigt uns mit voller

Klarheit, wie haltlos einſtweilen die Verbindung zwiſchen dem ruſſiſchen und dem ehſtniſch-lettiſchen Element noch iſt, wie falſch es iſt, auf die bedingungsloſe Sympathie und Mitwirkung der letzteren zu rechnen. Wir haben die Ehſten und Letten noch nicht wandellos erobert, ſie haben erſt eben begonnen, ſich unſerer Seite zuzuneigen — und dieſe Bewegung kann eben ſo leicht aufgehalten, wie zum erwünſchten Ziele geführt werden. Alles hängt ab von dem Inhalt der Reformen, von Zahl und Grad der Verbeſſerungen, welche ſie für die Maſſe der Bevölkerung mit ſich bringen werden. Eine einzige verfehlte Aenderung iſt im Stande, mehrere gelungene zu paralyſiren, zumal wenn ſie dieſen zeitlich vorangeht. Das einmal verlorene Zutrauen iſt nicht ſo leicht und nicht ſo bald wiederherzuſtellen. . . .

Und ſo ergiebt es ſich denn, daß die Neigung zu Allem, was ruſſiſch iſt — noch lange nicht eine unter den Ehſten und Letten allgemeine Erſcheinung iſt, ſie muß erſt erobert und gefeſtigt werden — und der geringſte Fehler in der Wahl der Mittel zur Erreichung dieſes Zieles kann ſehr theuer zu ſtehen kommen.

Wir wollen hoffen, daß die Ehſten und Letten, ſo weit ſie Rußland und den Ruſſen wohlgeſinnt ſind, unſere reactionären Zeitungen nicht leſen, denn ſonſt könnte ihr Sympathiegefühl leicht in's Schwanken gerathen.

Zweifellos wünſchten und wünſchen ſie die Einführung der neuen Juſtizgeſetze im Oſtſeegebiete aus dem Grunde, weil ſie ſich der großen Bedeutung eines Gerichtes bewußt ſind, welches unabhängig iſt, unparteiiſch und nur auf eins bedacht: die Wahrheit zu finden und zu realiſiren. Was aber ſollen ſie denken, wenn ſie in der ruſſiſchen Preſſe durchaus entgegengeſetzten Anſchauungen begegnen, wenn ſie z. B. folgenden Paſſus aus einer Petersburger Correſpondenz der „Moſkowſkija Wjedomoſti" (Nr. 62) leſen: „Es iſt Ihnen bekannt, daß im vorigen Jahre das ehemalige Revalſche Stadthaupt Greiffenhagen auf Allerhöchſten Befehl dem ehſtländiſchen Oberlandgericht übergeben wurde zu gerichtlicher Verfolgung wegen Nichterfüllung von Senatsukaſen, völligen Ignorirens geſetzmäßiger Verordnungen der Regierung u. ſ. w. Dieſe Gerichtsübergabe erſchien als ſtrenge Forderung exemplariſcher Beſtrafung einer Perſon, die ſich ſo weit vergeſſen konnte, über ſich durchaus keine höhere Regierungsgewalt mehr anzuerkennen. Gerichtsübergaben auf Allerhöchſten Befehl ſind höchſt ſelten und — ſelbſtverſtändlich — bedingungslos gerecht, da bei ihnen ja keine Rede ſein kann von irgend welcher Voreingenommenheit oder ſubjectiven Parteianſchauung." Das ehſtländiſche Oberlandgericht hat bekanntlich Greiffenhagen freigeſprochen, der Correſpondent der Moskauer Zeitung nennt dieſes Urtheil „eine unangebrachte und unpaſſende Manifeſtation", „ein öffentliches Negiren der Solidarität des Oberlandgerichts mit dem Machtſpruch, der da ausgeht von der Höhe des Thrones". . . .

Die erſte und nothwendigſte Bedingung zu rechter Würdigung einer gerichtlichen Entſcheidung iſt die Kenntniß von den Motiven. Dieſe ſcheint nun freilich dem Correſpondenten der „Moſkowſkija Wjedomoſti" überflüſſig; er hämmert ſchlankweg darauf los, obgleich ihm augenſcheinlich auch nicht eine einzige der Erwägungen des Oberlandgerichts bekannt iſt. Nun, das iſt eben keine Kritik mehr, das iſt

recht und schlecht ein Strauchritterthum (просто наѣздничество), wie es eben nur in den Spalten einer reactionären russischen Zeitung vorkommen kann. Es ist ja sehr wohl möglich, daß das Urtheil des Oberlandgerichts jeglicher Begründung ermangelt, daß es in offenem Widerspruch zu den Gesetzen und zu den Thatumständen steht — aber dieses muß beweisen werden, bewiesen durch Analyse der Argumente, auf welche das Urtheil sich stützt. Eine Gerichtsübergabe — sie möge ausgehen, von wem sie wolle — präjudicirt niemals den Ausgang der Sache und soll es auch nicht; sie stellt einzig und allein fest, daß eine hinlängliche Veranlassung vorliege zu gerichtlicher Verfolgung, aber keineswegs zur Verurtheilung der fraglichen Person. Ein Gericht, das seines Namens würdig ist, kann sich keinesfalls zufrieden geben mit dem einfachen Registriren der autoritativen Verfügung, mit einem rein mechanischen Anpassen der Criminalstrafe an eine That, welche eben a priori und mit Uebergehung des Gerichts als erwiesen und als verbrecherisch anerkannt ist; das Gericht selbst muß zunächst die Thatsächlichkeit des Factums feststellen, dann seine juridische Qualification und endlich seine rechtlichen Folgen. Unser Recht kennt eine ganze Kategorie von Handlungen, auf welche hin eine Gerichtsübergabe nur mit Allerhöchster Genehmigung möglich ist; hierher gehören die Klagesachen gegen höchste Würdenträger, welche Stellungen der ersten drei Rangklassen inne haben und dienstlicher Vergehen beschuldigt werden. In derlei Verhandlungen dient als Grundlage der Anklageacte ein Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten. Und wie? Sollte sich Jemand zur Behauptung versteigen, daß in dergleichen Fällen die Gerichtsübergabe einer Verurtheilung gleichkommt, daß das Gericht verpflichtet sei zu einer Schuldigsprechung, daß die Freisprechung des Inculpaten eine „unangebrachte und unpassende Manifestation" sei? Vor etwa zwei Jahren gelangte im Criminal-Cassations-Departement des Senats mit Hinzuziehung von Geschworenen eine ganz analoge Sache*) zur Verhandlung, die mit Freisprechung endigte — und, so weit uns bekannt, hat Niemand die Frage von der Gesetzwidrigkeit dieses Urtheils aufgeworfen, Niemand in ihm sehen wollen „ein Negiren der Solidarität mit dem Machtspruch, der da ertönt von der Höhe des Thrones". Und dabei unterscheidet sich der vom Senat entschiedene Proceß in formaler Hinsicht in keinem Punkte vom Processe Greiffenhagen; in beiden Fällen gab ein Allerhöchster Befehl die Grundlage ab zur Erhebung gerichtlicher Verfolgung . . . Beim Lesen der Correspondenz der „Moskowskija Wjedomosti" kann man auf den Gedanken kommen, daß die Gerichtsübergabe nur in dem Falle nicht die Schuldigsprechung des Beklagten zur Folge habe, wenn sie hervorgerufen ist durch „irgend welche Voreingenommenheit oder subjective Parteianschauung". Man braucht nicht Jurist zu sein, um zu begreifen, wie vollständig hinfällig diese Meinung ist. Die anklägerische Instanz und das Gericht, welches dem Wesen der Sache nachgeht, haben

*) Wir verschweigen die Namen der in dieser Sache Incriminirten, weil die Verhandlung bei geschlossenen Thüren geführt und die ganze Angelegenheit nach der Urtheilseröffnung kein einziges Mal in der Presse erwähnt wurde. (Anmerkung des „Westnik Jewropy".)

einen durchaus verschiedenen Standpunkt, und gerade darum kommen sie — bei der gleichen Unparteilichkeit — sehr häufig zu einander ganz entgegengesetzten Schlüssen. Für die eine ist ein hinlänglicher Verdachtsgrund genügend, für das andere die volle Ueberzeugung unerläßlich; zur Gerichtsübergabe ist blos erforderlich, daß die Anklage möglich ist, ein schuldigsprechendes Urtheil kann nur dann gefällt werden, wenn es unvermeidlich ist ... Es ist in hohem Grade betrübend, daß in letzter Zeit jeden Augenblick die Erklärung derartig elementarer Wahrheiten nothwendig wird. Gerade in den Ostseeprovinzen können juristische Irrlehren (ересь) in dem Stile, wie sie unsere reactionären Zeitungen auf Schritt und Tritt predigen, weniger als sonst irgend wo spurlos vorübergehen; juristische Bildung ist dort viel verbreiteter als in den innerrussischen Gouvernements, und zumeist gerade in den Gesellschaftsschichten verbreitet, welche am allerwenigsten Neigung für das Russenthum empfinden. Mit welch boshafter Freude wird man in jenen Kreisen die ignoranten Ausfälle der russischen reactionären Presse lesen! „Also Derartiges schreiben diese Russen," mag irgend ein Dörptscher Student ausrufen, welcher sich mit den ersten Elementen der Rechtswissenschaft vertraut gemacht hat, — „also dessen hat man sich von ihnen zu versehen, wenn sie in unser Gericht, in unsere Behörden eindringen und an die Stelle deutschen Wissens russisches Barbarenthum setzen."

Es versteht sich ja, daß die gebildete russische Gesellschaft und daß die russische Regierung nicht verantwortlich zu machen sind für die Erfindungen der „Moskowskija Wjedomosti" — aber wie soll man davon diejenigen überzeugen, denen das Gegentheil zu beweisen Vortheil bringt?"

Reval, Anfang Mai. Chr. Mickwitz.

Vom Büchertiſch.

Haſſan. Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Moritz v. Engel. Leipzig, W. Friedrich. 1888.

Die ſpaniſche Inquiſition mit ihren namenloſen Greueln bildet den dunklen Hintergrund zu einem ſpannenden Familiendrama. Wir werden in die Zeit verſetzt, wo die Gegenreformation ihre ſchwarzen Fittige über ganz Weſteuropa breitete und „Scheiterhaufen des Menſchen Geiſt erleuchten ſollten". In dem Lande aber, wo Jeſuiten und Dominicaner am geſchäftigſten waren, den Leib zu tödten, da ſie des Geiſtes nicht Herr werden konnten, in Spanien, war nicht allein die Reform-Idee zu vertilgen: hier lebten noch Reſte der alten mauriſchen Bevölkerung, größtentheils gezwungen zum Chriſtenthum übergetreten und daher äußerſt verdächtig den Spürhunden des Officiums. Einer dieſer mauriſchen Renegaten iſt der Haſſan unſeres Trauerſpiels.

Als unter Philipp II. die Mauren um den Preis des Uebertritts ſich einer gewiſſen Duldung erfreuten, hatte Soliman*), das Haupt jenes alten, mit Granadas Geſchichte eng verflochtenen Geſchlechtes der Zegri, ſtill in dem väterlichen Palaſte gelebt, bis ſein Reichthum die Habſucht des Gobernadors von Granada, des Grafen Juan de Penaflor, erweckt. Dem einflußreichen Manne iſt es nicht ſchwer, den Mauren zu verderben. Des Hochverraths und der Ketzerei angeklagt, wird Soliman zum Kerker verurtheilt. Als er endlich nach Jahren ſeiner Haft ledig wird, findet er ſeine Töchter unter dem Geſinde des Grafen, ſeine Söhne, die noch in zartem Alter geſtanden, der ſchlechten Behandlung, die ihnen unterdeſſen angediehen war, erlegen, ſeinen Palaſt von dem Feinde bewohnt. Doch die Heimſuchung, die über den Aermſten hereingebrochen war, hatte ihren Höhepunkt noch nicht erreicht.

Laſſen wir den Dichter berichten:

Um weiterer Verfolgung zu entgehen,
Floh Soliman mit ſeinen beiden Töchtern
Nach einer Höhle in den Alpuxarras.
Dort lebte er, ſich ſpärlich von den Früchten
Der Wälder nährend, ruhig und zufrieden.

*) Im Verlaufe des Stückes heißt er Haſſan.

Wer Schiffbruch litt in der Verderbniß Meer,
Dem wiegt der Schatz, den er gerettet, ſchwer. —
Da hörte plötzlich man in den Gebirgen
Verkünden den Erlaß des Königs Philipp
Des Dritten, der den Mauren, als Verräthern
An Gott und an des Königs Majeſtät,
Die ewige Verbannung auferlegte;
Als Gnadenfriſt ward ihnen noch geſtattet,
Binnen drei Tagen Spanien zu räumen. —
Da an des Südens Himmel tief hinab
Der Schickſalsſtern Soheil geſunken war,
Ertrugen ſie — wie es geſchrieben hieß —
In Wehmuth, ohne Widerſtand ihr Loos.
Doch Soliman dacht' nicht ſo ſtreng vom Spruche.
Und wie des Menſchen Sein theilt der Gedanke
In die Enttäuſchung der Vergangenheit
Und in der Zukunft ſchimmernd Hoffnungsreich:
So hoffte nach dem Drangſal Soliman,
In der entleg'nen Höhle unentdeckt
Sein Leben zu verbringen, und blieb dort.
Wenn alle Güter er auch eingebüßt,
War ihm die Heimath wenigſtens geblieben,
Das Vaterland — Natayda's Paradies —
Mit ſeinem wunderbaren Azurhimmel,
Mit ſeinem milden klaren Mondenlicht. —
Er liebte das erhabene Granada,
Wo die Gebeine ſeiner Väter ruhten,
Wo Allah ihn mit vielen Gaben einſt
So reich bedacht. Er liebte dieſer Thäler
Geſegnet gold'ge Pracht und die fünf Flüſſe,
In deren Windungen, rein wie Kryſtall,
Der Vega Schmelz, ihr üppig grüner Schooß,
In Friſche ſilberhell erglänzt — ſie waren,
Des Islams Hauptgeboten gleich, ihm heilig. —
Wenn lange Zeit ein Leid uns drückt, verliert
Es ſeine Herbheit, und in das Gemüth
Kehrt die verſöhnende Entſagung ein.
So auch bei Soliman. Der Töchter Nähe,
Der Morgenanblick der in Purpurſchein
Erglühenden Nevada däuchten ihm
Ein Glück, worüber er das einſt'ge Weh
Vergeſſen müſſe. Wenn der Abend dann
Ueber die Landſchaft ſeinen Zauber wob,
So märchenhaft, wie in der Welt der Träume:
Dann ſtimmten ſeine Töchter in die Zambra,
Und ihre Lieder klangen lieblich, wie
Geſang der Himmelslautenſchlägerin. —
Doch auch dies Glück blieb nur von kurzer Dauer.
Das Tribunal der Inquiſition,
Das an des Landes Unglück ſich gemäſtet,

Konnt' ſeine brennende Verfolgungswuth
In einem Meer von Menſchenblut nicht kühlen.

Das Tribunal erfährt, daß noch Renegaten im Gebirge hauſen. Soldaten müſſen jede Schlucht durchſtreifen und bald iſt Soliman's Verſteck gefunden. Er fleht, man möchte nur ſeine Kinder verſchonen — umſonſt! Die beiden Mädchen werden herausgezerrt und in den Fluthen des Xenil ertränkt, nachdem der Anführer der Rotte ihnen das Einzige geraubt, was ihnen in ihrem Elend geblieben — die Ehre.

Der Unmenſch hieß Don Juan de Penaflor.

Als dieſe letzte grauenvolle That vollbracht iſt, weiht Soliman ſein ganzes Leben der Vergeltung. Bei Molouk al Haidar, dem Folterengel des Korans, ſchwört er, daß er nicht ruhen werde, ehe das Haus ſeines Todfeindes der Vernichtung anheimgefallen ſei. Wie er ſein finſteres Werk vollbringt, möge die Dichtung ſelbſt dem Leſer berichten. Soliman-Haſſan erſcheint als das Werkzeug des Fatums. Sofern die Sünde des Vaters auch an den Kindern in grauſiger Weiſe heimgeſucht wird — die Waffe der Inquiſition, die erſterer gehandhabt hatte, kehrt ſich gegen ſein eigen Fleiſch und Blut — haben wir eine Schickſalstragödie vor uns. Doch nicht eine im Geiſte der Antike. Nach Anſchauung des griechiſchen Tragikers lebt der Enkel wohl im Banne alter Frevel, aber nie fällt er ſchuldlos als Opfer der Sünden ſeiner Ahnen. Verhängnißvolle Eigenſchaften der Voreltern vererben ſich auf die Nachkommen, das wilde Blut des jähzornigen Vaters verleugnet ſich nicht bei dem Sohne, der Tochter; unerträgliche, durch Ungerechtigkeit geſchaffene Verhältniſſe, die Erinnerung an alte Greuel des Hauſes ſind für die noch unbefleckte Generation ein Stachel zur Ueberſchreitung der ſittlichen Ordnung. Aber erſt, wenn dieſe verletzt, gewinnen die Eumeniden Macht, und die ganze Wucht der lawinenartig angewachſenen Schuld des Geſchlechtes zermalmt den Enkel. In dem „Haſſan" des Moritz v. Engel leiden die Kinder des Grafen Penaflor ſchuldlos; es wird daher der Maure, mag er auch Entſetzliches erduldet haben, dem Leſer haſſenswerth erſcheinen; der ſittliche Eindruck iſt abgeſchwächt.

Die Sprache des Dramas iſt, wie auch aus der angeführten Stelle erſichtlich, lebendig und farbenreich. Ziemlich ſelten ſind Abſonderlichkeiten des Ausdrucks, wie „ſchmerzensſchwarze Qual" (pag. 78), „im trauten Einſam" (pag. 37).

Manches, was nicht hinreichend pſychologiſch motivirt erſcheint, ließe ſich noch namhaft machen; als den ſchwerwiegendſten Vorwurf, den man dem Stücke machen könnte, erachten wir jedoch den Mangel an Originalität, der ſich bei der Anlage und in einzelnen Scenen geltend macht. Wenn der 8. Auftritt des 3. Aufzuges Anklänge an die Kerkerſcene im „Fauſt" aufweiſt, ſo hat der Schluß eine frappante Aehnlichkeit mit der Halévy'ſchen Oper „Die Jüdin". Auch ließe ſich der Stammbaum des Adrian de Garcia unſchwer auf den Marquis Poſa zurückführen. Trotz der angedeuteten Mängel feſſelt das Drama, die Erſtlingsarbeit des Verfaſſers, durch gewandte Darſtellung eines Stoffes, der an ſich ſchon lebhaften Intereſſes ſicher ſein darf.

Winkler.

N. Schtschedrin (M. F. Saltykow): „Des Lebens Kleinigkeiten", aus dem Russischen übersetzt von Johannes Eckardt. (Riga u. Mitau, E. Behre. 1888.)

Ein interessantes Product russischen Geisteslebens wird uns hier in vortrefflicher Uebersetzung vorgeführt. Man fühlt es beim Lesen dieser satirisch angehauchten Schilderungen, daß sie uns Wahrheit, bitterste Wahrheit berichten, wiewohl es dem Leser schwer ankommt, an so schreckliche Wahrheit zu glauben. Alle Gesellschaftsklassen werden vom Verfasser in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen, und aus jeder derselben grinst uns die entstellte Fratze höchster moralischer und wirthschaftlicher Verlotterung entgegen oder mindestens erblicken wir die trostlosen Züge tiefster Resignation. „Der arbeitsame Bauer", „Der Dorfpriester", „Der Dorfwucherer", „Der Gutsbesitzer" sind wahrhaft erschreckende Typen ihres Standes. Aber auch „Der Advocat", „Der Matador der Semstwo" stehen ihnen an Verkommenheit nicht nach. Eben so furchtbar sind die Schicksale der „Dorfschullehrerin", welche gleichfalls auf dem Boden, auf welchen das unglückliche Wesen verpflanzt wurde, ganz folgerichtig und erklärlich erscheinen. In die vornehme Gesellschaft führt uns die Skizze „Das Engelchen" und auch hier tritt uns mit plastischer Anschaulichkeit die Hoffnungslosigkeit der gesellschaftlichen Zustände der höheren russischen Gesellschaft entgegen.

Den erschütternden Schluß der tiefergreifenden Schilderungen bildet die Erzählung vom unglücklichen „Glücklichen".

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß das Buch durch zwei Vorreden einen besonderen Werth erhält, von denen die eine, aus der Feder des Uebersetzers stammend, die Person und die Geistesrichtung Schtschedrin's zum Gegenstand hat, während die andere einen ungenannten, aber leicht erkennbaren culturhistorischen Schriftsteller zum Verfasser hat, welcher uns ein geistvolles Bild der Verhältnisse entrollt, aus denen die Schtschedrin'schen Aufsätze hervorgewachsen sind. Falck.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Adressen, 220, der Banquiers, Bankinstitute etc. in Russisch-Polen. 2. Aufl. Fol. Leipzig, Serbe. Mk. 6.

Archiv für slavische Philologie. Herausg. von V. Jagic. 11. Bd. 1. Hft. 160 S. Berlin, Weidmann. pro cplt. Mk. 20.

Atlas Niox. Pl. no. 9. Europe centrale: Paris—Moscou. Bucarest. Pl. no. 22. Asie. Paris, Delagrave.

Beobachtungen der Kais. Univ.-Sternwarte Dorpat. XVII. Bd. Reducirte Beobachtungen am Meridiankreise von Zonensternen und mittlere Oerter derselben für 1875, angestellt von Dr. Ludw. Schwarz. 4°. 200 S. Leipzig, Koehler. Mk. 15.

Bonnal, l'Allemagne prussienne devant la Russie et la France. 82 p. Paris, Dentu. 50 c.

Bröndsted, M. v., die russische Kirche in Livland unter Nicolaus I. 32 S. Berlin, Nagel. Mk. —,40.

Danielson, Joh. Rich., die nordische Frage in den Jahren 1746—1751. Mit einer Darstellung russisch-schwedisch-finnischer Beziehungen 1740—1743. 455 u. 215 S. Helsingfors, Edlund. Mk. 12.

Danilewski, G. P., eine Braut Christi. Roman. Uebersetzt aus dem Russischen von E. v. Glehn. 3 Bde. 258, 238 und 265 S. Leipzig, Reißner. Mk. 10.

Dislocationskarte der russischen Armee (im europäischen Reichstheile) nebst tabellarischer Uebersicht der «Ordre de bataille» und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. 1: 4,500,000. Chromolith. Imp.-Fol. Wien, Artaria. Mk. 4,80.

Dostoïevsky, T., celle d'un autre. Trad. du russe par E. Halpérine-Kaminsky et Ch. Morice. 2. ed. 265 p. Paris, Plon.

Dostoievsky, Th., les frères Karamazov. Trad. du russe p. A. Halpérine-Kaminsky et Ch. Morice. 2 vols. Paris, Plon. fr. 7.

Dostojewski, F., der Hahnrei. Roman. Deutsch von A. Scholz. 251 S. Berlin, Fischer. Mk. 3,50.

Dostoievsky, Th., les pauvres gens. Trad. du russe p. V. Derély. Paris, Plon. fr. 3,50.

Kügelgen, P. v., Kaiser Wilhelm. Rede, gehalten auf der Gedächtnißfeier in der „Palme" am 10. (22.) März 1888. 27 S. St. Petersburg, Eggers. Mk. 1.

Maikow, M., Russisch für das Militär. 12°. 95 S. Brünn, Winkler. 80 Pf.

Masing, E., d. Luft in ihrem Einfluss auf unsere Gesundheit. 34 S. St. Petersburg, 88. 40 Kop.

Moser, H., neue praktisch-theoretische Grammatik der russischen Sprache. 446 S. Hannover, Hahn. 88. Mk. 3,60.

Muller, E., un français en Sibérie: aventures du comte de Montleu; les hôtes de Schamyl. 3. ed. 304 p. av. 22 ill. Paris, Delagrave.

Notovitch, O. R., la liberté de la volonté. 260 p. Paris, Alcan.

Phares de la mer méditerranée, de la mer noire et de la mer d'Azov. Coll. et corrigés au 1. Mars 1888. 173 p. Paris, Imprimerie nationale. fr. 1.

Pohl, J., und B. Widimsky, Eisenbahnkarte d. östlichen Europa mit besonderer Berücksichtigung des russischen Reiches. 1: 2,500,000. 4 Blatt. 5. Aufl. Imp.-Fol. Mit Text. 15 S. Wien, Lechner. Mk. 10.

Posrednik, St. Pétersbourg. No. 6. Catalogue descriptif d'une belle collection de livres à gravures principalement du XVIII siècle. 104 p. orné de 2 vignettes et 11 pl. en photolithographie. 1 r.

Rambaud, Alfr., Français et Russes. Moscou et Sévastopol 1812—1854. 4. éd. 12°. 392 S. Nancy, Berger-Levrault. Mk. 3,20.

Rosny, L. de, le pays des dix-mille lacs. 2. éd. 228 p. Dessins de W. Hégel. Paris, Jorel. 88. fr. 3,50.

St. Jean, Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitz Potemkin, des Tauriers, als Beitrag zu der Lebensgeschichte der Kaiserin Catharina II. von Russland. Hrsg. von Fr. Rothermel. Karlsruhe, Verlagsverein für Wissenschaften. Mk. 5.

Schnurmann, J. Nestor, aid to russian composition. Containing exercises, vocabularies, syntactical rules, extracts from government despatches, and specimens of russian manuscript. 12°. 220 p. London, Allen.

Schwarzenfeld, E. v., lateinische, gothische und slavische Alphabetsammlung. 35 Bl. qu. gr. 8°. Libau, Puhze. Mk. 1,80.

Sologhub, W. A., bitteres Glück. Roman. Aus dem Russischen übertragen von W. Stein. 356 S. Breslau, Schottländer. Mk. 5.

Stillmark, H., über Ricin, ein giftiges Ferment a. d. Samen von Ricinus comm. L. u. einigen anderen Euphorbiaceen. 121 S. Dorpat, Karow. Mk. 2.

Taschen-Bibliothek, russische. Hrsg. von H. Roskoschny. 7—10. Bd. Leipzig, Greßner u. Schramm. à 1 Mk.

Tolstoï, L., le joueur. Trad. p. H. Olivier. 32°. 64 p. Paris, Dupret. fr. 1.

— la puissance des ténèbres, drame en cinq actes et six tableaux. Trad. du russe par J. Pavlovsky et O. Méténier. 156 p. Paris, Tresse et Stock.

Ueber die Kirche. Historische Studie. Russisch. 331 S. Berlin, Behr. Mk. 4.

Uniformes, les, de l'armée russe. Huit planches coloriées avec texte explicatif à l'appui. Paris, Peelman & Cie. fr. 1,25.

Vereschagin, V., souvenirs, jeunesse, voyages, guerre. Paris, Savine. fr. 3,50.

Vogel, C., Karte der deutsch-österreich.-russ. Grenzländer. 1: 1,500,000. Mit Hervorhebung der Festungen und Unterscheidung der Eisenbahnen in ein- und zweigeleisige. Fol. Lith. und color. Gotha, J. Perthes. Mk. 2.

Vogué, E. Melchior de, le roman russe. 2. éd. LVI, 355 p. Paris, Plon. fr. 3,50.

Vonliarliarski, Alex., une grande dame. Roman russe. Trad. de. X. Marmier. Paris, Lévy. fr. 3,50.

Wallace, D. M., Russia. Cheap edit. London, Cassell. 5 s.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 12-го Мая 1888.
Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Vor fünfzig Jahren.

Von **O. Katterfeld** in Libau.

Liebe Freundin!

Du meinſt, daß in meinen letzten Briefen „Tante Laura“ eine große Rolle ſpielt und bitteſt mich, Dir etwas Näheres über dieſe mir ſo intereſſante Perſönlichkeit mitzutheilen. Das will ich gern thun. Sie iſt nicht meine leibliche Tante, aber eine Allerweltstante, eine ſimple alte Jungfer iſt ſie eigentlich, aber ſie bringt ihren Stand zu Ehren. Wenn ſie mit ihrem greiſen Haar und einem Koſtüm, wie man es vor fünfzig Jahren trug, rüſtig und friſch trotz ihrer Siebenzig in unſere Mitte tritt, ſo iſt es, als würden vergangene Zeiten, die wir ſonſt nur aus den Erzählungen der Großmama kennen, vor uns lebendig. — Bei unſerem letzten Aufenthalte in R . . . forderte ein Herr Bergner mich auf, mit ihm die culturhiſtoriſche Ausſtellung zu beſuchen. „Culturhiſtoriſch“, der Ausdruck klang ſo entſetzlich gelehrt, daß ich meinte, da gäbe es gewiß nur Dinge, die weit über unſeren Horizont hinaus lägen und die ich noch weit weniger würde zu würdigen verſtehen, als all' die complicirten Maſchinen und unbegreiflichen Inſtrumente auf der Gewerbeausſtellung; indeß auf dieſer gab es doch auch viele Dinge, deren Werth ich recht wohl zu ſchätzen wußte, wie die ſchönen Kleiderſtoffe, die geſchmackvollen Stickereien und, vor allen Dingen, die bald gemüthlichen, bald eleganten Zimmereinrichtungen, mit denen ich in aller Eile das Luftſchloß möblirte, das ich mir in müßigen Augenblicken errichte, — aber „culturhiſtoriſch“, ein ſolcher Begriff war Deiner trotz ihrer achtzehn Jahre noch ſehr unwiſſenden Freundin nicht ganz klar, und meinen Begleiter wagte ich nicht zu fragen, aus Furcht, mich vor ihm zu blamiren. So ſtieg ich denn an ſeiner Seite beklommen die breite Treppe hinauf und ſah ſcheu zu all' den ehrwürdigen Geſtalten hinauf, die ſo ernſt aus ihren Rahmen auf mich niederſchauten; aber als wir beſchauend durch die weiten Säle ſchritten, da verlor ſich meine Befangenheit ſchnell, denn es ſchien mir, als grüßten mich die meiſten der aufgeſtellten Gegenſtände wie alte Bekannte vertraulich, und als ich die Stickereien auf Mull und Tüll, die geſteppten Bettdecken erblickte, da meinte ich, Tante Laura habe einmal ihre wohlverwahrten Schätze hervorgeholt und ſtatt-

lich ausgebreitet, und jene coloſſale ſilberne Uhr, war es nicht die vom Großvater ererbte? jene Schmuckkäſtlein mit Elfenbeinſchnitzerei, jene Schnallen und Gürtelketten, waren ſie nicht aus Tante Laura's Truhe emporgeſtiegen, froh, hier ſo ungewohnte Beachtung zu finden? Dieſelbe Sonne beſchien ſie jetzt wie in den Tagen, wo ſie in Gebrauch geweſen; aber wie war ſonſt Alles fremd geworden, ſie merkten wohl, daß ſie nicht in die neue Zeit paßten. Doch ſiehe, jenes geſtickte Kleidchen, in dem laut Katalog irgend eine Superintendentin ihre Viſiten gemacht, hatte ich es nicht in Tante Laura's Händen geſehen? und jene ſteifen, wurmſtichigen Möbel verſetzten mich ſo ſehr in Tante Laura's Stübchen, daß ich ſchmerzlich enttäuſcht war, die ſchöne ehrwürdige Greiſin nicht auf dem ſteiflehnigen, lederbezogenen Lehnſtuhle zu erblicken. Wie weit intereſſanter hätte ich aus ihrem Munde Geſchichte und Bedeutung jedes Gegenſtandes erfahren als aus dem trockenen Katalog. Ja, ſiehſt Du die Tante in ihrem kleinen Reich, dann iſt die Illuſion vollſtändig; Du glaubſt Dich dort um fünfzig Jahre zurückverſetzt. Seit einem Jahre etwa hat ſie dies Zauberland hier geſchaffen; da zog ſie mit ihrem Neffen her, der einen Ruf an die Realſchule unſerer Stadt angenommen hat. Man fürchtet, ſein Wirken werde hier von kurzer Dauer ſein, da der Poſten nicht ſeinen vielſeitigen und gründlichen Kenntniſſen entſprechen ſoll; nur der alten Tante zu Liebe, die zugleich ſeine Pflegemutter geweſen ſein ſoll und in ihrer Vaterſtadt ihre Tage zu beſchließen wünſcht, ſoll er ſich hier niedergelaſſen haben. Bei all' ſeiner Gelehrſamkeit iſt er ſo herzensgut und ſo einfach wie ein Kind und ſpielt mit meinen kleinen Geſchwiſtern, als ſei er ihresgleichen. Du, die Du ſeit Jahren in einer Großſtadt und im Sommer an belebten Badeorten weilſt, kannſt Dir keine Vorſtellung davon machen, welche Bedeutung eine neue Erſcheinung in der Geſellſchaft für die Bewohner einer kleinen Stadt hat, da muß ich fürchten, Dich durch meine Schilderungen zu langweilen und breche daher für heute lieber ab. Nächſtens mehr von Tante Laura

. . . . . .

Wentau, den 20. Juli 1883. Deine Marie Waller.

Liebe Freundin!

. . . . . .

Du ſchreibſt mir, Deine Mutter habe ein Frl. Schmidt, auf welche meine Beſchreibung paſſe, vor vielen Jahren in St. Petersburg gekannt und wünſche ſehr, etwas Näheres über ſie zu erfahren, über den Herrn Neffen erlaubteſt Du mir aber zu ſchweigen, denn Du theilteſt nicht das lebhafte Intereſſe, das an kleinen Orten ein neu auftauchender Heirathscandidat einflöße. Du thuſt aber ſehr unrecht, wenn Du ihn den gewöhnlichen Herren zuzählſt; er iſt ſo ganz anders, gar kein Courmacher, kein Tänzer und doch ſo kindlich fröhlich. Aber ich will von ihm ſchweigen. Daß Tante Laura, wie Deine Mutter meint, in den erſten Kreiſen der vornehmen Petersburger Geſellſchaft durch Geiſt und Unterhaltungsgabe geglänzt

habe, will ich wohl glauben; sie paßt sich aber auch unseren bescheidenen Verhältnissen sehr wohl an und verbreitet Heiterkeit und Behagen in jedem Kreise, den sie betritt. Bei einem Ausfluge, den wir neulich in großer Gesellschaft unternahmen, machte sich das in wohlthuender Weise bemerkbar. Im Sommer belebt sich unser Seestädtchen gewöhnlich durch Badegäste, die oft auch mit den Städtern in Verkehr treten, wodurch unsere geselligen Zusammenkünfte aber nicht an Gemüthlichkeit gewinnen, da die fremden Elemente sich nicht immer dem vorhandenen Kreise anpassen. Diesmal hoffte man sie zu Tanz, Spiel und Schmaus im Freien, in der Nähe eines schön gelegenen Forsthauses zu vereinigen. Es ließ sich aber Alles schlecht an: der Himmel lächelte uns nicht, sondern zeigte uns eine drohende Miene, die Herren dampften sich gelangweilt mit Papyros und Cigarren an, wir jungen Mädchen versuchten uns mit den im russischen Institute erzogenen Damen zu unterhalten, die geringschätzig unsere Toiletten und die graue Decke der einfachen großen Stube musterten, und von Zeit zu Zeit betrachteten wir den Himmel, der eben so langweilig aussah wie unsere Großstädterinnen. Hinter den Coulissen aber, in der anstoßenden Küche ertönte lautes Wehklagen über den Sturz eines Proviantwagens, und händeringend standen die Wirthinnen vor den Scherben, die aus einer unheimlichen Sauce von salzigen und süßen Sachen, die sich vereinigt hatten, emportauchten. Sogar ein Bierkorb war auf den Lauf gegangen, und das stimmte natürlich auch die Herren melancholisch. „Ist denn gar nichts mehr übrig?“ fragte Papa kleinlaut. „Ja, ein Brodlaib und Milch wird sich hier wohl auftreiben lassen, aber wie schrecklich, sich vor den Fremden, die wir geladen, so zu blamiren,“ wehklagte eine Wirthin, und die anderen stimmten ein. Unterdessen hatte ein Wägelchen vor der Thür gehalten und nun trat leichten, munteren Schrittes am Arme ihres Neffen Tante Laura in den Saal. Ihre altmodische Tracht, glattes, kurzes Kleid, ausgeschnittene absatzlose Schuhe mit Kreuzbändern, zogen sogleich Aller Blicke auf sich, und wer in ihre edlen schönen Züge, in das geistvolle leuchtende Auge geschaut, der wurde magnetisch von ihr angezogen. Einer der Herren warf ihr scherzend vor, daß sie sich so sehr verspätet und noch dazu schlechtes Wetter mitgebracht habe, und sie gab ebenso zurück, daß seine schlechten Wege allein die Schuld an ihrer Verspätung trügen. Nun wurden ihr die Fremden vorgestellt, aber da blieb es nicht bei stummen Verbeugungen, für jeden hatte sie ein neckisches Wort, einen freundlichen Blick: diesen Herrn schalt sie, daß er stolz mit seinem Viergespann vorübergefahren sei, während sie mit dem gemietheten Gaul sich langsam vorwärts gemüht hätten, und jenen etwas steifen Professor aus der Residenz begrüßte sie damit, daß sie ihn als kleinen Buben auf dem Arme getragen habe, und nun erzählte sie Streiche von ihm, die ihn der Umgebung menschlich näher brachten. „Giebt es denn aber gar keine Mütter und Tanten hier?“ fragte sie endlich, nachdem ihr Auge vergeblich nach ihnen gespäht hatte, und nun führte ich sie in die Küche zu den Damen, welche ihre Fassung noch nicht wiedergewonnen hatten, sondern immer neues Mißgeschick beklagten. In der ersten Bestürzung hatte man fast alle dienstbaren Geister in die fast eine Meile entfernte Stadt nach neuen

Vorräthen geſchickt, die doch nicht mehr zur Zeit ankommen konnten. Aber auch für dieſe Verlegenheit ſchaffte Tante Laura Rath. Sie bat die lieben Wirthinnen, ſich die Sache nicht zu ſehr zu Herzen zu nehmen, man könne ja auch bei einfachem Mahle ſehr vergnügt ſein, die Götter auf dem Olymp hätten auch nur höchſtens zwei Gänge gehabt; ein mächtiger Rinderbraten habe ja den Unfall glücklich überſtanden, Brod, Butter und Käſe könne uns gewiß das Forſthaus liefern, und Hunger, den beſten Koch, habe wohl ein Jeder mitgebracht. Und Bedienung?! wie könne es an Bedienung fehlen, wo ſo viele junge Kräfte müßig ſtänden? Und nun wandte ſie ſich an die Jugend, die ſich ſchon lange an ſie herangedrängt hatte in der Hoffnung, es werde auch für ſie ein gutes Wort abfallen. „Geſchwinde, Marie!“ rief ſie mir zu, „mache vor der Frau Förſterin einen Knix und bitte um ein paar Tiſchtücher; die ſollen an Stelle der durchnäßten auf die großen Tiſche gedeckt werden; aber nicht hier in der dumpfen Stube wollen wir tafeln,“ ſie müßten erſt auf die Veranda gerückt werden. „Halt!“ rief ſie d'rauf, als zwei zarte Dämchen ſich anſchickten, den ſchweren Transport zu beſorgen, „das iſt keine Arbeit für Euch, holt mir einmal die jungen Herren her!“ Ordre wurde parirt, und bald griffen einige ſelbſtbewußte Gymnaſiaſten, die ſich in einer kleinen Stadt für die Blüthe der Menſchheit halten, tapfer an, ja nachdem die Tiſche placirt waren, erboten ſie ſich ſogar, den Diener Peter, ein Paradeſtück, deſſen Abweſenheit man am lauteſten beklagte, zu erſetzen, indem ſie den Tiſch deckten und ſich ſogar bereit erklärten, die Speiſen umherzureichen. Die Klagen der Wirthinnen, daß es ja keine Schüſſeln zu reichen gäbe, erwieſen ſich als grundlos, da aus der Tiefe der Kiſte noch eine in ihrer Schachtel wohlerhaltene Conditortorte auftauchte. Kaum hatte Tante Laura uns in Gang gebracht, ſo ertönte ihr heiteres Lachen vom Kartentiſche her, den ſie zur Unterhaltung der Herren hatte aufſchlagen laſſen. Auch hier ſieht man ſie gern, denn ſie ſpielt ſchnell und gut und zankt nicht mit ihrem Partner wegen jedes vergebenen Stiches und geräth nicht in übele Laune, wenn eigenes Miß- oder Ungeſchick dem Gegner den Vortheil zuwendet.

Nach etwa einer Stunde ſaß die ganze Geſellſchaft an der langen Tafel, die trotz des groben Tiſchtuches ſich ganz feſtlich ausnahm, und ſpeiſte mit beſtem Appetite. Die Unterhaltung war ſo belebt, daß man ganz vergaß, beſorgte Blicke nach den drohenden Wolken zu werfen, die den Himmel immer mehr einnahmen, und als ſie uns endlich die gefürchteten Regengüſſe ſandten, wußte Tante Laura auch da Rath. Die große Geſindeſtube des Hauſes wurde ausgeräumt, der inzwiſchen zurückgekehrte Peter mußte mit ſeiner Harmonika eine Capelle erſetzen und bald drehte ſich die Jugend nach ihren Tönen in munterem Tanz. Tante Laura war in voller Thätigkeit: bald führte ſie einer vernachläſſigten Fremden, der es von Minute zu Minute ſchwerer ward, ihre Enttäuſchung hinter freundlichem Lächeln zu verbergen, ganz discret einen Tänzer zu, bald ermunterte ſie ein Paar, das auf der unebenen Diele von Lehmſchlag geſtolpert war und ſich beſchämt und verwirrt zurückziehen wollte, flott weiter zu tanzen, um den Eindruck ihrer Niederlage zu verwiſchen. Mit Entzücken folgte ich den anmuthigen Bewegungen, dem ſchwe-

benden Gange der jugendlichen Greisin und als sie sich endlich, wohl um von ihren edlen Thaten auszuruhen, an meiner Seite niederließ, fragte ich:

„Tante Laura, hast Du früher auch gern getanzt?“

„Gewiß, und ich würde vielleicht noch jetzt gerne tanzen, aber Niemand nimmt die alte Schachtel auf. Fühle ich doch, wie die Musik die steifen Füße elektrisirt,“ war die scherzende Antwort.

In dem Augenblicke, da sie das sagte, forderte der General v. Detlef mich durch eine Verbeugung zum Tanze auf. Die Tanzlust der Jugend hatte auch die Alten angesteckt, sogar den starken Fünfziger, Herrn v. Detlef, der nicht nur in früheren Zeiten, sondern, wenn er sich erbitten ließ auf den Tanzplatz zu treten, noch jetzt der eleganteste und leichteste Tänzer war. Als er sich mir näherte, trat ich aus Schelmerei hinter Tante Laura's Stuhl, so daß seine Verbeugung ihr zu gelten schien. Wie fühlte ich mich für meinen Einfall belohnt, als sie würdevoll seinen Arm nahm und, nachdem Herr v. Detlef dem unermüdlichen Peter eine Mazurka bestellt hatte, an seiner Seite durch den Tanzsaal flog, auf dem sie bald die einzigen Tänzer waren, denn die Uebrigen hatten sich schnell in Zuschauer verwandelt, die mit Bewunderung den leichten, anmuthigen Bewegungen der Tänzerin folgten, deren Alter in diesem Augenblick nur das beschneite Haupt verrieth. Ja, Tante Laura schien völlig in ihrem Elemente, weder echauffirt, noch ermüdet durch die ungewohnte Bewegung, und der zierliche feine Körper schwebte auf den absatzlosen Schuhen an des eleganten Tänzers Seite dahin, als würde er von unsichtbaren Flügeln getragen, und als er seine Dame endlich zu einem Sitze geleitete, wurde laut applaudirt und «da capo» gerufen.

Ich belustigte mich den Abend ganz ausnehmend und verschmerzte es auch, daß Herr v. Detlef nicht mehr zu mir zurückkehrte, denn ich spielte mit den jüngeren Kindern, deren sich Niemand annahm, Spiele und Herr Bergner gesellte sich zu uns und wir waren Alle so munter. Ich begreife jetzt wohl den Stolz und die Liebe, mit der Tante Laura von dem Neffen spricht; aber da fällt mir ein, daß Du ja nichts von ihm hören wolltest und daß ich schon einen Brief verworfen habe, weil ich Deinen Spott fürchtete.

Laß es für heute genug sein. Nächstens mehr von Tante Laura. . . .

. . . . . .

Liebe Freundin!

Du wünschest durchaus etwas über Tante Laura's Vergangenheit zu erfahren, und da eine indiscrete Frage mich in den Stand gesetzt hat, Deinen Wunsch zu erfüllen, so sollst Du die alte Geschichte erfahren; vorher möchte ich Dir zwar gerne eine Neuigkeit mittheilen, aber ich will Dir zeigen, daß ich nicht mehr das stürmische Kind aus der Pension bin, sondern eine gesetzte Jungfrau, die sich zu beherrschen weiß.

Tante Laura ist Meisterin in jeder Art weiblicher Handarbeit und tadelt es

ſehr, daß dieſelbe über dem vielen Studiren bei der heutigen Jugend vernachläſſigt wird und man mehr Werth auf allerlei unnützen Wiſſenskram legt, den man nicht verdaut hat und nicht zu verwerthen weiß, als auf nützliche Fertigkeiten und geſellige Künſte. Nicht als ob ſie eine Feindin höherer Bildung wäre. Nein, ſie beherrſcht mehrere Sprachen vollſtändig, iſt ſehr beleſen und erzählt ſehr hübſch. Nur gegen Halbbildung und mechaniſches Wiſſen zieht ſie zu Felde. Deſto höher rechnet ſie mir den Eifer an, mit dem ich bei ihr ſticken lerne. Bisher konnte ſie mit meiner Aufmerkſamkeit wirklich zufrieden ſein, indeß an dem Abend nach jenem Ausfluge hatte ſie keinen Grund mich zu loben, denn ich ſah wenig auf meine Arbeit, aber deſto mehr auf ihre feinen zarten Hände, ihre klugen, freundlichen Augen, die Silhouetten, die an den Wänden hingen, und als ſie mir gerade einen Vortrag über Stielſtich hielt, platzte ich mit der indiscreten Frage heraus:

„Wie kommt es eigentlich, daß Du nicht geheirathet haſt, Tante Laura?“

Kaum war das Wort entfahren, ſo war ich ſelbſt erſchrocken über meine Kühnheit und ſchielte furchtſam zu ihr hinüber, um zu entdecken, ob ſie nicht böſe geworden ſei, — aber nein, ihr Geſicht war freundlich wie immer, nur etwas nachdenklich und traumverloren ſchaute ſie d'rein. Ich war von jeher Tante Laura's Liebling. Sie iſt ſchon mit meinen Großeltern in Odeſſa befreundet geweſen und überträgt die Liebe auf die Enkelkinder, auch meint ſie, ich ſei ein unverdorbenes Naturkind und lobt die Eltern, daß ſie mich nicht zu einer bleichſüchtigen Gouvernante erzogen haben. Dies Verhältniß entſchuldigt meine Unbeſcheidenheit und erklärt ihre grenzenloſe Nachſicht und Güte.

„Mit der Stickerei ſcheint es heute nicht zu gehen,“ ſagte ſie endlich freundlich, „laß daher heute die Arbeit ruhen, ich will Dir etwas aus meiner Jugendzeit erzählen, vielleicht erräthſt Du dann, wie es gekommen, daß Tante Laura alte Jungfer geblieben iſt.“ Dabei ſetzte ſie ſich auf den hochlehnigen, ſteifbeinigen Stuhl, ich ließ mich auf den geſtickten Schemel zu ihren Füßen nieder und bereute nun nicht mehr meine unbeſcheidene Frage. — Als Tante Laura begann, ſchien die Sonne freundlich auf die vergoldeten Bilderrahmen, als ſie endete, war es finſter um uns, ſo daß nur ihre Stimme die Bewegung ihres Inneren verrieth.

„Hier in dieſem freundlichen Städtchen, auf deſſen lieblichem Friedhofe ich an der Seite meiner Eltern mein letztes Ruheplätzchen zu finden hoffe, habe ich meine erſte Jugend verlebt. Hier wuchs ich auf im Schirme der treueſten Elternliebe, im Genuſſe aller Güter, welche das Leben ſonnig und freudenreich zu machen vermögen. Bald wurde ich mir mit Stolz bewußt, daß mein Vater der populärſte und einflußreichſte Mann der Stadt ſei, dem das Vertrauen ſeiner Mitbürger ein wichtiges Amt nach dem anderen übertragen hatte. Dies Vertrauen rechtfertigte er, indem ſein erſtes Intereſſe immer dem Gemeinwohl galt und darnach erſt dem eigenen Vortheil. Unermüdlich wirkte er dahin, Handel und Wandel in unſerem Städtchen zu heben und ſcheute nicht die beſchwerlichen Reiſen nach Petersburg, um perſönlich höheren Ortes einflußreiche Perſonen für den Ausbau unſeres Hafens zu intereſſiren. Er gab die Anregung zur Stiftung des Krankenhauſes, zur Er-

weiterung der Stadtſchule und mancher anderen nützlichen Anſtalt; hatte er doch die Gabe, viele verſchiedene Köpfe unter einen Hut zu bringen und eine offene Hand, die nicht anſtand, in den eigenen Beutel zu greifen und dadurch ein gutes Beiſpiel zu geben. Freilich brauchte mein Vater nicht ängſtlich an den eigenen Vortheil zu denken. Hatte er auch, als er vor Jahren aus Hamburg einwanderte, kein anderes Capital in's Land gebracht als tüchtiges Wiſſen, Intelligenz und Pflichttreue, ſo trug ihm dieſes doch bald reichliche Zinſen, ſo daß er ſeinen koſtſpieligen Haushalt allein mit den Mitteln beſtreiten konnte, die ihm verſchiedene Poſten an den Gerichten der Stadt und beſonders ſeine Praxis als Advocat einbrachten, und er nicht nöthig hatte, die Mitgift, die ihm ſeine Frau, des reichen Apothekers einzig Töchterlein, zugebracht hatte, anzugreifen, und nach dem Tode der alten geizigen Schwiegermutter müſſe er, ſo hieß es, ein ſteinreicher Mann werden. Unſer Haus hatte für jene einfachen Zeiten einen ungewöhnlich feinen Zuſchnitt und immer gab es offene Tafel bei uns. Selten verließ Jemand vom umwohnenden Adel die Stadt, ohne bei uns vorgeſprochen und ſich mit uns an den reich beſetzten Tiſch geſetzt zu haben, und nie trat ein fremder Künſtler in unſerem Städtchen auf, der meinen Vater nicht zuvor um ſeine Protection gebeten und dankbar die ihm gebotene Gaſtfreundſchaft in unſerem Hauſe angenommen hätte, ja oft übernahm mein kunſtliebender Vater die Garantie für die Einnahme eines Concerts odes eines Vortrags und ſteuerte opferfreudig bei, wenn dieſelbe den Erwartungen nicht entſprochen hatte. Die aus Frankreich oder Deutſchland eingewanderten Hauslehrer oder Hauslehrerinnen der Nachbarſchaft betrachteten unſer Haus wie ein Stückchen Heimath in der Fremde, dem ſie ſehnſuchtsvoll in den Ferien zueilten, und die Offiziere, die in Wentau ſtanden, fanden ſich gern zu einem guten Frühſtück, zu einer Kartenpartie, aber am liebſten zu einem Tanzabend ein; und die Städter ſelbſt — nun, die kamen, wenn ſie Hilfe mit Rath oder That brauchten, wenn ſie Vergnügen und Unterhaltung ſuchten, wenn ſie das Neueſte hören wollten — das Schmidt'ſche Haus, die frühere Apotheke, die mein Vater ſo ſtattlich ausgebaut hatte, bildete ja den Mittelpunkt des geſelligen Lebens.

In dieſem bunten Treiben lernte ich mit Menſchen verſchiedenſter Lebensſtellung verkehren, hörte von fremden Ländern und Sitten ſprechen. Natürlich wurde des gaſtfreien und einflußreichen Bürgermeiſters einzig Töchterlein vor vielen anderen berückſichtigt und früh ſchon begannen meine Eroberungen. Bald nannte mich ein ruſſiſcher General in reicher Uniform, bald ein talentvoller Schauſpieler, bald ein junger Majoratsherr der Nachbarſchaft ſeine kleine Braut; ſchmeichelhafter aber als dieſe Huldigungen waren mir die Liebeserklärungen eines bärtigen Kutſchers in ſchöner Livrée und ſtolzer war ich nie, als wenn er mich mit ſeinen vier Schimmeln ſpazieren fuhr, während ſein Herr mit den Eltern beim Frühſtück ſaß. — Zwar meldete ſich keiner von allen dieſen Freiersleuten, als ich herangewachſen war, aber ich war überzeugt, es werde mir trotzdem nicht fehlen. Der erſte ernſtliche Freier, der ſeiner Liebe Worte gab, war Vetter Fritz, ein Verwandter von mütterlicher Seite, ein guter braver Junge, den ich recht wohl leiden mochte; aber

ich war damals noch ſehr jung und wollte mir weit lieber von vielen den Hof machen laſſen, als einem gehören und erklärte ihm daher, wir wollten einſtweilen noch Vetter und Couſine bleiben. Harmlos freute ich mich weiter meiner Triumphe und fand es ganz natürlich, daß mit mir der Ball eröffnet und mir nachher ein Ständchen gebracht wurde und daß ich bei jeder Hochzeit in unſerem Bekanntenkreiſe als Brautjungfer neben dem ſtattlichſten Marſchall hergehen mußte. — Ja, ſorglos und heiter war meine Jugend. Fehlte es in unſerem häuslichen Leben auch nicht an einem Mißklange, der zuweilen die Harmonie desſelben ſtörte, an einer Wolke, die oft bedenklich unſeren Horizont trübte, ſo durfte ich doch wenig darunter leiden. Hier in dieſem traulichen Stübchen, in dem wir jetzt ſo friedlich bei einander ſitzen, wachten ein Paar mißtrauiſche, finſtere Augen über dem ſorgloſen glänzenden Treiben im Hauſe, ſchalt ein böſer Mund darüber, daß das ſchöne Gut, das zwei Generationen Groſchen bei Groſchen zuſammengeſpart hatten, ſo gedankenlos vergeudet wurde; hier hörte man oft bittere Klagen über die Schwäche des verſtorbenen Apothekers, der nicht nur das einzige Kind, ſondern auch zum Theil ſchon das ſorgfältig gehütete und vermehrte Beſitzthum dem großſchnäuzigen Fremdling gegeben hatte, der keinen baaren Thaler in's Land gebracht hatte und doch mit Geld um ſich zu werfen verſtand, als wäre eine Grafſchaft ſein eigen. — Ja, früher mochte es wohl anders in dem großen Hauſe am Markte hergegangen ſein. Die Großeltern waren groß im Schaffen, aber noch größer im Zuſammenhalten des Erworbenen geweſen. — Die Möbel, welche bereits die zweite Generation überdauert hatten, wurden geleimt und geflickt, der zerbrochene Suppennapf nicht über den Zaun geworfen, ſondern vom Klempner mit künſtlichen Bandagen verſehen, die die einzelnen Stücke zuſammenhielten. Der Hochzeitsfrack des Großvaters wurde hin und her gewandt, wußte von allen Feſtlichkeiten der Stadt, die den Theilnehmenden nichts koſteten, etwas zu erzählen und begleitete ihn endlich in den Sarg hinein. Da mußte ſeine ihn überlebende Wittwe freilich die maſſiven Möbel mit den ſchönen Bezügen, das engliſche Service und vor allen Dingen die ſtets offene, reich beſetzte Tafel als den Ruin der Familie anſehen. Aber, wie geſagt, von dieſer Mißſtimmung erfuhr ich wenig, denn meine ſanfte gute Mutter wußte uns alles Schwere fern zu halten und ſtill auf ſich zu nehmen, und ich lernte erſt den herben Ernſt des Lebens kennen, als ſie von uns genommen wurde. Als die liebreiche Vermittlerin fehlte, kam es oft zu unangenehmen Scenen zwiſchen meinem Vater und der Großmutter. Sie warf ihm unſer luxuriöſes Leben vor und drohte mich zu enterben, weil ich den eiteln, anſpruchsvollen Sinn des Vaters geerbt hätte. Mein Vater, gereizt durch die Vorwürfe, verdoppelte ſeine Arbeit und ſuchte ſein Capital durch vortheilhafte Anlage zu vergrößern, um der Großmutter zu zeigen, daß er ihrer Hilfe entrathen und ſeinem Kinde durch eigene Kraft ein glänzendes Loos ſichern könne. Einſt führten ihn Geſchäfte nach Lindenau, der bedeutendſten Hafenſtadt unſerer Heimath, und er nahm mich, das nun erwachſene Mädchen, auf meine Bitte mit ſich. In der Familie des Herrn Müller, des Chefs eines der erſten Handelshäuſer der Stadt, zu dem mein Vater in Geſchäftsbeziehungen ſtand,

wurden wir auf's Zuvorkommendſte aufgenommen. Anfangs verwirrte mich der an Pracht grenzende Comfort, der in Wohnung, Kleidung und Equipage hier zur Schau geſtellt wurde, bald aber fühlte ich mich nur zu wohl in der ungewohnten Umgebung und merkte nicht, wie übertrieben und unfein der Luxus in der Kleidung war, wie überladen der Tiſch, wie oberflächlich die Bildung der Müller'ſchen Töchter. Ich hatte natürlich meinen beſten Staat mitgenommen, aber nachdem ich die Toiletten der Damen des Hauſes geſehen hatte, ließ ich das roſa Zitzkleidchen hübſch im Koffer und bat den Papa, mir beim Schneider zu dem Feſte ein neues Gewand zu beſtellen. Ganz Lindenau rüſtete nämlich zum Empfange eines hohen Gaſtes, des Prinzen von Oldenburg, und ich war voll Stolz und Jubel, daß ich an dem glänzenden Balle Theil nehmen durfte, der ihm zu Ehren in dem Rathhauſe von der Stadt gegeben wurde. Recht lebhaft erinnere ich mich noch der feſtlichen Stunde, da wir vom Balcon des Müller'ſchen Hauſes aus die Bürgergarde aufmarſchiren ſahen; da war die Blaue Garde in ihren prächtigen blauen Röcken und weißen Beinkleidern, die ſo knapp anlagen, daß viele der Reiter ſich auf's Pferd hatten heben laſſen, weil ſie ſo ſehr in der freien Bewegung gehindert waren, daß ſie nicht ſelbſt aufſteigen konnten. Mit manchem der ſtolz vorbeitrabenden jungen Kaufleute tauſchten die Müller'ſchen Töchter Grüße und freundliche Blicke aus. Aber vornehm war die Haltung und kritiſch die Blicke, mit welchen die nun folgende aus Handwerksleuten beſtehende Rothe Garde gemeſſen wurde, deren Röcke ſtark verſchoſſen waren und deren Beinkleider weniger durch blendende Weiße, als vom ſtarken Gebrauche glänzten; auch die Geſtalten, welche ſie zierten, waren weniger elegant als die der blauen und manch ein dicker Bäcker- oder Fleiſchermeiſter, der ſein Bäuchlein nicht hatte auf's Roß bringen können, folgte keuchend und ſchnaufend dem ſtattlichen Zuge mit den wehenden Fahnen und ſchöngeſtickten Bannern, und ſpöttiſches Lachen erſchallte vom Balcon beim Anblick dieſer zweibeinigen Reiter. Das war eine ſchöne Einleitung des Feſtes, aber ſchöner war es doch, als ich im prächtigen Kleide von geſticktem Mull und roſa Atlas mit goldgeſtickten Schuhen den Ballſaal betrat. Zwar klopfte mein Herz etwas bänglich, denn hier war des Wentau'ſchen Bürgermeiſters Töchterlein nur eine Fremde, und die Lindenauer galten für ſehr excluſiv, aber bald ſchwand jede Beſorgniß, als der Prinz ſelbſt, nachdem er oft zu mir herübergeſehen hatte, ein Menuett mit mir tanzte; denn ſein Beiſpiel wirkte natürlich und es fehlte dem Mägdlein aus der Fremde den Abend nicht an Tänzern.

Aber die ſchönen Tage nahmen ein Ende, denn bald ging es nach Wentau zurück. Dieſe Reiſe ſollte keine guten Folgen für mich haben. Die langen Rechnungen für meine Toilette, die ich furchtſam dem Papa präſentirte, wurden zwar gnädig aufgenommen, denn er meinte ſcherzend, er habe ſein Vermögen ſo vortheilhaft im Müller'ſchen Geſchäfte angelegt, daß ſich meine Ausgaben wohl noch beſtreiten ließen, aber das Schlimme war, daß mir unſer beſcheidenes Wentau verleidet war, ſeitdem ich das großſtädtiſche Lindenau kannte. Wie war mir doch früher unſere Wohnung ſo ſtattlich erſchienen — nun, da ich die prächtigen Vaſen, die geſchliffenen Spiegel,

die ſchön geſchnitzten, mit goldgepreßtem Leder bezogenen Möbel, die herrlichen Teppiche im Müller'ſchen Hauſe bewundert hatte, die Statuen, die Bilder in den reichen goldenen Rahmen, erſchien mir unſere Pracht daheim armſelig, und ach, wie langweilig war der nächſte Ball! Wie fühlte ich mich deplacirt in dem allzu niedrigen Saale mit der verräucherten Decke, den trüben Kerzen; wie haderte ich im Stillen mit jedem Tänzer, der auf mich zuſchritt, weil er nicht der Prinz von Oldenburg war, und die Triumphe, die ich feierte, hatten ihren Reiz für mich verloren. Der arme Vetter Fritz hatte wahrlich keine günſtige Stunde getroffen, da er mir, indem er mich nach Hauſe begleitete, den früheren Antrag erneute. Ich ließ es ihn deutlich fühlen, daß ich es für eine unerlaubte Kühnheit hielte, ſeine Hand nach mir auszuſtrecken, und wies ihn ziemlich ſchnippiſch ab. Vielleicht, wenn der arme Fritz in der Uniform des Generals anſtatt in der eines einfachen Lieutenants ſeinen Antrag gemacht, hätte ich mir denſelben doch noch überlegt — denn ich war damals ein thörichtes, ehrgeiziges Mädchen und wollte glänzen, glänzen.

Am anderen Tage regte ſich zwar etwas wie Reue in meinem Herzen, denn ich fühlte, daß ich ein gutes, treues Herz tief verletzt hatte, aber es war nicht mehr gut zu machen, denn Fritz hatte die Abreiſe zu ſeinem Regiment beſchleunigt, das irgend wo in Wolhynien ſtand — zu damaliger Zeit eine ungeheure Entfernung. Ich wußte, daß ich durch die Art meiner Abweiſung ihm unſer Haus verleidet hatte, das dem früh verwaiſten Knaben ein zweites Elternhaus geweſen war, aber ich wußte die Vorwürfe, die mein Herz mir machte, zu beſchwichtigen. Warum wollte der Fritz denn ſo hoch hinaus! Gab es doch ein Mädchen in Wentau, das ihn innig liebte und ihm manche ſtille Thräne nachweinte; doch er hatte kein Auge für ihre heimliche Liebe und wußte nicht einmal, wer nach der liebevollen Tante Tode ſeine Wäſche ſo ſorgfältig beſſerte, wenn er zu längerem Beſuch nach Wentau kam. Adele Hoffmann war die Tochter einer armen Beamtenwittwe, der meine Eltern, weil ihre kleine Penſion nicht reichen wollte, aus Mitleid einige Bodenſtübchen in unſerem Hauſe eingeräumt hatten, und meine Mutter wünſchte, daß meine Altersgenoſſin Adele mir Gefährtin bei Spiel und Unterricht werden ſollte. Aber ich hatte das ſtille, blöde Kind nicht gern, das mit ſchüchterner Bewunderung Allem zuſtimmte, was ich vorſchlug, und ſpielte lieber allein oder mit älteren Kindern, und beim Lernen mußten wir bald getrennt werden, da die unbegabte Adele mit mir, die ich leicht faßte und gut behielt, nicht Schritt halten konnte. Ich war oft herbe und unfreundlich gegen ſie und ließ ſie es durchfühlen, daß ſie mich langweile. Sie blieb aber ſtets freundlich und dienſtfertig, und als meine gute Mutter durch ihre letzte Krankheit an's Lager gefeſſelt wurde, da war ſie ihr eine treue, umſichtige Pflegerin, welcher der Arzt und mein Vater mehr Vertrauen ſchenkten als mir lebhaften Mädchen, und ſelbſt die Großmutter, die doch die Welt meiſt mit unzufriedenen Augen anſah, wußte nichts an ihr zu tadeln. Einige Jahre nach meiner Mutter Tode verlor auch Adele die ihrige und nun zog ſie nach Aaſtadt zu einer Tante und ich hörte nichts von ihr, forſchte auch nicht nach ihrem Ergehen, denn ich mochte damals nur vornehme und intereſſante Menſchen und träumte

von einem glänzenden Loose, das mir beschieden sei und trug den braunen Lockenkopf recht hoch; aber bald sollte ich in eine harte Schule genommen werden.

Eines Tages, während ich mich zum Spaziergange ankleidete, hörte ich meinen Vater in seinem Arbeitszimmer mit einem Boten verhandeln, der schon einige Stunden mit einem Briefe auf ihn gewartet hatte. Plötzlich vernahm ich ein dumpfes Stöhnen und einen Fall, und als ich erschrocken hinzueilte, fand ich meinen Vater besinnungslos auf dem Boden, und neben ihm lag ein Brief, der seiner Hand entfallen war. Ich schickte den bestürzt dastehenden Boten, der mir als Erklärung nur zu sagen wußte: „Der Herr erschrak sich vor dem Briefe," nach Hilfe und bald kam er wieder zu sich. Der schnell herbeigeholte Arzt meinte, bei nöthiger Ruhe werde der Anfall ohne Folgen bleiben, aber wie erschraken wir, als mein Vater mit der größten Entschiedenheit Anstalten zu einer sofortigen Reise nach Lindenau traf. Als unsere Bemühungen ihn zurückzuhalten keinen Erfolg hatten, bat ich ihn, mich mit sich zu nehmen. Nach langer Weigerung willigte er endlich ein. Vergeblich hoffte ich, daß mir der Vater auf der Reise die Sorgen, die ihn sehr zu bedrücken schienen, mittheilen würde. In Lindenau stiegen wir im Gasthause ab und mein Vater sagte, ich möge dort warten, bis er von einem Geschäftsgange heimkehre. Stunde auf Stunde verrann in banger Erwartung; endlich trat der Vater ein — aber wie war er verändert! „Es ist Alles verloren," rief er, indem er sich schwer auf einen Stuhl niederließ. „Es ist, wie man mir schrieb: das Müller'sche Geschäft, in dem ich unser Geld angelegt, macht einen schmählichen Concurs." — „Wir werden den Verlust verschmerzen," suchte ich zu trösten. — „Ja, das würden wir, aber auch das Vermögen der Großmutter ist dahin. Sie hat zwar noch etwas übrig, aber wie werde ich vor ihr dastehen?!" und er stöhnte laut und die Sinne schwanden ihm. Ein zweiter Schlaganfall hatte ihn getroffen und nach wenigen bangen Tagen, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, stand ich, das in Glück und Ueberfluß erzogene, durch Liebe so reich verwöhnte Mädchen, verwaist, verarmt und verlassen am Sarge des geliebten Vaters. Keiner der reichen Freunde in Lindenau, auf deren Freundschaft ich so stolz gewesen war, nahm sich jetzt meiner an, keiner half der Unerfahrenen dem geliebten Todten die letzten traurigen Dienste leisten. Müllers, die sich sehr wenig einschränkten, zeigten mir, deren Lebensglück doch durch sie zerstört war, nicht die geringste Theilnahme. Wie sehnte ich mich in meiner Verlassenheit nach Vetter Fritzens thätigem Beistande, nach Adelens stillem umsichtigen Walten — aber ach, ich hatte sie ja Alle von mir gescheucht durch mein übermüthiges, hochfahrendes Wesen! Doch die alten Freunde in Wentau hatten uns nicht vergessen. Unser Hausarzt eilte herbei und geleitete mich und die Leiche des Mannes, der ihnen Allen so viel gewesen, nach Wentau zurück. Hier erwartete mich ein neuer Schlag. Die Kunde von Allem, was in Lindenau geschehen, war bereits zu der schon lange kränkelnden Großmutter gelangt, und die Aufregung, die zunächst dem Verluste ihres Vermögens gegolten, hatte ihren Zustand verschlimmert, und bald stand ich ganz verlassen da. Den kleinen Rest ihres Vermögens hatte sie in dem ersten Zorne über den, wie sie meinte, durch den Leicht-

ſinn meines Vaters verſchuldeten Verluſt ihres Capitals ihrer alten Pflegerin und einigen entfernten Verwandten vermacht und ſo war ich gänzlich mittellos. Zum erſten Male im Leben, und leider viel zu ſpät, ſann ich darüber nach, auf welche Weiſe ich mein Brod verdienen könnte. Die alten Bekannten boten mir zwar auf's Liebreichſte Obdach und Unterhalt an, aber es ſchien mir ſchwerer, von denen, die ich in der letzten Zeit oft mit Geringſchätzung behandelt hatte, Wohlthaten entgegenzunehmen, als ernſtlich Mangel zu leiden, und ihre Güte erweckte die peinlichſten und beſchämendſten Gefühle in mir.

Um die laufenden Rechnungen zu bezahlen, da, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, die Gläubiger mit ihren Forderungen nicht ſäumten, während die Schuldner ausblieben, mußte unſere Habe verkauft werden. Bald waren die ſchönen Möbel, das feine Leinenzeug hin, und da der Erlös kaum ausreichte, die großen Koſten der Beerdigung zu beſtreiten, ſo beſchloß ich mich auch von den Büchern, Bildern, Nippen und einigen Schmuckſachen zu trennen, mit denen Eltern und Freunde im Laufe der Zeit mich reich beſchenkt hatten, und trug der alten Magd mit ſchwerem Herzen auf, einen Käufer zu beſorgen.

Ich war gerade dabei, die wenigen Sachen, von denen ich mich nicht trennen wollte, in eine alte Truhe zu thun, als die Thür ſich vorſichtig öffnete und in der Spalte eine jüdiſche Phyſiognomie ſichtbar wurde. Die lauernden Blicke des langſam Eintretenden wanderten von einem Gegenſtande zum anderen, und nachdem er ſich als Handelsmann vorgeſtellt, mußte ich es anſehen, wie er mit den ſchweißigen Fingern die geſtickten Polſter und ſchönen Bilder betaſtete, die vergoldeten Rahmen und Statuen beklopfte, um nach langer Prüfung einen unerwartet niedrigen Preis für die einzelnen Sachen zu bieten. Ich verſtand das Handeln und Feilſchen nicht, und da ich Geld brauchte, ſo gab ich die nicht allein durch die daran haftenden Erinnerungen, ſondern auch an ſich werthvollen Sachen hin, nur der Großmutter ehrwürdiges Mobiliar, welches zu niedrig veranſchlagt wurde und überdies den Spott des Käufers herausforderte, übergab ich unſerer alten Magd zur Benutzung, und es iſt dasſelbe, das noch jetzt die Ausſtattung meines Stübchens bildet und mich zurückzaubert in längſt vergangene Zeiten. Eine Bedingung machte ich dem Juden, bevor ich es zuließ, daß er die Schätze zuſammenraffte und das Geld aus ſeiner Hand empfing. Die Sachen durften nicht hier in der Stadt, wo Jedermann ſie kannte, ausgeboten werden; das war ich dem Andenken meines ſtolzen Vaters ſchuldig.

„Bewahre mich Gott vor ſo 'ne Dummheit, hier giebt es ja für ſolche feine Sachen gar keine Abnehmer nicht," ſagte Iſaak, der nach Abſchluß des Handels mit ſeiner wahren Meinung hervorkam. „Das geht weit fort, nach Odeſſa. Weiß Mamſellchen, wo das liegt? Wahrhaftig, das iſt weit, faſt ſechs Monate Fahrt bis dahin. Mein Bruder reiſt dieſen Monat noch dahin. Aber was wird ſein mit die Bücher dort, wird Mamſellchen die behalten? Was iſt das für 'ne Sprache? Franzöſiſch, — ſo ſprechen Mamſellchen auch franzöſiſch? Wenn Sie auch können ſpielen auf dem Clavicimbel und ſticken in Seide, ſo können Sie mit-

gehen nach Odeſſa. Der Noah hat bekommen Beſtellung auf Gouvernanten, ſechs Stück, und Mamſell hier iſt aus feiner Familie und hat ſehr gute Manieren und kann dort bekommen 100 Thaler Albertus.“ So ſprach der Jude, indem er ſeine forſchenden Blicke im Zimmer umherwandern ließ und bald nach dieſem, bald nach jenem von mir zurückgeſtellten Gegenſtande griff. Anfangs war ich ſeinem zudringlichen Weſen mit vornehmer Zurückhaltung begegnet, zuletzt aber horchte ich auf: War das nicht ein Wink des Himmels! Da fand ſich ja die heiß erſehnte Gelegenheit, mein Brod zu verdienen, und zwar weit fort von der Heimath, die mir jetzt verleidet war. Die damals ungeheuren Beſchwerden der Reiſe ſchreckten mich nicht, denn ich war ſtets unternehmungsluſtig geweſen und meine Wünſche trugen mich ſchon lange in die Ferne. Kaum hatte der Jude mich verlaſſen, ſo begann ich meine zuſammengeſchmolzene Habe zu packen, entließ die alte Magd mit einem reichlichen Geldgeſchenk und dem Verſprechen, auch weiter ihrer zu gedenken, nahm in aller Eile Abſchied von den Bekannten, ohne ihnen zu ſagen, daß die Reiſe weiter gehen ſollte als nach Aaſtadt, denn ſonſt wäre des Abmahnens und Warnens der guten Leute, von denen Mancher ſich befugt glaubte, ein entſcheidendes Wörtchen bei meinen Entſchlüſſen mitzuſprechen, kein Ende geweſen; ſo aber ſaß ich unbehindert unter dem Leinwanddache von Iſaak's Diligence am anderen Morgen in aller Frühe und am dritten Tage rollte der ſchwerfällige Wagen über das ſchlechte Pflaſter von Aaſtadt. Ich, die ich bisher nur im bequemen Federwagen kurze Reiſen gemacht hatte, fühlte mich wie gerädert, als ich das dortige Gaſthaus betrat. Und nun ſollte es Monate lang ſo fortgehen? Ein leiſes Grauen wollte mich beſchleichen, als eine in der anſtoßenden Wirthsſtube geführte Unterhaltung mich zerſtreute und erheiterte.

„Haſt Du aufgekauft Sachen, die ſich's lohnt zu führen den weiten Weg?“ fragte eine tiefe Stimme.

„Ich habe gebracht geſtickte Kleider und Bilder faſt wie neu und andere Sachen, mit denen Du kannſt machen gute Geſchäfte bei reichen Leuten, und auch eine Schulmamſell habe ich angeworben.“

„Brauch' ich nicht mehr, hab' ſchon die Zahl voll.“

„Schadet nichts; das iſt eine extrafeine, kannſt Du loswerden, auch wenn ſie iſt über die Zahl. Kannſt mir ein gutes Geld für die geben. Die Tochter vom Bürgermeiſter, der war wie ein König in Wentau.“

„Wird's ſein, wie Du ſagſt, ſo ſollſt Du haben Dein Geld über's Jahr, wenn ich zurückkomme; habe meine ſechs Stück ſchon lange zuſammen, auch was da ſoll ſein Kammerjungfers, aber von den Köchinnen fehlen noch zwei Stück, und eine, die ich ſchon hatte beſprochen, iſt auch ausgeblieben.“

Die Brüder ſchienen einander nicht ſehr zu trauen, denn es entſtand ein lebhafter Streit wegen der Höhe von Iſaak's Lohn, wobei mich natürlich die Eitelkeit veranlaßte, im Herzen Iſaak's Partei zu nehmen. Bald wurde ich von des Gouvernantenhändlers kundigen Blicken taxirt und ich hatte die Genugthuung, zu hören, wie beim Hinausgehen Noah, der Odeſſareiſende, zu Iſaak ſagte:

„Du haſt Recht, Bruder, die iſt fein und wird ſchon finden ihren Abnehmer. Wenn Alles gut auskommt und ſie nicht unterwegs bleibt, ſollſt Du haben Deine blanken zwei Thaler.“

Aber die Kochkünſtler wollten ſich, wie es ſchien, nicht ſo leicht finden laſſen wie die Schulmamſells, denn es vergingen mehrere Wochen, bis mich die Freunde, bei denen ich abgeſtiegen war, zu dem großen unheimlichen Kaſten begleiteten, der uns in die Ferne bringen ſollte. Die Bekannten in Aaſtadt, denen ich doch meine Reiſepläne unmöglich verheimlichen konnte, hatten ihr Möglichſtes gethan, um mich von dieſem, wie ſie meinten, verzweifelten Schritt abzuhalten; als ich aber feſt blieb, verſorgten ſie mich reichlich mit Empfehlungsſchreiben an Bekannte, ja ſelbſt an Bekannte ihrer Bekannten, die etwa in Odeſſa oder in den Städten, die wir paſſiren mußten, wohnten, und mit den beſten Segenswünſchen und einem mächtigen Speiſevorrath beförderten ſie mich in das Innere des geräumigen verdeckten Stuhlwagens, vor welchem bereits mein Gönner Iſaak meiner harrte, mit dem Anſpruche auf eine beſondere Belohnung dafür, daß er einen Ehrenſitz gegen meine Leidensgefährtinnen vertheidigt hatte, die ſchon vor mir zur Stelle geweſen. Die vier großen mageren Gäule wurden vorgeſpannt, Noah ſchwang ſich auf den Bock, die Freunde winkten zum Abſchiede und fort ging es in die weite, weite Welt.

Wie nun das letzte bekannte Geſicht verſchwand, wurde mir doch etwas bänglich zu Muthe und Thräne auf Thräne entrollte den Augen. Als ich endlich den Schleier zurückſchlug, der meiner Umgebung den Anblick meines Schmerzes verbergen ſollte, und nun meine Gefährtinnen muſterte, entfuhr mir ein Ruf der Ueberraſchung, denn auf dem unbequemſten Sitz gerade über der Achſe gewahrte ich eine ſonſt nicht eben gern geſehene Perſon, die mir aber jetzt wie ein Stückchen Heimath erſchien, das mich in die Fremde begleitete; es war Adele Hoffmann. Nach der erſten Begrüßung erfuhr ich von ihr, daß die Tante, die ſie zu ſich genommen hatte, geſtorben war und ſie ſich nun in ihrer Hilfloſigkeit von Noah hatte anwerben laſſen. Da gingen wir nun Beide zuſammen der ungewiſſen Zukunft entgegen, ich, das im Ueberfluß erzogene, durch Liebe und Bewunderung verwöhnte Kind angeſehener Leute, und ſie, deren Loos von jeher Dürftigkeit und Zurückſetzung geweſen. Ein Gefühl der Demüthigung wollte mich überkommen, als ich mich derjenigen, auf welche ich bisher hinabgeſehen hatte, ſo völlig gleichgeſtellt ſah; aber bald ſpornte mich der Ehrgeiz an, mir die Rückſicht und die Auszeichnung, die ich bisher um meiner Eltern willen genoſſen hatte, ſelbſt zu erwerben, und wirklich hatte ich bald die Genugthuung, zu merken, daß ich nicht nur bei Noah, ſondern auch bei den verſchiedenen Bewohnerinnen ſeiner Arche beſonderes Anſehen genoß.

Man hat mich in letzter Zeit oft aufgefordert, die Erlebniſſe dieſer denkwürdigen Reiſe für den Druck niederzuſchreiben, ich habe es aber nie gewagt, da die einzelnen Daten und Ortsnamen meinem alten Kopfe faſt gänzlich entſchwunden ſind und daher meine Aufzeichnungen viele Lücken und Ungenauigkeiten aufweiſen würden. Nur jene Momente ſtehen mir deutlich vor Augen, die durch den Zuſammenhang mit meinen ſpäteren Lebensereigniſſen Wichtigkeit für mich erhielten,

während andere, die vom culturhiſtoriſchen Standpunkte aus weit mehr Intereſſe verdienten, mir gänzlich entfallen ſind. Obſchon eine Reiſe damals nicht ein flüchtiger Traum, ſondern ein ſehr verſchlagſames, ereignißreiches Stück wirklichen Lebens war, ſo vergißt ſich doch auch ein ſolches in einem halben Jahrhundert. Faſt ein halbes Jahr dauerte die mühſelige Fahrt in Noah's Arche, wie wir ſelbſt ſcherzend unſer ſchwerfälliges Fahrzeug zu nennen pflegten. Als wir aufbrachen, hatte ich mir zum Abſchiede die erſten Veilchen aus dem elterlichen Garten gepflückt, und der Herbſt färbte bereits das Laub, als wir Odeſſa erreichten. So lange wir uns noch auf livländiſcher Grenze fortbewegten, bot uns ein Krug oder eine geräumige Herberge Nachtquartier, weiterhin aber wurde die Gegend unwirthlich und zuweilen mußten wir im Walde unter unſerem Plane übernachten, während die Pferde in der Nähe graſten; nur die Uebermüden nickten ein, den Meiſten ſcheuchte die Furcht vor räuberiſchen Ueberfällen, von denen Noah viel zu erzählen wußte, den Schlaf. Gelang es Noah vor Anbruch der Nacht ein Dorf oder ein Städtchen zu erreichen, ſo fuhr er auf den Marktplatz, ſpannte die Pferde aus, warf ihnen Futter vor und überließ uns unſerem Schickſal. Zuweilen verhalf mir einer der vielen Empfehlungsbriefe zu freundlicher Aufnahme in einem Privathauſe, das ich meiſt geſtärkt an Leib und Seele verließ; aber oft mußten wir im Wagen übernachten, um den ſich bald ein Haufen Neugieriger ſammelte, der Noah mit Fragen über die Bedeutung des ſeltſamen Transportes beſtürmte, die er in gebrochenem Ruſſiſch beantwortete. Anfangs ſchien mir dieſe Lebenslage recht ſeltſam; indeß allmählich verloren Geſpräche wie die folgenden ihren Stachel ſelbſt für meine leicht verletzliche Eitelkeit und ich gewöhnte mich daran, als Handelsartikel betrachtet zu werden.

„Wohin führt Ihr die Gouvernanten?" hörte man wohl draußen Jemanden fragen, wahrſcheinlich eine Perſon von Diſtinction, da Noah ſie höflicher Auskunft würdigte.

„Nach Odeſſa! ſo, ſo; ſind ſie Alle beſtellt oder kann man eine von ihnen haben? Ich könnte gerade eine Nemka (Deutſche) für meine Kinder brauchen."

Nun, da unſere Intereſſen in's Spiel kamen, tauchten wir aus dem bergenden Plane hervor und nach längerer Unterhandlung fand ſich eine meiner Gefährtinnen, welche das Schaukeln der Arche ſatt bekommen hatte, bereit, von der Fortſetzung der Reiſe abzuſtehen. Noah, im Grunde ſeines Krämerherzens erfreut über den ſchnellen Abſatz ſeiner Waare, ſtellte ſich ungehalten über die Fahnenflüchtige, um eine möglichſt hohe Abfindungsſumme von beiden Theilen zu erpreſſen. In einigen größeren Städten füllten ſich die leeren Plätze wieder durch einige Abenteurerinnen, die geſonnen waren, ihr Glück in Odeſſa zu verſuchen; wir waren aber meiſt nicht ſehr zufrieden mit dem Tauſche und ſahen die Hinzukommenden mißtrauiſch an.

Eine große Prüfung waren uns die häufigen Regengüſſe, denen unſer Verdeck nicht lange Stand zu halten vermochte. Müde, durchnäßt und abgeſpannt langten wir eines Tages in einer größeren Stadt — ich glaube, es war Wilkomir — an, das den Vorzug hatte, ein Gaſthaus zu beſitzen, in dem wir uns aufhalten wollten,

bis der Gepäckwagen, der unsere Habe führte, uns erreicht hatte. Unser großer Kasten mag einen recht abenteuerlichen Eindruck gemacht haben, nach dem lauten Gelächter zu urtheilen, das uns bei unserer Ankunft von der vor dem Hotel befindlichen Veranda entgegenschallte und sich mit Gläserklirren mischte. Durch den Verkehr mit dem in Wentau stehenden Militär war ich des Russischen so weit mächtig geworden, daß ich die uns entgegentönenden nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen verstehen konnte.

„Was mag dies wandelnde Haus zu bedeuten haben?" rief es durch einander, „vielleicht ist es ein Stall für allerlei Gethier, eine Menagerie, die sich hier sehen lassen will."

„Oder es entpuppt sich eine Schauspielergesellschaft oder Taschenspielervolk aus dem vielversprechenden Fahrzeuge, da schwankt ja auch ein Frachtwagen mit dem nöthigen Trödel heran."

„Ich wette zehn Flaschen Sect, es hüpfen da artige Aeffchen herum!"

„Und ich wette das Doppelte, es werden sich Harfenisten zeigen."

„Und ich wette auf Seiltänzerinnen, also gebt Acht, wer Recht behält. Irgend ein Balagan ist es sicherlich."

„Lade ab, Jude, lade ab Deine Fracht. Heraus mit den Affen oder den Lautenschlägerinnen!"

Durch die Spalten unserer Wagenwand sahen wir, daß die heitere Gesellschaft, fast lauter höheres Militär, sich auf der Treppe postirt hatte und voll Spannung der Dinge, die da kommen sollten, harrte.

Einige meiner Gefährtinnen, die auch russisch verstanden, hatten voll Entrüstung den Anderen die Witze, deren Zielscheibe wir waren, verdolmetscht, und natürlich wollte nun Niemand die Erste sein, die sich dem Gelächter und Gespötte des augenscheinlich sehr angeheiterten Haufens Preis gab.

„Nun, Jude, wirst Du nicht bald Dein Fuder abladen; Du mußt eilen, damit noch heute Abend eine Vorstellung stattfinden kann," drang es vielstimmig auf Noah ein, der verlegen dastand.

Unsere Lage war eben nicht sehr gemüthlich, aber ich, stets die entschlossenste aus unserer Karawane, sah ein, daß ein Ende gemacht werden mußte, brachte daher meine verknitterte Toilette, so gut es ging, in Ordnung, zog den Schleier vor das Gesicht und richtete meine eben nicht sehr stattliche Figur zu möglichst imponirender Haltung empor, ein Bemühen, das damals noch nicht durch Stiefelabsätze unterstützt wurde; dann verließ ich mit den leisen Worten: „Schwestern, ich will Euch eine Gasse bahnen," das bergende Dach und trat festen Fußes auf die erste Stufe der mit Uniformen besetzten Treppe.

„Den Schleier herunter und Dein Frätzchen gezeigt, damit man erfährt, wer den Sect zu geben hat!" schrie es von allen Seiten und zugleich war es mir, als ob ein Arm mich berührte. Ich stand stille, schlug den Schleier zurück und sah den mir Zunächststehenden mit zornblickenden Augen fest in die vom Wein erhitzten Gesichter — ich wollte ihnen zeigen, daß ich sie nicht fürchtete. Als das Stimmengeschwirr sich für einen Augenblick legte, begann ich:

„Nun, meine Herren, haben Sie ſich hoffentlich davon überzeugt, daß ich Augen, Mund und Naſe habe wie jedes andere Menſchenkind, und da es bei meinen Begleiterinnen auch nichts Merkwürdiges zu ſehen giebt, ſo werden Sie dieſelben hoffentlich unbehelligt paſſiren laſſen. Ich war bisher überzeugt, daß kein ruſſiſcher Offizier im Stande ſei, eine ſchutzloſe Dame zu beleidigen, und hoffe, Sie werden das Zutrauen, das Ihre Uniformen uns einflößten, nicht täuſchen."

Ein Beifallsgemurmel ging durch die Gruppen; die Zunächſtſtehenden traten zur Seite, um höflich Platz zu machen, bis auf einen ſchlanken, hochgewachſenen Offizier, der mit ritterlicher Verbeugung vortrat und mit einem Anſtande ſprach, den man ſich nur in der feinſten Geſellſchaft anzueignen pflegt: „Mein Fräulein, ich bitte Sie und Ihre Begleiterinnen im Namen derjenigen, die Sie beleidigten, um Entſchuldigung und verſpreche Ihnen, daß die ruſſiſchen Offiziere die gute Meinung, für welche wir Ihnen unendlich verpflichtet ſind, rechtfertigen werden." — Nun war die Paſſage frei, ich hatte als Arnold Winkelried meine Aufgabe gelöſt und meine Gefährtinnen konnten unbehindert mir in die Gaſtſtube folgen, und den Raſttag über blieben wir unbehelligt. Als wir aber am anderen Tage hinaustraten, um unſer ſchwerfälliges Fahrzeug wieder zu beſteigen, da ſpielte Regimentsmuſik und der Sprecher von geſtern trat mit einem prachtvollen Blumenſtrauße auf mich zu und bat leiſe, während ſeine dunklen Augen mich beredt anblickten, wenigſtens ſo lange die Blumen dufteten, ſeiner freundlich zu gedenken. Ach, ich hätte gut gethan, dieſen Rath buchſtäblich zu befolgen, aber noch lange, nachdem die duftige Gabe verwelkt war, kehrten meine Gedanken zurück zu dem ſchönen jungen Manne mit den feuchtſchimmernden Augen, deren Blick mir zu ſagen ſchien, daß auch ich nicht vergeſſen werden würde. Eine rothe Roſe preßte ich in meiner Mutter Bibel, die mich in die Fremde begleitete. Ueber einen Handſchuh, den ich auf der Treppe hatte fallen laſſen und nicht wieder fand, hatte ich auch meine eigenen Gedanken, und je weiter wir fuhren, deſto ſchwerer wurde mein Herz. Jede Meile, die wir zurücklegten, ſchien mich mehr von Freude und Seelenruhe zu trennen und plötzlich ſuchten meine Gedanken das Glück nicht mehr vor mir in der unbekannten Zukunft, ſondern es war mir, als ließe ich es hinter mir zurück. Man fand, daß ich ſehr angegriffen ausſähe, und meinte, ein Raſttag würde uns gut thun; wir wollten ihn benutzen, um wieder in bequemer Lage auszuſchlafen und uns für die Weiterreiſe mit Proviant zu verſorgen. Aber obſchon das Bett im Gaſthauſe zu Wilna ſo gut war, wie ich es ſelten auf der Reiſe gehabt, ſo brachte die Ruhe in demſelben mir wenig Erquickung; ich erhob mich müder, als ich mich hingelegt hatte, und fragte mich, ob es wohl Einbildung oder ein böſer Traum geweſen, daß ich die ganze Nacht hindurch im anſtoßenden Zimmer hatte ächzen und ſtöhnen hören; bald ſtellten ſich heftige Kopfſchmerzen ein, zu denen ſich hohes Fieber geſellte und theilnahmlos lag ich da, als Noah zum ſchleunigen Aufbruch drängte, denn es brannte ihm unter den Sohlen, da er gehört, daß der Typhus fürchterlich in der Stadt graſſire. Wie im Traume hörte ich, wie die ſonſt ſo ſcheue, ſchüchterne Adele entſchieden erklärte, ſie werde mit mir zurückbleiben,

bis ich wieder wohl sei, und auch dabei blieb, trotzdem Noah in sie drang, mich im Krankenhause abzugeben und mit ihm zu ziehen, da sie ja bestellt sei und in Odessa erwartet werde. Dann verlor ich das Bewußtsein völlig, um es erst nach mehreren schweren Wochen, während deren ich zwischen Tod und Leben schwebte, wieder zu erlangen. Als ich wieder zu mir gekommen war, sah ich Adele und einen freundlichen Herrn vor mir, der mir den Puls fühlte, ihr ermuthigend zunickte und dann in lieben deutschen Lauten sagte: „Gottlob, wir sind nun über den Berg." Schnell erholte ich mich bei des tüchtigen Arztes Behandlung und Adelens sorgfältiger Pflege. Sie ließ es an keiner Stärkung fehlen. Als ich von dem freundlichen Manne dankbaren Abschied nahm, sagte er: „Nicht mir haben Sie ihr Leben zu danken, sondern nächst Gott dem treuen Engel an Ihrer Seite." Erst später erfuhr ich, welch' ein Opfer Adele mir gebracht hatte, indem sie, um mich, die Hilflose, die ich noch gar sehr der Schonung bedurfte, nicht allein die Reise fortsetzen zu lassen, die Aufforderung des Arztes zurückwies, dem ihr stilles Walten am Krankenbette so gefallen hatte, daß er sie bat, zu ihm zu kommen und sich seiner Kinder anzunehmen, denn er hatte soeben die Frau am Typhus verloren. Eine solche Stelle war wie geschaffen für Adele und sie wäre vielleicht auf Lebenszeit versorgt gewesen.

Noah wär zwar einige Tage in der Nähe der von der Seuche heimgesuchten Stadt geblieben, um den Verlauf meiner Krankheit abzuwarten, da er mich für seinen besten Trumpf hielt und auch Adele nicht missen wollte. Als sich die Krankheit aber in die Länge zog, riß ihm die Geduld und er brach auf. Bald jedoch war er gezwungen wieder Station zu machen, da mehrere Passagiere und auch der Fuhrknecht erkrankten. Nun gab er uns Nachricht, damit wir uns wieder vereinigen konnten, und sobald der Knecht wieder den Bock besteigen konnte, setzte sich der Zug, der einem wandelnden Lazarethe glich, in Bewegung. Kaum hatten wir einige Stationen zurückgelegt, als eine der eben Genesenen einen Rückfall bekam, dem sie nach wenig Tagen erlag, und wir mußten sie auf fremder Erde bestatten und ein russischer Geistlicher geleitete sie zur Gruft. — Dann ging es wieder weiter, aber bald sollte ein neues Mißgeschick uns abermaligen Aufenthalt verursachen. Um die verlorene Zeit einzubringen, legte Noah täglich eine größere Strecke als bisher zurück; das hielten die Thiere in den heißen Julitagen nicht aus und der rathlose Noah wußte sich nun nicht anders zu helfen, als indem er uns im nächsten Dorfe ließ, das wir mühselig erreichten, und auf Pferdesuche in die Umgegend ritt, da er hier keine Pferde zu miethen oder zu kaufen bekam. — Als diese Sorge endlich gehoben war, kamen wieder lange einförmige Wochen mühseliger Wanderung, die wir uns durch Geplauder und durch Naturbeobachtungen, so gut es ging, zu versüßen suchten.

Endlich aber sollte das Schreckbild, das uns auf unserer Reise verfolgte, zu beängstigender Wirklichkeit werden. Wir pflegten in den heißen Sommermonaten um Mittag zu rasten, um in der Abendkühle unsere Reise fortzusetzen, und oft ging es dann mit geringen Pausen die ganze Nacht hindurch vorwärts. Anfangs schien

uns bei dem unheimlichen Zwielichte, das uns umgab, aus jeder Baumgruppe eine Räuberſchaar hervorzutauchen, jedes Geräuſch machte unſere tapferen Herzen erbeben. Eines Abends, als wir nach kurzer Erholung uns wieder in Trab geſetzt hatten, da ertönte vom Packwagen her, der eine Strecke zurückgeblieben war, das erbärmliche Hilfegeſchrei des jüdiſchen Fuhrknechts; man ſah, wie einige dunkle Geſtalten den Pferden in die Zügel fielen, andere den Wagen umgaben. Die Meiſten von uns thaten es dem Vogel Strauß nach und kauerten weinend und zitternd in unſerem Planwagen, während Noah unbarmherzig auf die Pferde loshieb zu einem verzweifelten Fluchtverſuch, den Fuhrknecht und unſere Habe ihrem Schickſal überlaſſend. Eine Viertelſtunde lang ging es in einem Trabe, den die ſchwachen Thiere wohl ſchwerlich lange ausgehalten hätten. Da plötzlich kündigte der Wagen die Dienſte; er gerieth bedenklich in's Schwanken, und da unſer Roſſelenker trotzdem in blinder Angſt vorwärts jagte, legte er ſich endlich auf die Seite. Ein neuer vielſtimmiger Schreckensruf! Ein Rad war gebrochen, und als wir endlich verſtört und zitternd unſeren Zufluchtsort verließen, da hörte man bereits Pferdegetrappel! Aber woher kam es? Sollten die Räuber wohl die Kunſt beſitzen, die abgetriebenen Fuhrmannspferde zu ſo munterem Galopp anzuſpornen! Während jeder von uns ein Stoßgebet zum Himmel ſchickte und Noah die Zügel von ſich warf und dem nahen Gebüſche zueilte, hielt der vorderſte Reiter bereits vor dem zerbrochenen Wagen.

„Gehört Dir jener Frachtwagen, Jude?" rief eine Stimme, deren Klang mich elektriſch durchzuckte, dem davoneilenden Noah nach. Als ich mir das Herz faßte zu einem Verſuche, den Reiter, der eben vom Pferde ſprang, in dem Zwielichte zu erkennen, erblickte ich einen Mann im Offiziersmantel; die Züge des Geſichts konnte ich nicht unterſcheiden, aber der Rock flößte mir Vertrauen ein und mein Zutrauen zu dem ruſſiſchen Militär ſollte wiederum nicht getäuſcht werden.

„Jener Wagen führt unſer Eigenthum," begann ich. „Ich brauche jetzt nicht mehr zu fragen, ob wir Freund oder Feind vor uns haben; ſeit ich die Uniform erkannt, weiß ich, daß Sie unſer Beſchützer ſein werden."

Der Offizier ſtutzte beim Klange meiner Stimme.

„Die Räuber haben die Flucht vor uns ergriffen und den Raub fahren laſſen, aber der Fuhrknecht iſt übel zugerichtet und die Frauenzimmer halb todt vor Schrecken. Aber, mein Gott, wie klingt dieſe Stimme mir vertraut!" und ſchnell trat der Offizier näher und ſah mir in's Geſicht. Von Adelens Lippen war ein Schrei ertönt, als der Reiter abgeſtiegen war, jetzt entfuhr aber auch mir wie dem Fremden ein Ruf der Ueberraſchung. „Laura, o nein, es iſt nicht möglich," rief er und wieder ſah er mir in's Geſicht.

„Laura, Du hier? Nein, nein es kann nicht möglich ſein," wiederholte er ſtammelnd.

„Ja, Vetter Fritz, ich bin es wirklich, Laura Schmidt aus Wentau, ja, ja, ſie iſt es wirklich und nicht ihr Geiſt."

„Mein Gott, Laura, was haſt Du gethan, von Hauſe geflohen! Das wird dem Onkel das Herz brechen; warſt Du doch nach der Tante Tode ſein Ein und

Alles, ſein Stolz und ſeine Freude!" rief Fritz entſetzt und ſuchte mit den zornblitzenden Augen die Dämmerung zu durchdringen, um den Verworfenen ausfindig zu machen, der die Entführung in Scene geſetzt hatte; aber der gefällige Mond, der eben aus den Wolken hervortrat, zeigte ihm nur weibliche Geſtalten mit kläglichen, angſterfüllten Geſichtern.

„Fritz, mein lieber Vater hat die Augen für immer geſchloſſen, die ſo zärtlich über mein Glück wachten; ach, es hat ſich ſo Vieles ſeit Deiner Abreiſe verändert," beeilte ich mich aufzuklären, als Fritz ſogar auf einen ſeiner Begleiter, die hinter ihm hergeſprengt waren, in ſeiner Aufregung losfuhr, da er meinte, es habe ſich der Schuldige in ihm gefunden.

„Ach, der gute Onkel todt! ganz plötzlich? Aber Du warſt doch deshalb nicht verlaſſen, nicht heimathlos. Was trieb Dich in die Fremde?"

„Die Noth, Fritz; es gilt jetzt den Kampf um's Daſein kämpfen. Ich reiſe nach Odeſſa, um dort eine Stelle zu ſuchen."

„Wie, Laura, Du, für die drei Generationen geſpart und geſcharrt haben, Du ziehſt allein in die Fremde, um Dein Brod zu verdienen! Und wie krank und elend Du ausſiehſt!" rief Fritz, der in ſeiner Aufregung weder der Soldaten, die uns neugierig umſtanden, noch der Dankſagungen des allmählich Faſſung gewinnenden Noah achtete, welcher von den Umſtehenden erfahren hatte, daß die Räuber verjagt und ſein Wagen unter dem Geleite ihrer Kameraden im Anzuge ſei.

„Unſer Gut iſt hin bis auf die wenigen Sachen, die mich im Koffer begleiten, und auch dieſe glaubte ich ſchon eine Beute der Räuber. Das zerbrochene Rad nöthigt uns zu einigem Aufenthalte und wenn Du mehr hören willſt, ſo ſetzen wir uns hier auf den Baumſtamm und ich will Dir erzählen, wie ſeit unſerer Trennung mich Schlag auf Schlag getroffen hat."

Fritz legte ſeinen Mantel ab trotz der nächtlichen Kühle, um mir einen weichen Sitz zu bereiten, und dann ſetzten wir uns und es that mir wohl, ihm mein Herz ausſchütten zu dürfen und zuweilen durch ein liebevolles, theilnehmendes Wort unterbrochen zu werden.

„Du arme, liebe Laura! ach, warum konnte ich nicht in jener ſchweren Zeit als Stütze und Rath Dir zur Seite ſtehen!"

„Ja, lieber Fritz, als ich in Lindenau ſo hilflos und freundlos an meines Vaters Sterbebett ſtand, wie habe ich mich da nach Dir geſehnt!"

Fritz küßte meine Hand, die er ſchon lange in der ſeinen hielt, innig und ſagte dabei beſorgt: „Wie kalt ſich Deine Hand anfühlt; giebt es nicht ein wärmeres Tuch im Wagen?"

Kaum war das geſprochen, ſo legte ſich eine warme Hülle um meine Schultern. Ich blickte mich um, um zu erfahren, wem die wohlthätige Hand gehöre, die heftig zitterte, indem ſie die Zipfel des Tuches zuſammenzog. Adele war es, die hinter mir ſtand; dem armen Kinde mochte der Schreck über die Räuber noch in den Gliedern ſtecken. Fritz, der kein Auge von mir verwandte, mußte jetzt endlich Adele bemerken.

„Was, noch ein bekanntes Geſicht!" rief er überraſcht, „da wird Einem ja

wirklich ganz heimathlich zu Muthe; aber Sie ſind es doch auch wirklich, Fräulein Hoffmann?" wiederholte er, als Adele ſtarr und unbeweglich daſtand.

„Ja wohl, es iſt Adele, mein Schutzengel, der mir helfend und behütend zur Seite geht," ſagte ich warm, „ohne ihre treue Pflege hätte ich gleich einer meiner Gefährtinnen mein Grab in der Fremde gefunden."

Fritz erhob ſich, ergriff Adelens Hand und führte ſie an die Lippen; das Mädchen zitterte heftiger denn vorher. „Frl. Adele, wie danke ich Ihnen," und er fügte ſo leiſe hinzu, daß nur ich es verſtand: „wie beneide ich Sie um Ihr Amt."

Ich hatte, während ich erzählte, ganz in der Heimath gelebt, mich gefreut, in der Fremde einen Freund zu finden, aber nicht an meine letzten Beziehungen zu Fritz gedacht. Seine letzten Worte erinnerten mich an die von mir verſchmähte Liebe des treuen Jungen, ſie verriethen, daß er auch jetzt mehr ſein wollte als Freund und Bruder. Mein unbefangenes Zutrauen ſchwand und ich wurde verlegen.

„O Laura, wenn Du mir geſtatten wollteſt, jetzt Dein Beſchützer zu werden!" flüſterte er, meine Hand ergreifend, als Adele ſich entfernt hatte.

„Du biſt ja unſer Aller Retter und Schutz heute geworden; aber Fritz, Du haſt mir noch gar nicht geſagt, wo Du denn eigentlich herkommſt?" fragte ich haſtig, um abzulenken.

„Ich ſtand im Lager bei Wilkomir und wurde vom General nach Kiew abcommandirt; Gott ſegne ihn für die Miſſion! Unterwegs hatte ich Aufenthalt durch verſchiedene Aufträge."

„Wilkomir!" ich ſpitzte die Ohren, „o da biſt Du vielleicht vor etwa zwei Monaten dort geweſen? Wir paſſirten die Stadt und trafen viel Militär im Gaſthauſe."

„Sehr möglich, ich war wohl nicht dabei, denn ich pflege mich von den koſtſpieligen Gelagen zurückzuziehen, bin wohl auch ſchon weg geweſen."

„Ich ſah dort einen jungen, ſchlanken, vornehm ausſehenden Offizier mit braunen Augen und lockigem Haar; ich glaube, man titulirte ihn: mon prince," fragte ich mit ſchlecht geſpielter Gleichgiltigkeit.

„Vielleicht der junge Fürſt Smirnow, ein vornehmer Petersburger, der ſich in der kleinen Garniſonſtadt im Winter und vielleicht noch mehr im Lager furchtbar langweilt. Für einen jungen Mann, der das Vergnügen von Außen her erwartet, iſt es ja wohl auch ein triſtes Leben, aber wenn man genügſam iſt, findet man ſich überall zurecht. Weißt Du, ich denke allen Ernſtes daran, den Kriegsrock auszuziehen und mich auf dem Lande niederzulaſſen. Ein benachbarter ruſſiſcher Gutsbeſitzer, dem ich einige Rathſchläge in Bezug auf die Bearbeitung ſeines Landes gab, wollte mich ſogleich zu ſeinem Verwalter machen und der Fürſt Smirnow wollte mich dem Herrn Papa als Uprawljajuſchtſchi empfehlen, denn der Landwirth ſcheint mir einmal an der Naſe geſchrieben zu ſtehen. Aber ſollte Dir das einſame Leben auf dem Lande nicht zuſagen, ſo werde ich ſchon Mittel und Wege finden, mich in der Stadt zu placiren. Meine Vorgeſetzten ſind mir gut und es wird ſich ſchon ein ſchicklicher Poſten für mich finden." So hätte Fritz wohl noch

weiter Zukunftsſchlöſſer für mich gebaut, wenn er auf meinem Geſichte etwas freudige Zuſtimmung geleſen hätte.

Ich ſah wohl, das Herz des guten Jungen gehörte mir unverändert und ich wußte dies Gut jetzt in meiner Verlaſſenheit beſſer zu würdigen als ehedem, da ich die ganze Welt zu meinen Füßen glaubte. Es ſchien mir, als ſei dies Herz das einzige Stückchen Heimath, das ich noch beſaß, der einzige Ort auf Erden, in dem ich noch etwas von der reichen Liebe und der unbegrenzten Bewunderung wiederfand, die mich früher verwöhnt hatten. Aber ich war zu ſtolz, um jetzt ſeine Hand zu ergreifen. Als ich im Glücke war, hatte ich ihn ſchnöde abgewieſen, ihn in übermüthiger Mädchenlaune wegen ſeiner Selbſtüberhebung verhöhnt, und nun, da ich verarmt und verlaſſen war, durch die Krankheit zum Theil meiner Schönheit beraubt, da ſollte ich ſeine Hand als Schiffbrüchige ergreifen! Nein, nimmermehr ließ mein Stolz das zu! Ich wollte zeigen, daß ich ſchwimmen und mich ſelbſt retten könne, und dann, wenn ich das ſichere Land erreicht, mir ſelbſt eine Exiſtenz gegründet hatte, dann ſtand es mir frei, ſeine treue Liebe zu belohnen, dann ſollte mich freie Wahl, nicht die Noth in ſeine Arme treiben. Das deutete ich Fritz an, bevor wir ſchieden. — Unſer Wagen wurde in der Nacht geflickt und in der Frühe des Morgens ging es weiter. Fritz wagte es von ſeinem Wege abzulenken, um länger als Beſchützer an meiner Seite zu bleiben. Als am dritten Morgen doch geſchieden ſein mußte, ſah ich, wie er heimlich mit Noah verhandelte und ihm ein Goldſtück in die Hand drückte. „Auf Wiederſehen nach einem Jahre!“ rief ich Fritz zu, aber er antwortete mit einem tiefen Seufzer, indem er mit traurigem Blicke mir in die Augen ſah. Ich verſprach ihm zu ſchreiben, wußte aber wohl, daß das ein ſchwacher Troſt war, denn Briefe erreichten zu jener Zeit weder ſchnell noch ſicher ihr Ziel.

Auch die längſten ſechs Monde erreichen einmal ihr Ende und nach langer ermüdender Wanderung durch die öden baumloſen Steppen hielten wir endlich unſeren Einzug in unſer Canaan. Odeſſa, obwohl lange nicht ſo prächtig wie jetzt, mußte dennoch bei Jemandem, der nichts Schöneres als Lindenau und Aaſtadt kannte, ſchon damals Bewunderung erregen. In der wunderbar ſchnell aufblühenden Handelsſtadt am Schwarzen Meere ſollte Noah's Waare Abſatz finden. Die Meiſten von uns waren durch Vermittelung eines Aaſtädter Schulinſpectors für beſtimmte Familien engagirt, bei denen Noah ſie abſetzte. Wir Uebriggebliebenen harrten in dem Hotel, das, obwohl nicht erſten Ranges, uns lang entbehrten Comfort bot, unſeres Schickſals, während Noah ausging, um in ſeinem und unſerem Intereſſe Unterhandlungen anzuknüpfen. Mit Vergnügen ſah ich unterdeſſen, wie das Haar, welches nach der Krankheit den kahlen Kopf zu bedecken begann, ſich in zierlichen Löckchen kräuſelte und nachdem ich mein beſtes Kleid angelegt hatte, glaubte ich hinlänglich gerüſtet zu ſein. Bald meldete ſich ein Herr, der nach kurzer Verhandlung meine franzöſiſche Kameradin entführte, ein zweiter aber, der in Noah's Begleitung erſchienen war, trat auf mich zu, nachdem er ſeine Blicke über uns hatte hinſchweifen laſſen, knüpfte eine Unterhaltung in franzöſiſcher Sprache an und bat

mich endlich, ihn in seine Wohnung zu begleiten und ihm dort etwas auf dem Clavier vorzuspielen.

„Nein, die muß bleiben für den Herrn Gouverneur, Sie können bekommen eine von die anderen Damens — Alles gute Waare," rief Noah aufgeregt dazwischen, aber der Fremde schien durchaus nicht gesonnen zu sein, sich von dem Gouverneur den Rang ablaufen zu lassen. Während der lebhaften Debatte öffnete der französische Gastwirth in eigener Person die Thür und ließ mit ergebenem Bückling einen stattlichen älteren Herrn herein; aus seiner ehrfurchtgebietenden Erscheinung und aus dem Respect, den er dem Hotelbesitzer einflößte, schloß ich, der Gouverneur käme in eigener Person, um sich den kostbaren Besitz zu sichern, und richtete mich höher auf.

„Ist Fräulein Schmidt zu sprechen?" fragte der Fremde mit wohlklingender Stimme. Als ich mich als solche vorstellte, reichte er mir mit der gewinnendsten Freundlichkeit die Hand, nachdem er Noah ohne Umstände zurückgeschoben hatte, der sich wie zur Deckung vor mich hingestellt hatte, indem er rief: „die ist nicht mehr zu haben, die soll sein für den Gouverneur," während der zuerst gekommene Fremde behauptete, er sei schon handelseins mit mir geworden.

„Wenn zwei sich streiten, so pflegt der dritte zu kommen und den Sieg davonzutragen," lächelte der letzte Ankömmling. „Frl. Schmidt, ich habe die Ehre, mich Ihnen als Arthur Waller, Director der hiesigen Unterrichts-Anstalten und als dankbaren Freund Ihrer hochverehrten Eltern vorzustellen. Nie werde ich die freundliche Aufnahme vergessen, die mir, dem Fremdling, in Ihrem Elternhause zu Theil wurde. Ein gemeinsamer Freund von uns meldet mir brieflich Ihre Ankunft und da komme ich, um Sie zu bitten, daß Sie mein Haus als Ihr Heim ansehen. Sie scheinen mir viel zu angegriffen, um sogleich eine Stelle antreten zu dürfen und ich bestehe daher darauf, daß Sie sich erst bei uns erholen, bevor Sie die Flügel heben."

Ich durfte nicht absagen, sondern mußte dem liebenswürdigen Manne in seine comfortable Wohnung folgen, wo ich von seiner Frau, einer an Herz und Geist gleich feingebildeten Dame, auf das Zuvorkommendste begrüßt wurde. Als ich am anderen Tage in das mir bestimmte Zimmer trat, da entfuhr mir ein Schrei der Ueberraschung und des Entzückens. Da waren sie schön geordnet, die Bilder, die Nippen, die Teppiche, die ich in der Noth an Isaak verhandelt hatte. Ein jedes Stück hatte seinen passenden Platz gefunden und machte den Eindruck, als sei es längst hier zu Hause. Und all' diese Schätze sollten mein Eigenthum bleiben. Bald war ich wie Kind im Hause, wurde wieder verwöhnt, gehätschelt und in die besten Kreise eingeführt; meine geselligen Talente, Gesang, Clavier- und Theaterspiel wurden bewundert. Ich fühlte mich wie ein Fisch im Wasser und es bedurfte aller meiner Energie, um mich nach einem halben Jahre aus den Liebesbanden, mit denen ich umstrickt war, zu befreien und eine Stelle anzunehmen; doch mußte ich beim Abschiede versprechen, zurückzukehren, sobald mir das Engagement nicht mehr behage.

Auch ohne Herrn Waller's Mittheilung hatte ich errathen, daß Fritz es war, dessen fürsorgliche Liebe mir in der Fremde die Wege geebnet hatte. Nach einiger Zeit schrieb er mir, daß er eine Stelle als Verwalter eines großen Gutes angenommen habe und mit der Zeit sein gutes Auskommen zu finden hoffe; im ersten Jahre sei es freilich noch etwas knapp, aber nach Ablauf desselben wolle er mich heimholen. Ich hatte mich daran gewöhnt, Fritz als meinen Verlobten zu betrachten, aber zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich sehnte die Zeit unserer Vereinigung nicht herbei, sondern freute mich der Freiheit und dachte immer seltener an ihn. Auch das Bild meiner Wohlthäterin, der edlen Adele, verblaßte immer mehr. Sie hatte durch Herrn Waller's Vermittelung sogleich eine Stelle erhalten, als die Personen, für welche sie engagirt war, bei ihrem Anblick erklärt hatten, sie sei ihnen nicht repräsentabel genug. Anfangs sahen wir uns zuweilen, aber wir thaten beide wenig dafür — Adelens ruhiges, verschlossenes, wunsch- und klageloses Wesen war mir räthselhaft, aber nicht interessant — und da ich wieder das ehrgeizige, egoistische Mädchen von ehedem war, so suchte ich ihren Umgang nicht. Nach einigen Jahren verließ sie mit ihrer Principalin Odessa und nun gerieth sie vollends bei mir in Vergessenheit. Der Dank, den ich ihr schuldete, bildete kein Band zwischen uns, sondern eher eine unsichtbare Schranke, und ich war froh, das bedrückende Gefühl über all' den neuen Eindrücken vergessen zu können. Ich war nämlich Erzieherin in einem vornehmen Hause geworden und fühlte bald mit Stolz, daß ich durch meine Persönlichkeit und zum Theil wohl auch durch die Freundschaft mit dem angesehenen Staatsrath Waller eine Stellung errungen hatte, wie sie Gouvernanten nur selten eingeräumt wird. Ungezwungen bewegte ich mich in den Salons, besuchte mit den erwachsenen Töchtern des Hauses Gesellschaften und bemerkte mit Vergnügen, daß die jüngeren Herren meiner Schönheit, die älteren Personen meinem Witze und meinen Talenten Anerkennung zollten. Die zur Aussteuer bestimmten Thaler wanderten nach und nach zum Schneider und zum Goldschmied und wenn ich einmal an den bescheidenen Haushalt auf dem einsamen Lande dachte, ward mir beklommen zu Muthe; aber dennoch war ich fest entschlossen, mein einmal gegebenes Wort zu halten, bis mich die Leidenschaft erfaßte und alle Vorsätze und Entschlüsse wie in einen Strudel hinabzog.

Einst waren wir zu einem Privatballe gebeten und meine Principalin überwachte mit ungewöhnlicher Sorgfalt die Toilette der Töchter, denn die Festlichkeit war einigen jungen Herren aus der Residenz zu Ehren veranstaltet, die als Gäste in Odessa weilten. Mit Mühe unterdrückte ich einen neidischen Seufzer, als ich sah, wie die Glücklichen reiche Schnüre von echten Perlen in die dunklen Haare wanden, während ich als einzigen Schmuck nur einige natürliche Rosen in meine Locken steckte, und dieser Schmuck erschien mir noch armseliger, als ich in die ungewöhnlich glänzende Gesellschaft trat.

„Hat sich Euch schon der junge Fürst Smirnow vorstellen lassen? Ein ungewöhnlich schöner Mann!" plauderte man auf meine Begleiterinnen ein. „Nein, Ihr kommt aber auch so spät — seht, seht, da geht er ja mit Papa auf und nieder;

er wird gleich den Ball eröffnen." — Mir ſtand das Herz ſtill, als ich den Blicken der Töchter vom Hauſe folgte. Der ſchöne Offizier, der in munterem Geplauder an der Seite des Hausherrn hinſchritt, es war derſelbe, der mir in Wilkomir den Strauß überreicht hatte, von dem noch einige Blüthen in meiner Bibel lagen. Aber es war nicht Freude, was meine Wangen röthete bei dieſem unerwarteten Wiederſehen, ſondern Scham. Hier ſollte er mich treffen als Aſchenbrödel in der vornehmen Verſammlung, als einen von Manchen nicht gern geſehenen Eindringling!

Als die Tanzmuſik ſchon Alles in Bewegung ſetzte und links und rechts die Plätze leer wurden, während ich unbeachtet daſaß, da trieb es mich, mich leiſe zurückzuziehen, die Roſen vom Haupte zu reißen und mich zu den älteren Perſonen zu ſetzen. Allein während ſich die tanzenden Paare durch einander ſchlangen, konnte ich meine Flucht nicht bewerkſtelligen. Als endlich eine Pauſe eintrat und ich mich eben durch das Gedränge durchgearbeitet hatte, um den Tanzſaal zu verlaſſen, hörte ich plötzlich neben mir eine Stimme, deren Klang mich freudig durchzuckte.

„Mein Fräulein, ich darf wohl nicht an eine Bekanntſchaft appelliren, da Sie ſich wohl kaum unſerer flüchtigen Begegnung erinnern?"

„Gewiß erinnere ich mich derſelben, obwohl der Strauß, den Sie mir boten, ſchon längſt entblättert iſt; aber wie durfte ich darauf rechnen, daß ein nomadiſirender Kriegsmann . . ."

„Ein ſo gutes Gedächtniß hat. Ah, wenn die Blumen ſo unvergänglich wären, wie die Gefühle, mit denen ſie Ihnen dargereicht wurden, ſo wären ſie noch heute friſch. Da ich aber nicht die Kunſt verſtand, den Strauß zu beſeelen, ſo wähnte ich, er ſei längſt verwelkt und ſomit der Geber vergeſſen. Doch wir ſtehen hier im Zugwinde; gehen wir in den Saal zurück. Sie dürfen mir den nächſten Tanz nicht verſagen!"

„Ich tanze heute nicht," ſprach meine durch den Mangel an Berückſichtigung verletzte Eitelkeit aus mir heraus.

„Sie nicht tanzen? Einen Tanz dürfen Sie mir nicht abſchlagen."

„Wie wiſſen Sie, daß ich überhaupt tanze? — Sie ſahen mich heute nicht tanzen."

„Wie ich weiß, daß Sie tanzen? Ich weiß es ſicher und weiß ſogar, daß Sie gut tanzen. Jede Ihrer Bewegungen verräth es!"

Im nächſten Augenblicke ſchwebte ich am Arme des Fürſten durch den Saal und als er mich abgeſetzt hatte, eilten ſogleich mehrere andere Tänzer herbei, um ſich mir vorſtellen zu laſſen. Ich erfuhr es nicht erſt durch den Fürſten, daß ich leicht tanze; wer es einmal mit mir verſucht hatte, kehrte ſtets gern zu mir zurück. Gar manche Ballmutter mag mir den Abend gezürnt haben, weil ich ihren Töchtern Eintrag that, und meine Principalin mochte ihre Güte, mich mitgenommen zu haben, bereuen, aber ich war heute ſo glückſelig, daß mich das Alles nicht berührte. Später forderte man mich auf, einige Lieder zu ſingen; ich that es gern, beſonders als ich erkannte, weſſen Hand mir das Notenblatt wandte, und merkte, daß dieſe

Perſon nicht von meiner Seite wich, auch wenn es keine Seiten umzuſchlagen gab. Als meine Principalin zu Hauſe dem kranken Gemahl erzählte, wie ſehr der junge Smirnow ſeine Töchter ausgezeichnet habe, da er ſie ſogar an den Wagen geleitet hatte, da lächelte ich in ſtiller Seligkeit in mich hinein, denn ich wußte beſſer, wem ſeine Begleitung gegolten hatte.

Dieſer Abend eröffnete eine ganze Reihe von Geſellſchaften, die den jungen Gäſten aus der Reſidenz gegeben wurden, und die meiſten dieſer Feſtabende führten mich mit dem Fürſten zuſammen. Mit Freuden bemerkte ich, daß das arme Frl. Schmidt ihre Anziehungskraft für den vornehmen jungen Mann auch in der glänzendſten Umgebung nicht verlor, und da wagte ich es mir denn auch einzugeſtehen, daß auch mein Gefallen an ihm täglich wuchs. Nachträglich kam mir zwar der Verdacht, daß es mehr Gefallen an mir ſelber war, was mir ſeine Gegenwart ſo entzückend machte: der Fürſt war eine durchaus paſſive Natur, welche von der Umgebung Unterhaltung erwartete. Dieſe ſtillſchweigende Aufforderung, die ſich in Blick und Mienen ausſprach, erweckte alle meine geſelligen Gaben, belebte alle Künſte, zu gefallen. Damals aber analyſirte ich die Gefühle, die mich zu ihm hinzogen, die Wonne, die mich in ſeiner Gegenwart erfaßte, nicht ſo genau. Ich glaubte mir immer deutlicher bewußt zu werden, daß ich ihn liebte und endlich durfte ich auch das Unerhörte glauben, daß der vornehme ſchöne junge Mann ſich das geringe arme Mädchen vor vielen anderen auserkoren habe. Auf dem letzten Balle, der vor ſeiner Abreiſe gegeben wurde, verlobten wir uns. Ich ſchwelgte in Seligkeit, denn es war mir, als ſei ein glänzender Stern an meinem Himmel aufgegangen; aber auch die glänzende Lebensſtellung, zu der mich die Verbindung mit ihm erheben mußte, war mir nicht gleichgiltig, ging mein ehrgeiziges Sehnen doch immer bewußter dahin, einſt als Königin die Salons zu beherrſchen, in denen ich bisher doch nur geduldet wurde. Feierte ich auch zuweilen manchen Triumph, ſo hatte ich ihn doch auch wieder durch Zurückſetzung manches excluſiven Ariſtokraten, durch manche Nadelſtiche einer eiferſüchtigen Frau oder Mutter büßen müſſen. Wie gern hätte ich nun mein Glück der Welt verkündet; aber ich mußte es noch auf Wunſch des Fürſten in meinem Herzen verſchließen, bis es ihm gelungen wäre, die Zuſtimmung ſeiner Eltern zu unſerer Verlobung zu erlangen, die ſie ihm, wie er meinte, trotz ihres Stolzes nicht weigern würden, da ſie ihn viel zu ſehr liebten, um ſeinem Glücke hinderlich zu ſein. Hoffnungsvoll ſah ich den Geliebten ſcheiden und bei den wiederholten Verſicherungen ſeiner unwandelbaren Treue bat ich ihn, von ſo Selbſtverſtändlichem nicht zu reden; fiel es mir doch nicht im Traume ein, den geringſten Zweifel in dieſelbe zu ſetzen. Der einzige Mißton in meiner ſtolzen Freude war der Gedanke an Fritz. Ich überredete mich zwar, wir ſeien ja nicht eigentlich verlobt, das letzte bindende Wort nicht geſprochen, er habe gewiß damals nur aus Mitleid mit meiner Verlaſſenheit mir ſeine Hand geboten und jetzt längſt ſeine Großmuth bereut; aber ich glaubte im Grunde ſelbſt ſo wenig daran, daß ich lange nicht den Muth fand, ihm zu ſchreiben, bis eines Tages meine alten Freunde Waller mich zu ſich bitten ließen, weil meiner eine große Freude bei ihnen warte.

Ungläubig lächelte ich bei dieſer Botſchaft; die Welt, in der all' meine Freuden blühten, die all' mein Denken und Sinnen abſorbirte, lag wo anders, auch Wallers wußten nichts von ihr — was konnten ſie mir bieten? Mit geſpannten, theilnehmenden Geſichtern empfingen ſie mich, führten mich in die Studirſtube und zogen ſich ſchnell zurück, und — und ich befand mich Auge in Auge mit Fritz, und aus ſeinem feinen, von der ſüdlichen Sonne gebräunten Geſichte ſchauten mich ſeine treuen Augen ſo hoffnungsvoll, ſo liebebegehrend an. Und ich ſtand vor ihm wie eine Meineidige, eine Treuloſe, die den Schatz, welchen ſie ihm verſprochen, an Andere verſchenkt hatte, ja, ſo feige, ſo falſch, da ich nicht einmal ein offenes Bekenntniß meiner Schuld abgelegt hatte.

Endlich brachte ich das ſchreckliche Geſtändniß über die Lippen. Fritz wurde zwar ſehr blaß, aber er blieb ganz ruhig; doch ich wußte, wie es in ſeinem Inneren ausſah, und als er mir wünſchte, daß ich glücklich werden möge und mich bat, wenn ich je eines Freundes bedürfen ſollte, ich mich ſeiner erinnern möge, da ſchnitt es mir tief durch's Herz, und als ich heimkehrte, nahm ich einen Stachel mit, der mich auch mitten in der Freude über den erſten Brief des Verlobten peinigte. Die erwartete Zuſtimmung der Eltern konnte dieſes erſte Schreiben des Fürſten nicht bringen; der Vater ſei verreiſt, die Mutter leidend, der Zeitpunkt, unſere Angelegenheit vorzubringen, daher nicht günſtig. Sehnſuchtsvoll ſchaute ich nun nach dem zweiten Briefe aus, aber er wollte nicht kommen; Woche auf Woche, Monat auf Monat harrte ich vergeblich und in dieſer Spannung beachtete ich es kaum, daß meine beſten Freunde Waller immer kühler gegen mich wurden, bis Frau Waller mir eines Tages mit freundlichem Ernſte ſagte, daß ſie, wennſchon ich ſie nicht meines Vertrauens gewürdigt habe, es für ihre Pflicht halte, mich vor leichtſinnigen Hoffnungen zu warnen. Es ſei ihnen ſehr nahe gegangen, daß ich mich von Fritz, den ſie liebten und ſchätzten, ſeit ſie ihn in Moskau kennen gelernt hatten, wo er ganz bei ihnen zu Hauſe lebte, getrennt habe; ſie hätten ihn innig bedauert und beſonders, ſeitdem ihnen zu Ohren gekommen, daß mein Verhältniß mit dem Fürſten daran ſchuld ſei. Die Familie Smirnow ſei als äußerſt ſtolz bekannt und werde gewiß die Verbindung des Fürſten mit vermögens- und titelloſen Mädchen hintertreiben, und dieſer ſelbſt ſei zu charakterlos, um gegen den Strom erfolgreich anzukämpfen. Dieſe wohlgemeinten Andeutungen ernteten wenig Dank; ich war tief verletzt durch das Mißtrauen, das man in die Treue meines Verlobten ſetzte und zog mich ganz von meinen beſten Freunden zurück. Mir ſtiegen auch nicht die leiſeſten Zweifel auf, obſchon bald ein Jahr um war, ohne mir einen Brief gebracht zu haben. Mich quälte nur die Sorge darüber, daß mein Verlobter erkrankt ſei, und als meine vielen Briefe alle unbeantwortet blieben, entſchloß ich mich endlich, an ſeine Mutter zu ſchreiben. Da ſollte mir zwar eine Antwort werden, aber eine Antwort, wie ich ſie nimmer erwartet hatte. Fürſt Sſergei, hieß es, ſei bei ausgezeichnetem Wohlſein und befinde ſich augenblicklich auf Reiſen. Sie wundere ſich ſehr über meine Beharrlichkeit, da ſein Schweigen mir doch wohl verrathen habe, daß ich mich trügeriſchen Hoffnungen hingäbe, zu denen ich nicht berechtigt

sei. Der Sohn habe ihr von der Begegnung mit einer hübschen und klugen Deutschen erzählt, und da er meinen Verstand besonders gerühmt, so habe sie vorausgesetzt, daß ich begreifen würde, daß man nicht jedes Mädchen, das man hübsch finde und dem man im Ballsaale einige Liebenswürdigkeiten sage, heirathen könne. Bei der Wahl einer Gattin seien doch noch andere Dinge als Schönheit und Witz zu berücksichtigen und ich thäte demnach gut, meine hochfliegenden Hoffnungen fahren zu lassen und meine Briefe einzustellen, besonders da der Fürst so gut wie verlobt sei mit einer Dame seines Standes. — Diese Zeilen empörten mich in tiefster Seele, aber erschütterten nicht im Mindesten meinen Glauben an die Treue meines Verlobten. Ich war überzeugt, daß er mir nie sein Wort brechen werde, daß die Mutter ihn verleumde und wohl gar meine Briefe an ihn unterschlage. Da ich erfuhr, daß der Fürst Petersburg gar nicht verlassen habe, so schrieb ich nochmals an ihn, schickte ihm den Brief seiner Mutter zu und forderte ihn auf, ihre Behauptungen zu widerlegen. Eine Bekannte, die nach Petersburg reiste, versprach mir, diesen Brief dem Fürsten eigenhändig zu übergeben.

Wieder vergingen Monate bangster Erwartung — und endlich, endlich erblickte ich wieder die vielgeliebten Schriftzüge, endlich hielt ich wieder einen Brief von ihm in Händen! Nun war ja Alles gut, jetzt mußte sich ja Alles aufklären. Nachdem ich wiederholt das Papier an die Lippen gedrückt hatte, öffnete ich es klopfenden Herzens und sah hinein. Aber bald tanzten die Buchstaben vor meinen Augen wie tückische Kobolde, der Brief entfiel meiner Hand und lag zu meinen Füßen und ich saß da, starr, benommen und fragte mich, ob ich wirklich richtig gelesen habe, ob denn gar keine Täuschung möglich sei. Vorwürfe, daß ich die Sache so weit getrieben, mich an seine Mutter gewandt habe, da sein Schweigen mir doch Antwort genug hätte sein müssen — konnten sie wirklich dastehen? Ich nahm den Brief auf und las weiter. Es sei nicht edel, schrieb er, ihm den nothwendigen Schritt so zu erschweren. Er hätte sich reich geglaubt, aber bei seiner Heimkehr hätten die Eltern ihm erklärt, daß ihre Verhältnisse sehr verwickelt seien und daß es eine undenkbare Thorheit wäre, ein armes Mädchen zu heirathen. Deswegen sehe er sich gezwungen, der Verbindung mit mir zu entsagen; wir könnten uns aber trotzdem immer gut bleiben und brauchten den Verkehr nicht abzubrechen, wir müßten nur Vorsicht bei unserer Correspondenz beobachten.

Tiefe Empörung war das vorherrschende Gefühl, das mich ergriff, als ich den Brief zum zweiten Male gelesen hatte und nun an keinen Irrthum mehr glauben konnte. Nicht, daß er unsere Liebe den Vorurtheilen seines Standes geopfert hatte, kränkte mich am tiefsten, sondern daß er sich feige durch sein Schweigen zu decken suchte und sich schließlich hinter seiner Mutter Schürze versteckte, von wo mein Brief ihn erst hervorgezogen hatte. Und litt ich unschuldig? Nein; daß ich mein Schicksal verdient hatte, wurde mir mit der Zeit klar, aber diese Erkenntniß milderte den Schmerz nicht. Das Leben in den bisherigen Verhältnissen wurde mir unerträglich; mein Glück, obwohl sorgfältig von mir verschwiegen, war errathen worden und hatte Neid und Mißgunst erweckt, die sich nun in Hohn und Schaden-

freude verwandelten. Mein Stolz gebot mir, meinen Kummer zu verheimlichen, und ich gab mir Mühe, das Haupt so hoch wie bisher zu tragen und eben so lächelnd d'reinzuschauen, obschon das Herz blutete. Lange wäre ich der übermenschlichen Anstrengung nicht gewachsen gewesen, aber Wallers, meine großmüthigen und zartfühlenden Freunde, erriethen, was in mir vorging und sannen auf Hilfe. Durch ihre Vermittelung wurde ich aufgefordert, eine verwittwete Gräfin in's Ausland zu begleiten. So kam ich in neue Verhältnisse und neue Gegenden, und mein lebhafter elastischer Geist, der mir über manche schwere Stunde hinübergeholfen hat, wurde dadurch von seinem Schmerze abgezogen. Manche schwere Stunde gab es zwar dennoch, als mich in Wien die Nachricht erreichte, daß der junge Fürst Smirnow kürzlich eine steinreiche Edeldame heimgeführt habe. „Der Herr Schwiegerpapa ist aber sehr geizig, und bei seinen Lebzeiten wird der arme Fürst wohl schwerlich etwas von seinen Millionen zu sehen bekommen, sondern sich mit der häßlichen Frau begnügen müssen," fügte die Russin hinzu, die uns nächst vielen anderen Neuigkeiten aus der Residenz auch diese Heirath mittheilte.

Damals konnte man Europa nicht in wenig Wochen durchfliegen. Das Reisen ging auch in Deutschland trotz der besseren Straßen langsam und nach heutigen Begriffen unbequem von Statten, obschon der Wagen der Gräfin, in dem wir die Reise machten, nicht Noah's Arche glich, sondern mit allem Comfort ausgestattet war und man in Städten elegante Hotels fand, in denen man den reichen Russen die schönsten Zimmer einräumte, die oft eben erst von fürstlichen Persönlichkeiten oder wohl gar von regierenden Häuptern verlassen worden waren. Deutschland, Frankreich, Italien bereisten wir und in sehenswürdigen Städten und schönen Gegenden machten wir oft lange Station, ja Paris fesselte uns ein ganzes Jahr, und drei Jahre vergingen, bevor wir uns von den Kunstschätzen Italiens losrissen, für welche uns die Belehrung manches Künstlers, mit dem wir bekannt wurden, und eingehende Studien das rechte Verständniß erschlossen. Ich hatte Auge und Ohr stets offen für alles Schöne und Merkwürdige, das sich mir so reichlich darbot, knüpfte interessante Bekanntschaften an und sammelte einen reichen Schatz von Erinnerungen, der mich in den Stand setzte, wiederum meiner Umgebung Vieles zu bieten. Was wir damals so sehr vermißten, die Verbindung mit der Heimath — denn die Briefe flogen damals nicht wie schnelle Vögel an ihr Ziel, sondern krochen langsam wie Schnecken demselben zu — das hatte dennoch sein Gutes für mich, wie für manchen anderen Reisenden. Die Gedanken wurden nicht durch häufige Nachrichten aus der Heimath von der Gegenwart abgezogen, man führte kein Doppelleben, sondern, wo man sich aufhielt, da weilte man nicht allein körperlich, sondern mit allen Geisteskräften und Gedanken. Was ich erlebt hatte, lag abgeschlossen hinter mir, die Wunden, die mir meine trüben Erfahrungen geschlagen, wurden nicht wieder aufgerissen, denn außer der einfachen Thatsache, daß der Fürst verheirathet sei und mit der Frau in Warschau lebe, erreichte mich in den acht Jahren, welche in's Land gingen, bevor wir wieder den russischen Schlagbaum passirten, keine weitere Kunde, die meine Ruhe hätte stören können. Weit öfter

kehrten meine Gedanken zu einer früheren Episode meines Lebens zurück, zu meinem Verhältniß mit Fritz, obschon ich nicht das Geringste über ihn erfuhr; immer klarer ward es mir, daß ich ihn und mich um Glück und Freude betrogen hatte, aber die Hoffnung lebte zuweilen in mir auf, daß Gott mir noch Gelegenheit geben werde, mein Unrecht gut zu machen. Dazwischen trat sein schmales feingeschnittenes Gesicht mit dem tiefschmerzlichen Ausdrucke mir deutlich vor Augen, und eine unbestimmte Angst peinigte mich dann, und still gelobte ich mir, ihm mein Herz zu bewahren.

Nach unserem Eintreffen in Petersburg eröffnete meine Gräfin, eine hochgebildete Frau von männlichem Charakter, die mit den einflußreichsten und angesehensten Familien der Residenz bekannt war und auch bei Hofe verkehrte, ihren Salon, in dem man an den Empfangsabenden die glänzendste Gesellschaft antreffen konnte. In diesen Kreisen lernte ich mich bald ungezwungen bewegen, ja bald fühlte ich mich in ihnen zu Hause, als sei ich für dieselben geboren und erzogen. Ich habe neulich gelesen: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle", und bei mir hat sich dies Wort bewahrheitet. Trat ich auch nicht als Aristokratin in die Kreise der vornehmen Welt, so spielte ich dennoch als simples Frl. Schmidt eine Rolle, um die mich mancher Ehrgeizige beneiden mochte. Als Gesellschafterin oder vielmehr als Freundin der hochangesehenen geisteskräftigen Gräfin standen mir alle Cirkel offen und überall hieß man mich willkommen, denn man fand sich nie besser unterhalten als in meiner Gesellschaft; allgemein wurde bemerkt, daß es unmöglich sei, sich in der selben zu langweilen. Großen Beifall erntete ich durch meinen Gesang, für dessen Ausbildung ich in Italien und in Wien viel gethan hatte; aber eine schöne Stimme ist kein beständiges Gut, während meine Unterhaltungsgabe mir treu blieb und Verehrer warb bis in mein spätes Alter. Viele meiner Aussprüche cursirten als Bonmots in den weitesten Kreisen. Ein berühmter Staatsmann sagte mir einst, er kenne nur ein einziges Wesen, dem meine Gesellschaft nicht zusage, das stets vor mir die Flucht ergreife: das sei die Langeweile. Wenn ich in den Salon trat, so wurde ich mit Jubel begrüßt; wenn ich Abschied nahm, so geleitete mich oft der Hausherr selbst hinaus, wie eine Dame höchsten Ranges. — Ich erzähle das nicht, um mich in der Erinnerung früherer Triumphe zu sonnen, sondern gerade, um Dir, liebes Kind, zu sagen, daß dies nimmer dem Herzen Zufriedenheit und Frohsinn verleihen kann, und daß ich es täglich mehr erfuhr, wie innerlich haltlos und arm oft die Personen sind, die wir um den Besitz alles dessen beneiden, was dem Leben Glanz verleiht. Oft, wenn ich des Abends spät bei der Rückkehr von einer eleganten Gesellschaft mich in die weichen Polster der Kutsche lehnte, fragte ich mich, ob ein Dienen in Demuth und Liebe meinem Herzen nicht mehr wahre Befriedigung gegeben hätte als das jetzige Leben, da jeder Tag mir neue Freude brachte. Dann tauchten meine Gedanken zurück in die Vergangenheit und blieben an einzelnen geliebten Gestalten hängen. Von Fritz hatte ich nur erfahren, daß er häufig leidend gewesen sei und seine Stelle gewechselt habe. Sein jetziger Aufenthaltsort blieb mir unbekannt.

So verfloſſen mehrere Jahre, bevor wir uns wieder auf Reiſen begaben. Diesmal lag unſer Ziel nicht im Weſten, ſondern im fernen Oſten. Meine Gräfin, obwohl begeiſtert für Wiſſenſchaft und Kunſt, ſetzte durchaus nicht die praktiſchen Intereſſen des Lebens außer Acht und verwaltete ihr großes Vermögen muſterhaft. Als ihr Bevollmächtigter ihr einſt den Ankauf großer Güter im Sſamara'ſchen Gouvernement als vortheilhafte Capitalsanlage empfohlen hatte, machte ſie ſich ſelbſt auf, um mit ſachverſtändigem Blicke dieſelben in Augenſchein zu nehmen, bevor ſie den Kauf endgiltig abſchloß, und um ſogleich einige wichtige Fragen zu entſcheiden, falls ſie das Gut erwarb. Der bisherige deutſche Verwalter, ein brauchbarer, zuverläſſiger Mann, läge ſeit längerer Zeit krank und die Wirthſchaft werde darüber vernachläſſigt, hieß es. Wer ſolle nun eintreten, da doch kaum Ausſicht zu ſeiner Geneſung ſei? Kaum hatten wir uns etwas in den lange unbewohnt geweſenen Räumen des Herrenhauſes eingerichtet, dem herbſtlichen Regentage zu Ehren ein Feuer im Kamin anzünden laſſen, als ſich verſchiedene Angeſtellte des Gutes bei der zukünftigen Herrin melden ließen. Sie wurden ſogleich zugelaſſen und geſchäftliche Unterhandlungen begannen.

„Laurentia Karlowna," ſagte mir die Gräfin, „die Frau des Verwalters läßt ſich bei mir durch die ſchwere Krankheit des Mannes entſchuldigen. Wollen Sie nicht zu ihr hinübergehen und ſehen, ob man den armen Leuten nicht irgend wie nützen kann."

Bald ſtand ich vor der Thür, die in den Flügel führte, welchen der Verwalter ſeit ſeiner Krankheit bewohnte, trat, da mein Klopfen keine Wirkung that, ein und ſah mich wieder einer verſchloſſenen Thür gegenüber. Auf abermaliges Klopfen wurde geöffnet und ich befand mich vor einer ſchlanken blaſſen Frau in ſchlichtem dunklen Kleide; aber bald feſſelte meinen Blick der reizende Lockenkopf, der ſich ängſtlich an ihre Bruſt ſchmiegte, als er das fremde Geſicht erblickte. „Still, ſtill, mein Kleiner!" beruhigte ſie, und beim Klange dieſer Stimme fuhr ich empor und ſah die Sprecherin an. „Adele!" rief ich dann, „iſt es möglich, biſt Du es wirklich? Wie oft habe ich in all' den langen Jahren, die ſeit unſerer Trennung verfloſſen ſind, an Dich gedacht, wie oft mich geſehnt, von all' den lieben Geſtalten aus meiner Jugendzeit etwas zu hören, von Dir, von Fritz." . . .

Jetzt ſah Adele auf und blickte mir ſtarr in's Geſicht; ſie fand wohl nicht gleich die Züge der einſtigen Geſpielin in demſelben wieder, dann aber wurde ſie leichenblaß und ihre Hände zitterten.

„Adele!" ſagte ich, nachdem ich vergeblich auf ein Erkennungszeichen gewartet hatte, „ich bin es, Laura Schmidt, ich bin es leibhaftig. Habe ich mich denn ſo verändert, daß Du ſo vor mir erſchrickſt? Ich habe nicht immer recht an Dir gehandelt, aber habe ich es verdient, daß mein Erſcheinen ſolch ein Entſetzen hervorruft? Bin ich ſo ganz zu den Todten gelegt, ſo ganz vergeſſen, daß ich wie ein Geiſt Dich ſchrecke?"

„Nein, Laura, ich kenne Dich wohl, und vergeſſen biſt Du nicht, weder von mir, noch auch," fügte ſie ganz leiſe hinzu, „von Fritz."

„Von Fritz? O Du weißt, wo er ist, o vielleicht sehe ich den lieben, treuen Jungen noch einmal wieder!“ rief ich lebhaft aus. „Wie sehne ich mich darnach.“

„Du sollst ihn noch sehen, er liegt nebenan im Sterben,“ sagte Adele dumpf.

Dem Kleinen wurde es unheimlich bei der Fremden und er weinte leise. Als ich mich tröstend zu ihm neigte und in seine kindlichen Züge blickte, da wurde mir Alles klar. Fritzens treue Augen waren es, die mich aus dem Gesichte des etwa einjährigen Bübchens so lieb und vertraut angeblickt hatten.

„Ihr, Ihr seid verheirathet und dies hier ist Euer Knabe?“ sagte ich, indem ich einen innigen Kuß auf das rosige Mündchen drückte.

„Ja, Laura, wir sind verheirathet und das ist unser Sohn!“ sagte sie stockend.

Etwas wie Eifersucht krampfte mein Herz zusammen, aber ich ermannte mich und sagte bittend: „Darf ich zu Fritz, wird er mich erkennen? O ich möchte mir so gerne seine Vergebung erbitten. Er hat wohl längst Alles vergessen,“ sagte ich fast bitter, „aber mich drückt noch die alte Schuld.“

„Er hat Dich nicht vergessen, Laura. Jetzt ist er eingeschlafen, aber bald wird er erwachen zu neuen Qualen, ach! vielleicht zum letzten Kampfe. Setze Dich her zu mir, es ist gut, daß Du, bevor Du zu ihm gehst, meinen Bericht hörst. Ach! Laura, nicht Du hast von mir, sondern ich von Dir Vergebung zu erbitten. Du hast vielleicht gemerkt, daß ich schon als Kind Fritz liebte. Sein Herz war so großmüthig und edel, und wenn Du mich zuweilen empfinden ließest, wie tief ich an Geist und Schönheit unter Dir stand, so suchte er das durch verdoppelte Rücksicht gut zu machen. Wenn in den Gesellschaften, in welche Deine gütige Mutter mich einführte, damit mir doch auch die Freuden meines Alters nicht ganz fremd bleiben möchten, ich unbeachtet dasaß, so vergaß Fritz mich nie, sondern schenkte mir seine Schleife beim Cotillon und sprach so liebreich und freundlich mit mir. Ich arme Thörin hielt das für Liebe, was doch nur Großmuth und Zartgefühl war; aber hätte ich auch keine Liebe bei ihm vermuthet, ich hätte doch nicht umhin können, ihn zu lieben als den besten und edelsten der Menschen. Später konnte ich nicht meine Augen dagegen verschließen, daß sein Herz einer Anderen ganz gehörte. Das war mir ein schwerer Schlag — Gott verzeih' mir die Sünde — das traf mich härter als der Tod meiner Mutter; aber ich habe redlich gerungen mit Neid und Eifersucht, und Gott gab mir Sieg, daß ich damals, als Du krank lagst, Dich mit dem Gedanken pflegen konnte: „Fritz soll sie nicht verlieren, ich will thun, was in meinen Kräften steht, ihm sein Liebstes zu erhalten,“ und kam mir zuweilen auch der böse Gedanke, daß mir vielleicht durch Deinen Tod das schönste Glück erblühen werde, so kämpfte ich ihn mannhaft nieder. O wäre ich damals gestorben!

Nun hörte ich später in Odessa, daß Du Fritz hintergangen hättest, und nun — Laura, vergieb — erfüllte bitterer Haß gegen Dich mein Herz. Als ich nach längerer Zeit mit meiner Principalin auf's Land zog, hörte ich zu meinem geheimen Entzücken, daß Fritz in der Nähe Verwalter sei, und als das Kind, das meiner Pflege befohlen war, starb, erhielt ich eine Aufforderung in die Familie, deren Gut Fritz verwaltete. Obgleich dieselbe für so unangenehm galt, daß keine Bonne es

länger als einige Monate ausgehalten hatte, so folgte ich freudig dem Rufe, der mich in Fritzens Nähe brachte. Er begegnete mir freundschaftlich, wie einer alten Bekannten, nahm sich meiner gütig an, und da er sich ausgezeichnet mit seiner Gutsherrschaft stand, so konnte er mir mein Loos durch seine Verwendung erleichtern. Ich glaube, daß das eigentliche Band zwischen uns Du, Laura, warst. Fritz wurde nie müde, von unseren Reise- oder Jugenderlebnissen zu hören, und wenn Dein Name vorkam, dann horchte er auf, dann verklärte sich sein Auge, seine damals schon leidenden Züge. Nach langer Zeit kam ich einmal nach Odessa zum Besuch und suchte hier auch Wallers auf. Ich erfuhr von ihnen, daß Deine Heirath mit dem Fürsten nicht aufgeschoben, sondern aufgehoben sei und daß Du in's Ausland gegangen seiest. Das edle Paar, das Fritz warm und aufrichtig liebte, sprach die Hoffnung aus, Ihr Beide würdet Euch einst noch vereinigen, und da sie erfuhren, daß wir auf demselben Gute lebten, so wurden meinen Freundeshänden Deine Briefe aus Deutschland anvertraut, in denen Du theilnahmsvoll nach Fritzens Ergehen forschtest und voll Reue Dein Unrecht gegen ihn eingestehst. Diese Briefe brannten wie Kohlen damals in meiner Hand, wie sie jetzt auf meinem Herzen brennen. Als ich heimkehrte, fand ich Fritz nicht mehr vor. Sein Principal hatte ihn mit dem Ankaufe neuer Güter im Ssamara'schen betraut und ihm die Bewirthschaftung derselben übertragen. Mir schien es, als sei die Sonne aus meinem Leben verschwunden. Nach einem Jahre kehrte Fritz in Geschäften zurück, und als er wieder Abschied nahm, forderte er mich auf, ihm als sein Weib zu folgen; das Leben sei dort gar einsam, zu Zweien werde es besser gehen. Wie betäubt stand ich da. Vergeblich mahnte mich mein Gewissen, von Deinen Briefen zu sprechen, ich kämpfte nicht mehr redlich gegen die bösen Geister wie früher und erlag ihnen. Ich überredete mich, es sei meine Pflicht, zu verhüten, daß Du Dein falsches Spiel, unter dem der treue Fritz schon so sehr gelitten, wieder mit ihm triebest. — Ich schwieg also und wir wurden Mann und Frau und lebten als solche mit einander. Mir war nun das höchste Glück geworden, das ich mir erträumt hatte; aber ich hatte es durch Schuld erkauft, und mit dem Herzensfrieden ist auch das höchste Glück zu theuer bezahlt. Obwohl mich die Schuld heimlich quälte, so konnte ich mich doch nicht zum Geständnisse entschließen. Vor einem Jahre etwa mußte Fritz verreisen. Mochte er etwas über Dich auf der Reise gehört haben oder nur körperlich angegriffen sein: er war seitdem stiller als gewöhnlich, spie Blut, und seine Gesundheit, die nie stark war, verließ ihn immer mehr. Ein böses Wort hat er mir nie gegeben, aber ich fühlte, daß ich ihn nicht befriedigte, wie Du es gethan hättest, daß er das beste Stück von seinem Geiste und von seinem Herzen mir nicht zeigte, weil er meinte, ich könne es nicht verstehen. Ach, vielleicht hat der Kummer um Dich an seinem Leben gezehrt!" . . .

Im Bewußtsein der eigenen Schuld war es mir leicht, der armen Adele liebreich zuzusprechen und sie meiner Vergebung zu versichern. Aber ein trockener Husten im anstoßenden Zimmer machte uns Beide verstummen und bald stand ich an Fritzens Bette: aus dem eingefallenen Gesichte leuchteten mir seine Augen so

freudig entgegen und mit ſchwacher, aber inniger Stimme verſicherte er mich ſeiner Vergebung. Ich durfte die übermüdete Adele bei der Pflege ablöſen, jedoch nur für kurze Zeit, ſchon in der folgenden Nacht umſtanden wir weinend die entſeelte Hülle, und die arme Adele ſtand mit ihren drei Waiſen allein in der Welt. Ich hatte Fritz und mir gelobt, ihr treu zur Seite zu ſtehen und mich ſeiner Kinder nach Kräften anzunehmen, und von nun an galt ihnen meine erſte Sorge. Die edle Gräfin, die Adelens hilfloſe Lage rührte und der ihr ſtilles thätiges Weſen gefiel, übergab ihr die Verwaltung des Hauſes und verſprach ihr, für die Erziehung des älteſten Kindes Sorge zu tragen. — Ich errang mir im Gebete die rechte Liebe zu Adele, und da ich ſelbſt ſo viel Schuld hatte, ſo lernte ich auch ihr von Herzen vergeben.

Mit Adele ſtand ich bis zu ihrem Tode in ſchweſterlichem Verhältniſſe, obſchon das Schickſal uns ſehr verſchiedene Wege führte. Sie blieb auf dem Lande bei ihrer ſtillen, unſcheinbaren Thätigkeit, während ich zurückkehrte in die ſogenannte große Welt, in die Welt, welche in meiner Jugend das Ziel meiner Wünſche geweſen, der Schauplatz meiner ehrgeizigen Träume, deren Nimbus aber immer mehr für mich ſchwand, denn ich erfuhr von Tag zu Tag mehr, daß nicht äußere Erfolge, ſondern die innere Läuterung, das Streben nach Veredelung des Herzens den wahren Frieden geben. Ich lernte dieſer Ueberzeugung manches Opfer bringen. Was am meiſten den Menſchen an mir gefiel, was ſie nicht allein anzog, ſondern auch feſſelte, ja wodurch ich eine Art von Berühmtheit erlangt hatte, das waren meine ſchlagenden Antworten, meine witzigen Bemerkungen. Anfangs berauſchte mich der Beifall, den ſie ernteten, und ich ließ meinen Witz gern ſpielen, ſelbſt auf anderer Leute Koſten! „Des Witzes Pfeil, ein ſcharfer Pfeil . . . Er fliegt vorbei in ſchneller Eil'", heißt es ſo treffend in einem Liede. Ja, mancher Perſönlichkeit folgte eine launige Bemerkung, die ich ihr angehängt, wie ihr Schatten bis zum Grabe. Die Urheberin dieſer Witze galt natürlich für geiſtreich, aber ſie ſelbſt hatte bei dem Weihrauch, der ihr geſtreut wurde, kein zufriedenes Gefühl. Ich faßte den ernſtlichen Vorſatz, über meine Zunge zu wachen und ihre Stiche zurückzuhalten, wenn dieſelben Schmerz verurſachen müßten; das hat mir oft nicht geringe Ueberwindung gekoſtet, aber dennoch brachte ich es über mich, lieber ſtill und unbeachtet bei Seite zu ſtehen und die Worte zu unterdrücken, die mich, wie früher, zum Mittelpunkte der Geſellſchaft gemacht und beifälliges Gelächter hervorgerufen hätten. Was ich auf dieſe Weiſe an lautem Beifall einbüßte, das gewann ich nicht nur an innerem Frieden, ſondern auch an Vertrauen und wahrer Freundſchaft bei meiner Umgebung, und je älter ich wurde, je mehr ich Jugend, Schönheit und Witz hinter mir zurückließ, deſto zufriedener und heiterer wurde mein Gemüth. Oft ſagten ſchöne vornehme Damen zu mir, indem ſie ſeufzend ihre Balltoilette ablegten, in der ſie eben die glänzendſten Triumphe gefeiert hatten: „Ach, Fräulein Schmidtchen, ich möchte ſo gern mit Ihnen tauſchen, Sie ſehen ſtets ſo heiter und zufrieden aus," und manche in den glänzendſten Verhältniſſen lebende junge Frau machte mich zur Vertrauten ihres tiefen Kummers, — und ich, die ich ſo verlaſſen

und titellos in unſcheinbarer Stellung lebte, konnte der Vielbeneideten Troſt und Rath ſpenden. So bewahrte ich immer im Herzen Ruhe und Zufriedenheit, ſei es, daß meine Tage in geräuſchvoller Geſelligkeit in der Reſidenz oder in ländlicher Einſamkeit auf den Gütern der Gräfin im innigen Verkehr mit Adele und unſeren gemeinſamen Lieblingen dahinfloſſen. Keine Erinnerung an frühere ehrgeizige Pläne, an unerfüllte Wünſche konnte dieſen Frieden dauernd erſchüttern; ſelbſt nicht die unerwartete Begegnung mit dem Manne, an deſſen Perſon ſich drei lange bange Jahre hindurch all' mein Hoffen, Wünſchen, Sehnen geklammert hatte.

Eines Abends ſaß im Concert in meiner Nähe ein dickes Paar, deſſen wiederholtes Gähnen mich anſtecken zu wollen ſchien. Weder Mann noch Frau hatten in ihrer Erſcheinung etwas Anziehendes und ich wußte ſelbſt nicht, warum ich den angehenden Fünfziger mit dem fahlen Teint, den matten Augen, den ſchlaffen Zügen und dem kahlen Kopfe, für den es wahrlich ſchade war, daß er nicht in der Perrückenzeit lebte, immer wieder anſah, als müßte ich doch noch etwas Anderes aus den anſcheinend ſo nichtsſagenden Zügen herausleſen, als das «Je m'ennuie partout», das ihnen die Zeit aufgeprägt zu haben ſchien.

Als ich am anderen Morgen zur Empfangszeit in unſeren Salon trat, überraſchte mich der Anblick eben desſelben Paares. Es ſchien mit ſeiner Langeweile auch die anderen Gäſte und ſogar meine kluge Gräfin angeſteckt zu haben, ſo ſchweigſam ſaß man da. Man ſah mir hoffnungsvoll entgegen, als erwarte man von mir die Löſung des Bannes, und die Gräfin beeilte ſich vorzuſtellen: «Prince et princesse Smirnow» und «Mademoiselle Schmidt». Wie verſteinert ſtand ich einen Augenblick da. Ja, nun war es mir klar, was die nichtsſagenden Blicke mir ſo Beſonderes zu erzählen hatten; als aber die matten Augen des Herrn ſich weit öffneten und mich nach der erſten Ueberraſchung halb neugierig, halb verlegen anſtarrten, da ermannte ich mich und knüpfte ſchnell mit meinen Nachbarn eine Unterhaltung über das geſtrige Concert an, die ſich bald belebte. Diesmal wollte ich glänzen und ſchonte daher auch die Schwächen meiner Nebenmenſchen nicht; die armen Virtuoſen von geſtern kamen ſchlecht weg, aber ich erreichte meinen Zweck, indem ich wieder den Mittelpunkt der Geſellſchaft bildete und beim Abſchiede flüſterten mir einige Bekannte zu: «Comme vous êtes brillante, aujourd'hui».

Als ſich auch Smirnows endlich empfohlen hatten, ſagte die Gräfin lächelnd: „Nun, wir werden in Zukunft öfter das Vergnügen haben, dieſes eben nicht ſehr unterhaltende Paar zu ſehen, da es nach Petersburg überſiedelt. Es hat eine ſehr lächerliche Geſchichte. Der Fürſt ſoll eine frühere Neigung — daß ſie ſehr heftig geweſen, kann ich nach ſeinem Charakter freilich nicht glauben — dem Reichthum geopfert haben; aber da der geizige Schwiegerpapa ſich bei ſeinen Lebzeiten nicht von ſeinem Gelde trennen wollte, ſo hat es bis jetzt knappe Zeiten für Smirnow gegeben und er hat ſich keine koſtſpieligeren Vergnügungen erlauben können als eine ausgezeichnete Tafel, die er, nach ſeiner Leibesbeſchaffenheit zu urtheilen, nicht umſonſt geführt hat. Vor einigen Monaten iſt der Kröſus endlich geſtorben und nun wird der Fürſt wohl eilen, das Verſäumte nachzuholen und ſeine Millionen anzubringen."

Wirklich ſah man das Paar jetzt häufig in unſeren Salons, aber nur kurze Zeit; bald ſah man den Fürſten allein, denn die Fürſtin war geſtorben und hatte ihm allein den Verbrauch des ungeheuren Vermögens überlaſſen. Wider Erwarten koſtete es mir bald gar keine Ueberwindung mehr, dem Fürſten zu begegnen, ja mit der Zeit konnte ich ihm völlig unbefangen, wie einem Fremden, gegenübertreten, und ein Fremder war er in der That für mich. Kaum einen Zug des Ideals, das ich mit jugendlicher Leidenſchaft umklammert hatte, fand ich in dem alternden Bonvivant wieder. Eines Tages ſagte mir eine meiner Bekannten lachend: „Denken Sie ſich, was Sonja Pawlowna aus Odeſſa mir für eine Geſchichte aufbinden wollte; ſie erzählte ſoeben von einer höchſt romantiſchen Jugendliebe des dicken Smirnow, und rathen Sie einmal, wer ſeine Auserwählte geweſen ſein ſoll? Eine gewiſſe Mademoiſelle Laura Schmidt. Ich ſagte Sonja, daß das Ende der Liebe dann jedenfalls ſehr unromantiſch geweſen, da kein Theil ein gebrochenes Herz aufzuweiſen habe.“

„Mit dem Herzen des Fürſten ſoll es freilich nicht gut ſtehen,“ fiel die Gräfin ein, „doch kommt ſein Leiden wohl nicht von der Liebe, ſondern von der guten Tafel. Die Aerzte fürchten nämlich eine Verfettung des Herzens.“

Dies Geſpräch war mir trotz meines ſonſtigen Gleichmuths doch nicht angenehm, ich lächelte verlegen und benutzte die erſte Pauſe, um mich zu entfernen; aber indem ich das Zimmer verließ, hörte ich noch hinter mir die Bemerkung: „Der arme Fürſt, das muß eine ſchlimme Wahl geweſen ſein! In der einen Hand bot ihm das Schickſal Witz und Schönheit, mit Armuth gepaart, in der anderen: Häßlichkeit und Dummheit mit unermeßlichem Reichthum. Das Tragikomiſche an der Sache iſt, daß er auf den Reichthum, dem er alle Opfer gebracht, hat warten müſſen, bis er kaum noch die Fähigkeit beſitzt, die Freuden, die er ihm erſchließt, zu genießen.“

Es mochte etwa ein Jahr ſeit dem Tode der Fürſtin Smirnow vergangen ſein, als großer Rout bei uns war in Anlaß des Namenstages der Gräfin. Durch die prächtig erleuchteten Säle wogte eine glänzende Geſellſchaft. Ich fühlte mich nicht ganz wohl und war außerdem trübe geſtimmt durch einen Brief Adelens, der die Nachricht enthielt, daß mein kleines Herzblatt Fritz erkrankt ſei. Ich wollte mich daher in einen der weniger belebten Räume zurückziehen, in welche das Stimmengeſchwirr nur gedämpft hinübertönte; doch ein bekannter Herr folgte mir alsbald, um mich zu einer Schachpartie aufzufordern. Seufzend ging ich in einen entfernten Salon, um das Schachbrett zu holen. Unwillkürlich ſtutzte ich, als ich bei dem matten Schein der Ampel in dem einſamen Herrn, der da ſaß, den Fürſten Smirnow erkannte. So oft ich ihm auch in der letzten Zeit begegnet war, ſo befand ich mich doch zum erſten Male ganz unter vier Augen ſeit jenen langen, langen Jahren. — Er, der Sclave ſeines verwöhnten Leibes, mochte ſich zurückgezogen haben, um ungeſtört ſeine Cigarre zu rauchen, die aus der Umgebung der halsleidenden Gräfin verbannt war. Ich wollte nach dem erſten Stutzen der Ueberraſchung mit dem Schachbrett zurückkehren, denn ein eigenthümlich weicher Blick

des Fürsten flößte mir Unbehagen ein. Als ich hinter mir rufen hörte: „Laura, Fräulein Laura, warum fliehen Sie? o bleiben Sie doch!“ eilte ich nur um so hastiger vorwärts. Da hörte ich kurze Schritte hinter mir und bald keuchte es an meiner Seite: „Mein Fräulein, Sie meiden mich, weil meine Gegenwart peinliche Erinnerungen in Ihnen wachruft?“

Diese Worte hemmten meine Flucht, stolz wandte ich mich um, indem ich erröthete. Nicht jungfräuliche Verwirrung verrieth die Röthe auf den Wangen der angehenden Vierzigerin, das Roth der Entrüstung war es, unter dem mein Gesicht erglühte, indem ich den Sprecher fest ansah.

„Nicht ich, Durchlaucht, habe die Erinnerung an vergangene Zeiten zu scheuen!“

„Ah, dieser prächtige, königliche Blick aus diesen schönen Augen hat mich ja schon einmal vernichtend getroffen, aber dann habe ich auch erfahren, daß sie anders blicken, einen ganzen Himmel voll Zärtlichkeit ausstrahlen konnten. Wir sind beide seitdem älter geworden und ich habe nicht wie Sie das Geheimniß besessen, mir ewige Jugend zu bewahren, aber mein Herz ist doch jung geblieben, und seit ich Sie wiedersehe, fühle ich Alles aufleben, was ich früher für Sie empfand. Vielleicht spricht auch in Ihrem Herzen eine Stimme für mich, vielleicht sprach sie gar schon damals bei unserer ersten Begegnung im Concerte, als Sie mich wiederholt anblickten!“

„Durchlaucht, sprechen Sie nicht weiter, Sie beleidigen mich!“ rief ich mit brennenden Wangen.

„Sie mißverstehen mich, Laura, ich denke nicht an eine heimliche Liebe; meine, nun, wie drücke ich mich aus, von lästigen Fesseln endlich befreite Hand ist es, die ich Ihnen biete, ich darf jetzt frei über dieselbe verfügen, meine Eltern sind todt und meine Vermögensverhältnisse in glänzendem Zustande. Ich fühle es, der Himmel will mich für die ausgestandenen Entbehrungen endlich entschädigen. Danke ich es einem glücklichen Zufalle, Laura, oder der Liebe, die vielleicht unbewußt für mich in Ihrem Herzen lebt, daß Sie, die jetzt noch jugendlich Schöne, frei sind?“

„Der Liebe zu Ihnen danken Sie es gewiß nicht, an diese appelliren Sie umsonst . . .“

Ich hatte dem Namenstage zu Ehren das dunkle Gewand, das ich zu tragen pflegte, ablegen und auf Wunsch der Gräfin noch dazu einen schönen Korallenschmuck, ihr Geschenk, anlegen müssen. Die Kammerjungfer, sowie einige meiner Bekannten hatten sich sehr zufrieden über meine Erscheinung geäußert und gesagt, ich erschiene um zwanzig Jahre jünger. Das hatte mich gefreut, so alt und vernünftig ich auch sonst war; aber die unerschütterliche Bewunderung, die ich in dem Auge des alten Sybariten las und die sich steigerte, je erregter ich mich zeigte, flößte mir Grauen ein. Ich wollte davon, aber er erfaßte meine Hand.

„Laura, können Sie denn nicht vergeben?“ flüsterte er.

„Daß Sie mich verlassen, das könnte ich vergeben, aber die feige Art, wie Sie es gethan, die hat das Band zwischen uns auf immer zerschnitten.“

„Laura, Sie werden nicht gegen mein Glück und gegen das Ihrige frevelu, indem Sie meine Hand zurückstoßen, die Sie für alle ausgestandenen Leiden entschädigen kann."

„Ich bin nicht mehr das eitele, unerfahrene Mädchen von damals. Umsonst wäre es, noch weiter zu reden," und energisch zog ich meine Hand aus der seinigen, nahm das Schachbrett, das ich niedergelegt hatte, wieder auf und verließ das Zimmer. Wir sprachen nicht mehr dieselbe Sprache, er verstand mich nicht.

Mein Gegner im Schachspiel konnte mit seiner Revanche den Abend zufrieden sein. Ich aber habe es niemals bereut, das glänzende Loos, nach dem mich einst so heiß verlangte, ausgeschlagen zu haben. Hat es mir auch nicht an Sorgen und Entbehrungen gefehlt, so habe ich reiche Entschädigung gefunden in dem inneren Frieden, den ich genoß, und dem frohen Bewußtsein, zum Besten derjenigen, die mir die Theuersten auf Erden waren, wirken zu können. Als meine edle Gräfin nach einigen Jahren starb, lebte ich fortan ganz der Erziehung von Fritzens Kindern. Als sie alle der Schule bedurften und Adele kränklich wurde, zog ich mit ihnen in die Stadt, und als die treue Mutter die Augen schloß, gelobte ich ihr, die Kinder nicht zu verlassen. Und ich habe mein Gelübde nach Kräften gehalten. Ein Vermächtniß meiner großmüthigen Freundin erleichterte mir meine Aufgabe. Gottlob, es sind nun alle tüchtige und brave Menschen geworden, die ihren Platz in der Welt ausfüllen und auf welche die Eltern mit Freuden vom Himmel niederblicken können, der beste aber ist doch mein Fritz, das Ebenbild des Vaters."

Und erschöpft durch die lange Rede, schwieg die Tante jetzt.

Da hast Du nun die Geschichte der Tante Laura. Einen Roman kann man sie wohl nicht nennen, da die Heldin eine alte Jungfer ist, aber ganz interessant ist sie doch.

Von mir gäbe es auch etwas zu erzählen, vielleicht sogar etwas wie einen Roman, und ich habe recht an mich halten müssen, nicht schon längst damit herauszuplatzen, aber da auch der junge Herr Bergner darin eine Rolle spielt, von dem Du nichts hören willst, so weiß ich nicht, wie ich die Sache anfange; ich mag sie drehen und kehren, wie ich will, so kann ich ihn doch nicht aus dem Spiele lassen. Nun, so ertheile heute noch Dispens, brächtest Dich ja sonst selbst um eine interessante Neuigkeit. — Also nachdem die Tante ihre Geschichte geschlossen hatte, fuhr sie bewegt mit glücklichem Lächeln fort:

„Wie reich wird mir das Wenige, was ich an den Kindern gethan habe, durch ihre Liebe vergolten! Meinen Fritz hatte ich sogar im Verdacht, daß er, den seine Tüchtigkeit zu ganz anderen Stellen berechtigt, hier bleibt, um mich nicht vor die Alternative zu stellen, entweder den lieben Ort zu verlassen oder mich von meinem Lieblinge zu trennen. Ja, Beides würde mir schwer fallen, denn es kommt mir vor, als sei mein Schifflein nach langer stürmischer Fahrt nun in den heimathlichen Hafen eingelaufen, den es nicht wieder verlassen möchte, denn es fühlt sich zu schwach und alt zu neuer wechselreicher Reise. Hier möchte ich die kurze Zeit, die Gott mir noch schenkt, verbringen. Zufrieden könnte ich mein Haupt zur Ruhe

niederlegen, wenn mir nicht eine Sorge bliebe. Ich möchte es noch erleben, daß mein Fritz ſich eine Frau holt, damit er nicht allein bleibt, wenn ich ihn verlaſſe. Ich weiß, daß ſeine Wahl bereits getroffen iſt. Die wurde ihm nicht ſchwer, wohl aber der Entſchluß, das entſcheidende Wort zu ſprechen. Er ſagt, ein friſches, fröhliches Mädchen werde von ſolchem Bücherwurme nichts wiſſen wollen." —

Ich wußte nicht, warum mich Tante Laura, indem ſie das altmodiſche Oellämpchen anzündete, bei dieſen Worten ſo durchdringend anſah und wurde ganz roth. Da ärgerte ich mich über mich ſelbſt und endlich gar über die alte Tante. Es fiel mir endlich ein, daß es ſpät geworden ſei, und ich küßte ſie trotz meines Aergers und ſagte, ich wolle mich allein auf den Heimweg begeben, da die Magd, die mich ſonſt holte, ausbleibe. Das wollte die Tante nicht zugeben und bald klopfte es an die Thür und Dr. Bergner trat ein und ſagte, er habe die Magd heimgeſchickt, weil ſie zu früh gekommen, und ich möge erlauben, daß er mich begleite. Ich meinte nun zwar, ich könne den Weg auch allein machen, doch Tante Laura erklärte, das ginge nicht, ſo etwas könnte man vor meinen Eltern nicht verantworten. So mußte ich mich fügen, aber ich war recht ärgerlich, denn es ſchien mir, als habe es dem Doctor gar nicht gepaßt, ſich von ſeinen Büchern zu trennen, denn er war ganz in ſich gekehrt, und ich, die ich alles in der Welt eher vertragen kann, als feierlich bedrückendes Schweigen, fing auf's Gerathewohl an, von Tante Laura zu reden, wie ich ſie liebte und bewunderte und wie ich ihr in allen Stücken gleichen möchte.

„In allen Stücken?" fragte er, „in einem Stücke dürfen Sie ihr nicht gleichen."

„Iſt denn auch die beſte aller alten Jungfern nicht ſicher vor dem Spotte des edelſten und zartfühlendſten aller jungen Herren?" dachte ich bei mir; aber ich weiß nicht, warum ich gar nicht die Frage wagte, in welchem Stücke ich ihr nicht gleichen dürfe. Da ſagte er mir endlich ungefragt, daß ich nicht alte Jungfer bleiben dürfe, und als ich ſchnellen Schrittes unſere Hausthür erreicht hatte und ſie öffnen wollte, hielt er mich zurück und bald erfuhr ich ganz genau, warum ich nicht alte Jungfer bleiben ſollte. Ehe eine Stunde um war, ſtanden wir mit Papa und Mama wieder in Tante Laura's Stübchen und ſtellten uns als Brautpaar vor, und ſie weinte Freudenthränen und meinte, daß nun auch ihr letzter Wunſch auf Erden erfüllt ſei.

Nun haſt Du auch noch einen richtigen Roman aus der Neuzeit und es empfehlen ſich Dir gehorſamſt als Verlobte

Dr. Fritz Bergner und Marie Waller.

Ueber den Ablaß.

Vortrag von Prof. **N. Bonwetsch** in Dorpat.

Der Neujahrstag dieses Jahres bot der Welt ein merkwürdiges Bild. Zur Feier des Priesterjubiläums des Papstes waren nicht nur zahlreiche Pilger aus allen Theilen der Welt erschienen, auch die Abgesandten sämmtlicher hervorragender europäischer Staaten (Rußland ausgenommen) hatten Ehrengaben und Glückwünsche der Herrscher und Völker gebracht, selbst aus dem sonst Rom so feindlichen England, — somit hat fast die ganze civilisirte Welt sich an dem Ehrenfeste des Papstes betheiligt. Vor Aller Augen war sichtbar, wie die Macht des Papstthums weder durch die moderne Cultur, noch durch den Verlust der weltlichen Herrschaft zu Grabe getragen worden. — Das Gleiche aber haben die Vorgänge der letzten Jahre deutlich genug gezeigt. — Wer hat bei Neugründung des deutschen Kaiserreichs daran gedacht, daß das Papstthum diesem die schwersten Kämpfe bereiten werde? Wie Viele erwarteten als Ausgang dieses sogenannten Culturkampfes, daß das deutsche Reich, geleitet von einem der größten Staatsmänner aller Zeiten, Schritt für Schritt von seinen Forderungen zurückweichen, selbst den geistlichen Orden die Rückkehr gestatten werde, daß bald der Papst des Schiedsrichteramtes zwischen Deutschland und Spanien walten sollte, ja seine Hilfe bei inneren Fragen des deutschen Reiches werde erbeten werden?

Auch in Frankreich ist noch jedes Ministerium dem entscheidenden Kampf mit der römischen Kirche ausgewichen, trotz allen Ungestüms der radicalen Forderungen. In England aber wächst der Katholicismus an Zahl seiner Bekenner und an Einfluß und schon jubelt man in Rom, daß er daselbst zu einer wahren Macht geworden; bereits hat man an die Ernennung eines ständigen Vertreters Englands bei dem päpstlichen Stuhl gedacht.

So vermag auch das blödeste Auge eine Machtentfaltung Roms nicht zu verkennen. Das Zeitalter der Revolutionen hat Roms Autorität nicht zu beseitigen vermocht, vielmehr hat sich seit Beginn dieses Jahrhunderts die Macht des Papstthums stetig gefestigt. Auch die Civilisation des 19. Jahrhunderts ist ihm nicht verderblich gewesen. Gerade die strenge Ordnung der rechtlichen Verhältnisse,

die Ueberwindung der räumlichen Entfernungen hat einer Centraliſation gedient, wie ſie bis dahin der Katholicismus nicht gekannt. Freilich, jene Menſchenvergötterung, in welcher ein Windthorſt den Papſt den Herrn der Welt genannt, hat nur das Ziel ihrer Wünſche ſchon als Wirklichkeit geſchaut, aber noch nie hat ſich der geſammte Episcopat ſo vor dem Oberprieſter zu Rom gebeugt, wie in unſeren Tagen; unſerer Generation war es beſchieden, die Verkündigung der päpſtlichen Unfehlbarkeit und ſeiner Vollgewalt über die geſammte Kirche zu erleben (von der ein Cardinal Manning triumphirte, das Dogma habe ſelbſt die Geſchichte beſiegt) und ſie mußte ſehen, wie jene ſtattliche Schaar gelehrter und hochangeſehener Biſchöfe, die gegen dieſe Beſchlüſſe des Concils von 1870 proteſtirt hatte, ja die zum Theil bis zum letzten Athemzug in der Oppoſition verharren wollte, ſich in kürzeſter Friſt unterwarf.

Iſt aber Rom nicht vielleicht ſelbſt etwa unter den Einflüſſen des modernen Geiſtes ein anderes geworden? — Sie kennen jenen Ausſpruch des Jeſuitengenerals, als es ſich um die Umgeſtaltung ſeines Ordens handelte: „Sie ſeien, wie ſie ſind, oder ſie ſeien nicht" (Sint ut sunt aut non sint)! Von Rom gilt das Gleiche. Gerade in unſeren Tagen hat es ungeſcheut die Conſequenzen ſeines Dogmas gezogen. Wie lange iſt es her ſeit der Promulgation der ſteten abſoluten Sündloſigkeit Maria's als katholiſchem Dogma, und ſeither hat der Mariencult eine Steigerung erfahren wie nie zuvor. Rom kann ja wohl einzelne Mißbräuche abſtellen, Anſtößiges beſeitigen; es verſteht auch in ſeinen Machtausſprüchen ſehr wohl den Umſtänden Rechnung zu tragen: an die Stelle der brüsken Anmaßlichkeit eines Pius IX. hat der politiſch feine Leo XIII. weiſe Rückſicht auf die Verhältniſſe treten laſſen. Das Princip aber iſt dasſelbe geblieben, mag man auch wegen der zeitlichen Bedrängniß augenblicklich von ſeiner vollen Geltendmachung abſtehen.

Ja ſogar der Angriff gegen den Proteſtantismus iſt mit neuer Kraft eröffnet worden. So will man vor Allem die „Geſchichtslügen", welche der Proteſtantismus verbreitet habe, beſeitigen. In neuer Weiſe ſoll die Geſchichte behandelt werden. Das berühmteſte Beiſpiel dieſer neuen Geſchichtsſchreibung iſt Janſen's Geſchichte des deutſchen Volkes, ein Werk, trotz ſeines Umfangs in zahlloſen Exemplaren verbreitet, von der ganzen ultramontanen Tagespreſſe geprieſen und ausgeſchrieben. Seine Signatur aber iſt bewußte Verlogenheit. Man hat mit Recht jene in Angriff genommene Umgeſtaltung der Geſchichtsdarſtellung eine „Verſchwörung gegen die Wahrheit" genannt. — Da iſt es nur als Ehrenſchuld der proteſtantiſchen Theologie wie Geſchichtswiſſenſchaft zu bezeichnen, ſich dem Kampf gegen ſolche Verfälſchung der Geſchichte, wie überhaupt gegen den ſo energiſch und einmüthig vorgehenden Feind nicht zu entziehen, und das Schwert des Geiſtes, welches auch in dieſem Kampf für uns nur das Wort Gottes und die Wahrheit ſein kann, nicht roſten zu laſſen. Mit Genugthuung darf man conſtatiren, daß trotz des ſonſtigen Widerſtreits innerhalb der proteſtantiſchen Theologie ein Bewußtſein hiervon erwacht iſt. Zumal ſeit den Tagen des Lutherfeſtes. Gerade daß katholiſcherſeits man durch Haß und Schmähung die Gebeine des Reformators verbrennen wollte, ließ neu lebendig werden das Große, was Gott in dieſem Propheten ſeiner Kirche geſchenkt,

und auch die Erkenntniß gewinnt immer mehr Raum, daß Rom der „Feind des Evangeliums" ist.

Die Wahl meines Themas wird Sie unter solchen Umständen nicht befremden. Ist doch der Ablaß*) gerade der Punkt, an welchem der Kampf mit Rom und die Scheidung beider Kirchen ihren Ausgang genommen. Dafür aber, daß es sich beim Ablaß nicht um eine bloße Frage der Vergangenheit handelt, nicht um die Zeiten Leo's X., sondern Leo's XIII., darf ich Sie nur an Ausschreiben des gegenwärtigen Papstes erinnern, des hoch gebildeten Friedenspapstes. Sie gestatten mir wohl, Ihnen aus denselben Näheres mitzutheilen, es dürfte das zugleich für Verständniß und Beurtheilung des Ablasses nicht ohne Bedeutung sein.

Allen Pilgern nach Rom zur Feier seines Priesterjubiläums verheißt Leo folgenden (hier etwas gekürzt mitgetheilten) Ablaß: Wir haben Uns entschlossen, die Schätze der Kirche zu öffnen, deren Verwaltung Uns Gott anvertraut hat. Gestützt auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und auf die Vollgewalt seiner hl. Apostel Petrus und Paulus, gewähren Wir deshalb im Herrn vollkommenen Ablaß und die Nachlassung aller Sünden Allen und jedem Einzelnen der Gläubigen, die bei Gelegenheit Unseres Priesterjubiläums als Pilger nach Rom kommen werden, um ein öffentliches und ausdrückliches Zeugniß der Frömmigkeit und Anhänglichkeit ihrer Nationen abzulegen und der höchsten Autorität, mit welcher Gott Uns bekleidet hat, schuldige Ehre und Gehorsam zu erweisen. Ebenso allen Christen, welche im Herzen und im Geiste diese Pilgerschaaren nach Rom begleiten, desgleichen allen Jenen, welche um das gute und glückliche Gelingen dieser frommen Pilgerfahrten in irgend welcher Weise sich bemühen (diesen nämlich unter der Bedingung einer zweimaligen neuntägigen Andacht, des Betens des dritten Theiles des Rosenkranzes am Tage des Jubiläums, reumüthiger Beichte und Communion, und von Gebeten in einer Kirche für die Eintracht der Fürsten, der Ausrottung der Irrlehren, für die Bekehrung der Sünder und die Erhöhung der hl. Kirche, ihrer Mutter) — allen diesen gewähren Wir im Herrn vollkommenen Ablaß und die Nachlassung der Sünden, und zwar eben so wohl für den Tag Unseres Priesterjubiläums, als für den ersten Festtag nach Empfang der Pilger ihres Landes. Außerdem gewähren Wir allen, die wenigstens mit reumüthigem Herzen diese neuntägigen Andachten halten, für jeden Tag derselben 300 Tage Ablaß. Wir gestatten ferner, daß alle diese Abläße, Nachlassung der Sünden und Erlaß der Sündenstrafen den Seelen im Fegfeuer zugewandt werden können und Wir wollen, daß sie nur für dieses Jahr gegeben seien.

Es ist dies nicht der erste Ablaß, den Papst Leo ausgeschrieben. Wie in Verhöhnung der Reformation Luthers, welche vom Kampf gegen den Ablaß aus-

*) Für die folgende Darstellung sind zu vergleichen die eindringende Untersuchung von Dieckhof, Der Ablaßstreit (Gotha 1886), die feinsinnige „Prot. Polemik" von K. Hase (benutzt in der 3. Aufl. 1871), Tschakert, Evang. Polemik (Gotha 1885), Warneck, Prot. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evang. Heidenmission (Gütersloh 1884). Einiges auch aus „Wider Rom" (1886).

gegangen, hat er für jenen Monat des Lutherfeſtes, den 1. Oct. — 2. Nov. 1883, in einer Encyklika erklärt: Wir gewähren Allen, welche innerhalb der beſtimmten Zeit der öffentlichen Verrichtung des Roſenkranzgebetes und der lauretaniſchen Litanei beiwohnen und auf Unſere Meinung beten werden, für jedes einzelne Mal einen Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen (7 vierzigtägigen Faſtenzeiten) ... Alle aber, die in der genannten Zeit wenigſtens zehn Mal, ſei es öffentlich in der Kirche, ſei es für ſich zu Hauſe, die Gebete verrichten, ſollen, nachdem ſie giltig gebeichtet und das heil. Altarſacrament empfangen haben, von aller Schuld und von den für die Sünden beſtimmten Strafen nach Art des päpſtlichen Ablaſſes befreit ſein.

Ebenſo hat Papſt Leo auch am 22. Dec. 1885 ein ſolches außerordentliches Jubiläum feſtgeſetzt. Auch hier wird kraft der päpſtlichen Binde- und Löſegewalt allen Chriſtgläubigen vollkommener Ablaß aller ihrer Sünden gewährt in Form eines allgemeinen Jubiläums, unter der Bedingung, daß ſie im Laufe des Jahres 1886 die Sacramente der Buße und des Altars würdig und andächtig empfangen (noch außer der öſterlichen Beichte und Communion); ferner daß ſie ſechs Mal eine vom Biſchof beſtimmte Kirche oder die Pfarrkirche beſuchen (wozu die biſchöflich approbirte Erklärung: „Dieſe Beſuche kannſt Du an einem Tage machen oder auch auf eine längere Zeit vertheilen; merke aber: es müſſen förmliche Beſuche ſein, ſo daß man zur Kirche hinein- und wieder heraus-geht;“ auf derartige Weiſe hat den vollkommenen Ablaß, welchen alle Franciscaner-kirchen haben [den Portiuncula-Ablaß], eine alte gebrechliche Dame zu Nonnenwerth am Rhein an einem Tage 50 Mal zu erwerben vermocht); weiter, daß man in der Kirche eine Zeit lang betet (Erklärung: wie lange, iſt indifferent, „z. B. genügen gar wohl 7 Vaterunſer und Ave oder ein anderes gewöhnliches ſog. Ablaßgebet“) nach der Meinung des heiligen Vaters („gleichviel ob man ſie aus-drücklich kennt oder nicht“). Auch mußte man noch an zwei Tagen (außer den geſetzlichen Faſttagen) faſten (Erklärung: „mit einmaliger Sättigung am Mittag und einer Erfriſchung am Abend. Jede Speiſe, die von unſeren warmblütigen Landthieren kommt, z. B. Milch, Schmalz, Käſe, Eier u. ſ. w., iſt nicht erlaubt.“ Doch geſtattete der Biſchof von Rottenburg für Württemberg kraft beſonderer Voll-macht den Genuß von Eiern, Milch, Butter, Schmalz, nur nicht Schweineſchmalz). Endlich ſind Almoſen zu ſpenden für ein gutes Werk, in Deutſchland diesmal „für freie katholiſche Anſtalten zur Erziehung der Jugend und für Seminarien zur Heranbildung von Geiſtlichen“.

Dies einige concrete Bilder eines Ablaſſes aus lebendiger Gegenwart. Aber nicht nur Einzelnes darin bedarf noch der Erklärung, über das Weſen des Ablaſſes haben wir uns vor Allem zu verſtändigen.

Weit verbreitet in proteſtantiſchen Kreiſen iſt die Meinung, daß unter Ablaß Erlaß der Sünden gegen Geldſpenden oder gewiſſe fromme Leiſtungen zu verſtehen ſei. Der Spott der Römiſchen hierüber zeigt ſich wenig berechtigt angeſichts jener mindeſtens ſehr mißverſtändlichen Ausdrucksweiſe des unfehlbaren Papſtes, welcher

genug von einem Erlaß der Sünden redet und zwar auch für ſolche, die im Fegefeuer ſind. Aber wir dürfen auch erinnern an jene Altäre gerade am Mittelpunkt katholiſcher Chriſtenheit, welche einfach dem Sündenvergebung zuſagen, der die Kirche betritt. So verheißt St. Lorenzo, jene alterthümliche Baſilica vor den Thoren Roms, Vergebung aller Sünden den Beſuchern. Zu St. Pudenziana, wo St. Petrus im Hauſe des Senators Pudens Meſſe geleſen haben ſoll, verkündet eine Inſchrift in lateiniſcher wie italieniſcher Sprache: „Wer dieſe Kirche beſucht, erlangt jeden Tag einen Ablaß von 3000 Jahren, die Erlaſſung des dritten Theils ſeiner Sünden und noch ſehr viele andere (Abläſſe)". — Aber immerhin, die eigentliche Bedeutung des Ablaſſes gilt nicht der Sünde, ſondern den Sündenſtrafen, nicht den ewigen, ſondern den zeitlichen, aber auch nicht blos den von Menſchen, ſondern auch den von Gott auferlegten*). Mit der Vergebung der Sünden in der Abſolution — ſo lehrt die römiſche Kirche — werden zwar die ewigen Strafen erlaſſen, nicht aber auch die zeitlichen. Durch ſie ſowohl, wie die von der Kirche auferlegten Büßungen ſoll noch der göttlichen Gerechtigkeit genuggethan werden. Beide aber können eine Ablöſung finden im Ablaß.

Umſonſt iſt die römiſche Kirche bemüht, ſeinen Urſprung bis in die Anfänge der chriſtlichen Kirche zurückzuverlegen**). Mit Unrecht beruft ſie ſich auf den in der alten Kirche gebräuchlichen theilweiſen Erlaß längerer kirchlicher Bußen auf die Fürſprache der Märtyrer hin oder nach Anordnung der Biſchöfe, was Beides doch nur eine durchaus disciplinariſche Maßregel war, zur Bußzucht der damaligen Kirche als Begnadigungsrecht nothwendige Compenſation. Zwar ſeit dem achten Jahrhundert wurde es üblich, vorgeſchriebene Büßungen durch andere zu erſetzen: Faſten, Wallfahrten, Almoſen und drgl. Aber als ein reicher Mann von der angelſächſiſchen Synode zu Cloveshoe (747) ſchnelle Abſolution für ein ſchweres Vergehen forderte, da er durch reiche Spenden ſo Viele für ſich habe Pſalmen ſingen und faſten laſſen, daß er für ein Leben von dreihundert Jahren genuggethan, da erklärte die Synode: Könnte man ſo durch Andere die Gerechtigkeit Gottes verſöhnen, wie hätte dann Chriſtus geſagt, es ſei ſchwer für die Reichen, in das Himmelreich zu kommen? Die altgermaniſche Sitte des Wehrgeldes mag dazu beigetragen haben, den Ablaß Wurzeln ſchlagen zu laſſen, der wie ein Wehrgeld Gott in den Armen oder der Kirche gezahlt erſcheinen mochte. Seine Blüthe beförderten beſonders die Kreuzzüge: die Theilnahme daran, nicht minder die Spenden, die ſie ermöglichten, ſollten löſen von Strafen der Sünden; der Papſt aber als Haupt der Chriſtenheit ſtand an ihrer Spitze, in ſeine Hand floſſen die Gaben, er ertheilte den Ablaß, nur

*) Simar (Katholik), Lehrbuch der Dogmatik (1880) S. 768: „Es handelt ſich alſo beim Ablaſſe nicht um Nachlaſſung der Sünde oder Sündenſchuld an ſich; nicht um Befreiung von der durch ſchwere Sünden verwirkten ewigen Strafe; vielmehr wird bei Ertheilung desſelben vorausgeſetzt, daß die Schuld der Sünde, ſowie die .... ewige Strafe, bereits durch wahre Buße getilgt ſei."

**) Simar a. a. O. S. 767: „Die Ertheilung von Abläſſen war, wenn auch in verſchiedenen Formen, in der Kirche allzeit üblich."

vierzigtägiger Ablaß blieb den Biſchöfen zu ſpenden geſtattet, ein Jahr für den Bau einer Kirche; immer iſt mit ſolchen Zeitbeſtimmungen der Erlaß einer zur Befreiung von der Strafe ſo lange dauernden Bußübung gemeint.

Zu beſonderer Bedeutung aber gelangte der Jubelablaß. Zuerſt um 1300 ward ein ſolcher ausgeſchrieben von Bonifaz VIII. Die Ausſage eines alten Greiſes mußte als Beweis für ein Beruhen auf altem Herkommen dienen. Zahlreiche Pilger durfte Rom ſeine heiligen Stätten beſuchen ſehen und auch reichen irdiſchen Gewinns genießen. Doch hundert Jahre ſind eine lange Friſt; ſo ward ſie ſofort auf 50 Jahre abgekürzt. Aber auch ſo mußte manche Generation des Gnadenjahres entbehren, daher wurde das 33., bald das je 25. Jahr mit dem Ablaß des Jubeljahres ausgeſtattet. Am Chriſtabend zieht der Papſt in feierlicher Proceſſion zur Peterskirche. Mit goldenem Hammer ſchlägt er dreimal an die vermauerte heilige Pforte Petri mit den Worten des Pſalms 118, 19: „Thut mir auf die Thore der Gerechtigkeit, daß ich da hineingehe und dem Herrn danke". Aehnlich Cardinäle an drei anderen Pforten. Maurer aber öffnen die Pforten, welche nun mit Weihwaſſer beſprengt werden. Am folgenden Tage aber werden dieſe wieder für neue 25 Jahre verſchloſſen.

Solche Verbreitung und Feſtigung in der mittelalterlichen Anſchauung hat der Ablaß gewonnen, daß er zu dem ſelbſtverſtändlichſten Mittel ward, finanziellen Nöthen abzuhelfen. Der Widerſpruch gegen den Ablaß iſt freilich auch im Mittelalter fortan nicht verſtummt. Um nur einen von vielen zu nennen: Jener große Volksredner im 13. Jahrhundert, der Franciscaner Berthold, ſpricht in ernſter Rüge: „Pfui, Pfennigprediger, wie manche Seele wirfſt du mit deinem falſchen Gewinn in den Grund der Hölle, du Mörder der rechten Buße! Der Teufel, einer ſeiner liebſten Knechte, der fährt unter die einfältigen Leute, ſagt, er habe vom Papſte die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Heller." Vertheidiger des Ablaſſes meinten wohl, daß die Kirche durch ihn „wie durch einen frommen Betrug die Menſchen anlocke, Gutes zu thun, wie eine Mutter, welche ihrem Kinde einen Apfel verſpricht, um es zum Gehen zu locken". Selbſt Thomas, die kirchliche Autorität des Katholicismus, weiß ihn nur damit zu rechtfertigen, daß, was die Kirche thut, nichts Vergebliches ſein könne. — Dennoch hat gerade er nach Anderer Vorgang der Ablaßpraxis die dogmatiſche Grundlage gegeben in der Lehre vom Schatz der guten Werke, welchen die Kirche beſitze. Papſt Clemens VI. hat dieſe Lehre 1343 zum Glaubensſatz erhoben, Sixtus IV. 1477 den Ablaß auch für die Seelen im Fegfeuer verheißen, doch nicht mit gleicher Gewißheit.

Als daher die Reformation Luther's ſich in erſter Stelle gegen den Ablaß gewandt, hat Rom dennoch nicht vom Ablaß gelaſſen. Das Concil zu Trient hat zwar beim Ablaß eingeſchlichene Mißbräuche und unredlichen Gewinn abzuſtellen befohlen, aber den Ablaß ſelbſt hat es als heilſam feſtgehalten und ſeine Gegner verflucht. War im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Reformation das Beſtreben zur Geltung gelangt, nur kleine Abläſſe zu ertheilen, ſo iſt das wieder ſehr anders geworden. Man vertheidigt Abläſſe von tauſenden von Jahren, ſelbſt

einen von 60,000 Jahren und eben so vielen Quadragenen, d. h. vierzigtägigen Fastenzeiten. „Einen täglich zu gewinnenden von hundert Jahren hat Pius IX. bestätigt. In fast allen Kirchen ist ein Altar (in einigen mehrere) so durch päpstliche Privilegien mit Ablaß ausgestattet, daß mit jeder Messe jedes beliebigen Priesters, wenn er will, ein vollkommener Ablaß für einen Verstorbenen verbunden ist; manche Priester haben das Privilegium, daß an manchen Tagen ihre Messen, wo immer sie gelesen werden, privilegirt sind*)." 1860 wurde bei Gefangenen aus der päpstlichen Armee ein vom Cardinal de Angelis unterzeichneter Zettel gefunden, welcher lautete: „Hundert Jahre vollständiger Ablaß dem, welcher die Waffen gegen den excommunicirten König ergreift." Ja, es giebt Actienunternehmungen für Seelenmessen, oder etwa die Herausgeber streng römischer Blätter, wie des vielgelesenen Innsbrucker „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu", lassen Gratismessen für die Verbreiter ihres Blattes lesen.

Aber was macht denn den Ablaß der römischen Kirche so werthvoll? — Zur Beantwortung dieser Frage müssen Sie mir einen Blick gestatten auf den Zusammenhang des Ablasses mit der katholischen Lehre überhaupt. Die Gemeinschaft mit Gott zu bringen — die Aufgabe jeder Religion — verheißt auch die römische Kirche, ja sie erklärt schlechthin, als einzige solches Heil zu vermitteln. Worin aber besteht diese Gottesgemeinschaft? Um es kurz zu sagen: Der menschlichen Creatürlichkeit will sie ihre physische und sittliche Schwäche entnehmen und dieselbe mit göttlicher Lebensmacht und Kraft zum Guten erfüllen. Die Kirche behauptet nämlich, durch ihre sacramentlichen Handlungen das Göttliche, ja Gott selbst also gegenwärtig zu machen, daß der Mensch durch Unterstellung unter dieses ihr sacramentliches Wirken eine übernatürliche Einwirkung erfahre, welche ihn über seine vergängliche, schwache Menschennatur hinaushebe und mit einer Uebernatur bekleide, durch die er, wie der Vergänglichkeit entnommen, so auch befähigt sei, sich den sittlichen Forderungen der Gottesgemeinschaft gemäß zu bethätigen. Durch andächtige Versenkung in das Göttliche, vergegenwärtigt durch jene cultischen Handlungen, als durch ein religiöses Drama oder durch Symbole, Reliquien und Bilder, namentlich an in besonderem Maße gottbegnadigten Stätten, werde der Christ zu einer mystischen Gotteseinheit erhoben, welche ihm immer neue kräftige Impulse zu jenem sittlichen Wirken darreiche, das Bedingung der Gottesgemeinschaft ist. Als Canäle zur Ueberleitung göttlicher Gnaden in die menschliche Natur bezeichnet die katholische Kirche daher diese Handlungen, ihre Sacramente. Es sind ihrer sieben, denn es gilt ja, das ganze Leben in allen seinen Gestaltungen und Ordnungen zu umspannen, immer wieder durch diese Weihen Alles mit übernatürlichem Wesen zu durchdringen, wodurch es zugleich in den Bereich der Kirche erhoben und ihrer Leitung unterstellt wird. Freilich handelt es sich hier um eine doch nur stets wieder in einzelnen Momenten sich erneuernde Erhebung zu solcher Gottesgemeinschaft. Einen dauernden Charakter wird diese mehr nur dort erhalten, wo der M ö n ch

*) Döllinger und Reusch: Die Selbstbiographie des Cardinals Bellarmin, S. 137.

durch heroische Tugenden der Weltverleugnung sich über die Bedingungen natürlichen Daseins erhebt, so weit dies auf Erden erreichbar; er also allein ist der wahre Christ. Aber wie auch er seine Frömmigkeit vor Allem bethätigt in steter Unterstellung unter die Gnadeneinwirkungen der Kirche, so wird diese Theilnahme an jenen gottdurchdrungenen cultischen Handlungen der charakteristische Erweis katholischer Frömmigkeit sein. Denn nur so kehrt er ja immer wieder aus dem Erdenstaub zur Gottesgemeinschaft zurück, während die Bethätigung in der Welt ihn unvermeidlich in die Creatürlichkeit herabzieht.

In diesem Zusammenhang wird die besondere Bedeutung des Bußsacraments für den katholischen Christen klar. In der Taufe — nach katholischer Lehre — durch Einsenkung einer neuen Natur mit einem übernatürlichen Charakter ausgestattet, in der Firmelung in demselben im Hinblick auf die sittlichen Aufgaben gefestigt, sollte der Christ ihn nun auch durch entsprechende Leistungen bethätigen und dadurch die Realität seiner Gottesgemeinschaft erweisen. Nun behauptet zwar die katholische Kirche, daß es möglich ist, die ganze Summe aller Forderungen der Gebote zu erfüllen — freilich nach dem Stande dieses Lebens — aber als das Regelmäßige muß sie einen Mangel der schuldigen Leistungen constatiren. Diesem Mangel soll das Sacrament der Buße abhelfen. Eine Erstattung ist nämlich möglich durch eine vollkommene Reue, in welcher sich die übernatürliche vollkommene Liebe zu Gott nun um so kräftiger erweist. Aber freilich, wer wird das erreichen? Und überdies, wer mag wissen, ob er es erreicht hat? Die Seelenkämpfe eines Luther kamen daher, daß er solche vollkommene Reue, die der Vergebung der Sünden gewiß ist — eben weil sie den Ersatz für die Sünde in sich trägt — bei sich nicht zu finden vermochte. Muß sich nicht doch somit die Kirche als unfähig bekennen, dem Christen das zu bringen, was sie verheißen, was ihre wesentliche Aufgabe ist, die Gemeinschaft mit Gott? Es scheint so; ja wir werden sehen, es scheint nicht blos so. Aber die Kirche hat einen Ausweg gefunden. Es bedarf gar nicht solcher vollkommenen Reue. Dies ist seit dem Concil zu Trient katholische Lehre. Es soll vielmehr eine Reue genügen, die nicht thatsächlicher Abscheu vor der Sünde und Bruch mit ihr ist, die vielmehr nur nach Befreiung von der Strafe verlangt — nämlich durch die Kraft des Bußsacraments. Das Sacrament der Buße, d. h. der in der Beichte aller erheblichen Sünden documentirte Gehorsam gegen die Kirche und die Weihehandlung, die Absolution des Priesters ergänzen in diesem Fall den Mangel an schuldiger Leistung. Es kann also der katholische Christ durchaus vor der ewigen Verdammniß sicher sein, die Beichte, schließlich der Empfang der Sterbesacramente garantiren ihm die Seligkeit und ewige Gottesgemeinschaft.

Wer wollte da nicht mit Freuden dieser Kirche zufallen, die so durchaus aller Sorge um die Seligkeit enthebt? Wer nicht gern auch in den Kauf nehmen, daß nur durch die Mittlerschaft der Priester ihm das Heil zukommt und ihr, der in der Ordination noch auf eine höhere Stufe der Uebernatürlichkeit erhobenen, die Leitung der übrigen Christenheit als einer unmündigen anvertraut ist? Werde

ich so doch um so sicherer dem eigenen Zweifeln und Schwanken entnommen und um so unfehlbarer auf dem Wege des Heils erhalten.

Aber freilich, wer bürgt mir dafür, daß ich nicht in jähem Tod in meiner Sünden Blüthe dahinfahre und kein Sacrament meiner unvollkommenen Reue eine Ergänzung gegeben hat? Dazu läßt das Zeugniß des Gewissens sich nicht beseitigen, unvollkommene Buße sei doch keine vollkommene, und die Theilnahme am Sacrament kann eine unvollkommene Buße doch nur so vollkommen machen, daß sie durch mystische Erhebung neue Impulse zur Frömmigkeit darreicht. Ein stillschweigendes, aber thatsächliches Zugeständniß hiervon giebt die römische Kirche, indem sie erklärt, daß zwar die ewige Strafe der Sünde mit der Schuld erlassen wird, nicht aber auch die zeitliche. Zur Abbüßung derselben legt die Kirche genugthuende Strafen auf, aber auch von Gott werden solche verhängt, auf Erden und im — Fegfeuer. Das Fegfeuer ist keine Hölle, seine Pein ist nicht ewig, und nicht in völliger Gottesferne befinden sich die Seelen im Fegfeuer. Aber freilich tausende von Jahren mögen seine Qualen dauern. Hier zeigt sich, wie jene halbe und weltförmige Reue doch nicht zu helfen vermag, und die ganze Unsicherheit ist wiedergekehrt. — Da tritt denn der Ablaß ein. Sie erinnern sich der Erklärung im Jubiläumsablaß Leo's XIII., daß derselbe in jeder Hinsicht auch den Seelen im Fegfeuer zugewandt werden könne. Christus und die Heiligen haben noch mehr geleistet, als ihnen oblag, auf Grund der mystischen Gemeinschaft des Leibes Christi wird aus dem so entstandenen Schatz überschüssiger Verdienste der Mangel Anderer ersetzt. Nur als solche kommt die Leistung in Betracht, losgelöst von der Person dessen, der sie vollbringt; so kann sie zum Zweck des Ablasses übertragen werden, so kann auch der Ablaß Seelen im Fegfeuer zugewandt werden, sei es ganz, sei es der Ueberschuß, welcher nach Ablösung der eigenen Strafen noch übrig bleibt. — Nicht mehr in der marktschreierischen Weise eines Tetzel wird dieser Ablaß ausgeboten, aber überall und immer wieder wird er dargereicht auf irgend einen geringen Erweis der Frömmigkeit und der Ehrerbietung gegen die Kirche hin. Am Portale der Capelle der Virgen de la Colomba in einer Vorstadt Madrids hängt eine genaue Abbildung der Schuhsohle der hl. Jungfrau mit der Ueberschrift: Wer dieselbe drei Mal küßt und drei Ave betet, erhält Ablaß für 300 Jahre. Papst Pius hat am 14. December 1871 Allen, welche andächtig beten: „Heiligste, unbefleckte Jungfrau, bitte für Deutschland", unter Beifügung des englischen Grußes in der gleichen Meinung einen vierzigtägigen Ablaß verliehen, wenn sie es privatim, und einen hunderttägigen, wenn sie es öffentlich in der Kirche thun; thun sie es aber täglich, so können sie an vier Tagen des Jahres vollkommenen Ablaß erlangen. Wer andächtig ausruft: „Mein Jesus, Barmherzigkeit", hat 100 Tage (seit 1846); wer betet: „Süßes Herz Mariä, sei meine Rettung", hat 300 Tage Ablaß (seit 1852). Papst Leo aber ist hierin auf dem Wege seines Vorgängers durchaus weiter gegangen.

Aber warum die stete Wiederholung auch vollkommenen Ablasses? Genügt nicht wenigstens für den Einzelnen einmal ein vollkommener Ablaß? Hierauf er-

widert eine biſchöflich approbirte Schrift: „Antworte dir: Freilich habe ich erſt kürzlich ein Jubiläum gefeiert, aber habe ich's auch ſo gethan, wie ich's jetzt verſtehe, daß es geſchehen ſollte? Kann ich überzeugt ſein, daß ich die Gnade des vollkommenen Ablaſſes gewonnen habe? Für gewiß kann das Niemand ſagen, denn Niemand weiß, ob er die beſtimmten Bedingungen ſo genau erfüllt habe, als es nothwendig geweſen.“ Alſo bleibt doch die Gewißheit des Heils in der Schwebe. Und eben dieſe Ungewißheit entſpricht der römiſchen Lehre. Sie verwirft ausdrücklich die Heilsgewißheit der Proteſtanten, weiß aber ihrerſeits keinerlei Heilsgewißheit zu verbürgen. Solch' eine Unſicherheit mag nun ja wohl recht dienlich ſein, die Maſſen in Furcht zu erhalten und ihre Leitung der Prieſterſchaft erleichtern. Mit der Furcht rechnet überhaupt Rom ſehr gern. „Laß ſie nur,“ ſagte jener römiſche Cardinal angeſichts des Unglaubens der gebildeten italieniſchen Jugend, „wenn ſie alt werden, kommen ſie uns doch“ — aus Furcht des Todes! Aber was iſt jene Unſicherheit thatſächlich Anderes als eine widerwillige Erklärung der Kirche, doch nicht leiſten zu können, was ſie verſprach, nicht wirklich die Gemeinſchaft mit Gott zu vermitteln? Ich habe alſo umſonſt mich in den Gehorſam der Kirche begeben, umſonſt mich ihren Lehren und Ordnungen unterworfen, ja gegen mein eigenes Gewiſſen mich ihrem Ausſpruche gefügt, daß Gerechtigkeit ſei, was nur den Schein einer Gerechtigkeit trägt. Eben dies Gewiſſen hat ſich doch als ſtärker erwieſen und der Kirche nicht geſtattet, daß ſie auf Grund dieſer Scheingerechtigkeit mir einen gnädigen Gott verbürge.

Der Proteſt Luther's gegen den Ablaß hat gerade jener Corruption der Gewiſſen gegolten. Nicht als Vorkämpfer evangeliſcher Freiheit iſt Luther gegen den Ablaß aufgetreten, ſondern aus treuer beichtväterlicher Fürſorge für die ihm anvertrauten Seelen, welche durch den Ablaß vom Ernſt der Buße und der Scheu vor der Sünde zurückgehalten und in eine falſche Sicherheit eingewiegt wurden. Eben jene Lehre von dem Genügen einer Buße, die nichts weiß von einer inneren Umkehr zu Gott, findet ja im Ablaß die nothwendige Ergänzung, denn hier ſoll dem Sünder, der nur Garantie der Seligkeit begehrt, ohne Bruch mit der Sünde, zugleich die Furcht vor jedweder Strafe des Fegfeuers genommen werden, auf welcher doch noch allein die vorübergehenden Anſätze zur Reue beruhen. Die ſog. Beichtbriefe aber gar, welche ein Tetzel als die höchſte Gnadenanerbietung Gottes preiſen konnte, bezogen ſich auf erſt zukünftige Sünden, für welche ſie einen Beichtvater ſich nach Belieben auszuſuchen geſtatteten unter Zuſicherung vollkommenen Ablaſſes für die Todesſtunde, ohne bei ihrer Löſung auch nur irgend welche bußfertige Geſinnung und den Wunſch, von der Sünde zu laſſen, zu fordern. So wird durch den Ablaß eine unwahre Frömmigkeit großgezogen, die ohne innerliche Erneuerung ſich nur mit Gott abzufinden, ja ihn zu betrügen ſucht und ſich durch eine Seligkeitsverſicherung nur für um ſo ungeſcheuteren Sündendienſt den Rücken zu decken begehrt. In ihrer Beichtpraxis ſichert die römiſche Kirche ihren Gliedern auch nach einem in groben Sünden verbrachten Leben Freiheit von Strafe und ewige Seligkeit zu, wenn ſie nur angeſichts des Todes aus Furcht vor der Strafe

die Absolution begehren; sie garantirt ihnen nun zugleich durch den Ablaß Sicherheit vor allen zeitlichen Strafen und schläfert so systematisch die Gewissen ein, ja ertödtet sie.

Hiergegen verlangte Luther eine Buße, die nicht blos in vorübergehender Reueempfindung im Moment der Beichte besteht, sondern das ganze Leben des Christen erfüllt als fortgehende inwendige Erneuerung. Jener „Galgenreue" des sacramentlichen Bußactes, welche auch dem hoffärtigsten Heuchler möglich sei, hält er den Volksspruch entgegen: „Nimmer thun ist die höchste Buße". Die wahre Buße gehe hervor aus der Liebe der Gerechtigkeit und Gottes, ihr ist daher noch wichtiger als der Haß der Sünden des vergangenen Lebens die Sorge, wie sie ihr ferneres Leben gut führe. Denn „es ist unmöglich, daß du etwas hassest mit wahrem und vollkommenem Haß, es sei denn, daß du das Gegentheil zuvor liebest". Für Luther, als Mann des Gewissens, sind Vergebung der Sünde und Erlaß der Strafe mit einer Abkehr von der Sünde und einem Leben fortdauernden Kampfes gegen sie in Ertödtung des Fleisches, wie mit einer vollen und ganzen Hinkehr zu Gott im Glauben unzertrennlich verbunden. Die Buße richtet sich ihm daher auch nicht gegen einzelne sündliche Handlungen, sondern gegen die Grund- und Wurzelsünde, welche die Gesinnung des Herzens vergiftet, und sie ist dem eigen, der im Glauben an Christus steht und denselben in Heiligung des Lebens bewährt. Den Ablaß läßt er anfänglich noch stehen, aber als Erlaß von der Kirche auferlegter Strafen*); auch das Fegfeuer, aber als eine Zuchtstrafe zur Vollendung des Heiligungsprocesses. Von einer genugthuenden Strafe weiß Luther überhaupt nichts, denn der Mensch vermag Gott in keiner Weise Genugthuung zu leisten, wohl aber hat der Gläubige durch sein ganzes Leben in Haß der Sünde und Liebe der Gerechtigkeit zu stehen.

Luther's Protest gegen den Ablaß ist somit ein Kampf für eine wahrhaft christliche und sittliche Gesinnung gegen eine unwahre und knechtische; gegen jene Gesinnung, welche durch Vertrauen auf eine unfehlbare Autorität die Stimme des Gewissens unterdrückt und mit dem Kölner Erzbischof Melchers**) spricht: „Das Gewissen der katholischen Welt ist dem Papst übertragen und ihm alle Verantwortung überlassen." Daher war Luther's That allerdings eine Befreiung in wahrhaft ethischem Sinne. Es ist die Herstellung wirklich *menschenwürdiger Sittlichkeit* im Gegensatz zu einer Anleitung der Seelen, welche nur gebrochene Persönlichkeiten zu erzeugen vermag.

*) Daher die Warnung der 33. These, den Ablaß „für die höchste und wertheste Gottesgnade oder -Geschenk, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt wird" zu achten, und die 45. These: „Man soll die Christen lehren, daß der, der seinen Nächsten siehet darben, und des ungeachtet Ablaß löset, der löset nicht des Papstes Ablaß, sondern ladet auf sich Gottes Ungnade."

**) Derselbe, welcher zu dem die Zustimmung zum Unfehlbarkeitsdecret verweigernden Prof. Reusch sagte: „Sie sprechen überhaupt zu viel von Ueberzeugung. Sie müssen jetzt Ihrem Bischof gehorchen; ich übernehme tausendmal die Verantwortung für das, was ich von Ihnen verlange; Sie können doch nicht annehmen, daß Gott es Ihnen verübeln werde, wenn Sie gehorsam thun, was ich verlange." Vgl. v. Schulte, Gesch. des Altkatholicismus, S. 141

Luther wußte ſich eins in dieſem Kampfe mit den größten Leuchten auch der katholiſchen Kirche, einem Auguſtin und dem hl. Bernhard. Aber daß er ſeine Gegner überwand, beruhte doch auf ſeiner auch einen Auguſtin und Bernhard überragenden evangeliſchen Erkenntniß deſſen, worin des Chriſten Gerechtigkeit vor Gott beſteht. Er ſelbſt hat ſie als die Erkenntniß bezeichnet, daß der Gerechte ſeines Glaubens lebe. Die katholiſche Kirche war zu jener Corruption ſittlichen Urtheils, wie ſie ſich im Ablaßweſen ausſpricht, nicht durch einen Abfall von ihrem Princip, ſondern durch conſequente Ausgeſtaltung desſelben gelangt. Sie wollte die Gottesgemeinſchaft bringen, indem ſie der Sünde als natürlicher Schwäche entnahm und durch die myſtiſche Einwirkung ihrer Sacramente mit Kräften zum Guten ausſtattete. Da *muß* die Leiſtung des Menſchen zum Maßſtab für ſeine Gemeinſchaft mit Gott werden und *muß* die Kirche wenigſtens für die Menge dieſen Maßſtab in's Menſchliche ziehen, ſich an einer oberflächlichen Gerechtigkeit genügen laſſen und für Erlaß der Strafen ſorgen, will ſie anders ihren Anſpruch nicht aufgeben, die Mittlerin der Gottesgemeinſchaft zu ſein. Luther wurde Reformator, indem er in der Kirche auf dem Wege eigenſter Lebenserfahrung inne ward, daß dieſe ganze Beurtheilung falſch ſei, daß es ſich gar nicht darum handele, durch Momente religiöſer Erhebung Gott nahe zu kommen und einzelne Impulſe zu frommem Handeln zu empfangen, noch um irgend welche Leiſtung des Menſchen, der vielmehr auch für ſeine guten Werke ſtets der Vergebung Gottes bedürfe — ſondern daß das Weſen des Chriſtenthums darin beſtehe, wirklich *Religion* zu ſein und zwar *die* Religion, die wirkliche und alleinige Stätte *perſönlicher* Gottesgemeinſchaft, einer Gotteskindſchaft, die das ganze Leben des Chriſten in *allen* ſeinen Momenten beſtimmt. Dieſe Erkenntniß war dadurch bedingt, daß er die *Sünde* in ihrer Tiefe erkannte: nicht als eine Art Krankheit und Schwäche des Menſchen, mit ſeiner Creatürlichkeit gegeben, nicht als eine mangelhafte Leiſtung und unvollkommenes Gute, ſondern als Bruch und Zerſtörung der Gottesgemeinſchaft, mit einem Worte: als *Schuld*. Mit dieſer Erkenntniß der Sünde als Schuld verband ſich auch das Verſtändniß der *Gnade* als der gnädigen Liebesgeſinnung Gottes, welche ſich dem Sünder voll Erbarmen zuwendet in der Verſöhnung durch Chriſtus. Denn dieſe Verſöhnung iſt Luther nicht eine Ergänzung des an unſerer Leiſtung noch Fehlenden, ſondern in ihr vollzieht ſich die Herſtellung der durch die Sünde zerſtörten Gemeinſchaft durch Zuwendung der Gnade Gottes an den Sünder und Ueberführung des Sünders von ſolcher Gnade. In dem *Evangelium* iſt die Gnadenthat Gottes gegenwärtig und an dies nicht durch Menſch noch Engel anzutaſtende Zeugniß *im Wort und Sacrament* darf der Chriſt ſich halten und wird ſo *im Glauben* der Gnade Gottes gewiß. In keiner Schrift hat Luther den principiellen Gegenſatz gegen Rom ſo hervorgehoben wie in der „von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche", wo er die römiſche Sacramentslehre behandelt. Für Rom iſt das Sacrament weſentlich verwandeltes Element, es theilt daher göttliche Gnadenkräfte in naturhafter Weiſe (ex opere operato) mit; daher es wohl vorkommt, daß evangeliſche Kranke in katho-

liſchen Hoſpitälern bereits beſinnungslos in ihren letzten Momenten noch die Taufe empfangen, Heidenkinder ohne Wiſſen der Eltern durch „frommen Betrug“ — der Ausdruck ſtammt nicht von mir — oder auch Erwachſene hinter ihrem Rücken getauft werden oder unter dem Vorwand der Anwendung von Heilmitteln, wie die Königin Roſaherina von Madagascar.

Für Luther und die lutheriſche Kirche iſt wie des Wortes, ſo des Sacramentes weſentlicher Inhalt die gewiſſe Gnadenverheißung Gottes, hier durch das Stiftungswort Chriſti in concentrirter Weiſe dargereicht. Seine Gabe empfängt daher der Glaube, die perſönliche Zuverſicht, die ſolche Zuſage giebt. Der Glaube begegnet dem Worte Chriſti, welches — mit Luther zu reden — ſpricht: „Siehe, o ſündiger und verlorener Menſch, aus lauterer freier Liebe, mit der ich dich liebe nach dem Willen des Vaters aller Barmherzigkeit, verheiße ich dir vor allem deinem Verdienſt Vergebung aller deiner Sünden und das ewige Leben. Damit du aber dieſer meiner unwiderruflichen Zuſage ungezweifelt gewiß ſeiſt, gebe ich meinen Leib hin und vergieße mein Blut, durch den Tod ſelbſt dieſe Zuſage bekräftigend, und hinterlaſſe (und gebe) dir beides zum Zeichen und Gedächtniß eben dieſer Zuſage.“ So handelt denn hier Perſon mit Perſon, Gott durch ſeine Zuſage mit dem Menſchen, der Menſch durch ſeinen Glauben mit Gott. In dieſer Glaubensgewißheit, und nur in ihr, dem zweifelloſen herzlichen Vertrauen zu der im Wort ſich bezeugenden Liebesgeſinnung Gottes iſt die Gottesgemeinſchaft wirklich geworden, eine thatſächlich und gegenwärtig vorhandene, Jedem in gleicher Weiſe zugängliche und durch das ganze Leben dauernde.

Kommt ſo nur hier die Aufgabe des Chriſtenthums als Religion zur Verwirklichung, ſo iſt auch gerade damit wahre Sittlichkeit garantirt. Es iſt der eigenthümliche Vorzug chriſtlicher Sittlichkeit vor jeder heidniſchen, ſonderlich auch der hoch geprieſenen buddhiſtiſchen, daß das Chriſtenleben erwächſt aus dem Dank für erfahrene Gnade. Nun weiß der Katholicismus ja wohl von ſo reichlichen Gnaden, von göttlicher Nachſicht — beſonders bei günſtiger Fürſprache — von göttlichen Einwirkungen und Vorſchriften, aber er kennt nicht die gewiſſe Gnade Gottes, wie er in Chriſto den Sündern hold iſt, ſich ihnen zum „herzliebſten Vater“ dargiebt, mit ihnen jene reale Gemeinſchaft eingeht. In dieſem Glauben aber liegen die Wurzeln des evangeliſchen Chriſtenlebens. „Der Glaube, ſagt Luther, iſt eine lebendige, verwegene Zuverſicht auf Gottes Gnade, ſo gewiß, daß er tauſendmal darüber ſtürbe. Und ſolche Zuverſicht und Erkenntniß göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und luſtig gegen Gott und alle Creaturen, welches der heil. Geiſt thut im Glauben. Daher der Menſch ohne Zwang willig und luſtig wird, Jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lobe, der ihm ſolche Gnade erzeiget hat, alſo daß es unmöglich iſt, Werke vom Glauben zu ſcheiden, ja ſo unmöglich, als Brennen und Leuchten mag vom Feuer geſchieden werden.“ Sie wiſſen, wie Luther in ſeiner Schrift „Von der Freiheit des Chriſtenmenſchen“ der Herrlichkeit des Chriſtenſtandes ſo unvergänglichen Ausdruck gegeben. Königliche Herrſchaft über die Welt iſt dem Chriſten dadurch verliehen, daß er Chriſti eigen wor-

den, daher er nun der Knechtung unter Luſt und Leid der Welt entnommen, ſie vielmehr ſich dienſtbar weiß zur Seligkeit. Seine prieſterliche Würde aber ſichert ihm den ſteten offenen Zugang zu Gott in einem Gebet, das der Erhörung gewiß iſt, auch keiner Fürſprache oder ſonderlicher Gnadenſtätten bedarf. Dieſe Gottes-kindſchaft aber wird Motiv für die Arbeit am eigenen noch ſündlichen Selbſt, wie zum Dienſt der Liebe an der Welt. Die *Geſinnung* der Liebe zum Guten iſt dadurch gegeben, welche allein jeder Handlung ihren Werth verleiht. Da-her iſt denn auch dieſe Vollkommenheit nicht an einen beſtimmten Stand, wie den des Mönches, gebunden, das Kleinod eines chriſtlichen Berufslebens dem evangeli-ſchen Volke geſchenkt. „Ein chriſtlich Leben, ſpricht Luther, iſt kurz verfaßt: es ſtehet ganz und gar in dieſen zweien: nämlich, daß wir ein gut Herz zu Gott und einen guten Willen zu den Menſchen haben. Glaube und Liebe ſind das Weſen eines Chriſtenmenſchen. Der Glaube empfängt, die Liebe giebt. Wer da glaubt, hat alle Dinge von Gott, iſt ſelig und reich. Darum bedarf er hinfort nichts mehr, ſondern Alles, was er lebt und thut, das ordnet er zum Nutzen ſeines Nächſten und thut demſelben durch die Liebe, wie ihm Gott gethan hat durch den Glauben. Alſo ſchöpfet er von oben durch den Glauben und giebt von unten durch die Liebe. Denn wo der Troſt des Evangelii das Herz aus dem Tode und Angſt der Hölle reißet, da folget alsdann auch des Geiſtes Kraft und Werk, daß nun auch Gottes Gebot in des Menſchen Herz anfängt zu leben; denn er nun Luſt und Liebe dazu kriegt, und dieſelbe beginnet zu erfüllen, und alſo hier das ewige Leben anfängt, bis es in jenem Leben vollendet wird."

Wo bleibt da noch Raum für den Ablaß? Von einem Schatz überſchüſſiger Verdienſte der Heiligen weiß der evangeliſche Chriſt nichts, aber im Glauben an die Verſöhnung durch Chriſtus der Gnade Gottes gewiß, bedarf er keiner Hinterthür, um bei ihm Nachſicht zu erlangen; auch begehrt er gar nicht von Strafe ſich loszu-kaufen, denn befriedet durch die Vergebung der Schuld, iſt ihm auch die Strafe keine Strafe mehr und das Leiden nur Liebeserweiſung Gottes zur Löſung von Sünden. Ein Fegfeuer hat er nicht zu fürchten, ſteht er doch ſchon jetzt im Glau-ben in Gemeinſchaft mit Gott; ſo iſt ihm der Tod unmittelbar Heimgang zu dem Vater, dient ihm zur Vollendung jener Gemeinſchaft. Genugzuthun vermag er nicht, er bedarf es auch nicht, ſo wenig wie ein Kind ſich durch ſonderliche Werke des Vaters Liebe erwerben muß; kennt er ja überhaupt keine Werke ſonderlicher Frömmigkeit, ſondern, was er thut, iſt naturgemäße Bethätigung des Gotteskindes. Durch menſchliche Autorität eine Seligkeitsverſicherung erlangen kann er allerdings nicht, aber er weiß nicht nur, daß eine ſolche wider das Zeugniß des Gewiſſens nicht Stand hält, er *will* auch nicht Gott zugehören und doch der Sünde dienen. An die Stelle jener vom Ablaß bezweckten Sicherheit iſt hier *Glaubensge-wißheit* getreten. Sie trägt in ſich im Gegenſatz zur Geſpaltenheit und Un-ſelbſtändigkeit des römiſchen ſittlichen Ideals den praktiſchen Erweis ihrer Wahrheit, indem ſie den Chriſten zu einer einheitlichen, *charaktervollen Perſön-lichkeit* macht, die ſich frei weiß von aller Furcht der Welt und Menſchenknecht-

ſchaft und dennoch ihre Ehre ſucht im Dienſt der Liebe. Ich ſchließe mit Luther's Schluß in ſeiner „Freiheit eines Chriſtenmenſchen“: Nun „lebt ein Chriſtenmenſch nicht in ſich ſelbſt, ſondern in Chriſto und ſeinem Nächſten durch die Liebe; durch den Glauben fähret er über ſich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter ſich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das iſt die rechte, geiſtliche, chriſtliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Geſetzen und Geboten“ — auch vom Bedürfen des Ablaſſes. „Gott gebe uns, daß wir dieſe Freiheit recht verſtehen und behalten.“

Auf Seite 526, Zeile 19 v. o. iſt zu leſen: Der menſchlichen Creatürlichkeit mit ihrer phyſiſchen und ſittlichen Schwäche will ſie entnehmen und mit göttlicher Lebensmacht und Kraft zum Guten erfüllen.

Wie die Welt zu den Waſſernixen kam.

Von **Willot Thoymſus** in Dorpat.

Ein leiſes Lüftchen wehte ſo geheimnißvoll durch die hohen Gipfel der Linden und Buchen, die Vöglein zwitſcherten ſo hell und munter; gab es doch wieder einmal einen ſo ſonnigen, klaren Tag, da mußte man doch den böſen Regen recht gründlich auslachen.

„Etſch, etſch, die liebe Sonne iſt eben doch ſtärker als er!“

Und nicht die Vöglein allein, auch die Menſchenkinder freuten ſich, das ſah man am ſtrahlenden Geſichtchen des jungen Mädchens, das behutſam eine Flaſche Milch, Brod und ein Stückchen Fleiſch in ihr Körbchen packte.

„Großmütterchen, heute bringe ich dem Vater ſeinen Mittag,“ und die braunen Augen blickten fröhlich durch das niedere Fenſter der kleinen Hütte.

„Großmütterchen, kommſt Du nicht auf die Bank heraus? Iſt ſo himmliſches Wetter, kannſt Dir Deine alten Glieder an der Sonne wärmen!“

Fort ſprang die leichte, behende Geſtalt. War es nicht wonnig unter den duftigen, grünen Bäumen? Hier blühte ein Blümchen, dort winkte ein Beerchen aus dem ſaftigen Grün, und Käfer und Schmetterlinge in Hülle und Fülle! Da mußte man ſich bücken, hier ſich recken; will man doch alles Schöne ſo gern mit Händen greifen, ſcheint es Einem doch, als könnte man es dann halten, für heute und morgen — für alle Zeit.

Doch das letzte Beerchen war hinter den roſigen Lippen verſchwunden, das zierliche Sträußchen ſchmiegte ſich ſo eng an das knappe, ſchwarze Mieder. Das junge Ding ſteckte ihr Näschen ganz tief in die Blüthen, jetzt ein tiefer Athemzug und:

Mei Schatz, der iſt a Jagersmann,
Dat weiß i ganz genau,
In ſeinem grünen Jackerle
Holt er mi bald zur Frau.
All Murgens ſteiget auf die Berg'
Mei ſchmucker Jagersmann,
Det Luderle, det Rackerle,
Und kommt nit bei mi an.

So klang es laut und friſch durch den ſtillen Wald. Da — ſollten die jungen Glieder ſchon müde ſein? Ach nein! Müdigkeit iſt es nicht, liegt doch dort der ſtille, große See; die Sonne läßt alle ihre Brillanten in dieſem klaren Spiegel funkeln und die dunklen Augen des Mädchens blicken ſehnſüchtig nach der kühlen Fluth. Jetzt ein Blick zur Sonne, ſie ſteht noch hoch, allzu ſpät kann es noch nicht ſein, jetzt ein ſcheuer Blick ringsumher, — doch Niemand iſt zu ſehen weit und breit. Das Körbchen ſteht bereits im Schatten, die Kleider liegen hinter'm nächſten Buſch, und eins, zwei, drei tauchen die zarten Glieder in das erfriſchende Naß. Wie prächtig glitzern die Tropfen, die die kleinen Hände abſchütteln, da vergißt ſich die Zeit und die böſe Welt, da merkt man nicht, wie erſt das Röckchen und dann das Mieder und ſo nach und nach Stück auf Stück verſchwindet. Sollte ſich doch ein Waldknecht hierher verirrt und, um das Mädel zu necken, die Kleider verſteckt haben?

O nein! blicken wir nur in jene Höhle dort, die ſo lauſchig liegt, rings von Buſchwerk umgeben! Da ſehen wir den Vater Fuchs, den Schlauen, wie er ſeinem Frauchen das bunte, coquette Schürzchen vorbindet, und die Füchſin kann es nicht abwarten, daß er den Knoten ſchlingt; iſt ſie doch begierig, ihren Jüngſten in den warmen, weichen Rock zu wickeln.

Ja, hätte das junge Ding im kühlen Waſſer geahnt, wie wohlig es den Fuchskindern auf dem neuen Lager war, ſie wäre nicht ſo entſetzt und verzweifelt geweſen, als ſie, aus dem Waſſer huſchend, ihre Kleider nicht mehr fand. Was thun? — Aus dem See getraute ſie ſich nicht, wie leicht konnte ſie Einer entdecken! Es mußte doch Jemand in der Nähe ſein, die fehlenden Kleider bewieſen es.

So ſetzte ſich das arme Ding auf einen Stein im Waſſer und ihre Thränen floſſen erſt in Scham und dann in Verzweiflung.

Die Sonne ſah ihren Kummer und es ging ihrem freundlichen Herzen nah. „Ich will dem armen Kinde helfen," und damit beeilte ſie ſich nach Hauſe zu kommen.

„Iſt es erſt dunkel, ſo wagt ſie es vielleicht, durch den Wald zu ſchlüpfen!"

Aber die Sonne kannte das Mädel nicht: ſie lag bereits in ihrem Himmelbett und hatte den Wald, den See und das weinende Menſchenkind ſchon längſt vergeſſen, da ſaß dieſes noch immer auf dem Stein und weinte ſich die luſtigen Aeuglein roth.

Sollte denn Niemand kommen, ſie zu retten? Ihr Körper zitterte vor Kälte und Aufregung, dabei war es ſo dunkel und ſchaurig, und leiſe ſchluchzend faltete ſie die Hände.

Und ihr Gebet war nicht umſonſt; der Mond, der hinter den Zweigen einer großen Tanne mit ſeiner Geliebten, einer ſüßen Nachtigall, geſchäkert, trat jetzt voll und klar über den See und blickte mit ſeinem großen, milden Auge tröſtend auf das verlaſſene Mädchen. — Mußte er nicht enttäuſcht ſein, als das junge Ding, ſtatt ihre Thränen zu trocknen, nur noch heftiger weinte und klagend ausrief: „Schon ſo ſpät?"

Doch er nahm es nicht übel, der gute Mond, ſondern blickte ſanft und freundlich auf die Troſtloſe herab; da ſah er denn auch, wie ſich erſt das Waſſer leiſe bewegte, wie die Wellen dann immer größer und größer wurden — und plötzlich tauchte ein mächtiges, bärtiges Haupt hervor und zwei Arme ſchlangen ſich ſachte um die zitternde Mädchengeſtalt. Er ſah, wie das liebliche Geſichtchen erbleichte, doch es kam kein Laut von ihren Lippen, deſto mehr aber ſprach der bärtige Mann. Er ſagte ihr, er ſei der Schutzgott des Sees und habe unten in ſeinem Palaſte ihr Weinen vernommen, das hätte ihn ſo traurig geſtimmt, ſeine ſchönſten Schnecken zum Abendeſſen hätten ihm darob nicht gemundet; da ſei er denn heraufgekommen, um ſie zu tröſten.

Er wußte ſo ſchön zu erzählen von allem Glanz und aller Pracht da unten in ſeinem Reich. Sie ſolle nur kommen und die Herrlichkeit erſt anſehen, ſie würde dann Erde und Menſchen vergeſſen. Und das Mädchen hatte geſpannt gelauſcht, war ihr doch Alles ſo fremd und neu, kam es ihr doch vor, als läge ſie daheim in ihrem weichen Bettchen und Alles wäre ein wunderlicher, neckiſcher Traum. Da ſchrak ſie zuſammen — die ſchützenden Arme hatten ſie feſter umfangen, das war kein Traum und ſie fing bitterlich an zu weinen.

Doch der Waſſergott wurde nicht ungeduldig, denn er wußte ja, daß ſeine Fiſchchen dort oben auf der trockenen Erde auch matt und traurig liegen würden, wie ſollte es da dem Menſchenkinde hier in der kühlen Fluth denn anders ergehen! So wartete er denn ruhig, bis ſeine zarte Laſt vom Weinen müde wurde und er auf ſeine Fragen erfuhr, daß der Joſel ihr Schatz wär' und daß ſie ſterben müßte, wenn ſie ihn nicht mehr wiederſehen ſollte. Die Großmutter wäre ſo alt und ſchwach, der Vater käme erſt ſpät Abends nach Hauſe und auch der Bruder wäre fort, denn er ſei Soldat; ſie müßte heim, ſie könne ihr Großmütterchen nicht in Angſt und Sorge allein laſſen.

„Kannſt Du mir denn gar nicht zur Großmutter helfen?"

Und der Mond fuhr ſich mit einer Wolke über das Geſicht, waren ihm doch auch die Thränen in die Augen getreten. Warum konnte er nur nicht herabſteigen und das Mädel in die Hütte geleiten?

„Für die Deinigen brauchſt Du nicht bange zu ſein," hörte er den Waſſergott ſagen. „Morgen in der Früh' ſchicke ich den finſteren Nordwind zu Deinem Bruder, der ſoll ihm beim Exerciren den Staub ſo aufwirbeln, daß Roß und Reiter den Graben nicht ſehen. Du brauchſt nicht bang zu ſein, wenn er auch ſtürzt, großen Schaden wird er nicht nehmen, nur der Fuß bleibt ihm ſteif; dann kann er nicht mehr Soldat ſein und kommt zur Großmutter nach Haus.

Den Südwind aber, den ſende ich hinüber zum Bergſtrom. Da wohnt mein Freund, der ſieht gar oft an ſeinem Ufer ein holdes Mädel ſitzen und ihrem Vater die Netze flicken. Dem laſſe ich ſagen, er ſolle doch dem lieben Ding einmal zuflüſtern, wie viel herrlicher und ſchöner die Beeren in eurem Walde ſeien, es lohne ſich, ſie dort zu ſuchen. Und kommt ſie dann an euer Haus und Dein Bruder ſieht das friſche Geſchöpfchen, ſo wird es nicht lange dauern und ſie iſt

ſein Schatz. Iſt auch eine ſchmucke Dirn', und Deine Großmutter hat dann wieder ein Töchterchen, das ihr die Falten von der Stirn ſtreicht und bei der Arbeit hilft.

Zum Joſel aber muß mein Weſt, der iſt ein guter Geſell, der wird Deinen Schatz begleiten, wenn er auf die Gemsjagd geht. Er bringt ihm einen Gruß von Dir und lockert ihm den Schnee, und ſollte der Joſel auch deshalb verſinken, ſo ruht er ja weich, es wird ihm auch wohler ſein unter der weißen Decke, als wenn er Tag um Tag in Sehnſucht und Gram verbringt."

Und des Waſſergottes Lippen drückten einen zarten Kuß auf die weiße Stirn und die traurigen Augen.

„Wenn ich auch wollte, an das Land kann ich Dir doch nicht helfen; wen der Seekönig einmal getröſtet, wem er von ſeinem Reich und ſeiner Pracht erzählt, der darf nicht zurück auf die Erde. Die Menſchenkinder dürfen es nicht wiſſen, wie herrlich es hier unten iſt, ſie bekommen Sehnſucht nach dem ſtillen Grund und ſtürzen ſich dann leicht und unbeſonnen in das Waſſer." — Weinend ſank das blaſſe Köpfchen an die breite Bruſt und leiſe rauſchte der See, immer leiſer und leiſer, und die müden Augen des Mondes ſtreiften einen leeren, feuchten Stein.

* * *

Woche um Woche hatte der Mond mit der Nachtigall gekoſt, Woche um Woche hatte er wehmüthig auf den Platz geblickt, wo er Zeuge ſo vieler Thränen geweſen, was wundert ihn denn heute, daß er ſo neugierig nach allen Seiten blickt?

Unter ihm liegt der See, aber nicht ſo dunkel und geheimnißvoll wie ſonſt, nein, ein Silberglanz breitet ſich über die ganze Fläche und die Fiſchlein in ihren glitzernden Panzern tummeln ſich luſtig in dem blinkenden Naß.

Der Südwind aber ſtreicht mit ſeinem ſanften Wehen von einer Seite zur anderen, bricht hier ein Blüthchen, dort ein Blättchen und Alles trägt er in die belebte Fluth. „Südwind, was giebt es?" ſo fragt der Mond, und der muntere Geſelle, der lächelt. „Hochzeit," flüſtert er und nähert ſich dem neugierigen Monde: „Unſer König hat endlich ſeine Nymphe gefunden und heute wird ſie Königin!"

* * *

Und Jahre ſind verfloſſen, der Mond ſchleicht bleich und traurig ſeinen Weg; ſeine Geliebte, die Nachtigall, iſt todt. — Dort unter jener Tanne ruht ſie, das anſpruchsloſe Vöglein mit der wundervollen Stimme; ein müder Blick des Mondes ſtreift das kleine Grab. —

Sollte den Menſchenkindern damals auch ſo weh um das Herz geweſen ſein, als das zarte Mädel, ihr Eins und Alles, in dieſer Fluth verſchwand?

Ach, gewiß nicht; eben hatte er in die ſtille Hütte geblickt, auf zwei ſo glückliche, ſtrahlende Geſichter. Aber war es denn zum Verwundern, kam doch heute der Hanſel heim, den er vor zwei Jahren mit ſeinem Ränzel aus dem Wald und über die Grenze geleitet. Dort hinten liegen zwei grüne Hügel, an

das kleine Kreuz lehnt eine müde Meiſe ihr ſchlaftrunkenes Köpfchen. Hatte er doch ſelbſt geſehen, wie der Hanſel als kleiner Bub die Blümchen auf die Gräber pflanzte; er wußte ja, da ſchliefen Großvater und Ahne, ihnen war vor Kummer das Herz gebrochen, denn die Muhme war im See ertrunken.

So denkend ſchloß der Mond die Augen und ſah es nicht, wie eine junge, kräftige Geſtalt ſich in das hohe Gras am Ufer warf.

„Iſt nicht weit von Haus," klingt es von den friſchen Lippen; „will mich ein wenig ausruhen von dem weiten Weg!"

Die müden Lider ſchloſſen ſich halb.

Und das Schilf bewegt ſich, ein leiſes Rauſchen — und vor den Augen des jugendlichen Träumers ſchlüpfen behende, zierliche Geſtalten aus dem glitzernd ſich theilenden Waſſer. Der Geſelle lächelt. „Halb Menſch, halb Fiſch," murmelt er und will ſich aufrichten, doch kann er den Blick nicht wenden.

Dieſe holden, glücklichen Geſichter, die in kindlichem Uebermuth, leiſe jubelnd die ſpritzenden Tröpfchen erhaſchen, um ſie mit neuem Jubel von den Händchen zu ſchütteln. Jetzt jagen ſie ein Fiſchchen, jetzt verfolgen ſie ſich ſelber und die ſchlanken Leiber gleiten ſo lautlos durch den ſpiegelglatten See. Jetzt drängen ſie zuſammen und lauſchen ängſtlich; da theilt ſich die Fluth. — Welch ſchönes Weib! ihr reiches Haar fällt in goldigen Wellen um ihre zarten Schultern, und die kleine Schaar in den Armen, ſinkt ſie lautlos und ſacht in die Tiefe.

Der Jüngling aber ſpringt empor: „da war ich richtig eingeſchlafen," und ärgerlich reibt er ſich die Augen, wirft einen ſcheuen Blick auf das ſtille Waſſer und eilt mit munteren Schritten heim.

Dem Mütterchen aber erzählt er, er hätte geträumt, und die horcht athemlos auf Hanſel's Worte.

Und näher rückend flüſtert ſie ihm in's Ohr: „Das waren die Waſſernymphen, mein Kind, und wem die ſich zeigen, dem bringen ſie Glück."

Das hübſche Geſicht des Jungen wird roth und verlegen zupft er an ſeiner Joppe.

„Dacht' ich's mir doch," ſprach lächelnd die Mutter, „waren Deine Briefe letzthin doch ſo confus. Wenn es eine brave Dirn' iſt, ſoll es mir ſchon recht ſein."

Auch der Mond hatte die Nymphen geſehen und die Königin, die ihre Kinder holte. Sollte ſie glücklich ſein — warum nicht?

Wie leicht vergeſſen die Menſchenkinder ihr Erdenglück, wenn ſie ſich hineinträumen in ihre märchenhafte Gedankenwelt. Aber nicht Jedem gehen Wünſche und Träume in Erfüllung, und erwacht man dann zur Wirklichkeit, wie leer und ſchal ſieht Alles aus, was uns früher Glück und eitel Freude war!

Ueber die Spruchweisheit der Inder.

Vortrag, gehalten in der Aula der Universität zu Dorpat von **L. v. Schroeder.**

Unter den mannigfachen reichen Talenten und Gaben, die das Volk der Inder eine so bedeutsame Stelle in der Geschichte der menschlichen Culturentwickelung einnehmen lassen und die insbesondere in der Zeit des indischen Mittelalters die schönsten und werthvollsten Blüthen getrieben, tritt die Anlage zu Reflexion und Speculation als besonders charakteristisch hervor. Neben all dem gewaltigen Schwunge einer kühnen Phantasie, die keine Fesseln, keine Schranken kennt, neben all der Gluth einer Empfindung, die die üppig blühende Sinnenwelt ringsum voll in sich aufzunehmen weiß und in bestrickenden Tönen, in glühenden Bildern Zeugniß giebt von der Tiefe und Kraft ihrer Auffassung, neben alledem ist der Hang zum Sinnen, Grübeln und Speculiren eben so tief, eben so fest im Wesen des indischen Geistes eingewurzelt. Wir können diesen Hang aus dem Bilde des Inders, wie er auf der Höhe seiner Cultur vor uns steht, nicht entfernen, ohne dasselbe völlig unkenntlich zu machen, ja geradezu zu zerstören. Fast auf allen Gebieten des Geisteslebens der Inder, fast in allen Schöpfungen ihrer Literatur tritt dieser Zug mehr oder minder deutlich zu Tage; und wenn er dabei für unseren Geschmack bisweilen störend sich vordrängt, so ist er dafür an anderer Stelle um so besser am Platze und wird zur Quelle reichster, lebendigster Schöpfung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Seite des indischen Wesens in der ältesten Zeit, der Zeit des Rigveda, noch am wenigsten zu Tage tritt. Sie zeigt sich allenfalls in sinnigen Gedanken über die Gebilde der Natur, über das Wesen der mannigfachen Göttergestalten, die das religiöse Empfinden jener Zeit erfüllten. Aber dem Leben selbst und den Räthseln, die es birgt, stand der Inder jener Zeit noch völlig naiv und harmlos gegenüber. Er ergreift das Leben, er genießt es: Sieg, Besitz und reiche Nachkommenschaft sind seine Lebensziele.

Als aber dann jene Jahrhunderte lang dauernde, dumpfe und drückende Zeit begann, in welcher die Ausbildung eines ungeheuer complicirten Opferrituals Ziel und Angelpunkt alles Strebens war, das gesammte Leben und Denken förmlich beherrschend, da ward jener alte, frische und naive Sinn gebrochen, da trieb der

mächtig laſtende Druck von Außen die Inder immer mehr mit ihren Gedanken in's eigene Innere hinein und ließ den Hang zum Träumen, Sinnen und Reflectiren erwachen.

Und als dann endlich das befreiende Wort geſprochen wurde, als die Predigt Buddha's und ſeiner Geiſtesverwandten erſcholl, als die Zeit der Werkgerechtigkeit und Opferheiligkeit zu Ende ging und die zum erſten Mal in der Weltgeſchichte auftretenden Schaaren weltflüchtiger Mönche und Einſiedler eine neue Zeit verkündigten, eine Zeit der Verinnerlichung, der Einkehr in ſich ſelbſt; als dieſe neue Zeit, die Zeit des indiſchen Mittelalters, ihr zauberiſches Licht über die Stämme Indiens ſtrahlen ließ, da fing es an zu ſprießen und zu blühen an allen Enden, in den üppigen Thälern der mächtigen Ströme und auf den Bergen des ſchneebedeckten Alpenlandes im Norden; alle Zweige der Cultur fingen an zu wachſen, ſich zu entwickeln, und auch jener Hang zum Sinnen, Träumen, Grübeln, Forſchen, Reflectiren und Speculiren entfaltete ſich kraftvoll und ungeſtört. Bis in welche Tiefen des Denkens dieſer Trieb die Inder geführt, bis zu welchen Höhen ſie durch ihn ſich hinaufgeſchwungen, davon legen vor Allem die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen dieſes Volkes lautredendes Zeugniß ab. Davon zeugt zuerſt ihre philoſophiſche Speculation, die mit der Kühnheit und dem Scharfſinn ihrer Gedanken noch heute unſere Bewunderung erregt; davon zeugt nicht minder ihre geiſtvolle Erforſchung der Sprache und ihres Baues, deren glänzende Reſultate in hohem Maße beigetragen haben zu dem ſo überraſchend ſchnellen und ſiegreichen Aufblühen der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft in unſerem Jahrhundert.

Aber auch der Poeſie ſind aus derſelben Quelle die reichſten Schätze zugeſtrömt, echtes Gold, Perlen und Edelſteine, die wohl wetteifern können mit jenen anderen Koſtbarkeiten, um derentwillen europäiſche Völker ſeit mehreren Jahrhunderten mit Glück und Unglück um den Beſitz des alten Wunderlandes gerungen haben.

Neben der zu Weltberühmtheit gelangten Literatur der *Fabeln* ſind es vor Allem die *Sprüche der Weisheit*, in welchen die Reflexion der Inder *poetiſchen Ausdruck* gewonnen hat. Eine Fülle tiefſinniger, weiſer, edler, oft im höchſten Grade origineller und frappirender Gedanken findet ſich hier in ſcharfer, klarer, oft ſehr kunſtvoller Form ausgeprägt. An ihrer *Spruchweisheit* beſitzen die Inder ein eigenartiges Kleinod, dem nur wenig Aehnliches aus anderen Literaturen ebenbürtig an die Seite geſtellt werden kann. Um dieſen Zweig ihrer Poeſie und ſein Verſtändniß hat ſich vor Allem *ein* Mann ein unvergängliches Verdienſt erworben — der bekannte Orientaliſt *Otto Böhtlingk*, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg.

Alles, was die Gedanken und Empfindungen jener merkwürdigen Zeit bewegte — die Einſicht in die Unzulänglichkeit alles Irdiſchen; die mannigfachen Verſuche, einen anderen, höheren Frieden zu finden, als Erdenglück zu geben vermag; das ernſte, ehrliche Streben nach immer höherer ſittlicher Vervollkommnung; die milde, freundliche, liebevolle Richtung, die ſiegreich in immer weiteren Kreiſen die Herzen zu erobern wußte; die Grundſätze für eine rechte Lebensführung; die Anſichten über den Werth der Wiſſenſchaft und aller höheren Cultur, über das

Glück der Liebe, Ehe und Freundschaft — dies Alles und noch vieles Andere sehen wir in dem reichen, klaren Strome der indischen Sprüche sich wiederspiegeln.

Zum Theil finden wir diese gnomischen Dichtungen der Inder in besonderen Werken vereinigt, die blos diesem Zwecke dienen, blos Sprüche der Weisheit enthalten; so vor Allem in den beiden Centurien des geistvollen Dichters Bhartrihari: dem Nitiçatakam oder der Centurie der Lebensweisheit und dem Vairagyaçatakam oder der Centurie der Weltentsagung. So ferner in dem Çantiçatakam oder der Centurie des Seelenfriedens und in dem Mohamudgara oder dem Hammer der Thorheit, einem Werke, das wie ein gewaltiger Hammer die Thorheit der Menschen zerstören will.

Doch dies ist nur der kleinere Theil. Die Hauptmasse der indischen Sprüche findet sich in den verschiedensten dichterischen Schöpfungen verstreut — in der Fabel- und Märchenpoesie, im Epos, im Drama, im Gesetzbuch des Manu und noch vielen anderen Werken; und gerade hieran sehen wir, wie diese Art, seine Gedanken auszuprägen, dem Inder zur zweiten Natur geworden war, da er in so heterogenen Schöpfungen unwillkürlich immer wieder in solchen „Sprüchen der Weisheit" redet, mögen sie nun, wie im Epos und Drama, aus dem Munde von Helden, Heiligen und Göttern ertönen oder, wie in der Fabelpoesie, von philosophirenden Katzen, Schlangen, Schakalen und Tigern verkündet werden. — Vor Allem ist es natürlich, daß wir in der Literatur der Fabeln, die als Reflectionspoesie den Sprüchen am nächsten verwandt sind, eine besonders reiche Fülle derselben aufbewahrt finden. Das Fabelwerk Hitopadeça oder „die heilsame Unterweisung" enthält deren so viel, daß der Gang der Erzählung dadurch bisweilen nicht unerheblich gehemmt wird, und auch das berühmte Pantschatantra ist reich daran. Dann aber ist es insbesondere das gewaltige Epos Mahabharata, das in der ungeheuren Ausdehnung seines im Laufe von Jahrhunderten emporgewachsenen Baues alles für den frommen Inder Wissenswerthe encyklopädisch bergen will und darum auch eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Sprüche der Weisheit bildet. Als ein schöner, sinnvoller Schmuck ziehen sie sich durch alle Theile der vielverschlungenen wunderbaren Dichtung, ähnlich den Koransprüchen, die zwischen den verschlungenen Arabesken maurischer Tempelbauten dem bewundernden Beschauer ernste, heilsame, weise Worte zurufen.

Versuchen wir es nun, die Züge jener fremden Schrift zu enträthseln, die uns hier in ihren eckigen Formen von den monumentalen Quadern der indischen Spruchwerke, dort aus der reichen Ornamentik der mannigfachsten literarischen Denkmäler entgegenschauen; suchen wir zu lesen und zu verstehen, was vor vielen Jahrhunderten die Inder in diesen Sprüchen gesagt und gelehrt, und lassen wir so in wechselnden Bildern die Gedankenwelt jenes merkwürdigen Volkes an uns vorüberziehen, wenn es ja auch nur Fragmente, nur kleine Bruchstücke sind, die uns die kurzgemessene Stunde zusammen zu betrachten und zu deuten vergönnen wird.

An der Schwelle des indischen Mittelalters ist es ein Gedanke, der, zum

ersten Male auftretend, sogleich mit siegender Gewalt die Gemüther erfaßt und beherrscht, der, von den Lippen unzähliger Bußprediger verkündet, fort und fort durch die Jahrhunderte seine Macht behält und dem indischen Mittelalter recht eigentlich seinen Stempel aufdrückt. Das ist der Gedanke der Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Güter und Freuden. Mit Leiden, mit Enttäuschung ist alles Glück hier verbunden, und nur den Unwissenden vermag seine glänzende Außenseite zu blenden. Es giebt kein Heil, keine reine Freude als in der Entsagung, im Aufgeben aller Wünsche, in der Flucht vor der Welt.

Reich und blühend liegt vor dem Auge des Inders Natur und Leben ausgebreitet; er kennt ihre Schönheit, er hat ihren Reiz empfunden und dennoch wendet er sich enttäuscht und trauernd von diesem lockenden, lachenden Bilde ab und sucht in stiller Einsamkeit nach dauerndem Glück, nach wahrem Seelenfrieden.

„Reizend — so sagt der geistvolle Bhartrihari — reizend sind des Mondes Strahlen, reizend der Grasplatz im Walde, reizend das Glück, das aus dem Umgange mit Guten hervorgeht, reizend die Erzählungen in den Werken der Dichtkunst, reizend der Geliebten Antlitz, das von den Thränentropfen, die der Zorn hervorlockte, erzittert; Alles ist reizend — hat aber der Geist die Vergänglichkeit dieser Dinge erkannt, so ist nichts mehr reizend."

Und an einer anderen Stelle desselben Werkes heißt es:

„Das Haus ist hoch, die Söhne sind von Edlen geachtet, das Vermögen unzählbar, die Geliebte schön, die Jugend im ersten Beginnen; so sagt der durch Unwissenheit bethörte Mensch zu sich, hält Alles für unvergänglich und begiebt sich in das Gefängniß, das Welt heißt; der Glückliche aber, der erkannt hat, daß alles dieses nach einem Augenblick zusammenstürzen kann, entsagt der Welt und ergiebt sich dem beschaulichen Leben."

Es ist naturgemäß, daß diese Richtung des mittelalterlich-indischen Geistes gerade in der reflectirenden Poesie, in den Sprüchen stark hervortritt.

Welch eine Thorheit ist es, den Sinnesgenüssen nachzujagen!

„Die Lichtmotte fliegt in das Feuer der Lampe, weil sie den Schmerz des Verbrennens nicht kennt; auch der Fisch verschlingt das Fleisch am Angelhaken, weil er die Gefahr nicht kennt; wir aber hier lassen nicht ab von den Sinnengenüssen, obgleich wir recht gut wissen, daß sie mit einem Netz von Unheil umstrickt sind: Wehe über die unergründliche Tiefe des Unverstandes!"

Es sind Worte schmerzlichen, bitteren Pessimismus, die wir hier oft zu hören bekommen.

„Schön erscheint uns diese Welt — so sagt die Centurie des Seelenfriedens — weil wir über ihre Reize nicht gehörig nachgedacht haben; für diejenigen dagegen, die die Wahrheit schauen, ist auch nicht das geringste Gute darin."

Und im großen Epos heißt es:

„Es sind mehr Leiden als Freuden im Leben, darüber besteht kein Zweifel, aber dem an den Sinnesgegenständen Hängenden ist ob seines Unverstandes das Sterben nicht lieb." — Und ferner heißt es:

„Wer in dem menſchlichen Leben, das marklos iſt wie der Stamm der Kadali und einer Waſſerblaſe ähnlich, ein Mark ſucht, der iſt thöricht.“

Und Bhartrihari ſagt:

„Erlangte man auch Glücksgüter, die alle Wünſche erfüllten, was hätte man davon? Setzte man auch den Fuß auf der Feinde Haupt, was hätte man davon? Beehrte man auch ſeine Lieblinge mit Reichthümern, was hätte man davon? Erhielten ſich auch die Leiber der Menſchen tauſend Weltalter, was hätte man davon?“

Alles, was ein Schopenhauer, ein Leopardi in neuerer Zeit über das Elend des Daſeins gelehrt, findet man hier in etwas anderen Worten wieder. Die Inder waren früh zu dieſer Weisheit gelangt, früh fertig mit der Eitelkeit dieſes Lebens, denn mindeſtens ſeit dem 6. Jahrhundert v. Chr. hören wir dieſe Predigt unabläſſig bei ihnen erſchallen.

Nur die Entſagung, nur das Aufgeben aller Wünſche kann uns Glück und Frieden bringen.

So ſagt das Mahabharata:

„Wer nicht entſagt, gelangt nicht zur Freude; wer nicht entſagt, findet nicht das Höchſte; wer nicht entſagt, ſchläft nicht ohne Furcht; darum entſage Allem und werde froh.“ — Und ferner heißt es: „Der Bedürftige jammert; wer Reichthümer erlangt hat, iſt ſtolz und unzufrieden; wer ſein Vermögen verloren hat, iſt betrübt; wohl befindet ſich der Menſch, der keine Wünſche hat.“

Und Bhartrihari ſagt:

„Beim Genuß iſt Gefahr vor Krankheit, bei hohem Geſchlecht Gefahr vor Fall, bei Vermögen Gefahr vor dem Fürſten, bei hoher Stellung Gefahr vor Erniedrigung, bei Macht Gefahr vor Feinden, bei ſchöner Geſtalt Gefahr vor einer zarten Jungfrau, bei Gelehrſamkeit Gefahr vor Worthelden, bei Vorzügen Gefahr vor böſen Menſchen, beim Körper Gefahr vor dem Todesgott: jedes Ding auf Erden iſt mit Gefahr verknüpft, nur die völlige Entſagung der Menſchen iſt frei von aller Gefahr.“

Der Hammer der Thorheit aber ruft mahnend:

„Brüſte Dich nicht mit Reichthümern, Untergebenen und Jugend, da die Zeit Alles in einem Augenblicke hinwegrafft. Gieb dieſe ganze, auf Täuſchung beruhende Welt auf, gewinne die wahre Erkenntniß und gehe eiligſt in Brahma's Stätte ein.“

In der Stille des Waldes, in Bergeshöhlen, am Ufer heiliger Flüſſe, im Einſiedlerleben, da ſoll das gequälte Herz den Frieden finden:

„Ein Obdach an der Wurzel eines Baumes bei einem Tempel, der Erdboden als Lager, ein Fell als Kleid, das Aufgeben alles Beſitzes und aller Genüſſe: wem bereitet nicht eine vollſtändige Entſagung Freude?“ — ſo fragt der Hammer der Thorheit.

Und die Centurie des Seelenfriedens ſpricht:

„Baumrinde als Gewand, junge Zweige als Lager, der Fuß eines Baumes als Haus, Wurzeln zum Stillen des Hungers, Waſſer aus Gebirgsbächen zum

Löschen des Durstes, Spiel mit unschuldigen Gazellen, Vögel als Freunde, in der Nacht der Mond als Leuchte: daß Elende dennoch betteln, obgleich sie über solche Reichthümer frei verfügen können, ist gar seltsam!"

„Wasche, o Herz, den Unverstand ab! — so ruft Bhartrihari — Habe deine Freude an dem, der den Halbmond zum Diadem hat! (d. i. Gott Çiva). Finde Gefallen am Uferabhange des Götterflusses! Ist wohl irgend ein Verlaß auf Wellen, Wasserblasen, Blitze, Glücksgüter, Flammenspitzen, Schlangen und auf schwierige Furthen?"

Dort in der Einsamkeit findet man das Heil durch Contemplation, durch Vertiefung in die Gottheit und die höchste Erkenntniß.

Bhartrihari sagt:

„Die Genüsse der Menschen sind unstät wie die in den Wolkenmassen zuckenden Blitze; ihr Leben vergänglich wie das Wasser, das in den dichten Wolken ruht, die der Wind zersprengt; die Wünsche ihrer Jugend von keinem Bestande. Habt ihr, Verständige, solches erkannt, so richtet allsobald die Gedanken auf die Vereinigung des Geistes mit der Gottheit, wenn euch durch Beharrlichkeit die Vertiefung gelingt."

Das Bild dieser frommen, in Vertiefung lebenden Anachoreten wird oft mit begeisterten Worten ausgemalt. Diese Männer in ihrer Freiheit von allen Wünschen erscheinen dem Inder reich und groß wie Fürsten.

So heißt es z. B.:

„Der Erdboden ist sein Lager, die eigenen Armlianen sind sein Kopfkissen, der blaue Himmel sein Zelt, der Mond seine Leuchte, seine Lust hat er an dem ihm zugefallenen Umgange mit seinem Weibe Entsagung, die Himmelsgegenden sind die Jungfrauen, die ihm mit den Winden als Fliegenwedeln von allen Seiten zufächeln; so ruht der Bettler (der fromme Einsiedler), obgleich er alle Wünsche aufgegeben hat, wie ein Fürst auf der Erde*)."

Mag nun aber dies Einsiedlerleben noch so hoch gepriesen werden, Eins fehlt hier doch und dies Eine spricht ein anderer Spruch schön und treffend aus:

„Ein Rasenplatz als Lager, ein reiner Steinblock als Sitz, der Fuß der Bäume als Wohnung, kaltes Wasser von Wasserfällen als Trank, Wurzeln als Speise, Gazellen als Gefährten. Am Walde, der allen diesen Reichthum darbietet, ohne daß man darum zu bitten braucht, ist nur der eine Fehler, daß man da, weil Bedürftige in ihm schwer anzutreffen sind, lebt ohne die Mühen der Arbeit für Andere." — Das trifft den Kern der Frage, das ist schön

*) Bisweilen mischt sich in diese Schilderung des contemplativen Lebens ein Anflug von Humor:

Bhartrihari fragt: „Werden wohl die schönen Tage für mich kommen, wo ich am Ufer der Gangâ auf einem Felsblock des Himâlaya mit gekreuzten Beinen sitzen und durch beständig fortgesetztes Nachsinnen über das Brahman in einem schlafähnlichen Zustande von Versenkung mich befinden werde, die schönen Tage, wo alte Gazellen unbesorgt ihre Hörner an meinem Körper reiben werden?"

und edel gedacht: die Mühen der Arbeit für Andere dürfen unserem Leben nicht fehlen, wenn es wahren Werth und Inhalt haben soll.

Es wäre in der That schlimm und traurig, wenn die absolute Weltflucht als der Weisheit letzter Schluß gelten sollte. Ein gesunder Sinn weist hier auch bei den Indern richtigere Bahnen und findet in der Vergänglichkeit aller irdischen Güter vor Allem eine ernste Mahnung zur Tugendübung. So heißt es im Hitopadeça:

„Das Leben der Menschen ist so unstät wie das Bild des Mondes im Wasser: hat man solches erkannt, so übe man stets Gutes." — Und ferner:

„Hat man es erkannt, daß das Leben wie eine Luftspiegelung in einem Augenblick zusammenbrechen kann, dann schließe man sich den Guten an der Tugend und des Glückes wegen."

„Der Kluge gebe Reichthümer und Leben für einen Anderen hin. Da Beides doch einst nothwendig zu Grunde geht, so ist es besser, daß sie für eine gute Sache geopfert werden."

Mit den vergänglichen irdischen Gütern erwerbe man sich unvergängliche Schätze. Unvergänglich aber bleibt uns nur Eins: das sind die guten Werke, die wir gethan, die Tugend, die wir geübt haben.

So heißt es in den indischen Sprüchen:

„Bis zur Leichenstätte nur gehen Verwandte und Freunde mit Dir; dann kehren sie um und Du mußt nun ganz allein weiter gehen; thue also gute Werke (damit Du nicht ohne Geleite seiest)."

„Nur einen Freund giebt es, der auch im Tode uns folgt, die Tugend; alles Andere fällt ja mit dem Körper der Vernichtung anheim."

„Nicht Vater, nicht Mutter bleiben ja bei ihm als Gefährten auf dem Gange in's Jenseits; nicht Söhne und Gattin, nicht die Verwandten; die Tugend allein bleibt bei ihm."

Darum achte man wohl auf die warnende Stimme im eigenen Busen, das Gewissen, welches der Inder mit einem schönen und originellen Bilde den alten Einsiedler im Herzen nennt.

„Wenn Du meinst, Du seiest allein, so kennst Du den im Herzen sitzenden alten Weisen nicht: Du begehst ja die Sünde in Gegenwart dessen, der die böse That kennt."

Die allgemeine Menschenliebe wird von den Indern begeistert verkündigt; wie sie aber in Allem in's Extreme gehen, so dehnen sie auch ihre Weitherzigkeit weit über die Grenzen der Menschheit aus, indem sie lehren, daß man alle lebenden Wesen mit seiner Liebe umfassen, in allen Wesen sich selbst sehen, aller anderen Wesen Leid und Freude wie seine eigenen empfinden solle. So heißt es z. B.:

„Wer beim Anblick betrübter Geschöpfe betrübt, oder beim Anblick froher Geschöpfe froh wird, der kennt das Gesetz bis auf den Grund."

„Wie Dir selbst das Leben lieb ist, so auch den übrigen Geschöpfen; edle Menschen üben gegen Jedermann Mitleiden, indem sie überall sich selbst sehen."

„Edle Menſchen, ſtets betrübt über die Leiden Anderer, achten nicht des eigenen Glückes, wäre dieſes auch noch ſo groß; ſie haben ihre Freude an dem Wohl aller Geſchöpfe."

„Hört die Summe des Geſetzes, die in Millionen von Lehrbüchern verkündet wird: Anderen zu helfen bringt Verdienſt, Andere zu peinigen — Sünde."

Und Bhartrihari ſagt:

„Dieſer iſt entweder Einer von den Unſerigen oder ein Fremder, ſo rechnen Menſchen von niederem Sinne; Männer von edler Handlungsweiſe dagegen betrachten die ganze Erde als ihre Familie."

„Keinem Weſen etwas zu Leide zu thun, weder durch That, noch durch Gedanken, noch durch Worte, wohlwollen und ſpenden — iſt der Guten ewiges Geſetz."

Laſſen Sie mich nun noch etwas näher eingehen auf dieſe Tugenden, die wir im Dienſte Anderer üben ſollen, und zu ihrer Charakteriſirung einige Sprüche anführen.

In Uebereinſtimmung mit dem geſammten Weſen des Inders treten die weichen und weiblichen Züge, treten Güte, Milde, Nachſicht beſonders ſtark darin hervor. Es iſt eine liebende, duldende, tragende und vergebende Moral, die hier gelehrt wird. So heißt es:

„Mitleid, Nachſicht, Wahrhaftigkeit, Schonung alles Lebenden, Selbſtbezähmung, Rechtlichkeit, Zuneigung, Gewogenheit, Liebenswürdigkeit und Milde ſind die zehn Formen der Selbſtverleugnung."

„Thue Niemandem Schaden, übe Mitleid, beobachte das ewige Geſetz und bringe ſelbſt mit Aufopferung des eigenen Lebens Hilfe den Geſchöpfen."

Sehr ſchön ſagt das Mahabharata:

„Den Habſüchtigen gewinne man durch Freigebigkeit, den Lügner durch Wahrheit, den rohen Uebelthäter durch Nachſicht, den Böſen durch Güte." — Und ferner:

„Wer den Zorn zurückhält, wer Beleidigungen ruhig erträgt, und wer, von Anderen gepeinigt, nicht wieder peinigt, der iſt ein feſtes Gefäß für die Glücksgüter (d. h. dem fallen alle Glücksgüter zu)."

„Wer den ausgebrochenen Zorn in aller Ruhe abſchüttelt, der hat, dies wiſſe, die ganze Welt erobert."

Dieſen Geboten gegenüber treten ſelbſt Opfer und fromme Spenden an die Prieſter, die ſonſt ſo hoch geprieſen werden, ganz in den Hintergrund.

So heißt es z. B. im Mahabharata:

„Fragt man, wer höher ſtehe, derjenige, der unermüdlich jeden Monat hundert Jahre hindurch opfert, oder derjenige, der Niemandem zürnt, ſo lautet die Antwort: derjenige, der nimmer zürnt."

Und ferner hören wir:

„Einem einzigen Weſen nur das Leben zu erhalten, iſt mehr werth, als tauſend Brahmanen Tag für Tag tauſend Kühe zu ſchenken."

Weiter heißt es im Mahabharata:

„Milde ist die höchste Tugend, Nachsicht die größte Macht, die Kenntniß der Seele die höchste Kenntniß und etwas Höheres als die Wahrheit giebt es nicht."

„Wer Wahrhaftigkeit und Nothleiden mit Bedrängten in allen Fällen sich zur Aufgabe gestellt hat, und wer die Liebe und den Zorn in seiner Gewalt hat, der hat die drei Welten erobert."

Die Selbstlosigkeit, die uns bei unserem Thun beherrschen soll, wird stark hervorgehoben.

„Große Bäume (Feigenbäume) schaffen Anderen Schatten und stehen selbst in der Sonnengluth, tragen Früchte für Andere, nicht für sich."

„Großen Männern hohen und edlen Wesens ist eine gewisse Hartherzigkeit eigen, die darin besteht, daß sie, wenn Sie Jemandem einen Dienst erwiesen haben, sich fern halten aus Furcht, der Andere möchte ihnen einen Gegendienst leisten."

„Gute gedenken nur der ihnen erwiesenen Wohlthaten, nicht aber der Feindseligkeiten; wenn sie eines Anderen Sache betreiben, rechnen sie auf keine Wiedervergeltung."

Mit Güte und Liebe sollen wir gegen Jedermann ohne Unterschied verfahren.

Sehr schön sagt dies ein Spruch des Hitopadeça:

„Gute üben Mitleid auch gegen Geschöpfe, die keine Vorzüge besitzen: der Mond entzieht ja nicht sein Licht der Hütte des Paria."

Und weiter sagen die indischen Sprüche: Selbst dem Feinde sollen wir nichts Böses thun!

So heißt es im Gesetzbuch des Manu:

„Man soll Niemandem einen Schmerz bereiten, selbst wenn man beleidigt worden wäre; man soll keine Feindschaft gegen den Nächsten an den Tag legen, weder durch die That, noch in Gedanken, man soll kein unangemessenes Wort aussprechen, durch das der Andere sich gekränkt fühlen könnte."

„Sinne niemals Böses gegen diejenigen, welche Dir etwas zu Leide thun; sie werden von selbst fallen, wie Bäume, die am Ufer wachsen."

„Harte Worte ertrage er (der Asket) geduldig, Niemanden achte er gering; wird er gereizt, so sage er etwas Liebes; wird er geschmäht, so spreche er: es ergehe Dir wohl!"

Das Unrecht, das uns angethan wird, sollen wir zu vergeben wissen.

So heißt es im Mahabharata:

„Man verzeihe es einem Schlechteren, einem Besseren und auch einem Gleichen, wenn man bei der Ehre angegriffen, geschlagen oder angeschrien wird; so wird man zur höchsten Glückseligkeit gelangen."

Haben wir aber selbst ein Unrecht begangen, so kann uns wahre Reue davon befreien.

Das Gesetzbuch des Manu sagt:

„Hat man eine Sünde begangen, so befreit man sich von dieser Sünde dadurch, daß man Reue empfindet, und rein wird der, der ihr entsagt, indem er zu sich spricht: so will ich nicht wieder handeln."

Der Niedriggesinnte spürt bei Anderen das Schlechte auf, will es bei sich selbst aber nicht wahrnehmen.

So heißt es z. B. im Mahabharata:

„Der böse Mensch sieht bei Anderen Gebrechen von der Größe eines Senfkorns, seine eigenen dagegen, die so groß wie Vilva-Früchte sind, sieht er wohl, will sie aber nicht sehen."

Er sieht also den Splitter in des Bruders Auge, nimmt aber den Balken im eigenen Auge nicht wahr.

Ganz anders der edle Mensch:

„Männer von edler Gesinnung besitzen eine große Geschicklichkeit, sogar offen zu Tage tretende Fehler Anderer lange geheim zu halten; wenn es dagegen gilt, die eigenen Vorzüge zu entfalten, so verrathen sie eine außerordentliche Unbeholfenheit."

Und in einem anderen Spruche heißt es:

„Ueberaus schön ist die Erscheinung eines edlen Menschen, wenn er die Vorzüge Anderer aller Welt kund thut: des Mondes Strahlen zeigen doppelten Glanz, wenn er der Nachtwasserrosen Kelche öffnet."

Der edle Mensch ist demüthig und bescheiden:

„Die Bäume neigen sich unter den angesetzten Früchten, die Wolken senken sich stark ob der neu hinzugekommenen Wasser, edle Menschen tragen das Haupt nicht hoch ob der Reichthümer: dies ist das angeborene Wesen derer, die sich dem Dienste Anderer weihen."

Besonders erfreulich muß es uns berühren, wenn selbst die bei den Indern sonst so schwerwiegenden und drückenden Kastenunterschiede gegenüber den sittlichen Eigenschaften in den Hintergrund gestellt werden.

So heißt es z. B. im Mahabharata:

„Sogar einen Höheren ehrt man nicht, wenn ihm edle Sitten abgehen, und selbst einen Çudra ehrt man, wenn er seine Pflichten kennt und sich gut beträgt." — Und ferner:

„Ein Brahmane, der unerlaubte, zum Verlust der Kaste führende Handlungen verübt, der ein Heuchler ist und Verstand zu Missethaten besitzt, ist einem Çudra gleich. Einen Çudra dagegen, der beständig Selbstbeherrschung, Wahrheit und Gerechtigkeit sich angelegen sein läßt, halte ich für einen Brahmanen, da er seinem Betragen nach ein Zweimalgeborener*) ist."

Was uns auf unserer jetzigen Culturstufe die in den Sprüchen zu Tage tretende indische Welt- und Lebensanschauung besonders nahe bringt, ist die hohe und aufrichtige Werthschätzung echter Wissenschaft, während das Wortheldenthum und die aufgeblähte Scheingelehrsamkeit energisch bekämpft werden.

So heißt es z. B.:

„Unter allen Schätzen ist, wie man sagt, das Wissen der höchste Schatz, da er weder gestohlen noch abgeschätzt werden kann und auch nimmer zu Ende geht."

*) d. h. ein Wiedergeborener, ein Mitglied der drei oberen Kasten.

„Wem Wiſſenſchaft abgeht, die mannigfache Zweifel löſt, Unſichtbares offenbar macht, das Auge für Alles iſt, der iſt blind.“

„Das Juwel Gelehrſamkeit iſt ein großes Vermögen, das die Angehörigen nicht unter ſich vertheilen, das kein Dieb fortträgt und das durch Verſchenken nicht aufgezehrt wird.“

„Wer des Geldes ermangelt, dem mangelt es noch nicht, der kann ſicher noch ein reicher Mann ſein; wer aber der Perle des Wiſſens ermangelt, dem mangelt es in allen Dingen.“

„Gegen Diejenigen, die einen inneren Schatz, Wiſſen genannt, beſitzen, einen Schatz, der nicht in den Bereich eines Diebes kommt, der ſtets um ein Weniges zunimmt, der, an Bittende gegeben, dennoch beſtändig wächſt, und der ſogar am Ende der Welt nicht zu Grunde geht, gegen ſolche müßt ihr, o Fürſten, den Stolz aufgeben! Wer wird mit ihnen wetteifern?“

„Der Nektar der Wiſſenſchaft, den die Männer trinken, kann von keinem Diebe, keinem Fürſten, keinem Verwandten geraubt werden, iſt ein Freund in der Heimath und ein Angehöriger in der Ferne.“

„Der Stand der Gelehrten und der der Fürſten ſind nimmer gleich: nur im eigenen Lande wird der Fürſt geehrt, der Gelehrte aber überall.“

Und eben ſo frappirend wie treffend antwortet ein indiſcher Spruch auf die Frage: „Was iſt Gelehrſamkeit? — Ein richtiges Urtheil!“

Was uns aber am meiſten mit Hochachtung vor dieſen Anſchauungen erfüllen muß, iſt der Gedanke eines anderen Spruches:

„Wer, wenn er zu großem Vermögen, zu Wiſſen und Herrſchaft gelangt iſt, beſcheiden auftritt, der wird für gebildet erklärt.“

Im Gegenſatz dazu wird nun die falſche Gelehrſamkeit und Unbildung geſchildert.

„Wie ein Eſel, der eine Laſt Sandelholz*) trägt, einen Begriff von der Laſt, aber nicht vom Sandelholz hat, gerade ſo tragen ja Diejenigen, die viele Bücher geleſen, aber nicht den Sinn begriffen haben, Laſten nach Art der Eſel.“ — Und ferner:

„Wer keinen eigenen Verſtand beſitzt, ſondern nur Vieles gelernt hat, der kennt den Sinn der Lehrbücher nicht, wie der Löffel den Geſchmack der Brühe.“

Wer aber aller höheren Cultur fern bleibt, der bekommt harte Worte zu hören:

„Wer ſich weder mit der Dichtkunſt, noch mit der Muſik, noch mit irgend einer anderen Kunſt beſchäftigt, der iſt ein leibhaftiges Vieh, dem nur Schweif und Hörner fehlen. Wenn er, auch ohne Gras zu freſſen, am Leben bleibt, ſo iſt dies das höchſte Glück, das dem Vieh zu Theil ward.“

Ein wichtiger Maßſtab für die Beurtheilung der Cultur eines Volkes iſt bekanntlich die Stellung, welche die Frauen in demſelben einnehmen. Ueber Weiber und Weibernatur fällt nun freilich manches bittere Wort in den indiſchen Sprüchen. So z. B.:

---

*) Ein koſtbares, ſchön duftendes Holz.

„Der Weiber Zuneigung währt nur einen Augenblick, wie die Farbe der Morgen- oder Abendröthe; ihre Absichten sind gewunden wie das Bett eines Flusses; man darf den Weibern eben so wenig wie Schlangen trauen und unstät sind sie wie der Blitz."

In erfreulichem Gegensatze zu solchen und ähnlichen pessimistischen Aeußerungen stehen nun aber gar manche andere, in denen wir der schönsten und edelsten Auffassung vom weiblichen Geschlechte begegnen. So sagt das berühmte Gesetzbuch des Manu:

„Wo die Frauen geehrt werden, da freuen sich die Götter; wo aber jene nicht geehrt werden, da bleiben alle heiligen Werke fruchtlos." — Und ferner heißt es:

„Wie durch ein Bad in der Gangâ der Körper rein wird, so wird man beim Anblick eines treuen Weibes durch ihr Glück rein."

Vor Allem von dem ehelichen Verhältniß, von der Stellung der Gattin bei den Indern müssen wir aus den Sprüchen einen höchst günstigen Eindruck gewinnen. So heißt es im Mahabharata:

„Die Gattin ist die eine Hälfte des Menschen; die Gattin ist der beste Freund; die Gattin ist die Wurzel des Reichthums, der Annehmlichkeiten und der Tugend." — Und weiter:

„Kein Freund ist einer Gattin gleich, keine Zuflucht ist einer Gattin gleich, kein Gehilfe beim Thun guter Werke ist einer Gattin gleich."

„So giebt es auch für den von Krankheit heimgesuchten, in steter Noth befindlichen, unglücklichen Mann keine Arznei, die der Gattin gleichkäme."

„Eine Gattin, die ganz der Tugend lebt, errettet den Gatten, sowohl den unglücklichen als auch den glücklichen, und auch den, der an allem Bösen Gefallen findet."

„Eine Gattin, die einen blinden, buckeligen, aussätzigen, von Krankheiten heimgesuchten und in's Unglück gerathenen Gatten nicht verläßt, heißt eine Hochtreue." — Und endlich im Pantschatantra:

„Man sagt, daß nicht ein Haus das Haus mache; eine Hausfrau macht, so heißt es, das Haus, da ein Haus ohne Hausfrau, so meint man, einer Wildniß gleicht."

Auch über die rechte Freundschaft, die Verbindung mit Edlen u. drgl. begegnen wir manch schönem Gedanken. So z. B.:

„Diejenigen nennt man wahre Freunde, welche hier den Menschen Heilsames sagen, selbst wenn dieses nicht angenehm zu hören ist; die übrigen führen nur den Namen von Freunden."

„Wessen Herz durch Reichthümer nimmer einen Wandel erleidet und wer zu jeglicher Zeit Freund ist, den Vorzüglichen wähle man sich zum Freunde."

„Ein böser Mensch ist wie ein irdener Krug leicht zu trennen und schwer zu einen, der gute Mensch dagegen wie ein goldener Krug schwer zu trennen und schnell zu einen." — Ein schönes Bild!

„Wen erhebt nicht die Berührung mit einem Großen? Ein Wassertropfen auf dem Blüthenblatte einer Wasserrose zeigt einer Perle Pracht."

Von hervorragender Wichtigkeit ist in der indischen Spruchweisheit die Vorstellung vom Schicksal. Wie eine dunkle Macht tritt es ein in's Leben, Glück oder Schrecken bringend, wie es ihm beliebt, da giebt es kein Entrinnen!

„Man wende alle seine Kraft an, tauche in's Meer, steige auf des Meru Gipfel, besiege die Feinde in der Schlacht, erlerne den Handel, den Ackerbau, den Dienst und andere Gewerbe, alle Wissenschaften und die Künste, erhebe sich wie ein Vogel in den weiten Himmelsraum: was nicht geschehen soll, geschieht durch des Schicksals Willen hier auch nicht; wie sollte das, was geschehen soll, unterbleiben?"

„Ein armer Karpfen entschlüpfte der rauhen Hand eines Fischers, die ihn gepackt hatte, fiel aber wieder in's Netz hinein; dem Netze entkam er wieder, wurde aber darauf von einem Reiher verschluckt; wenn, o wehe, das Schicksal feindlich ist, wie sollte man dann dem Unglück entrinnen?"

Aber dennoch nimmt die Vorstellung vom Schicksal hier keineswegs einen solchen Charakter an, daß sie alle Thatkraft lähmt. Als Schicksal gelten nämlich den Indern gemäß ihrem Glauben an eine Seelenwanderung die eigenen Thaten der Menschen, die sie in einer früheren Existenz gethan haben, deren Lohn und Strafe sie nun hier ernten. Nach diesem Glauben sind wir an unserem Schicksal selbst schuld, wenn wir uns dessen auch durchaus nicht bewußt sind, und nach eben diesem Glauben sind wir im Stande, durch die rechte Handlungsweise wenigstens für die Zukunft unser Schicksal selbst zu bestimmen.

So heißt es im Hitopadeça:

„Die Werke, die man in einem früheren Leben vollbracht hat, heißen Schicksal; darum sollen wir mit der uns eigenen Menschenkraft unverdrossen uns anstrengen."

Und deutlich wird es ausgesprochen, daß das Schicksal nur einen, wenn auch einen wichtigen Factor beim Zustandekommen der Ereignisse bildet, daß die eigene That des Menschen ihm ebenbürtig zur Seite steht:

„Vom Schicksal und von der That des Menschen hängt das Gelingen eines Unternehmens ab; das Schicksal ist aber offenbar nur die That des Mannes in einem früheren Leben."

Immer wieder und wieder hören wir die Mahnung, nicht die Hände in den Schooß zu legen und auf das Schicksal zu warten; die eigene That des Menschen darf nicht fehlen:

„Man gebe nicht die eigene Arbeit auf, bei sich denkend: das Schicksal wird es thun! Wer vermöchte ohne Arbeit Oel aus Sesamkörnern zu gewinnen?"

„Wie Samen, der außerhalb eines Feldes ausgesäet wird, keine Frucht trägt, so geht auch das Schicksal ohne die Arbeit des Menschen nicht in Erfüllung."

„Der Thörichte, welcher, auf das Schicksal wartend, ohne sich zu regen behaglich ruht, geht ja zu Schanden wie ein ungebrannter Topf im Wasser."

Dem entsprechend wird denn auch Standhaftigkeit, Festigkeit, Charakter, Weisheit gegenüber den Schicksalsschlägen oft genug gepriesen.

„Das Glück weicht nicht von dem, der mit festem Willen ausgestattet ist und ehrlich zu Werke geht, eben so wenig wie der Schatten vom Körper; wohl aber wachsen beide.

„Im Glück wie im Unglück bleiben große Charaktere sich gleich: roth ist die Sonne beim Aufgang, roth auch beim Untergang."

„Kenner der Lebensklugheit mögen sie tadeln oder loben; das Glück kehre bei ihnen ein oder ziehe von dannen, wohin es ihm beliebt; der Tod komme schon heute oder erst nach Ablauf eines Weltalters; charakterfeste Männer weichen keinen Schritt vom rechten Pfade."

„Im Glück ist das Herz bei Männern hohen Sinnes zart wie Lotus und im Unglück hart, wie wenn ein Stein mit einem mächtigen Felsen zusammenstieße."

„Wenn ein Edler auch fällt, so pflegt er wie ein Spielball zu fallen, indem er sich wieder erhebt; der Unedle fällt aber nach Art eines Erdenkloßes."

Wahre Weisheit, die die Nothwendigkeit des Geschehens erkennt, vermag uns ruhig und fest zu machen in allem Ungemach:

„Heilige, Götter, mächtige Dämonen, in dem Studium der drei Veda Ergraute und Einsiedler im Walde, oder wen sonst wohl trifft in der Welt nicht Unglück? Diejenigen aber, die den Zusammenhang von Ursache und Wirkung kennen, lassen sich dadurch nicht irre machen."

„Diejenigen vergießen keine Thränen, die in ihrem Geiste den Zusammenhang der Dinge in der Welt erkannt haben; für den, der Alles richtig ansieht, giebt es kein Thränenvergießen."

Die Zufriedenheit wird hoch gepriesen:

„Denen, die Zufriedenheit wie Nektar schlürfen, wird die höchste Glückseligkeit zu Theil, ununterbrochenes Leid dagegen den unzufriedenen Menschen."

Wen Ehrgeiz oder Gewinnsucht zum Fürstendienste treibt, der muß die Warnung hören:

„Den Fürsten dienen heißt so viel, wie die Schneide eines Schwertes belecken, einen Löwen umfangen, den Mund einer Schlange küssen."

Aber freilich, das Elend der Armuth, die dämonische Macht des Geldes wird oft mit schmerzlichen oder bitteren Worten geschildert:

„Selbst eines hochweisen, aber armen Mannes Verstand schwindet dahin ob der beständigen Sorgen für Butter, Salz, Oel, Reis, Kleidung und Feuerung."

„‚Stehe auf, o Freund, und trage einen Augenblick die Last meiner Armuth, indeß ich Müder nach langem Harren Dein Glück, das Du dem Tode dankst, genieße.' So angeredet von einem Armen, der stracks zur Leichenstätte geeilt war, blieb der Todte ruhig liegen, da er wohl erkannt hatte, daß der Tod ein größeres Glück als Armuth ist."

„Ich verbeuge mich tief vor dir, o Armuth, weil ich durch deine Gnade übernatürliche Kraft erlangt habe, indem ich die Welt wohl sehe, die Welt aber mich nicht sieht."

So hören wir denn auch den Rathschlag:

„Geld ſollſt Du erwerben! Im Gelde wurzelt die Welt; keinen Unterſchied kenne ich zwiſchen einem Armen und einem Todten.“

Und der ironiſche Bhartrihari ſagt:

„Wer Reichthümer beſitzt, iſt ein Mann aus edlem Geſchlecht, iſt klug, gelehrt, verſteht die Vorzüge zu ſchätzen, iſt ein gewandter Redner und auch ſchön: alle Vorzüge beruhen auf dem Golde.“

Weit bitterer und höhnender aber noch in einem anderen Spruche:

„Der Stand fahre zur Hölle, die ganze Schaar der Vorzüge ſinke noch tiefer hinab, die gute Gemüthsart ſtürze vom jähen Felſen, das edle Geſchlecht werde vom Feuer verzehrt, auf den Heldenmuth falle wie auf einen Feind ſchnell der Donnerkeil nieder, Geld allein bleibe uns, da ohne dieſes Eine alle jene Vorzüge ſo viel werth ſind wie ein Häuflein Gras.“

Solchen Sprüchen muß man nun aber andere gegenüberſtellen, die ganz anders reden. So hören wir:

„Reichthümer ſind zunächſt ſchwer zu erwerben; ſind ſie erworben, ſo iſt es ſchwer, ſie zu hüten; der Verluſt des Erworbenen iſt wie der Tod: darum denke man nicht an Reichthümer. — Und ferner:

„Beſſer der Wald, beſſer Almoſen, beſſer ein Lebensunterhalt durch Laſttragen, als Gewinnung von Reichthümern durch Dienſt bei thörichten Menſchen.“

Und aus Bhartrihari's Sprüchen wird uns energiſch mahnend zugerufen:

„Beſſer, daß dieſer Leib von einem mit ſeinem Gipfel emporragenden, ehrwürdigen Berge auf irgend eine rauhe Stelle fällt und zwiſchen harten Felſen zerſchmettert wird, beſſer die Hand in den ſcharfzähnigen Rachen einer rieſigen Schlange zu ſtecken, beſſer ſich in's Feuer zu ſtürzen, als daß die edle Geſinnung zu Grunde gehe.“

Der Edle aber, der verkannt und gering geachtet wird, darf ruhig bleiben im Bewußtſein ſeines Werthes:

„Ein Edelſtein liegt zu den Füßen, ein Glasſtück wird auf dem Haupte getragen; mag es ihnen immerhin ſo ergehen: Glas bleibt doch Glas, und Edelſtein Edelſtein.“

Möchte es mir gelungen ſein, durch dieſe freilich nur flüchtige Skizze das Intereſſe für den reichen und originellen Gedankengehalt der indiſchen Spruchweisheit erregt zu haben. Es waren nur wenige loſe Blätter aus dem großen Buche der indiſchen Literaturgeſchichte. Mögen ſie an ihrem Theile dazu beigetragen haben, die Achtung vor jener fernen Culturwelt zu erhöhen, welche dem europäiſchen Weſten in immer reicherem Maße zu erſchließen die Indologie berufen iſt.

Revue ruſſiſcher Journale.

Русская Старина (Ruſſiſches Alterthum). Hiſtoriſche Monatsſchrift. Herausgegeben von Mich. Iw. Sſemewſki in St. Petersburg. Mai-Heft 1888.

Das Mai-Heft der „Ruſſkaja Starina", welches mit dem Portrait der von uns bereits mehrfach erwähnten Praſſkowja Jegorowna Annenkow, geb. Gueuble, und einigen kleineren Illuſtrationen zu dem Artikel über die Gegenden in Centralaſien geſchmückt iſt, beginnt mit einer Skizze des Magiſters der ruſſiſchen Geſchichte W. J. Sſemewſki über die „Bäuerliche Frage in Rußland während des XVIII. und der erſten Hälfte des XIX. Jahrhunderts". Dieſelbe enthält eine ſummariſche Zuſammenfaſſung der Ausführungen desſelben Verfaſſers in ſeinem demnächſt unter demſelben Titel in 2 Bänden erſcheinenden umfangreichen Werk zur ruſſiſchen Leibeigenſchaftsfrage. Die uns vorliegende auszügliche Skizze giebt eine gedrängte Ueberſicht über die hiſtoriſche Entwickelung dieſer Frage, berührt die einzelnen Anregungen hervorragender Staatsmänner zu einer Löſung dieſer Frage, verweilt etwas ausführlicher bei der Regierung Alexander's I. und Nikolai's und den während derſelben zu Tage getretenen Verſuchen, die Aufhebung der Leibeigenſchaft anzubahnen, und ſchließt mit dem Jahre 1848 unter einem Hinweiſe auf die unter der Regierung Kaiſer Alexander's II. endlich erfolgte Aufhebung der Leibeigenſchaft. Die bereits im zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts durchgeführte Emancipation der baltiſchen Bauern läßt der Verfaſſer ganz bei Seite und erwähnt ſie nur kurz „als einen verunglückten Verſuch" zur Löſung dieſer Frage. Es kann das weiter nicht Wunder nehmen, da auch Sſemewſki gleich allen übrigen ruſſiſchen Agrarpolitikern im Princip jede Freigebung der Leibeigenen ohne Zutheilung von Land perhorrescirt und von dieſem Geſichtspunkt aus natürlich auch für die hiſtoriſche Bedeutung jenes Acts humaner Liberalität in den Oſtſeeprovinzen kein rechtes Verſtändniß haben kann. Daß mit der Zutheilung von Land an die freigelaſſenen Bauern die agrarpolitiſche Frage für die Zukunft eben ſo wenig aus der Welt geſchafft iſt, wie durch die einfache Freilaſſung der Bauern, und woher das der Fall iſt, haben wir an dieſer Stelle ſchon mehr als einmal hervorgehoben.

Der zweite Beitrag des Heftes bringt den ersten Theil einer längeren literarhistorischen Untersuchung der Frau N. A. Bjeloserskaja über „Wassilij Trofimowitsch Nareshny“ (geb. 1780, gest. 1825), einen jetzt schon halb vergessenen, seiner Zeit aber hoch angesehenen und viel gelesenen Schriftsteller, der nach dem bekannten russischen Kritiker und Aesthetiker Bjelinskij meist als Vater des russischen Romans bezeichnet zu werden pflegt.

Hieran schließt sich der letzte Theil der von uns bereits in den früheren Heften eingehend berücksichtigten Aufzeichnungen der Frau „Prasskowja Jegorowna Annenkow, geb. Gueuble“, der indeß räumlich und inhaltlich den beiden ersten Theilen erheblich nachsteht. Wir erfahren aus demselben, daß das Ehepaar Iwan und Pauline Annenkow im December 1828 durch einen besonderen Act monarchischer Gnade erfreut wurde, indem Kaiser Nikolai auf eine Bittschrift der letzteren gestattete, daß die vor der Verschickung Annenkow's, aber auch vor seiner Eheschließung geborene Tochter der Beiden den Familiennamen des Vaters tragen dürfe, freilich ohne Erb- und Standesansprüche, und zugleich befahl, der Frau die Summe von 60,000 Rubel, welche ihr von ihrem Bräutigam vor seiner Verschickung geschenkt, aber von seinen Verwandten eingezogen worden war, auszuzahlen resp. sie auf ihren Namen in Moskau zu deponiren. Am 16. März 1829 wurde dem, wie im vorigen Heft erzählt, am 4. April 1827 in Tschita getrauten Paar ein Töchterchen geboren und fast um dieselbe Zeit hatten auch die Frauen zweier anderen Deportirten, die Murawjew und die Dawydow, dieselbe Freude. In dieser Veranlassung trug sich eine recht scherzhafte Episode zu, als der Commandant Leparski, der vorschriftsmäßig alle Briefe seiner Schutzbefohlenen lesen mußte, ehe sie abgeschickt werden durften, aus denselben zu seiner Ueberraschung von dem in Aussicht stehenden dreifachen freudigen Familienereigniß in seiner Sträflingscolonie Kenntniß erhielt. Nicht ohne Verlegenheit erklärte er nämlich den Damen, daß sie eigentlich gar kein Recht hätten, sich in diesem Zustande zu befinden, fügte aber zugleich beruhigend hinzu, daß es ihnen allerdings nicht verboten sei, Kinder zu haben. Wie streng es übrigens mit jener Vorschrift hinsichtlich der Briefcensur genommen wurde, davon legte ein anderer Vorfall sehr unliebsames Zeugniß ab. Eines Tages theilte eine Freundin der Annenkow dieser mit, daß demnächst eine Silberkarawane aus Nertschinsk Tschita passiren würde, welche von einem Unteroffizier escortirt werde, der ihr Taufsohn und ihr als ein zuverlässiger Mensch bekannt sei, so daß sie ihm ruhig Briefe in die Heimath anvertrauen könne. Die Annenkow übergab ihm denn auch zwei Briefe, einen von sich und einen von ihrem Mann, die an die Mutter des letzteren adressirt waren. Als der Unteroffizier die Briefe der alten Frau in Moskau eingehändigt hatte, schenkte ihm diese für seine Dienstfertigkeit die hübsche Summe von 100 Rbl. Als ordentlicher Mensch benutzte der also Beschenkte die reiche Gabe, um sich dafür eine neue Uniform aus gutem Tuch zu kaufen, in welcher er vor dem Kaiser erscheinen wollte, um den vorgeschriebenen Rapport zu erstatten und die für einen glücklich zu Ende geführten Silbertransport übliche Rangerhöhung in Empfang zu nehmen.

Es sollte ihm jedoch in Folge seiner eigenen Naivetät leider ganz anders ergehen und gewiß wird es ihm hernach oft genug Leid gethan haben, daß er das Geld nicht lieber einfach verjubelt hatte. Als nämlich der dejourirende Offizier, der ihn zum Kaiser Nikolai führen sollte, die saubere Uniform sah und ihn fragte, woher er dieselbe habe, erzählte er ihm ganz harmlos die Wahrheit. Der Offizier meldete das Gehörte sofort dem Kaiser und der unglückliche Unteroffizier erhielt statt der erwarteten Belohnung Festung. Der Brief wurde sofort durch einen Feldjäger aus Moskau abgeholt und obwohl derselbe, wie sich der Kaiser durch die eigene Durchsicht desselben überzeugte, nichts Verfängliches enthielt, wurde nicht nur der Annenkow ein strenger Verweis ertheilt, sondern auch ihre Freundin zur Verantwortung gezogen und mit 4 Monaten Stubenarrest bestraft. Auch dem Commandanten Leparski bereitete die Angelegenheit einige Sorgen, wenngleich seine Befürchtung, sie würde ihm seinen Posten kosten, nicht eintraf. Die Annenkow war durch diesen Umstand um so schmerzlicher getroffen, als Leparski seiner Liebenswürdigkeit und Gutmüthigkeit wegen bei der Colonie der Verschickten und ihrer Angehörigen sich der allgemeinsten Liebe und Erkenntlichkeit erfreute. Ganz anders hatten es zum Beispiel die Deportirten in Nertschinsk, die einem gewissen Burnaschew unterstellt waren, einem rohen, groben und herzlosen Manne, von dem die Unglücklichen viel zu leiden hatten. — Endlich erfolgte im Jahre 1830 die Ueberführung der in Tschita internirten Dekabristen nach der Petrowski-Fabrik. Zunächst wurden die Gefangenen expedirt und ihnen folgten ein paar Tage später ihre Frauen. Die Reise war eine recht unbequeme, ja gefährliche, da die Reisenden nach dortiger Sitte von Poststation zu Poststation mit ungezähmten Pferden befördert wurden. Man konnte dieselben nicht anders vorspannen, als in einem geschlossenen Hofe, und erst wenn alle Insassen sich bereits in dem Wagen befanden, wurden die Thore geöffnet und dann stürmte die wilde Troika in rasender Carrière von dannen, um erst bei der nächsten Station mit Mühe wieder zum Stehen gebracht zu werden. Man kann sich denken, wie es bei dieser Fahrt den Frauen zu Muth sein mußte und insbesondere der Annenkow, die mit zwei Kindern, einem anderthalbjährigen und einem dreimonatlichen, die aufregende Fahrt antrat. — Bis hierher reichen die Aufzeichnungen der vielgeplagten Frau, die sich nach einer Erklärung der Redaction bereits seit dem Jahre 1861 in den Händen des Redacteurs befunden hatten, aber nicht eher veröffentlicht werden konnten, da der Schwiegersohn der Verfasserin, General-Lieutenant K. J. Iwanow, bisher seine Zustimmung dazu verweigert hatte. Es folgen noch einige redactionelle Notizen als Anhang, aus denen sich ergiebt, daß Iwan Annenkow im Jahre 1836 von der Zwangsarbeit zur Ansiedelung in Irkutsk begnadigt wurde. Im Jahre 1837 wurde er in die Stadt Turinsk im Tobolsk'schen Gouvernement übergeführt, wo er beim Gericht eine Anstellung mit den Rechten „einer steuerpflichtigen Person" erhielt. Im Jahre 1841 wurde er nach Tobolsk als Beamter für besondere Aufträge beim dortigen Gouverneur versetzt und bekleidete in der Folge auch verschiedene andere Posten. Als das Manifest von 1856 ihm endlich seine lang ersehnte Frei-

heit wenigſtens theilweiſe wiedergab, freilich ohne das Recht, in den Reſidenzen zu leben, zog er nach Niſhnij-Nowgorod, wo ihn der Gouverneur Murawjew, ebenfalls ein früherer Dekabriſt, wiederum als Beamten für beſondere Aufträge anſtellte. Obwohl er nach wie vor unter polizeilicher Aufſicht ſtand, bekleidete er doch im Jahre 1858 bereits die Stellung eines Adelsmarſchalls des Niſhne-Nowgorodſchen Gouvernements. Erſt im Jahre 1863 erfolgte die volle Amneſtie: er wurde der polizeilichen Aufſicht entzogen und erhielt auch das Recht, in der Reſidenz zu leben. Im Jahre 1866 hatte er die Ehre, mit einer Deputation des Niſhne-Nowgorodſchen Adels dem Kaiſer Alexander II. nach dem Attentat vom 4. April eine allerunterthänigſte Adreſſe zu überreichen. Annenkow war im Jahre 1800 geboren und ſtarb im Jahre 1878, zwei Jahre nach dem Tode ſeiner vortrefflichen Frau, die ein ſo leuchtendes Beiſpiel hingebender weiblicher Liebe und Aufopferung geboten.

Ueber den nächſten Artikel „In den Gegenden Central-Aſiens", welcher den Schluß der auszüglichen Ueberſetzung der Reiſeeindrücke Heinrich Moſer's von W. W. Timoſchtſchuk bringt, können wir mit dieſer kurzen Erwähnung hinweggehen, da das Original ſelbſt ja den Leſern dieſes Blattes zugänglich iſt. Auch den nächſten Beitrag berühren wir nur kurz, obwohl derſelbe allen Denjenigen, welche ſich ſpeciell für die Geſchichte der ruſſiſchen Malerei und ihrer Hauptvertreter intereſſiren, manches neue Material bieten dürfte. Derſelbe enthält eine Reihe perſönlicher Reminiſcenzen an Iwan Nikol. Kramſkoi aus der Feder Rjepin's. Verdient ſchon der Autor, der bekannte Schöpfer des vielbeſprochenen Bildes „Iwan der Schreckliche an der Leiche ſeines Sohnes", an ſich Beachtung, da er die Feder eben ſo geſchickt zu führen weiß, wie den Pinſel, ſo gilt ein Gleiches auch von dem Gegenſtande ſeiner liebevollen Darſtellung, dem bekannten ruſſiſchen Maler Kramſkoi, der ſich von der Stellung eines Laufburſchen bei einem Maler über den Poſten eines Gemeindeſchreibers erſt zum Retoucheur bei einem Photographen aufgeſchwungen, dann, im 19. Lebensjahr in die Reſidenz gekommen, ohne Geld und fremde Hilfe, nur dank ſeinem idealen Streben ſich nach und nach einen hervorragenden Platz in der Künſtlerwelt eroberte und ſchließlich einer der Spitzführer der nationalen ruſſiſchen Malerei wurde, der auch über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus ſich eines ehrenvollen Rufes zu erfreuen hatte.

Einen recht viel verheißenden Titel, dem nur leider der Inhalt — wenn auch ohne Schuld der Verfaſſerin — nicht in gleichem Maße entſpricht, weiſt der nächſte Artikel auf: „Reiſeeindrücke aus Pjatigorſk als Stätte des Lebens und Todes Michael Lermontow's" von E. Nekraſſowa. Die Verfaſſerin, offenbar eine glühende Verehrerin des früh verſtorbenen ruſſiſchen Dichters, hat eine Reiſe in das reizend gelegene kaukaſiſche Bad dazu benutzt, um an Ort und Stelle eifrig Erkundigungen einzuziehen, die ſich auf das Leben und Sterben Lermontow's beziehen. Leider iſt die Ausbeute ihrer Bemühungen aber nur eine ſehr dürftige, ja im Grunde völlig negative geweſen. In Pjatigorſk ſelbſt wiſſen nur die Wenigſten etwas von dem talentvollen ruſſiſchen Dichter, der hier ſo früh ſein tragiſches Ende gefunden. Nicht einmal das Haus, in welchem er lebte, iſt

dem Gros der Einwohner des Städtchens bekannt, obwohl seine dereinstige, freilich in einem Hof belegene Wohnung mit einer darauf bezüglichen Aufschrift geschmückt ist. Auch über seine Person und sein Ende herrschen unter der städtischen Bevölkerung die abenteuerlichsten Vorstellungen. Meist wird er einfach als ein tapferer Held angesehen, der von seinen Kameraden erschlagen worden ist; daß sein Ruhm durchaus nur auf literarischem und nicht auf kriegerischem Gebiet liegt, ist der Menge ganz unbekannt, obwohl sie alljährlich Gelegenheit hat, seinen Todestag, der auf Kosten der Stadt festlich begangen wird, mitzufeiern. Es ist freilich auch eine etwas seltsame Feier, um die es sich dabei handelt. Denn neben einer feierlichen Todtenmesse, welche dem Andenken des Verstorbenen gewidmet ist, findet an diesem Tage zum Gedächtniß desselben ein großes Volksfest mit Sang und Tanz und Spiel statt, jedenfalls eine etwas ungewöhnliche Manier, einen Todten an seinem Todestage zu ehren. Im Uebrigen ist weder die Stelle, wo das Duell stattgefunden, in welchem Lermontow fiel, noch sogar der Platz, wo der Verstorbene beerdigt war, bekannt. Ein längeres Gedicht, welches von einem Verehrer Lermontow's in der sog. „Lermontow-Grotte" in Stein gehauen ist und eine Reihe von Daten über ihn enthält, erweist sich bei genauerer Prüfung als in seinen Angaben absolut unzuverlässig und nicht einmal das Gut, wo L. jetzt begraben liegt — seine Leiche, der anfänglich ein christliches Begräbniß verweigert wurde, ist einige Jahre später auf die besondere Erlaubniß Kaiser Nikolai's hin aus Pjatigorsk auf sein väterliches Gut gebracht und dort zur letzten Ruhe bestattet worden — ist richtig angegeben. Mit Recht macht die Verfasserin den Stadtvätern von Pjatigorsk den Vorwurf, durch die kritiklose Zulassung jener langen Inschrift in Versen in der Lermontow-Gruppe bei tausenden und abertausenden von Besuchern der Stadt und jener Grotte ganz verkehrte Vorstellungen über verschiedene Punkte aus dem Leben eines der bedeutendsten Dichter Rußlands verbreitet und wesentlich zu einer Art von traditioneller Legendenbildung beigetragen zu haben, die mit der Wahrheit auch nicht das Geringste gemein hat.

Von den übrigen Aufsätzen sei neben einem längeren Jubiläumsartikel zu Ehren der 50jährigen literarischen Thätigkeit des Dichters Apollon Maikow, von der wir bereits im vorigen Heft dieser Zeitschrift gesprochen, nur noch eine Arbeit des früheren bulgarischen Ministers L. N. Ssobolew unter dem Titel „Rußland und England im fernen Osten" erwähnt. Dieser sowohl in Anbetracht der Persönlichkeit seines Verfassers, wie in Anbetracht seines Inhalts bemerkenswerthe Essay bringt ein Stück Zukunftsmusik, indem er ein Programm für die russische Politik in Asien entwirft, wozu speciell die Eröffnung der Transkaspi-Bahn die Veranlassung bietet, in welcher Ssobolew nur den Ausgangspunkt eines künftigen Feldzuges des russischen Heeres nach Indien sieht, ohne einen solchen zu wünschen. Es heißt in dieser Hinsicht, wie wir, einem uns vorliegenden Referat folgend, kurz hervorheben möchten, in dem betr. Artikel u. A. folgendermaßen: „Niemand wird behaupten, daß Rußland sich zu einem Einfall in Indien um jeden Preis vorbereite. Aber die unabwendbare Logik der Thatsachen, geleitet von der

mißtrauischen Hand Englands, weist darauf hin, daß bald die Zeit herankommen wird, da die Grenze der russischen mittelasiatischen Besitzungen der Hindukusch bilden wird, diese natürliche Grenzscheide Indiens, und das Herat-Gebiet aller Wahrscheinlichkeit nach in das russische Territorium eingeschlossen werden wird. Im Hinblick auf eine solche Wendung der Dinge werden die Engländer gezwungen sein, Kabul und Kandahar einzunehmen, und auf diese Weise wird eine unmittelbare Berührung zwischen den russischen und den englischen asiatischen Grenzen zu Stande kommen. Diesem Ereigniß auszuweichen ist unmöglich und keine Staatsmänner Rußlands und Großbritanniens können demselben vorbeugen, da große historische Geschicke sich unabhängig von dem Willen der Menschen entfalten, und Alles, was der menschliche Wille thun kann, ist — sie ein wenig zu beschleunigen, oder sie ein wenig aufzuhalten." Wann dies geschehen werde, wann es zu diesem russischen Feldzug nach Indien kommen werde, könne man jetzt nicht wissen, doch meint General Ssobolew, daß dies wahrscheinlich nicht vor dem Ausgang des laufenden Jahrhunderts geschehen werde; hierbei fügt er gleich die Bemerkung hinzu, daß zu jener Zeit Rußlands Bevölkerung auf 130 Millionen gestiegen sein und entsprechend auch die russische Armee angewachsen sein wird unter gleichzeitiger Förderung der Mittel der Concentrirung und der Bewegung der letzteren. Dies werde auch England zwingen, in Indien eine ständige Armee von 500,000 Mann zu unterhalten, was nach des Generals Ssobolew Berechnung einem jährlichen Deficit von 300 Mill. Rubel im indischen Budget gleichkommen werde. Bei den ersten Erfolgen der Russen, die mit Leichtigkeit aus Herat nach Kandahar und aus Balch nach Kabul sich wenden können, würde sich die indische eingeborene Bevölkerung erheben und die Bewegungen der englisch-indischen Armee paralysiren, und dann — „treten die Russen ungehindert in das Thal des Indus". Dieser Feldzug nach Indien kann dann nach des Generals Ssobolew Meinung vier Arten Folgen nach sich ziehen: „1) Vernichtung der Macht der Engländer auf der Halbinsel und die Bildung einer Reihe von unabhängigen Fürstenthümern im größten Theile Indiens. 2) Unterwerfung Indiens und Begründung eines russisch-indischen Reiches daselbst. 3) Vernichtung der Macht der Engländer und Gründung von Fürstenthümern auf der Halbinsel in Form eines unter dem Protectorat Rußlands stehenden Fürstenbundes. 4) Erhaltung der englischen Macht unter der Bedingung eines engen, für beide Seiten gleich vortheilhaften Bündnisses zwischen Rußland und England." General Ssobolew findet, daß die Eventualitäten Nr. 1 und 3 Rußland wenig Vortheil bringen werden, in so fern auf diesem Wege die Verhältnisse in Indien sich wenig gesichert zeigen würden, was für die russische Handelsentwickelung ein Hinderniß sein wird. Besser gefällt ihm Nr. 2 — die Unterwerfung Indiens und Begründung eines russisch-indischen Reiches; aber das wäre ein so „grandioses Unternehmen" und eine so große Frage, daß er selbst sie nicht entscheiden möchte — diese Frage kann, „wenn sie überhaupt gelöst werden muß, nur die Macht der historischen Schicksale" lösen. Und so bleibt denn nur Nr. 4 übrig — eine Vereinbarung mit England. Für eine solche tritt auch General Ssobolew schließlich

ein, sie als die vortheilhafteste Folge eines Feldzuges nach Indien bezeichnend, also wahrscheinlich voraussetzend, daß in diesem Falle die Russen, die schon „das Thal des Indus" betreten haben (wie er es vorhin ausgemalt hatte), wieder gemüthlich zurückgehen werden — was doch weder wahrscheinlich ist, noch nach den gebrachten colossalen Opfern zu rechtfertigen wäre. Jedenfalls sagt er: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß es uns viel angenehmer ist, die Engländer zu unseren unmittelbaren Nachbarn in Südasien zu haben, als die von Fanatismus getränkten Muhamedaner und die entnervten Inder. Unzweifelhaft ist auch, daß es für uns vortheilhafter ist, mit Großbritannien, der mächtigsten Seemacht, in innigem Bündniß zu leben, als mit ihr wegen der Nebenbuhlerschaft in Asien in stetem Kampfe zu sein. Für England andererseits besteht in der Vereinbarung mit Rußland die Hauptbedingung von dessen Existenz als einer der großen asiatischen Mächte." Aber für diese Vereinbarung giebt es einen Preis: „Für Sicherung der englischen Herrschaft in Indien, die in vielen Beziehungen von Rußland abhängt, hat letzteres das Recht, Sicherung seiner Herrschaft im Schwarzen Meere zu verlangen. Nur auf dieser Basis allein kann eine dauernde Vereinbarung möglich sein; außerhalb dieser Vereinbarung wird jedoch England stets von der Gefahr eines Einfalls in Indien bedroht sein."

Вѣстникъ Европы (Der europäische Bote). Journal für Geschichte, Politik und Literatur. Herausgegeben von M. Stassjulewitsch. Petersburg. Mai-Heft 1888.

Auch das vorliegende Heft der in ihrer westeuropäischen Richtung fast einzig in ihrer Art dastehenden russischen Zeitschrift ist vorwiegend belletristischen und literarhistorischen Arbeiten gewidmet. Neben einem größeren Original-Roman „Mussja" von W. D. Karenina, von dem uns zunächst nur der Anfang vorliegt, bringt das Heft die Fortsetzung des aus dem Englischen übersetzten Romans „Am Vorabend des Umschwungs" von Marion Crofford und mehrere kleine Gedichte, sowie einen kritischen Essay von K. K. Arssenjew über den kürzlich an den Folgen eines unglücklichen Sturzes verstorbenen, hoffnungs- und talentvollen Schriftsteller Wsewolod Garschin. Ferner findet sich noch eine kurze, wenig erfreuliche Novelle von W. Krestowski (Pseudonym): „Leben, wie die Leute leben", ein zerfahrenes, schon durch die Form „hingeworfener Tagebuch-Aufzeichnungen" zerrissenes Lebens- und Charakterbild von realistischer Färbung ohne Plastik und Harmonie.

Von den socialpolitischen resp. wissenschaftlichen Arbeiten sei zunächst der an der Spitze des Heftes abgedruckte Aufsatz von D. A. Korssakow erwähnt, der die letzten Lebensjahre K. D. Kawelin's (1877—1885) auf Grund persönlicher Erinnerungen und an der Hand der Kawelin'schen Correspondenz bespricht. Aus der Menge des daselbst enthaltenen Materials Einzelnes hervorzuheben, würde an dieser Stelle zu weit führen. Nicht uninteressant ist übrigens eine kleine Mittheilung, die sich auf das Verhältniß zwischen Kawelin und Juri Ssamarin bezieht.

Kawelin vertrat das Princip des Individualismus und das Recht der Persönlichkeit im staatlichen Leben, Ssamarin hielt dasselbe für ein Hinderniß zur vollen nationalen und staatlichen Kraftentfaltung, für etwas Trennendes und jeder Versöhnung und Vereinigung Feindliches. Diese an sich sehr charakteristische Polemik, die ja auch gegenwärtig noch das auf Uniformirung und Vernichtung jeder individuellen Besonderheit hinarbeitende Slavophilenthum den „Sapadniks" gegenüber kennzeichnet, führte nun zu einem, wie sich erst später herausstellte, lediglich auf einem Druckfehler beruhenden Mißverständniß, das lange Zeit hindurch unaufgeklärt blieb. Bei der ersten Veröffentlichung des Ssamarin'schen Aufsatzes zu jener Frage war nämlich gesagt, das Princip des Individualismus sei etwas die „Erniedrigung der Persönlichkeiten" Hemmendes, statt die „Versöhnung der Persönlichkeiten", wie es heißen sollte, und in Folge dessen erhielten die Anhänger der Theorie Ssamarin's den wenig schmeichelhaften Spitznamen: „die Anhänger der Erniedrigungstheorie". Kawelin hatte nun erst später, bei dem zweiten Abdruck jenes Ssamarin'schen Aufsatzes ersehen, daß es sich in dem vorliegenden Fall lediglich um einen Druckfehler gehandelt habe und hat es Ssamarin als einen „Beweis seines hohen Edelmuthes" angerechnet, daß er, obwohl es ihm doch so leicht war, den Druckfehler zurechtzustellen, ruhig alle die Spöttereien und ungerechten Angriffe auf das Slavophilenthum, die daraus resultirten, mit Stillschweigen habe über sich ergehen lassen. Wir müssen bekennen, daß diese Enthüllung auf uns keinen derartigen Eindruck zu machen geeignet ist. Sehr sonderbar ist es schon, daß überhaupt Niemand von selbst auf den Gedanken verfiel, daß an jener Stelle ein Druckfehler vorliegen mußte, da das an sich schon sehr ungewöhnliche Wort принижение in den Zusammenhang gar nicht paßt, und zwar um so weniger, als es weiter heißt: и единение („und Vereinigung"). Noch viel sonderbarer aber erscheint es uns, daß man „aus Edelmuth" zu Angriffen schweigen sollte, welche auf Grund eines Druckfehlers gegen die ganze Partei erhoben werden, der man dient. Es wäre das jedenfalls eine höchst curiose Form des Edelmuths.

Indem wir die weitere Fortsetzungen früherer Aufsätze enthaltenden Artikel über „Sibirien und seine Erforschungen" von A. Pypin und „Kaiser Wilhelm I." von Utin nur kurz namhaft machen, verweisen wir noch speciell auf eine Abhandlung von L. Slonimskij unter dem Titel „Die neuesten Kritiken des Parlamentarismus", welche bisher nur in den ersten beiden Abschnitten vorliegt, aber dem Schlußresumé des Autors mit Interesse entgegenblicken läßt. Die Arbeit nimmt drei in den letzten Jahren auf diesem Gebiet erschienene Arbeiten zum Ausgangspunkt, die zwar ihrem Charakter und ihrem Inhalt nach durchaus verschieden sind, aber in ihren praktischen Schlußfolgerungen und in ihrer Tendenz übereinstimmen. Diese drei Arbeiten sind: Nos hommes d'état von Jules Simon (Paris 1887), The man versus the state von Herbert Spenser (London 1885) und Popular government von Sir Henry Sumner Maine (London 1885). Dieselben werden von Slonimskij folgendermaßen charakterisirt: „Jules Simon, einer der alten republikanischen Führer

in Frankreich, giebt uns eine Reihe witziger Skizzen und Charakteristiken, welche das Leben der Republik in sehr einseitigem und wenig tröstlichem Licht zeigen; er läßt die Principien bei Seite, dringt nicht in die Tiefe der Fragen ein, aber weist an der Hand von Thatsachen nach, wie sehr sich die ‚großen Principien' des Jahres 1789 in der gegenwärtigen französischen Demokratie gewandelt haben. Er schlägt keine Lösung und keine Reform vor, sondern beschränkt sich auf die Rolle eines Kritikers resp. eines Satirikers, der die Sitten der herrschenden Gesellschaftsklassen geißelt. Spenser beurtheilt die Mängel des englischen Parlaments von einem ernsteren Standpunkt, erhebt sich gegen die Allmacht und stetig zunehmende Einmischung desselben in die Privatinteressen der Staatsbürger, gegen die Außerachtsetzung der persönlichen Menschenrechte zu Gunsten der abstracten Idee des Volksrechts. Er findet, daß die ‚Tyrannei' der Parlamente eben so gefährlich für die individuelle Freiheit ist, wie jede andere Form des Despotismus; aber dabei stellt er sich ausschließlich auf den Standpunkt des Individualismus, ohne sich um die Aufgaben des Staats zu kümmern. Maine wirft bereits die principielle Frage nach der ‚Volkssouveränität' auf und rückt den Grundprincipien der Demokratie direct auf den Leib, indem er sich auf die historische Erfahrung beruft, die von ihm übrigens sehr eigenartig aufgefaßt wird. Auf diese Weise ergänzen diese drei autoritativen Schriftsteller einander: der eine spricht von den parlamentarischen Mißständen Frankreichs, der andere gegen den Parlamentarismus in England und der dritte gegen das Princip selbst, welches der Volksherrschaft der Demokraten zu Grunde liegt." Ein näheres Eingehen auf die kritischen Ausführungen des Herrn Slonimskij behalten wir uns eventuell für den Moment vor, wenn dieselben uns erst vollständig abgeschlossen vorliegen.

Zum Schluß sei noch besonders auf die, wie immer, so auch diesmal sehr reichhaltigen Rubriken der inneren, ausländischen und literarischen Rundschau und der communalen Chronik hingewiesen, von denen die erstere auch in diesem Heft wiederum eine Reihe von Fragen, welche die Ostseeprovinzen betreffen, in den Kreis ihrer Erörterung zieht und zwar die Frage der Einführung der Justizreform und der Geschworenen in den Ostseeprovinzen, die Frage der Theilung der drei baltischen Gouvernements in zwei Gerichtsbezirke und die Sprachenfrage in Beziehung auf die Gerichtsreorganisation, Fragen, deren von der üblichen Schablone abweichende Beantwortung seitens der Redaction des „Westnik Jewropy" längst in sämmtlichen Tagesblättern die gebührende Beachtung und Besprechung gefunden.

Chr. Mickwitz.

Vom Büchertisch.

Felix Dahn: Was ist die Liebe? Eine Erzählung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1887.

Warum hat Dahn seine Erzählung nicht in gebundener Rede verfaßt? Diese Frage drängte sich uns immer und immer wieder auf, als bei dem Vorlesen der stark accentuirte Rhythmus der Sprache an's Ohr schlug. So wohlthuend dem Gehör der geregelte Tonfall eines Gedichts ist, so störend empfindet man versartige Satzgebilde, die sporadisch auftreten. Beim Hören mehr noch als beim Lesen erregt diese Ungleichartigkeit des Sprachflusses ein Gefühl des Unbehagens, dessen man schwer Herr wird. Aber noch in anderer Beziehung überschreitet Dahn die Gesetze des Prosastils. Immerwährend verfällt er, bewußt oder unbewußt, in den Stabreim*). Es macht den Eindruck, als ob der Dichter durch den Inhalt — die Erzählung spielt in den Zeiten der Wikinger-Fahrten auf der Nordsee — sich innerlich gedrängt gefühlt habe zu der alliterirenden Form. Und wie angemessen wäre nicht dem altnordischen Stoffe der Stabreim gewesen mit seinem mächtig und kraftvoll dahinschreitenden Rhythmus! Ist doch in neuerer Zeit gerade diese urdeutsche Dichtungsform mit dem größten Erfolge angewandt worden — ich erinnere nur an W. Jordan's Nibelungen.

Aber es will uns scheinen, als ob Dahn, als er sich für die Prosadarstellung entschied, noch eines anderen Vortheils sich begeben habe. Es ist etwas Eigenthümliches um den Vers. Die Phantasie des Lesers läßt sich willig auf den Schwingen des Rhythmus tragen in das Fabelland und erfreut sich an Idealgestalten und dichterischen Gebilden, auch wenn sie nicht auf dem realen Boden stehen. Unerbittlich aber fordert die Prosa ihr Recht. Der moderne Leser verlangt hier — sofern es sich nicht um Märchen, Thierfabeln oder dergleichen handelt — strenge Motivirung, vor Allem greifbare Gestalten. Mögen sie angehören der Gegenwart oder der Vergangenheit, sie müssen innerlich wahr und historisch möglich

---

*) Hier einige Belege von vielen:

„Nicht einmal der Trunk **m**undet **m**ir **m**ehr."

„**L**ange lag **s**ie **s**o in **S**innen und **S**ehnen verſunken."

ſein. „Der Moderne — ſagt Goethe — empfindet wohl nicht naiv, aber er empfindet das Naive.“ Dieſe Fähigkeit unſerer Zeit, Antheil zu nehmen an den Geſchicken eines Geſchlechts, das anders denkt und handelt als wir, berechtigt den modernen Dichter, Stoffe aller Zeiten zu wählen, nur darf er nicht in naiv empfindende und handelnde Epochen die zerſetzende Reflexion einer ſkeptiſchen Generation hineintragen.

Und wer weiß, ob nicht die alte epiſche Form Dahn vermocht hätte, die Reflexion gegenüber der Handlung etwas zurücktreten zu laſſen? Uns erſcheint von vorn herein die Idee unglücklich, germaniſchen Jungfrauen der Völkerwanderungszeit oder Nordlandsrecken Philoſophien über das Weſen der Liebe oder den Urgrund aller Dinge in den Mund zu legen, die Jedem ganz verzweifelt modern lauten. Trotz des hünenhaften Anſtrichs, der den Perſonen verliehen iſt, will es Einem nicht recht gelingen, dieſelben ernſt zu nehmen. Wer die Illuſtrationen von Knut Eckwall zu „Frithjof“ kennt, dieſe „Salongermanen“, der kann ſich auch eine ungefähre Vorſtellung machen von den Dagfred, Hartbrand, Dalla und Kjartan der Dahn'ſchen Erzählung.

Wir ſchließen mit einer letzten Vermuthung. Vielleicht hätte ſich der Stabreim zu ſpröde erwieſen zur Darſtellung einer Carricatur, wie der eben erwähnte Irenprinz Kjartan es iſt. Solch' ein Phantom iſt eben zu keiner Zeit lebensfähig, am allerwenigſten in derjenigen, da der Beowolf gedichtet wurde und die Lieder, die der Edda zu Grunde liegen, erklangen. Winkler.

Daheim und Anterwegs. Gedichte von S. Waldburg. Cannſtatt, Verlag von Bosheuyer's Buchhandlung (Emil Geiger).

Eine liebenswürdige Dichterindividualität tritt uns in dieſen Poeſien entgegen, die ſich ſehr vortheilhaft von der großen Maſſe des Producirten abheben. Wir möchten gern unſere Leſer und namentlich unſere Leſerinnen mit ihnen bekannt machen; wir bekennen zugleich, daß uns die Auswahl deſſen, was wir bringen wollten, nicht leicht gefallen iſt: eine ſolche Fülle des Beachtenswerthen birgt das kleine Büchlein.

Froſt.

Als ich heut' morgen aufgewacht,
Da ſtaunt' ich nur, daß über Nacht
Mein Haar nicht grau geworden;
War doch mein Sinn ſo ernſt und alt,
War doch mein Herz ſo ſtill und kalt,
Wie Sonnenſchein im Norden.
Kein Wunſch nach ſüßer, heißer Luſt,
Kein Weh durchdrang mehr meine Bruſt,
Die Sehnſucht war erſtorben.
Mir ward der Friede über Nacht —
Und draußen lag die Frühlingspracht
Vom Hauch des Froſts verdorben.

Der Todte.

Seit lange ſchon hat er den Tod erſehnt,
Nun liegt er ſtarr und bleich auf ſeinen Kiſſen,
Die ſtarken Glieder regungslos gedehnt,
Wie wohl das Sterben iſt? — ich möcht' es wiſſen.
Ich möchte wiſſen, was das Herz durchzieht,
Wenn es beginnt allmählich zu erkalten,
Und was das Auge im Erlöſchen ſieht
An irdiſchen, lebendigen Geſtalten.
Ob einmal noch die ganze Lebenszeit
Sich abſpielt vor dem ſchwindenden Gedanken,
Ob ſchon ein Ahnen der Unendlichkeit
Gleich einem Traumbild mag den Geiſt umſchwanken.
Was iſt das Sterben? Dunkel oder Licht,
Ein ew'ges Nachtſein oder neues Tagen?
Nur jene Lippe, die kein Wort mehr ſpricht,
Sie könnte mir die wahre Antwort ſagen.

Die beiden Gedichte ſind der erſten Abtheilung „Daheim" entnommen, die ungemein viel Stimmungsvolles und tief Empfundenes enthält. Unter den Liedern „Aus dem Dorf" fanden wir dagegen Einiges, was uns weniger anſprach. Den echt volksthümlichen Ton zu treffen, iſt nicht Jedem gegeben; in dem Beſtreben, ſich denſelben anzueignen, ſieht man oft Schriftſteller in eine gewiſſe Talmi-Treuherzigkeit oder Simili-Derbheit verfallen, die mit der Weiſe des Volkes wenig gemein hat. Auch S. Waldenburg beſitzt, ſcheint es uns, die Gabe wahrer Volksthümlichkeit nicht. Durch das Gedicht „Der Nagelſchmied" z. B. geht eine etwas gekünſtelte Flottheit:

Am End' des Dorfs der Nagelſchmied,
Der iſt ein Teufelsjunge,
Und keine ſeiner Kohlen glüht
So heiß wie ſeine Zunge.
Wohl Mancher meint, er iſt ein Tropf;
Doch laut wird's Keiner ſagen;
Er trifft den Nagel auf den Kopf,
Wer wollt' den ſeinen wagen?
Man wünſcht ihm freundlich guten Tag,
Was ſchaffſt Du? — Doch der Arge,
Der lacht: den letzten Nagel ſchlag'
Ich juſt zu Deinem Sarge.
Der Hammer fällt, der Hammer ſchnellt
Empor, die Schläge hageln:
Sag', Schmied, willſt Du die ganze Welt
An einem Tag vernageln? —
Die ganze Welt — nur einen Platz,
Den laß ich frei zum Wandern
Für mich und meinen lieben Schatz,
Vernagelt ſeid Ihr Andern.
Keck ſteht er da in Rauch und Ruß,
Vom Funkenſchwarm umſprungen,

Die Flamme doch giebt Kuß auf Kuß
Dem Schmied, dem Teufelsjungen.

Auch das „Lied der deutſchen Matroſen“ gleicht mehr dem Geſange eines marinemäßig herausgeputzten Chores in einem patriotiſchen Singſpiel, als dem wirklicher wetterharter Seeleute.

Wenn die Anknüpfung an populäre Gedichte großer Meiſter oft ihr Mißliches hat — die Paraphraſe des „Königs von Thule“, pag. 137, ſchmeckt unangenehm nach Aufgewärmtem — ſo iſt doch das Gedicht „Der arme Peter“ in mancher Hinſicht intereſſant:

Der arme Peter liegt im Sterben;
Dem Peter wird die Sache leicht,
Sein Bett umſtehen keine Erben,
Kein Prieſter fragt ihn nach der Beicht'.

Er ſcheidet ſtill, wie er gekommen
Und wie ſein ganzer Lebenslauf;
Nichts ward gegeben — nichts genommen
Und nichts von nichts — das hebt ſich auf.

Das hebt ſich auf, der Peter lächelt,
So hat der Peter ſtets gelacht;
Der Lufthauch durch das Fenſter fächelt
Und mild und ſternhell iſt die Nacht.

Die Nachtigall beginnt zu ſingen,
Dann ſchweigt auch ſie — das Blattwerk rauſcht;
Es iſt ein ewiges Verklingen
Und manches Lied bleibt unbelauſcht.

Die erſten Strophen ſind von überraſchender Wirkung. Iſt das nicht tragiſche Ironie, wie ſie ergreifender Heine nicht zu Gebote ſtand? Wahrlich, der große Lyriker hätte dieſe Verſe nicht verleugnet. Aber nun das Ende! Ein plötzliches Erlahmen der Kraft, ein Erlöſchen der Inſpiration — es ſtellt ſich ein ärmlicher Lückenbüßer ein.

Wenn wir auch minderwerthiger Producte, Gedichtchen von etwas fließenden Gedanken-Contouren gedenken, wenn wir endlich einiger Formmängel, die da erkennen laſſen, daß die Noth oft die Mutter des Reimes iſt*), Erwähnung thun, ſo geſchieht es, weil wir neben den Vorzügen auch der Schwächen gedenken zu müſſen glaubten. Mit um ſo größerer Genugthuung ſchließen wir unſer Referat mit dem ſchönen Gedicht „Der Deſerteur“, das ſich an die „Pußtalieder“ anſchließt.

Zum dritten Male deſertirt,
Bei Gott, es war zu viel,
Und heute wirſt Du füſilirt,
Das iſt das End' vom Spiel.

---

*) pag. 137. Auf weichem Wellenpfuhle
Liegt's, einem Wunder gleich,
Das alte, ſtolze Thule ꝛc.

Die Compagnie iſt aufgeſtellt,
Die blanken Büchſen droh'n;
Nimm Abſchied von der ſchönen Welt,
Schwarzbrauner Heideſohn.
Die Abendſonne flammt und ſprüht,
Tiefroth erglänzt das Thal,
Und aus dem Aug' des Burſchen glüht
Zu ihr ein heißer Strahl.
Da kracht die Ladung, rauſchend neigt
Sich der Gewehre Lauf,
Und aus des Feldes Furchen ſteigt
Ein wilder Vogel auf.
So frei wie er — nein, freier noch
War jener, der dort ruht,
Er bäumte trotzig ſich im Joch —
Fließ hin, Zigeunerblut.

Winkler.

Leo Tolſtoi: Die Macht der Finſterniß. Dramatiſches Sittenbild aus dem ruſſiſchen Volksleben in 5 Acten. Deutſch von Auguſt Scholz. Berlin, S. Fiſcher. 1887.

„Realismus!" „Naturalismus!" Dieſe Schlagworte ertönen überall. In Frankreich, in Norwegen, in Rußland findet dieſe Richtung immer neue bedeutende Vertreter. Anfangs ſollten die in dieſen Stichworten enthaltenen Principien nur für den Roman gelten. Bald aber wurden ſie auch für das Drama angewendet. Welch' rieſenhafte Erfolge ein Ibſen dabei zu verzeichnen gehabt hat, iſt bekannt. Aber Ibſen's Realismus iſt ein wunderbar keuſcher. Er deckt die verborgenſten Winkel der Herzen auf, er offenbart die feinen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, er zeigt den kleinen Wurm in der ſcheinbar guten Frucht. Anders Zola und Tolſtoi. Sie malen die Sittenverderbniß, die innere und äußere Nichtswürdigkeit, die Verſumpfung des menſchlichen Seins. Ein Schmutz ſtarrt uns bei ihnen entgegen, der unſeren Abſcheu hervorruft und deſſen Wahrhaftigkeit wir doch nicht ganz leugnen können. Ibſen ſtellt nur gebildete Leute, Mitglieder der beſſeren Stände dar; Zola wählt mit Vorliebe den Arbeiterſtand, Tolſtoi den Bauer für ſeine Dichtung.

„Eine Sünde hängt ſich an die andere und zieht ſie nach ſich." Dieſer Gedanke iſt nicht neu. Er iſt vielfach dramatiſch behandelt und unleugbar einer der tragiſchſten, die es giebt. Wir ſehen einen anfangs vielleicht nur leichtſinnigen, ſchwachen, aber nicht böſen Menſchen, der, durch die Verkettung der Umſtände von That zu That getrieben, ſchließlich bereuend oder verzweifelnd zu Grunde geht. Dieſen Gedanken hat uns namentlich Shakeſpeare in ſeinem „Macbeth" und neuerdings Ibſen in den „Stützen der Geſellſchaft" verkörpert. Er bildet auch die Grundlage von Tolſtoi's Drama. Mit Ibſen's „Stützen der Geſellſchaft" hat dasſelbe eine tiefe innere Verwandtſchaft. Hier wie dort eine ſcheinbar kleine Aus-

gangsſchuld — eine Lüge, die aber in der Folge den Helden bis zum gräßlichſten Morde treibt. Während aber Ibſen bedauerlicher Weiſe gegen den Schluß einlenkt, während er ſeinen Helden durch einen Zufall vor der Conſequenz ſeines beabſichtigten Verbrechens bewahrt, hat Tolſtoi den ſeinigen mit kühnem Muthe durch das Gräßlichſte durchgeführt bis zur tief innerlich aufwachſenden Reue und der äußerlichen Selbſtvernichtung.

Der Inhalt des Tolſtoi'ſchen Dramas iſt in Kürze folgender: Ein Knecht Nikita hat eine arme Waiſe Marinka verführt. Sein Vater, ein einfacher, aber braver und gottesfürchtiger Mann, will, daß Nikita ſie heirathen ſoll. Da dieſer aber inzwiſchen ein Verhältniß mit der Frau ſeines Herrn, Anisja, angeknüpft hat, will er dem Drängen ſeines Vaters entgehen und — ſchwört, daß er die Dirne nicht verführt habe. Dieſe beſchworene Lüge iſt es, die ihn in ſein Verderben treibt, indem ſie ihn weiter an die Frau ſeines Wirthes kettet. Anisja und Matrona, Nikita's Mutter, ſind es, die ihn zu allem Böſen verleiten. Anisja hat mit Hilfe Matrona's ihren Mann vergiftet und Nikita geheirathet. Als dieſer aber von jenem Verbrechen hört, wird ihm ſeine Frau ſo widerwärtig, daß er ſie ſchlägt, ſich ſelbſt dem Trunke ergiebt und ſich mit der Stieftochter Anisja's, Akulina, in eine Liebſchaft einläßt. Dieſelbe hat Folgen, und das Kind, das das Licht der Welt erblickt, muß beſeitigt werden. Anisja zwingt ihn, dasſelbe ſelbſt zu ermorden. Akulina ſoll alsdann verheirathet werden; und trotzdem Manches über ſie genunkelt wird, findet ſich doch ein Bräutigam, da ſie eine gute Mitgift bekommt. — Aber das Wimmern des ſterbenden Kindes tönt beſtändig in Nikita's Ohren, eine tiefe Trauer und Verzweiflung hat ſich ſeiner bemächtigt, er erkennt, indem er einmal Marinka wiederſieht, das Verfehlte ſeines Lebens und beſchließt, demſelben ein Ende zu machen. Da treffen ihn gewaltig die Worte ſeines betrunkenen Knechtes Mitriſch: „Lügſt Du, dann biſt Du furchtſam. Wenn Du furchtſam biſt, hat Dich der Böſe beim Genick und macht mit Dir, was er will. Dieſes Lumpengeſindel von Menſchen braucht man nicht zu fürchten.“ — Nicht die Menſchen, Gott hat er zu fürchten, und nur die Wahrheit kann ihn zu dieſem zurückführen. So tritt er denn alſo vor die Hochzeitsgeſellſchaft hin und beichtet ſeine Sünden, ja nimmt alle Schuld auf ſich allein. Möge die Strafe der Menſchen ihn erreichen, wenn ihm nur die Verzeihung Gottes zu Theil wird.

Tolſtoi hat die Weiber entarteter dargeſtellt als die Männer. Dieſe Anisja, die mit Ehebruch beginnt und Mord um Mord begeht, ohne daß wir an ihr Reue bemerken, eine Frau, die ſelbſt Mutter iſt und es über ſich gewinnt, ein unſchuldiges, neugeborenes Kind vor ihren Augen ermorden zu laſſen, legt von einer ſo namenloſen Verworfenheit Zeugniß ab, daß eine ſolche nach unſerem Gefühl nur in Ausnahmefällen möglich iſt. Da der Dichter aber ihr das Scheuſal Matrona an die Seite geſtellt hat, ſo können wir uns des Eindrucks der Uebertreibung nicht erwehren. Ob ſolche Charaktere möglich ſind oder nicht, ſo viel iſt gewiß, daß die oben erwähnte Ermordungsſcene auf der Bühne undenkbar iſt, daß ein Schrei wüthender Entrüſtung von Parquet bis Galerie bei ihrer Darſtellung ertönen würde.

Beides hat der Dichter gefühlt. Jene Scene hat er für die Aufführung ſo umgeändert, daß wir die Ermordung nicht miterleben, ſondern nur ihre Vollziehung ahnen können, und um die Glaubwürdigkeit der Charaktere der Matrona und Anisja zu erhöhen, hat er in eben dieſer Umarbeitung dem Knecht Mitriſch folgende Worte in den Mund gelegt: „Wie ſolltet Ihr Frauenzimmer nicht verdorben werden? Wer hält Euch wohl zum Guten an? Was hört und ſeht Ihr nicht Alles? Nichts als Gemeinheiten. Was iſt denn ſolch ein Bauernweib? Nichts als Schmutz iſt's. Millionen giebt es Eurer im ruſſiſchen Lande und alle ſeid Ihr blind wie die Maulwürfe und unwiſſend. Nach Millionen zählt man Euch, Weiber und Mädchen, und alle wie wilde Thiere. Wie das Weib aufwächſt, ſo ſtirbt es. Nichts hat ſie geſehen, nichts gehört. Nicht nur, daß ſie vom lieben Gott nichts weiß — nicht einmal die Feiertage, wie ſie im Jahre fallen, kann's herzählen. Blind wie die jungen Hunde kriechen ſie herum, immer mit den Köpfen in den Miſt hinein."

Gerade ſolch' „realiſtiſche" Dichter müſſen ſich größter logiſcher Strenge befleißigen, es darf in ihren Werken in viel höherem Maße als in anderen niemals eine Willkür des Dichters durchblicken. Sie wollen die Wirklichkeit darſtellen, alſo muß uns Alles *nothwendig* ſein, was ſie darſtellen. Nur eine nothwendige Wirklichkeit iſt künſtleriſch. In einem Dorfe ſoll es möglich ſein, daß ein Mädchen niederkommt, ohne daß es alle guten Freunde und getreuen Nachbarinnen wiſſen! Haben denn all' die Leute keine Augen! Oder kann man monatelang dasſelbe Aller Augen entziehen? Man ſagt, ſie ſei behext. Gut, und der Aberglaube der ruſſiſchen Bauern iſt ſehr ſcharf vom Dichter hervorgehoben, aber gegenüber dem *Sehen* hört doch wohl jeder *Aberglaube* auf. Und ferner, würde eine ſo ſchlaue, in allen Geheimmitteln erfahrene und zu jedem Verbrechen bereite Frau wie die Matrona in Wirklichkeit die Sache wohl überhaupt ſo weit haben kommen laſſen? Sicher hätte ſie ſchon *früher* eins ihrer probaten Mittelchen auch gegen dieſes Uebel angewendet. Und vor Allem: iſt es glaublich, daß, wenn es nun einmal ſo weit war, ſie dem Nikita die That aufbürden würde und ſie nicht ſelbſt begehen? Sie hat früher geſagt, Nikita ſei zu albern für ſolche Sachen und habe ein zu weiches Herz. „Kein Huhn könnte er ſchlachten." Hat ſie Urſache gehabt, ſeitdem ihre Meinung über ihn zu ändern? Kaum. Sie muß ſich alſo ſagen, daß er nicht im Stande iſt, das Kind zu ermorden und nur Alles verderben wird.

Niemand wird trotz aller dieſer Ausſtellungen leugnen wollen, daß „Die Macht der Finſterniß" ein höchſt eigenartiges, hochintereſſantes Werk eines wahren Dichters von Gottes Gnaden ſei. Ein bühnengerechtes Drama iſt es nicht.

Zum Schluß noch einige Worte über die Ueberſetzung. Dieſelbe iſt viel zu wörtlich. Kommen doch ſogar abſolut undeutſche Wortſtellungen vor, wie: „Und die Mutter wo iſt?" oder „Und im Keller was iſt?"

Auch die im Ruſſiſchen ſehr gebräuchlichen Diminutivformen in der Anrede, wie „Väterchen", „Mütterchen", müſſen im Deutſchen unbedingt ſparſamer gebraucht werden. Sie enthalten für uns den Ausdruck der Zärtlichkeit. Wenn Nikita aber

nach Ermordung des Kindes aufſchreit: „Was haben ſie mit mir gemacht! Mütterchen! Mütterchen!“ ſo iſt hier für unſer Empfinden dieſe Form widerlich. Auch daß die Ausdrücke „Tantchen“, Väterchen“ etc. gegen Fremde angewandt werden, darf im Drama, wo man nicht in Anmerkungen auf die ruſſiſche Sitte hinweiſen kann, nicht nachgeahmt werden, da der Zuſchauer dadurch leicht verwirrt wird.

E. Brauſewetter.

Herzog Ernſt. Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Emil Wolff. (Kiel, Lipſius & Tiſcher. 1883.)

Mit wahrer Spannung und theilnehmendem Intereſſe ſahen wir der angekündigten Aufführung dieſes Dramas entgegen, das einen Gymnaſiallehrer in Altona zum Verfaſſer hat. Die Aufführung iſt jetzt am „Deutſchen Theater“ in Berlin erfolgt, und zwar hat zu unſerer Freude das Drama einen entſchiedenen Erfolg errungen.

„Emil Wolff,“ ſagt Paul Lindau, „hat denſelben geſchichtlichen Stoff behandelt, den Ludwig Uhland in dem dichteriſch werthvollen, aber bühnenuntauglichen ‚Ernſt, Herzog von Schwaben‘ dramatiſch zu geſtalten unternommen hatte — einen Stoff, deſſen Erneuerung ſich Felix Dahn, für den gerade dieſer Vorwurf wie geſchaffen war, wunderbarer Weiſe hat entgehen laſſen. Das Uhlandſche Drama, das vor genau 61 Jahren, im März 1827, mit geringem Erfolge im Wiener Hofburgtheater und vor eben 25 Jahren in unſerem königlichen Schauſpielhauſe ebenfalls ohne rechte Wirkung aufgeführt worden iſt, hat auf der Bühne nur ein Scheinleben gefriſtet. Wird dieſem neuen Drama ein günſtigerer Stern leuchten? In einem ſchönen vaterländiſchen Stoffe liegt noch lange keine Bürgſchaft für dramatiſches Intereſſe, und der alte Laube wetterte immer dagegen, daß todter Kram in Jamben geſteckt werde, wenn nicht ein an ſich ſchon intereſſanter hiſtoriſcher Stoff noch durch ein beſonderes dramatiſches Intereſſe geſtützt und getragen werde. ‚Lyriſche und epiſche Stimmungen und geſegnete Abſichten ſind im Drama nur Langeweile,‘ ſagte er. ‚Da handelt es ſich um mehr als um Stoff und Wendung, es handelt ſich um das lebendige Intereſſe einer neu entſtehenden und fortreißenden Handlung. Daß die That oder gar nur das Ereigniß einmal in tauſendfältigem, vielfach unbekanntem Zuſammenhange der Welthiſtorie geſchehen ſei, das ſteigert nur den Anſpruch, iſt aber für die wirklich lebendige Theilnahme nicht die geringſte Hilfe.‘ Wenn wir der hellbeleuchteten Bühne gegenüberſitzen — was kümmert uns dann Schwaben und Burgund, was der Papſt mit all' ſeinen Einſpruchsrechten in die Eheſchließung! Mag der geſchichtliche Vorgang in Wahrheit auch noch ſo bedeutungsvoll geweſen ſein, in ſeiner Darſtellung auf der Bühne weiß er uns nur zu gewinnen, wenn er in der Schöpfung der Dichtung eine Wiedergeburt durchgemacht hat, gewiſſermaßen auf's Neue in modernem Geiſte neu geſchaffen, verjüngt und gegenwärtig uns entgegentritt. In dieſer dichteriſchen Neubelebung wirkt das Ge-

ſchichtliche, und läge es auch in grauer, von der Forſchung kaum aufgehellter Vergangenheit, wie in Kleiſt's ‚Hermannsſchlacht', auf unſer Empfinden mit der vollen Kraft des Gegenwärtigen. Sonſt iſt und bleibt es für die Bühne allerdings nur ‚todter Kram'."

Emil Wolff hat ſich in ſeinem Drama eng an die geſchichtliche Ueberlieferung angeſchloſſen. Der Herzog Ernſt lebt mit dem Kaiſer Konrad II., dem zweiten Gemahl ſeiner Mutter Giſela, in erbittertem Streit. Ernſt macht nämlich Anſprüche auf Burgund und Schwaben, die der Kaiſer im Intereſſe einer ſtarken Central- und Reichsgewalt nicht anerkennen will. Mit bewaffneter Hand erhebt ſich Ernſt mit ſeinen Getreuen, unter denen ſein Freund, Graf Werner von Kyburg, der hervorragendſte iſt, gegen ſeinen Stiefvater und Herrn. Doch er wird geſchlagen und in den Kerker geworfen. Sein treuer Freund, Graf Werner, weiß ſich durch Liſt Eingang zu dem gefangenen Herzog zu verſchaffen und beſchwört ihn, ſich mit dem mächtigen Kaiſer zu verſöhnen. Ehe er aber noch den widerſpenſtigen Jüngling zu überreden vermocht hat, tritt die Kaiſerin Giſela, ſeine Mutter, in die finſtere Zelle, von denſelben Abſichten geleitet. Giſela aber haßt den Grafen Werner. Er iſt es, der in dem Augenblicke, da ſie dem Kaiſer Konrad die Hand reichte, mit den bitterſten Vorwürfen an ſie herangetreten iſt, der ſie einſt daran gemahnt hat, daß ſie auf dem Todtenbette dem Vater des Herzogs Ernſt Treue über den Tod hinaus gelobt hat. Wie eine Schreckensgeſtalt aus dem Jenſeits iſt dieſer Graf Werner in ihr Daſein getreten, und in ihren Augen iſt er der böſe Geiſt, der ihren Sohn dem Stiefvater entfremdet, der ihn auch ihrem liebenden Mutterherzen abſpenſtig zu machen ſucht. Und nun trifft ſie mit dieſem Verhaßten hier in der Zelle des Kerkers, in der ihr verblendetes Kind ſeine Auflehnung verbüßt, zuſammen, mit ihm, dem Geächteten, den ſie nur den Wachen zu übergeben braucht, um ihn für immer unſchädlich zu machen. Ernſt aber, das Schwert des Freundes aus der Scheide reißend, ſchwört, ſich ſelbſt zu durchbohren, wenn ſeine Mutter den getreuen Werner ihrer Rache und dem Haſſe des Kaiſers opfern werde. Er rettet den Geächteten und läßt ſich durch die Thränen ſeiner Mutter dazu beſtimmen, die Verſöhnung des Kaiſers anzurufen. Er wird von dem Kaiſer wieder in Gnaden aufgenommen, und Giſela, von ihrem Gatten zärtlich geliebt, ſetzt es durch, daß ihrem Sohn nicht nur die abgenommenen Herzogthümer wieder als Lehen gegeben werden, ſondern daß ihm auch Edelgard, die Tochter des Herzogs Friedrich von Lothringen, deren Anmuth ſein junges, empfängliches Herz mit leidenſchaftlicher Liebe erfüllt hat, zum Weibe zugeſprochen wird.

Für den Herzog Ernſt ſcheinen die trüben Tage ihr Ende erreicht zu haben und eine wonnige Zukunft liegt vor ihm. Im Rauſche des Glücks hat er ſogar ſeinen geächteten, unſtät umher irrenden Freund Werner momentan vergeſſen können; doch im rechten Augenblick mahnt ihn ſein Gewiſſen noch an die Pflicht der Freundſchaft. Er fordert Gnade für den zum Tode Verurtheilten. Und als der Kaiſer, der Werner als den Feind des Reiches und ſeiner geliebten Gemahlin mit bitterſtem Haſſe verfolgt, dem Herzog dieſe Bitte abſchlägt, ja von ihm fordert, ſelbſt nach

dem Verräther zu fahnden und an ihm die verdiente Strafe zu vollziehen, wirft er in idealer Freundestreue alle Herrlichkeiten, die kaiſerliche Huld ihm gewährt hat, von ſich, opfert ſelbſt das Glück ſeines Lebens, ſeine Liebe, und ſucht den geächteten Freund als Genoſſe auf. Seite an Seite kämpfen die beiden Freunde gegen die Kaiſerlichen, und die im Leben ſo treu zu einander gehalten, vermag ſelbſt der Tod nicht zu trennen; Seite an Seite werden ſie auch zur ewigen Ruhe beſtattet.

Emil Wolff hat dieſes Drama der Freundſchaft und Treue mit richtigem Empfinden für die Gebote der Bühne gut aufgebaut. Es iſt ein bühnengerechtes Drama, geſchickt in den einzelnen Theilen gegliedert und fein an einander gefügt. Die Steigerung der Acte iſt eine wirkſame und der dramatiſche Höhepunkt liegt am rechten Orte. Leider finden wir in dem Drama zu viel geſchichtlichen Ballaſt. Die Theilnahme, die Spannung wird durch vielerlei Gleichgiltiges und Ueberflüſſiges abgeſchwächt, was vielleicht daher kommt, daß uns die handelnden Perſonen menſchlich nicht genügend zu ergreifen vermögen. Freilich iſt die Treue, die Herzog Ernſt dem Freunde bewahrt, etwas, das von allen Bedingungen der Zeit und der Verhältniſſe losgelöſt iſt. Viel mächtiger würde uns auch die aufopfernde Treue rühren, wenn wir die Freunde gemeinſam handeln und aus ihren Handlungen die Freundſchaft entſtehen ſähen. Aber dieſe Freundſchaft tritt uns gleich fertig entgegen, ſo daß wir an ſie von vorn herein glauben müſſen. — Doch bei einem Dichter, der uns ſo zu ergreifen vermag, ſieht man über derartige Kleinigkeiten leicht hinweg.

Was endlich die Sprache der Dichtung betrifft, ſo verdient ſie volle Anerkennung. Die Verſe ſind fließend und wohlklingend, frei von allem Schwulſt und überladener Ziererei. Hoffentlich wird das Drama ſich allgemeine Anerkennung und Würdigung erringen und ſich immer weiter Bahn brechen auf der deutſchen Bühne.

Peterſen.

Detlev Freiherr von Liliencron: Unter flatternden Fahnen. Militäriſche und andere Erzählungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1888.

Ohne Zweifel ein talentvoller Erzähler und Schilderer iſt der Verfaſſer dieſer leicht hingeworfenen Skizzen. Unvermittelt, aber immer packend und überraſchend läßt er bunte Kriegsbilder, von menſchlicher Leidenſchaft wild bewegte Scenerien und harmloſe Stillleben an uns vorüberziehen. Am beſten ſind dem Verfaſſer ohne Zweifel die Kriegsbilder gelungen. Es ſind loſe an einander gereihte Skizzen, in welchen uns der Verfaſſer tiefe Blicke in den das preußiſche Militär und namentlich das preußiſche Offiziercorps beſeelenden Geiſt thun läßt. Kühne Todesverachtung, gegen welche ſich ein eigenthümlich kauſtiſcher Humor wirkungsvoll abhebt, erſcheinen als die hervorragendſten Züge. Aber auch den Ton tiefen Gefühls weiß der Verfaſſer mit Glück anzuſchlagen und ſelbſt die mitunter hervortretende weiche Sentimentalität wirkt nicht ſtörend.

Bei der Zeichnung weiblicher Charaktere verweilt der Autor ziemlich ausschließlich bei der Schilderung leidenschaftlicher Affecte. In manchen kurzen Schilderungen tritt etwas aufdringlich und nicht immer ästhetisch und harmonisch die Zugehörigkeit des Verfassers zur naturalistischen Schule des jungen Deutschland hervor, wie z. B. in der „Operation", mitunter aber auch ein wilder Idealismus, so z. B. in der erschütternden Skizze „Der Töpfer". Auch in der Sprache weiß der Verfasser nicht immer Maß zu halten.

Wiewohl aber in all' den Erzählungen vielfach die Grenzen des Schönen in Form und Inhalt nicht eingehalten werden, so ist den Schilderungen poetische Gestaltungskraft und packende Naturwahrheit nicht abzusprechen. Falck.

Bibliographischer Anzeiger.

(Rossica und Baltica.)

Mitgetheilt von **F. v. Szczepanski** in St. Petersburg.

Adressen, 640, der Bierbrauereien in Russland. 2. Aufl. Fol. Leipzig, Serbe. Mk. 15.

Belinski, M., die Stadt der Todten und andere Erzählungen. 101 S. Leipzig, Greßner u. Schramm. Mk. 1.

Brosset, Marie — Félicité, bibliographie analytique des ouvrages de M. Br. 1824—1879. 703 p. St. Pétersbourg 87. 4 Rbl.

Brückner, A., die Europäisirung Rußlands. Land und Volk. VIII, 598 S.. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 88. Mk. 10.

Felddienst, der russische, und das russische Exercirreglement in gedrängter Form. Von V. M. V. 52 S. m. 1 Taf. Wien, Pertes. 88. Mk. 1,20.

Finances, les, de la Russie. Budgets; dette publique; chemins de fer; commerce extérieur, production de l'or, d'après les documents officiels. 4°. 176 p. Paris, Chaix.

Fritz Frosch. Eine kleine Geschichte von Onkel N. Busch. 16 S. mit Ill. cart. Riga, Schnakenburg. 30 Kop.

Helling, A., die erste Hilfe für das erkrankte Kind. 54 S. Mitau, Behre. Mk. —,80.

Kannenberg, G., ist das Walzen nach der Saatunterbringung rationell? 24 S. Mitau, Behre. 60 Pf.

Kiwull, E., pharmakolog. Untersuchungen über einige Solvinpräparate. 97 S. Dorpat, Karow. Mk. 1,50.

Laaland, C., Personalstatus der evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten Kirche in Russland. 124 S. St. Petersburg, Eggers & Co. Mk. 2.

Lassailly, C., carte des forts et camps retranchés des frontières de Russie, de Prusse, d'Autriche et de Turquie. Gravée p. M. Perrin. Paris, Challamel et Co.

Lewinsohn, N, & V. Friedlandsky, tables de calcul Londres, Berlin & Paris calculés en roubles suivant la nouvelle côte du 4. Janvier 1888. 4°. 103 p. St. Pétersbourg. 88. 4 r.

Lonlay, Dick de, l'armée russe en campagne. Schipka, Lovtcha, Plevna. Ill. av. 28 dessins. Paris, Garnier. fr. 3,50.

Loeschcke, G., die westliche Giebelgruppe am Zeustempel zu Olympia. 4°. 8 S. Dorpat, Karow. Mk. —,40.

Manna, tägliches, in der Wüste des Lebens. 16°. 67 S. geb. Mitau, Behre. Mk. 1,20.

Meschtscherski, W., Fürst, die Cursistin oder weibliche Studenten. Roman. Uebers. von F. Leoni. 2 Bde. 260 und 295 S. Breslau, Schottländer. Mk. 9.

Mismer, C., souvenirs d'un dragon de l'armée de Crimée (avril 1854 — juillet 1856). 312 p. Paris, Hachette. fr. 3,50.

Perdomo, P. L., la Russia. Studio storico sul progresso ed avvenire degli Slavi. 88. 1 l. 50 c.

Plan d'ensemble présentant la dislocation des troupes de l'armée russe dans la Russie occidentale avec indication des lignes de chemins de fer, places fortes etc. Paris, Peelman & Co. 75 cent.

Pouchkine, poésies et nouvelles. Traduites par F. E. Gauthier. VIII, 253 p. Paris, Ollendorff. fr. 3,50.

Réchetnikov, Th., ceux de Podlipnaia. Roman trad. du russe p. Neyroud. 2. éd. 275 p. Paris, Savine. 88. fr. 3,50.

Recueil de pensées des écrivains célèbres et classiques, collectionné par E. D. V. 88. 65 Kop.

Scherenziss, D., Untersuchungen über das fötale Blut im Momente der Geburt. 36 S. Dorpat, Karow. Mk 1.

Schroeder, L. v., die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. VIII, 265 S. Berlin, Asher. Mk. 5.

Schtschedrin, N. (M. J. Saltykow), des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben. Ueberjetzt von J. Eckardt. XXXV, 277 S. Mitau, Behre. Mk. 3,60.

Schwartz, A., über die Wechselbeziehung zwischen Haemoglobin und Protoplasma nebst Beobachtungen zur Frage vom Wechsel der rothen Blutkörperchen in der Milz. 58 S. Dorpat, Karow. Mk. 1.

Seidlitz, G., fauna baltica. Die Käfer der Ostseeprovinzen Russlands. 2. Aufl. Königsberg, Hartung. Mk. 1,50.

Sollogub, W. A. Graf, vornehme Welt. Eine Novelle in 2 Tänzen. 2 Thle. 82 und 106 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 2.

Stcherbatow, Général prince, le Feld-Maréchal Prince Paskévitsch, sa vie politique et militaire d'après des documents inédites. T. I. 1782—1826. Trad. p. une Russe. 280 p. St. Pétersbourg. 88. 6 Roubles.

Tiefenbacher, L. E., die Ermittelung der Durchfluss-Profile mit besonderer Berücksichtigung der Gebirgs- und Wildbäche. 2. Aufl. 163 S. mit 1 Tafel. 88. Mk. 4.

Tolstoï, Comte Léon, la liberté dans l'école. Trad. de E. Jaubert et B. Tseytline. Paris, Savine. fr. 3,50.

— Count L. N., life. Translated from the russian by Miss Isabel F. Hapgood. 12°. Newyork. 6 s.

— L., quelle est ma vie? Trad. d'E. Pagès et A. Gatzouk. 277 p. Paris, Librairie illustrée. fr. 3.50.

Tolstoi, L. Graf, Stadt- und Landleben. 82 S. Leipzig, Greßner & Schramm. Mk. 1.

— Graf L., Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von A. Scholz. 107 S. Berlin, Fischer. Mk. 1.

Tuhr, N. v., das russische Lagerhausgesetz vom 30. März (11. April) 1888, übersetzt und mit Hinweisungen auf ausländische Gesetzgebungen versehen. 26 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Mk. —,80.

Zur Geschichte des Gouvernements-Gymnasiums in Riga. 85 S. Riga, Kymmel. 88. 75 Kop.

За редактора: Wilh. Warbandt.

Дозволено цензурою. Ревель, 9-го Іюня 1888.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.